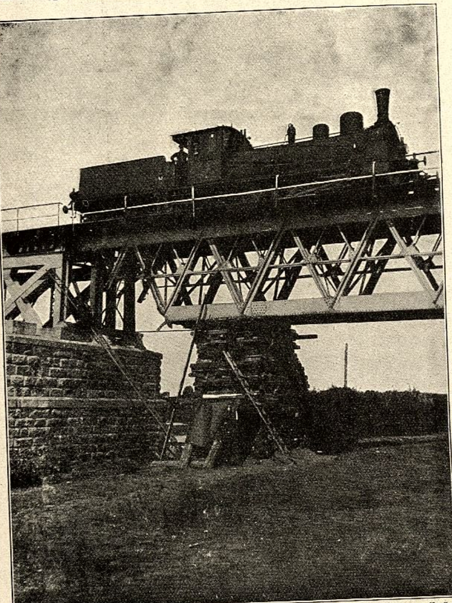
Städtchen aus einer Seitenstraße langsam entgegenschlich, hatte für uns in diesem Augenblick nicht das mindeste Interesse. Endlich waren wir durch und gelangten nach kurzer Zeit in das Dorf Septsarges, wo wir unsere braven Sanitäter in voller Arbeit fanden. Wir biwakierten, und ein guter Teil unserer Leute dachte nicht mehr ans Zeltaufschlagen; sie warfen sich todmüde, wie sie gingen und standen, auf die zum Glück trockenen Ackerfurchen.

Anderen Tages, beim Morgengrauen, zogen wir weiter, über ein Schlachtfeld, das nachts über nur zum kleinen Teil aufgeräumt werden konnte. Hier und dort sahen wir


Phot. R. Guschmann, Berlin.
Von deutschen Pionieren wiederhergestellte Eisenbahnbrücke bei Piwianowice.

bereits Verbandplätze aufgeschlagen, wo Freund und Feind in dicht gelagerten Gruppen auf die erste ärztliche Hilfe warteten . . .

Der Pionier in Feindesland.

(Hierzu die Bilder Seite 262 und 263.)

Die Bemühungen der Gegner, das Vordringen unserer Truppen, das Heranführen des Schießbedarfs und der Mundvorräte durch die Zerstörung von Kahnstrecken, Brücken und Durchfahrten im eigenen Lande zu stören oder zu unterbinden, hat dank der Tätigkeit unserer Pioniere nirgends den erwarteten Erfolg gehabt. Während früher der Festungskrieg mit Sprengen, Minenlegen, Hinwegschaffen der Sturmhindernisse usw. einen großen Teil der Tätigkeit des Pioniers in Anspruch nahm, tritt dieses zerstörende Element seiner Tätigkeit infolge der neuerdings so ganz veränderten Taktik des Festungsangriffs jetzt sehr hinter der wiederaufbauenden, schöpferischen Arbeit zurück. Dementsprechend ist auch eine Arbeitsteilung in der Weise eingetreten, daß schon zu Friedenszeiten die Arbeiten des Festungskrieges, das Sprengwesen und der Minendienst sechs Bataillonen besonders zugewiesen sind, während die übrigen siebzehn im Kriegsbrückenbau unterwiesen wurden. Die Leistungen im letzteren waren denn auch vorzüglich und verdienen, wie einer unserer Kriegsberichterstatter gesagt hat, ein besonderes Ehrenblatt in der Geschichte dieses Krieges.

Es hat den Belgiern und Franzosen wenig geholfen, daß sie die Maasbrücken von Visé an der belgisch-holländischen Grenze bis nach Due und weiter in Französisch-Lothringen hinein gesprengt haben, ebensowenig wie den Russen die Vernichtung ihrer Flußübergänge in Polen genützt hat. Der Vormarsch unserer Truppen ist dadurch höchstens um Stunden aufgehalten worden. In allen Fällen wurden entweder schnell neue Brücken gebaut, die auch den raschen Übergang der schwersten Geschütze erlaubten, oder es wurden, wo dies anging, die gesprengten wieder hergestellt. Das zu beidem nötige Material, Pontonbrückenbestandteile oder eiserne Schienen und Träger, wird gewöhnlich mitgeführt, nicht selten aber auch aus der Umgebung der Baustelle beschafft. Die neu herzustellenden Brücken werden je nach der Verschiedenheit des Ufergeländes und des Baumaterials ganz verschieden gebaut und stellen der Geistesgegenwart und Findigkeit der Erbauer oft das beste Zeugnis aus. Unsere Abbildungen zeugen ebenfalls dafür. Auf der einen sehen wir die wiederhergestellte Eisenbahnbrücke von Piwianowice. Der gesprengte Pfeiler ist wieder aufgebaut und die Brücke selbst soweit ergänzt, daß sie wieder befahren werden kann. Nicht ganz so leicht wird die Wiederherstellung der auf der zweiten Abbildung sichtbaren gesprengten Maasbrücke bei Visé gewesen sein, da der inmitten des Flusses zerstörte Pfeiler zwei Brückenjoche mit heruntergerissen hat. Doch am Ufer sehen wir schon unsere Braven geschäftig dabei, auch diese Lücken mit Holz und Eisen auszufüllen. Wir werden demnächst noch in einem besonderen Artikel eingehend die Tätigkeit unsrer Pioniere behandeln und zeigen, wie sie in diesem Kriege der früher nicht immer richtig bewerteten Truppe Anerkennung und Ehre in hohem Maße eingetragen hat.

Was kostet ein Weltkrieg?

Ungefähr fünf Wochen nach Ausbruch des Krieges konnte man in den Zeitungen lesen, daß die Kohlenpreise für die Tonne ganz unverhältnismäßig gestiegen seien und daß möglicherweise die italienische Schiffahrt ganz eingestellt werden müsse. Diese Mitteilung machte ein Deutscher, der mit einem italienischen Dampfer aus Argentinien kam und in der Lage war, von einer Reihe durch den Krieg für die argentinischen Deutschen hervorgerufener Schäden zu berichten. England war so — vorsichtig gewesen, bereits vor der Kriegserklärung das deutsche Kabel zu zerschneiden. Sofort trat in Argentinien ein Moratorium ein; sämtliche Banken wurden geschlossen, nirgendwo war mehr Geld auf Kreditbrief zu bekommen, die Deutschen liefen mit Tausendmarkscheinen von Wechselstube zu Wechselstube, niemand nahm die Scheine an. Hier hat man ein drastisches Beispiel für die Fernwirkung des Krieges. Der Geldschein, der tags zuvor noch glatt mit Gold eingelöst wird, ist über Nacht, wie es scheint, wertlos geworden. Man nimmt ihn überhaupt nicht oder wenn, nur zu einem Teil des vollen Betrags.

Krieg und Kapital, das ist ein Kapitel für sich. Ein Unterkapitel davon ist: Kriegskosten. „Was kostet ein Weltkrieg?" Das ist heute eine der zeitgemäßesten Fragen, eine Frage, mit deren Beantwortung sich schon seit einigen Jahren Theoretiker wie Praktiker beschäftigt haben. Man kann darauf natürlich nur mit einem „Ungefähr" und „Vielleicht" erwidern, aber auch das ist schon lehrreich und interessant.

Man weiß, daß der Krieg seit hundert Jahren bedeutend verwickelter geworden ist, daß die Mittel, mit denen er seine Ziele verfolgt, sehr kostspielig sind, daß er wie alles seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts um das Vielfache teurer geworden ist. Auch der sonst allen militärischen Dingen Fernstehende weiß, wie durch Eisenbahn, Luftschiff, Mine, Funkentelegraphie, um nur einige der neuen Kriegsmittel zu nennen, sich das Gesicht des Krieges verändert hat. Er ist moderner und damit teurer geworden. Es werden heute schon ganz andere Massen ins Feld geführt. Man denke nur an die Schlacht in Lothringen, wo nach amtlichen Meldungen mehr als 8 französische Armeekorps, also gegen 310 000 Mann, mit ungefähr 900 Geschützen mindestens ebenso starken deutschen Streitkräften gegenüberstanden. Vorher ist noch nie eine solche Zahl von Streitern aufeinandergetroffen. Daß solche Massen von Menschen und Tieren gewaltige Mengen von Nahrung verbrauchen, liegt auf der Hand.

Die im Felde stehenden Millionen wollen aber nicht nur ernährt, sondern auch gelöhnt werden. Es ist bekannt, daß die Löhnung während des Kriegs erhöht wird. Sie geht aber schon während des Friedens in viele Millionen. Nach dem Etat von 1913/14 betrugen die Ausgaben für die Verwaltung des Reichsheeres 1368,7, für die Marine 480,3 Millionen. Aber nicht nur das eigene Heer ist zu unterhalten und zu löhnen, es kommen die Kriegsgefangenen hinzu. Für sie wird täglich ein Verköstigungsgeld von 60 Pfennig für den Mann gewährt, außerdem 10 Pfennig als Brotgeld. Für diesen Preis muß der Kommandant eines Kriegsgefangenenlagers die Verpflegung liefern. Dreihunderttausend Kriegsgefangene kosten demnach im Tag 210 000 Mark, im Monat 6 300 000 Mark. Zu diesen Ausgaben für Verpflegung und Löhnung kommen, um nur kurz davon zu sprechen, jene für Munition. Ein Torpedo kostet 12 000 Mark, ein Schuß aus den 42-cm-Mörsern wird auf 36 000 Mark berechnet. Was aber wird an Munition gebraucht! Ein italienischer Fachmann, Giorgio Molli, hat den Verbrauch an Munition für die Schlacht bei der Kintschoenge im Russisch-Japanischen Krieg annähernd festgestellt und gefunden, daß russischerseits nicht weniger als 736 185 Kartuschen für Gewehre und Mitrailleusen, 7780 Schüsse aus den Belagerungsgeschützen und dazu eine nicht ermittelte Anzahl von Schüssen der Feldgeschütze abgefeuert wurden, während die Japaner rund 4 Millionen Kartuschen für Gewehre und Mitrailleusen verschossen und 40 149 Kanonenschüsse abgaben, darunter 3749 Granaten und 36 000 Schrapnells, wozu noch 6100 Geschosse der Schiffsgeschütze kamen.

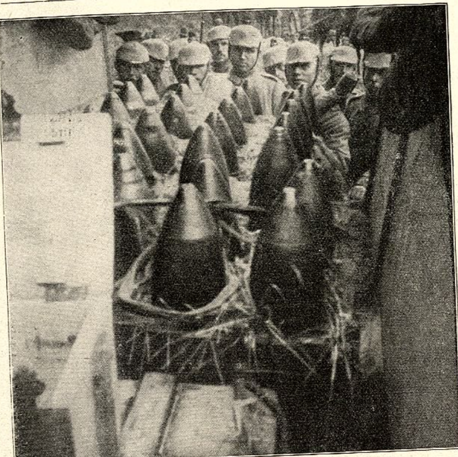
Die Summe der einem Staat durch den Krieg erwachsenden Mehrausgaben zerfällt in die direkten Kriegskosten, wie Ausgaben für Mobil- und Demobilmachung, Aufmarsch der Truppen, Verpflegung des erhöhten Mannschaftsstandes, Kriegsentschädigung u. a., und in die indirekten Kriegskosten, wie Verlust an Arbeitskräften, Schädigung der Industrie, Zerstörung von Eigentum, zeitweilig verminderte Steuerkraft u. a. Der Krieg zieht das ganze Land in Mitleidenschaft. Vom ersten Kriegstag an müssen ungeheure Mittel flüssig gemacht werden. Die 120 Millionen, die wir im Juliusturm zu Spandau hatten, waren ein kaum in Betracht fallender Betrag. Es wurde gleich anfangs eine Forderung von 5 Milliarden Mark erhoben und bewilligt. Wie weit aber werden wir mit diesen 5 Milliarden reichen?

Die Beantwortung dieser Frage ergibt sich aus der anderen, was die großen Kriege der letzten Jahrzehnte gekostet haben.

Das Jahr 1870 hat uns an Ausgaben für das Militär 1550 Millionen Mark gebracht, Frankreich aber nur 1088 Millionen Mark. Unsere Kriegsentschädigung von 4 Milliarden Mark (5 Milliarden Frcs.) hat das aber wieder wettgemacht. Was wir an Geld, an direkten Kriegskosten mehr aufwandten, sparten wir an Mannschaft. Darin war unser Verlust geringer als der des Feindes. Die Franzosen verloren durch Tod, Verwundung und Gefangenschaft an Offizieren 21 500, wir 6247, an Mannschaften jene 702 000, wir 123 400. Diese Zahlen sprechen für sich. — Erheblich höher waren schon die Kosten des Krieges gegen die Buren und des Russisch-Japanischen Krieges.

Ein besonderes Kapitel bildet der Materialschaden, der den Staat an seiner Wehrmacht trifft, wobei besonders wieder Festungen und Flotten in Betracht kommen. Jeder kennt die hohen Summen, die dabei in Frage stehen. Um ein Beispiel aus unseren Tagen zu nehmen, verweisen wir auf unseren Artikel über den Kreuzer „Emden" (Seite 254). Der von den Engländern versenkte Dampfer „Kaiser Wilhelm der Große" hat 25 Millionen Mark gekostet, wurde aber letzthin nur noch mit wenigen Millionen Mark bewertet, da seine Leistungsfähigkeit infolge seines Alters beträchtlich gesunken war. Der Verlust an Materialschaden


Phot. A. Grohs, Berlin.
Pioniere beim Bau einer durch belgische Soldaten zerstörten Brücke bei Visé.



Ein erbeuteter französischer Munitionswagen.
Nach einer Aufnahme vom Kriegschauplatz.

zur See ist ein bei weitem größerer als der zu Lande. Torpedos und Minen, ganz zu schweigen von den Verlusten in einer großen Seeschlacht, versenken viele Millionen in den Meeresgrund. Ein englischer Finanzmann hat ausgerechnet, daß England, wenn es durch irgend einen Zufall seine Flotte einbüßte, für ihren Wiederaufbau mindestens 2000 Millionen Mark ausgeben müßte.

Der englische Finanzmann Crammond nimmt bei einem Gesamtvermögen Englands von 160 Milliarden eine Wertherabsetzung durch den Krieg um 10 Prozent an, also um 16 Milliarden.

Dann kommt noch der ungeheure Verlust hinzu, den der Handel tragen muß: ihn berechnet Crammond auf 2 Milliarden Mark. Ein Weltkrieg von nur einjähriger Dauer würde den Handel um mindestens 10 Milliarden schädigen. Summen, von denen wir uns keine klare Vorstellung mehr machen können, wir, die wir schon von dem Riesenvermögen eines Mannes wie Rockefeller kein Bild mehr zu gewinnen vermögen, und das sind doch nur — 1300 Millionen Mark.

Aber auch die neutralen Staaten werden durch einen Krieg wie den gegenwärtigen in Mitleidenschaft gezogen. So entstehen der Schweiz aus der Mobilisation ihrer Miliz Kosten von rund einer Million täglich.

Toul.

(Hierzu die nebenstehende Skizze.)

Auf der geraden Linie Straßburg—Paris, den großen Eisenbahnstrang zwischen diesen Städten sperrend, liegt die starke Festung Toul auf dem linken Ufer der Mosel an einer Stelle, wo der Fluß nur auf kaum einen halben Tagemarsch an die Maas herantritt, am Rhein-Marne-Kanal. Eine weitere bedeutende Eisenbahnlinie führt von Toul einerseits über Verdun—Sedan—Namur nach Brüssel und Antwerpen, anderseits über Dijon und Lyon nach dem Mittelländischen Meer. Bei der großen Bedeutung der Eisenbahnen für unsere Kriegführung würde schon die Beherrschung der genannten Linien, besonders aber diejenige der Linien Straßburg—Avricourt—Lunéville—Nancy und Châlons an der Marne—Paris den Wert erklären, den man in Frankreich auf die Behauptung dieses Platzes legt. Toul hat aber weiter noch die militärgeographische Eigentümlichkeit, daß es durch seine Lage den Übergang der Verteidigungslinie der Mosel zu derjenigen der Maas bildet; denn südlich Toul liegt die Mosel auf französischem Gebiet, während sie nördlich sehr bald deutsch wird und in die Schlagweite von Metz gerät. Da springt also bei Toul das Landesverteidigungsystem Frankreichs von der Mosel ab und reicht der Maas die Hand. Die letztere fließt hier fast genau südnördlich und ist durch eine Reihe von Sperrforts gedeckt, deren nördliches Ende Verdun ist. Diese noch stärkere Festung, die also als nördlicher Kopf der Sperrfortlinie Toul—Verdun bezeichnet werden kann, sperrt dann ihrerseits die Eisenbahn Metz—Verdun—Paris und andere.

Toul, in früheren Zeiten deutsch, ist seit 1648 französisch. Im Jahre 1870 versuchte man erst einen Handstreich, der, ohne Belagerungs- oder auch nur Sturmgerät unternommen, mißlang; nachdem man aber am 10. September Belagerungsgeschütz hatte in Tätigkeit treten lassen, ergab sich die Festung am 23. September. Seitdem wurde sie mit großem Kostenaufwand verstärkt und besonders durch einen weiten Kranz selbständiger Forts zu einem „befestigten Lager“ umgebaut, wie man diese vorbereiteten Riesenschlachtfelder zu nennen pflegt.

Im Norden liegt, kaum 2 Kilometer vom Mittelpunkt der Stadt, das Fort St. Michel, östlich auf 5 Kilometer Fort Gondreville und südöstlich Fort Villey. Zwischen diesem und der Stadt erst die Redoute Chaudeney und halbwegs zur Stadt Redoute Dommartin. Südlich auf 4 Kilometer Fort Tillot und westlich davon Schanze La Haye; südwestlich auf 6 Kilometer Fort Domgermain und in zweiter Linie Redoute Justice; westlich auf 4,5 Kilometer Fort Ecrouves. 3 Kilometer nördlich von diesem bildet die Batterie Bruley den Anschluß an das 7 Kilometer nordwestlich von Toul schon als Sperrfort geltende Panzerfort Lucey und weiter maasabwärts Jony, Gironville und Lionville.

Im Süden, weit gegen Vaucouleurs vorgeschoben, liegt auf 8,5 Kilometer Fort Blénod, östlich von Toul Fort St. Vincent und Frouard. Dieses beherrscht bei Frouard an der Mosel die Gabelung der Eisenbahn südlich nach Nancy und nördlich nach Metz.

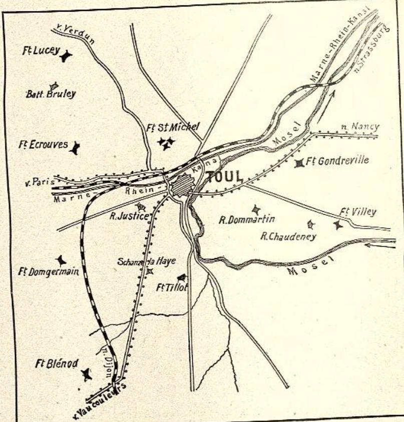
Landsturmmanns Abschied.

Gib mir den letzten Kuß!
Was wir einander waren,
Wir haben's recht erfahren,
Weil ich nun scheiden muß.

Doch, Mutter, wenn ich geh',
Sollst du nicht drum verzagen,
Sollst es wie andre tragen,
Dein Weinen tut mir weh.

So denke du daran:
Müßt' ich mein armes Leben
Der lieben Heimat geben,
Ist's auch für dich getan.

Ludwig Thoma (im „Simplicissimus“).



Die Festung Toul mit ihren Forts.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Von Anfang August an waren immer mehr Franzosen über die Grenze nach Elsaß-Lothringen eingedrungen. Wenn wir sie auch in verschiedenen Gefechten zurückschlugen und bei Mülhausen und Lagarde in größeren Schlachten bedeutende Erfolge errangen, so reichte dies alles nicht hin, um die Reichslande vom Feinde vollständig zu säubern. Wir waren damals in der ersten Zeit des Krieges nicht in der Lage, überall genügend starke Besatzungen zurückzulassen, und oft genug kehrte der geschlagene Feind wieder zurück, wenn die Deutschen den Rücken gewendet hatten. So ist Mülhausen wiederholt von den Franzosen besetzt gewesen, und wenn ihre Herrschaft sich auch immer nur auf eine sehr kurze Zeit erstreckte, so genügte diese doch, um die Bevölkerung auf das unerhörteste zu drangsalieren. Wie sich die Franzosen als Herren eines Ortes benahmen, beweist der nachstehende Maueranschlag, der nach Abzug der Franzosen in einer Stadt des Oberelsasses gefunden wurde:

Bekanntmachung.

Hiermit wird benachrichtigt, daß Patrouillen alle Häuser und Keller der Ortschaft durchsuchen werden.

Im Falle, daß deutsche Verwundete oder irgendwelche deutsche Soldaten darin versteckt aufgefunden würden, so würden die Hausbesitzer, die es den französischen Militärbehörden nicht sogleich gemeldet hätten, sofort erschossen werden.

Niedermorschweiler, am 20. August 1914.

Der Kommandierende General.
Vautier.

Diese fortwährenden Plänkeleien und Grenzgefechte konnten natürlich nicht das letzte Ziel der deutschen Kriegführung sein. Etwas Großes mußte geschehen. Schon um die Mitte August wußte man allgemein, daß eine große Schlacht in Vorbereitung sei, und als die Spannung bereits aufs höchste gestiegen war, wirkte die amtliche Meldung vom 21. August wie eine Erlösung. Sie lautete:

„Unter Führung des Kronprinzen von Bayern haben Truppen aller deutschen Stämme gestern in Schlachten zwischen Metz und den Vogesen einen Sieg erkämpft. Der mit starken Kräften in Lothringen vordringende Feind wurde unter schweren Verlusten geworfen. Viele Tausende von Gefangenen und zahlreiche Geschütze sind ihnen abgenommen worden.

Der gesamte Erfolg läßt sich noch nicht übersehen, da das Schlachtfeld einen größeren Raum einnimmt, als in den Kämpfen von 1870/71 unsere gesamte Armee in Anspruch nahm. Unsere Truppen, beseelt von unaufhaltbarem Drange nach vorwärts, folgen dem Feinde und setzen den Kampf auch heute fort.“

Am 22. August meldete das Wolffsche Telegraphenbüro weiter: „Die von unseren Truppen zwischen Metz und den Vogesen geschlagenen französischen Kräfte sind gestern verfolgt worden. Der Rückzug der Franzosen artet in Flucht aus. Bisher wurden mehr als 10 000 Gefangene gemacht und mindestens 50 Geschütze erobert. Die Stärke der geschlagenen feindlichen Kräfte wurde auf mehr als acht Armeekorps festgestellt.“

Dieser Sieg, den die Deutschen unter Führung des bayrischen Kronprinzen am 20. und 21. August über die Franzosen davontrugen, bedeutete den vorläufigen Abschluß mehrtägiger Kämpfe, die auf einer über 100 Kilometer breiten Linie in den Tagen vom 17. bis 20. August stattfanden. Bei Mülhausen zurückgeworfen, versuchten die Franzosen zwischen Metz und den Vogesen, ja sogar



Deutsche Soldaten verteilen Brot an die arme Bevölkerung Mechelns. Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

durch die Vogesen hindurch, einen mächtigen Vorstoß mit mindestens acht Armeekorps in der Stärke von über 400000 Mann. Ihre Aufgabe war, gegen Straßburg unter Umgehung von Metz vorzugehen. Unterstützt wurde sie von kleineren Vorstößen durch das Oberelsaß und über die Vogesenpässe. Drei volle Tage dauerte die Schlacht, die in einer Länge von 50 Kilometern begann. Am Ende des Ringens war die Front bis auf 100 Kilometer angewachsen. Das Ergebnis der Schlacht war panikartige Flucht des Kerns der französischen Streitkräfte auf den Festungsgürtel Toul—Epinal, um dort Stützpunkte zu erhalten. Das Überschreiten des Rhein-Marne-Kanals bereitete erhebliche Schwierigkeiten, zumal die deutschen Streitkräfte dem Feind bei Tag und Nacht keine Ruhe gönnten. Die französischen Soldaten warfen Gewehre, Säbel und Tornister weg, um leichter vorwärts zu kommen. Der Anfang der Schlachtlinie wird durch die Orte Saarburg—Dieuze und Delme bezeichnet, ein Schlachtfeld, das nahezu jeder deutsche Offizier aus den Kriegspielen kennt und auf dem er sich wie zu Hause bewegt. So konnte Schlag auf Schlag erfolgen. Der von den Franzosen besetzte Donon wurde im Sturm genommen. Eine Ortschaft nach der anderen fiel in deutsche Hände. Kein Rückzug war es mehr, sondern ein kopfloses Fliehen, von dem die französische Armee ergriffen wurde. Vor Jahren schon konnte man von unterrichteter Seite hören, welche französischen Truppenteile in das Oberelsaß einbrechen würden und wie lange man sie dort lassen werde. Es ist genau auf den Tag und Mann so gekommen, nur ist der Erfolg der deutschen Waffen noch größer, als man ihn in Rechnung gestellt hatte. Die deutschen Soldaten haben sich noch wackerer geschlagen, als man annehmen konnte.

Die Bedeutung der Lothringer Schlacht wird besonders durch eine Äußerung des Generalfeldmarschalls von der Goltz beleuchtet. Diese Auslassung ist um so bedeutungsvoller, als sie gleich nach der Schlacht erfolgte, die darin enthaltenen Schlußfolgerungen und Voraussagungen aber später vollständig eingetroffen sind. Sie lautet:

„Die einleitenden Kämpfe an der Ost- und Westgrenze haben die Überlegenheit unserer Truppen an innerem Werte bewiesen. Die große Lothringer Schlacht fügt den Beweis hinzu, daß wir auch im Gebrauch der Massen und in ihrer Führung überlegen sind.

Jetzt kam gerade dieser Sieg uns allen in der Heimat überraschend; denn unsere Blicke waren auf Namur gerichtet. Die große französische Offensive nach Lothringen schon in diesen ersten Kriegstagen war unerwartet. Als Frankreich in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts begann, seine Ostgrenze durch einen Festungs- und Fortgürtel zu schützen, geschah es zu Zwecken der reinen Verteidigung. An der starken befestigten Linie sollte Deutschlands Ungestüm sich verbluten. Allmählich stieg das Selbstgefühl der 1870 und 1871 besiegten Armee mehr und mehr. Sie faßte den Angriff wieder ins Auge; seit Jahren schon hat dieser Gedanke ganz die Oberhand gewonnen. Die großen Fortschritte der französischen Flieger sollten die Ausführung besonders fördern; die Wiederberufung des dritten Jahrgangs unter die Fahnen die hinreichend starken und stets schlagfertigen Mittel dazu bereitstellen.

Auf kräftige Gegenangriffe der Franzosen wurde bei uns also gerechnet. Allein manche Vorteile der festen Grenzlinie leuchten doch zu sehr ein, als daß man von Hause aus auf ihre Benutzung verzichten dürfte. Deshalb neigte man bei uns dazu, den Angriff aus derselben heraus auf einen etwas späteren Zeitpunkt zu verlegen, wo wir zum mindesten schon mit einem Teil unserer Kräfte vor den französischen Werken gebunden waren.

Ein besonderer Grund muß das frühe Heraustreten veranlaßt, vielleicht erzwungen haben. Einstweilen läßt er sich freilich nur aus der Betrachtung der allgemeinen Lage vermuten.

Es steigt die Vermutung auf, daß der frühzeitige Einbruch in Lothringen ‚mit starken Kräften' im Interesse des linken, in dem französisch-belgischen Grenzgebiet kämpfenden Flügels geschah. Dies läßt den Rückschluß zu, daß es auch dort für die Franzosen nicht günstig stehe, und es dämmert für uns die Hoffnung, bald auch von daher gute Nachricht zu erhalten.

Der französische Vorstoß nach Lothringen ist unter großen Verlusten gescheitert. Das geschlagene Heer wird der hinter ihm liegenden befestigten Grenzstellung bei Lunéville und Nancy zueilen. Ob es nach der Niederlage imstande ist, diese noch hinreichend zäh zu verteidigen, erscheint zweifelhaft, wenn, wie die Nachrichten angeben, der Sieger auf dem Fuße folgt. An Tatkraft und neuer Angriffslust wird es dieser nicht fehlen lassen.

Die erste schlimme Erfahrung mit dem Gegenangriff kann bei den Franzosen nicht ohne allgemeine Nachwirkung bleiben. Abgesehen davon, daß die Besiegten zunächst nichts weiter für die Entlastung des anderen Flügels zu tun vermögen, wird sie auch lähmend auf die gesamte, bis jetzt sicherlich aktiv gedachte Verteidigung im allgemeinen wirken.

So war es denn tatsächlich ein erster großer und folgenreicher Sieg, den unser tapferes Heer erfocht, und er ist von doppeltem Werte, weil er dem tüchtigsten unserer Gegner abgerungen wurde."

Es läßt sich denken, daß die Siegesbotschaft von der Schlacht bei Metz im ganzen Deutschen Reiche und im deutschfreundlichen Auslande lauten Jubel hervorrief.

Der Kaiser gedachte der tapferen Sieger in Lothringen in folgender Ansprache vor den versammelten Truppen im Hauptquartier:

„Kameraden! Ich habe Sie versammeln lassen, damit wir uns gemeinsam des Sieges freuen, den unsere tapferen Kameraden in Lothringen errungen haben. Deutsche Truppen aller Stämme haben in tagelangem Ringen mit Opferfreudigkeit, Mut und unerschütterlicher Tapferkeit den Feind siegreich zurückgeschlagen unter Führung des bayrischen Königsohnes. Unsere Truppen waren vertreten in allen Jahrgängen, aktive Soldaten, Reserve und Landwehr. Sie alle zeigten denselben Schneid, dieselbe Tapferkeit, das gleiche Gottvertrauen und rücksichtslose Draufgehen. Dafür haben wir vor allem unseren Dank zu richten an Gott, den Allerhöchsten. Ich gedenke in Ehre der Gefallenen, die ihr Herzblut verspritzt haben, wie wir es nachmachen wollen. Sie haben es getan in unerschütterlichem Gottvertrauen. Noch viele blutige Kämpfe stehen uns bevor. Wir wollen dem Feind gründlich ans Leder. Wir kämpfen für eine gute und gerechte Sache. Wir wollen und wir müssen siegen. Unseren tapferen Kameraden, die uns vorangegangen sind zum Siege, ein dreifaches Hurra!"

Des großen Führers, der uns diesen herrlichen Sieg errungen hat und der Ansprache, die er an seine Truppen hielt, haben wir bereits auf Seite 135 gedacht. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß der bayrische Kronprinz mit einem Heere, das aus allen deutschen Stämmen bestand, den Feind geschlagen hat.

Als ältester Sohn des Prinzen Ludwig von Bayern und dessen Gemahlin Maria Theresia wurde Kronprinz Rupprecht am 18. Mai 1869 in München geboren. Schon mit siebzehn Jahren, am 8. August 1886, wurde er zum Offizier des Infanterieleibregiments ernannt. Im Jahre 1893 wurde er Rittmeister im 1. schweren Reiterregiment, welches Kommando er dann mit dem eines Kompaniechefs im Infanterieleibregiment vertauschte. Im Jahre 1899 wurde er Oberst und Kommandeur des 2. Infanterieregiments Kronprinz und 1900 Generalmajor und Kommandeur der 7. Infanteriebrigade. Im selben Jahre vermählte er sich mit Marie Gabriele, Herzogin in Bayern, einer Tochter des Herzogs Karl Theodor, die ihrem Gatten drei Söhne schenkte. Seit zwei Jahren ist Kronprinz Rupprecht Witwer. Im Winter 1902/03 unternahm er mit seiner Gemahlin und seinem Vetter Georg eine längere Reise, die ihn nach Indien, Japan, China und den Vereinigten Staaten führte. Nach seiner Rückkehr wurde er Generalleutnant, 1904 Kommandeur der 1. Division in München. Im selben Jahre erschien in München ein umfangreiches Werk aus der Feder des Kronprinzen: „Reiseerinnerungen aus Ostasien". 1906 wurde Kronprinz Rupprecht zum Kommandierenden General des 1. Armeekorps und in dieser Stellung zum General der Infanterie ernannt. Er steht à la suite des bayrischen Infanterieregiments, bei dem er seine erste militärische Ausbildung erhalten hatte, ferner des preußischen Leibkürassierregiments Großer Kurfürst Nr. 1 und des 2. Seebataillons. Als Sohn einer österreichischen Erzherzogin machte ihn Kaiser Franz Joseph auch zum Oberstinhaber des österreichisch-ungarischen Infanterieregiments Nr. 43. Bei Ausbruch des Krieges war er als Generaloberst Inspekteur der 4. Armeeinspektion in München.

Der König von Bayern zeichnete den Kronprinzen durch das Großkreuz des militärischen Max-Joseph-Ordens aus, das er ihm durch den Kriegsminister mit einem eigenhändigen Handschreiben überreichen ließ, und der Kaiser verlieh ihm am 23. August das Eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse.

Zahllos und ergreifend sind die Einzelbilder aus dieser großen Schlacht. Auf Seite 40 haben wir bereits die Eindrücke eines Offiziers wiedergegeben. Hier sei noch der Darstellung einer Krankenschwester Raum gegönnt, die das Glück hatte, den Deutschen Kaiser auf dem Schlachtfelde zu sehen. Sie schreibt:

„Es raucht noch von Blut und Pulverdampf — das Schlachtfeld um Metz. Menschen und Pferdeleiber, zerstörte Geschützteile, aufgewühlte, umhergeschleuderte Erd- und Rasenfetzen, überall Ausrüstungsgegenstände — ein einziges, furchtbares Tohuwabohu.

Gestöhn und schwache Hilfeschreie klingen über die Ebene, und schon — kaum daß das Ersatzbataillon wie die wilde Jagd hinter dem fliehenden Feinde daherstürmt — tauchen Gestalten auf, erst vereinzelt, dann mehr und mehr: Kinder der Barmherzigkeit sind es, die Rote Kreuzbinde um den Arm. Tragbahren und Automobile nähern sich, man beginnt die Verwundeten zu sammeln, die Toten zu sondern.

Die Sonne, die über Tags so heiß gebrannt, geht mit blaßrotem letzten Leuchten im Westen zur kurzen Rast; von ferne dringt ein Trompetensignal herüber — wie Appell und Abendfrieden klingt es. Da taucht seitwärts ein Reitertrupp auf, einfach, feldgrau, ermüdet und bestaubt, die blitzenden Schärpen der Generale sind verhüllt, abgeblendet. Kaiser Wilhelm II. ist es, inmitten seines Stabes.

Der Kaiser hebt sich im Sattel und überschaut mit großem, traurigem Blick das wüste Feld, dann legt er die Hand über die Augen, als ob die letzten Strahlen der Sonne ihn geschmerzt hätten — noch will kein Siegesjubel aufkommen, noch bluten die Wunden zu frisch.

Doch da — halt! Am Wegesrande erhebt sich mühsam ein Verwundeter, blutig Gesicht und Hals. Die Uniform beschmutzt — mit der Hand rüttelt er einen neben ihm hockenden Franzosen am Arm, dessen Beinkleider Generalstreifen zieren und deutlich hört man ihn sagen: ‚Auf! auf!' Die Hände des Gefangenen sind mit einem Lederstreifen zusammengebunden. So mit der Linken des Franzosen Arm packend, mit der Rechten krampfhaft einen zerschossenen Fahnenschaft mit der Trikolore vor sich haltend, steht der Verwundete stramm vor seinem Kaiser. ‚Du hast gute Beute gemacht, mein Junge! Wie heißt du?' ‚Emil Richter, Majestät,' kommt die etwas zitternde Antwort. Der Kaiser reicht ihm die Hand mit festem Druck, dann wendet er sich zu seiner Begleitung und bittet, Hilfe zu holen, der Mann sei anscheinend schwer verletzt.

Ein Adjutant sprengt davon — und schon ist der Brave in die zitternden Knie gesunken, eben neigt sich der Oberkörper, und mit dem Gesicht auf der erbeuteten Fahne liegt er regungslos. Der gefangene französische Offizier starrt vor sich hin. Ein Automobil jagt heran, ein Arzt und sein Gehilfe springen heraus. Man hebt den Bewußtlosen hinein, setzt den Franzosen zum Chauffeur, der Kaiser legt grüßend die Finger an den Helm — dann ist er in einer Staubwolke mit seinem Stabe verschwunden."



Rast im Straßengraben. Oben auf der Straße: Die Feldküche in Tätigkeit. Phot. Boedecker, Berlin.

Eine weitere Folge der Lothringer Schlacht vom 21. August war die nachstehende Siegesmeldung:

Berlin, 23. August. (W. T. B.) Die Truppen, die unter der Führung des Kronprinzen von Bayern in Lothringen siegten, haben die Linie Lunéville—Blamont—Cirey überschritten. Das XXI. Armeekorps zog heute in Lunéville ein. Die Verfolgung beginnt reiche Früchte zu tragen. Außer zahlreichen Gefangenen und Feldzeichen hat der an und in den Vogesen vorgehende linke Flügel bereits 150 Geschütze erbeutet. —

Unsere Fortschritte auf dem westlichen Kriegschauplatz enthüllten immer neue Bilder von Tapferkeit, heldenhaftem Vorstürmen auf den Feind und nachdrücklichster Ausnützung des Sieges durch Verfolgung des geschlagenen Feindes. Die siegreiche Armee des Kronprinzen von Bayern hatte die Linie Lunéville—Blamont—Cirey bereits überschritten, das XXI. Armeekorps war in Lunéville eingerückt — in Lunéville, wo man unseren Offizieren vom Z IV seinerzeit so übel mitgespielt hat.

Gleichfalls vom 23. August wurde amtlich weiter gemeldet:



Phot. Frankl, Berlin.

Wachtposten am Abhang des Donon.



Phot. Frankl, Berlin.

Patrouille im Klein-Auto auf dem Donon.

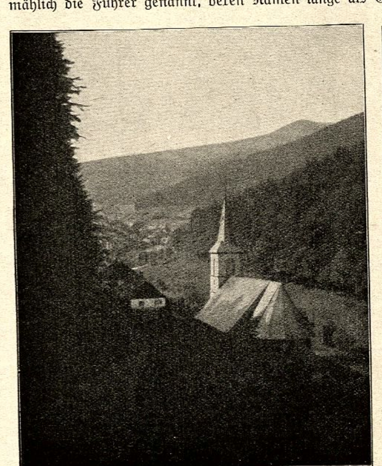
„Die zu beiden Seiten von Neufchateau vorgehende Armee des Herzogs Albrecht von Württemberg schlug heute eine über den Semois vorgedrungene französische Armee vollständig und befindet sich auf der Verfolgung. Zahlreiche Geschütze, Feldzeichen, Gefangene, darunter mehrere Generale, sind in ihre Hände gefallen.

Westlich der Maas gehen unsere Truppen gegen Maubeuge vor. Eine vor ihrer Front auftretende englische Kavalleriebrigade ist geschlagen.

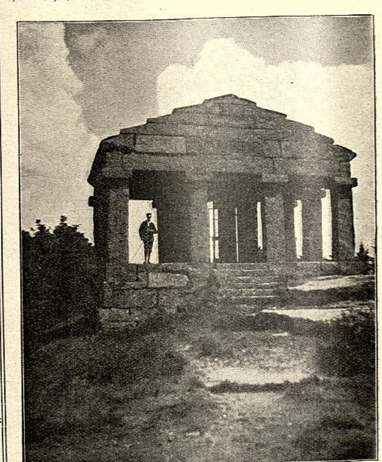
Generalquartiermeister v. Stein."

So wurden uns im Siegeslaufe unserer Truppen allmählich die Führer genannt, deren Namen lange als Geheimnis gehütet worden waren. Der Name des Generals v. Emmich, des Eroberers von Lüttich, war der erste, dann kam der Kronprinz Rupprecht von Bayern und nun Herzog Albrecht von Württemberg (siehe Bild Seite 274).

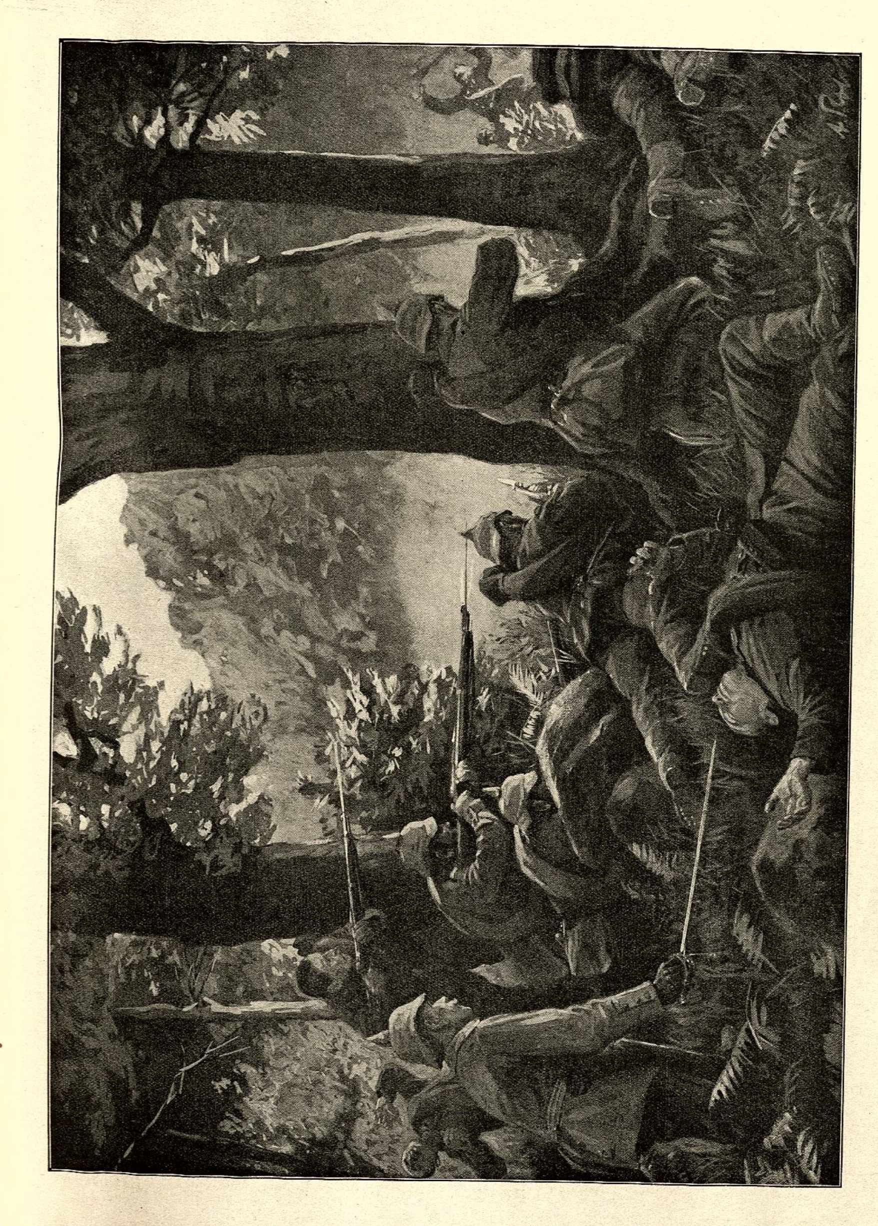
Dieser wurde am 23. Dezember 1865 geboren und im Jahre 1883 in die württembergische Armee eingestellt. Den aktiven Heeresdienst begann er im Jahre 1885 während der großen Herbstübungen vor Kaiser Wilhelm I. und König Karl. Ursprünglich Kavallerist, wurde der Herzog vorübergehend auch zur Artillerie kommandiert. Bei der Infanterie stand er mehrere Jahre in den Stellungen eines Kompaniechefs und eines Bataillons- und Regiments-



Grandfontaine bei Schirmeck mit Gipfel des Donon im Hintergrund.



Der Tempel auf dem Gipfel des Donon.



Kampf um den Donon.

Nach einer Originalzeichnung von A. Roloff.

kommandeurs. Er ist der erste württembergische Offizier, der vom Major unmittelbar zum Oberst befördert wurde. 1898 wurde er als Kommandeur einer Gardekavalleriebrigade in Potsdam nach Preußen kommandiert und verblieb dort bis zum Jahre 1901, um dann an die Spitze der Stuttgarter Division zu treten. Von dort wurde er als Kommandierender General des XI. Armeekorps nach Kassel berufen, später in gleicher Eigenschaft an das XIII. Armeekorps nach Stuttgart. Im März 1913 wurde er zum Generalinspekteur der 6. Armeeinspektion ernannt.

Am 24. August richtete der Kaiser an den König von Württemberg folgendes Telegramm:

„Mit Gottes gnädiger Hilfe erfocht Albrecht mit seiner herrlichen Armee einen glänzenden Sieg. Du wirst mit Mir dem Allmächtigen danken und auf den Sieger stolz sein. Ich verlieh Albrecht soeben das Eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse. Gott segne weiter unsere Waffen und unsere gute Sache. (gez.) Wilhelm."

Aber auch der deutsche Kronprinz blieb nicht zurück, und bald leuchtete sein Name unter den glorreichen Führern auf den Schlachtfeldern des Westens. Nördlich Metz hatte er am 22. August mit seiner Armee zu beiden Seiten von Longwy vorgehend den gegenüberstehenden Feind siegreich zurückgeworfen. Dies war die Feuertaufe unseres zukünftigen Herrschers.

Die Freude über die letzten großen Siege an der Westgrenze teilte in vollem Maße auch unser greiser Bundesgenosse Kaiser Franz Joseph, der an den Deutschen Kaiser am 24. August folgende Depesche sandte:

„Sieg auf Sieg! Gott ist mit Euch und wird es auch mit uns sein! Allerinnigst beglückwünsche Ich Dich, teurer Freund, die jugendlichen Helden, Deinen lieben Sohn, den Kronprinzen, sowie Kronprinz Rupprecht von Bayern und das unvergleichlich tapfere deutsche Heer. Worte fehlen, um auszudrücken, was Mich und mit Mir Meine Wehrmacht in diesen weltgeschichtlichen Tagen bewegt. Herzlichst drückt Deine starke Hand Franz Joseph."

Die Schlachtfelder, auf denen der deutsche Kronprinz die Feuertaufe empfing, bilden ein großes Landgebiet, das durch die Orte Diedenhofen, Longwy, Montmédy und Verdun bezeichnet und durch den tiefen Einschnitt der Chiers in einen nördlichen und südlichen Teil zerlegt wird. Am 22. August rückte der deutsche Kronprinz mit seiner Armee beiderseits Longwy vor, das den Vormarsch nicht aufhalten konnte, während die französische Armee aus der Richtung der durch die beiden Festungen Verdun und Montmédy gebildeten Linie im Anmarsche war. In der ungefähren Linie Virton—Audun-le-Roman kam es zum Zusammenstoß. Diese Linie liegt vorwärts des von uns damals eingeschlossenen Longwy, das bereits von Nordwesten unter Feuer genommen war. Unsere Armee war an diesem ersten Schlachttage siegreich und warf den rechten Flügel der Franzosen hinter den Crusnesabschnitt zurück, während sie den linken französischen Flügel auf die Höhen in der Gegend von Longuyon abdrängte. In dieser Stellung standen die Franzosen am 23. August, als sie von uns erneut angegriffen und über die Linie Virton—Vellancourt—Beuveille—Mercy-le-bas-Landres unter schweren Verlusten auf ihrer ganzen Front geworfen wurden. Während am 24. August der linke Flügel der Franzosen hinter dem Chiersabschnitt Longuyon—Montmédy Widerstand leistete, gingen aus der Gegend östlich von Verdun starke Kräfte gegen den linken Flügel der deutschen Armee vor. Dieser Vorstoß wurde durch den Einsatz von Reserven der Armee des Kronprinzen und das Vorgehen von Kräften aus Metz erfolgreich zum Stehen gebracht. Der deutsche Angriff ging darauf auf der ganzen Linie vorwärts, so daß an diesem Tage die ganze französische Armee hinter den Othainabschnitt geworfen und von hier am 25. August durch erneuten Angriff bis hinter die Maas, nördlich Verdun gejagt wurde. Die östlich vorwärts der Maas und nördlich Verdun von den Franzosen vorbereiteten Stellungen hinter dem Loison, der Theinte und der Côte konnten die Franzosen nicht mehr besetzen. Damit war das große Ringen an dieser Stelle entschieden. Die Franzosen zogen sich, wie durch unsere Flieger festgestellt wurde, in aufgelösten Haufen hinter die Maas zurück. Unsere Armee überschritt, unaufhaltsam in der Verfolgung vordrängend, die Maas.

Die Festung Longwy wurde schon mehrfach von preußisch-deutscher Seite erobert; zuletzt im Januar 1871. Die Festung liegt nahe der belgischen Grenze im französischen Departement Meurthe-et-Moselle, ist Knotenpunkt der französischen Ostbahn und hat etwa 8000 Einwohner. Nach fünftägiger Beschießung durch die deutsche Artillerie war nur noch eines der französischen Geschütze gebrauchsfähig. Die vorher von der Zivilbevölkerung geräumte Stadt Longwy-Haut ist im buchstäblichen Sinne in Trümmer geschossen worden. Dabei waren noch nicht einmal unsere schwersten Kaliber tätig. Die Beschießung der Festung kam den Franzosen vollkommen überraschend. Aber schon der erste Schuß war ein voller Treffer und tötete einen Offizier und zehn Mann. Dann ging es Schlag auf Schlag. Einzelne Granaten durchschlugen drei Stockwerke der Kasematten. Als die Deutschen auf Sturmstellung herangekommen waren und der französische Kommandant, Oberstleutnant Darche, nur noch ein brauchbares Geschütz hatte, übergab er die Festung mit 3700 Mann, worüber wir des näheren bereits auf Seite 177 berichteten. Kronprinz Wilhelm ehrte das echt soldatische und heldenmütige Verhalten des Kommandanten dadurch, daß er ihm den Degen beließ. Unsere Artilleriestellung befand sich bei der Beschießung ungefähr 8 Kilometer nordwestlich von Longwy hinter dem Wald. Als die Zidatelle von Longwy besichtigt wurde, fand man massenhaft Infanteriegeschosse mit abgefeilter Spitze und Dumdumpatronen. Dort fiel den Deutschen auch eine Maschine in die Hände, mit der Dumdumgeschosse hergestellt wurden. Nach diesem Fund gab der Kronprinz den Befehl, daß der Degen, der dem Kommandanten ehrenhalber belassen worden war, ihm wieder abgenommen werden solle. Etwa zwanzig Gefangene, die nur aus alten Männern und halbwüchsigen Burschen bestanden, wurden abgeführt, weil sie Verwundete in unerhörter Weise verstümmelt hatten. Für das französische Volk ist es eine Schmach, in dieser der Zivilisation hohnsprechenden Weise Krieg zu führen. In Südwestafrika sind während des Aufstandes der Herero und Hottentotten keine schlimmeren Scheußlichkeiten verübt worden, als in diesem Kriege von Angehörigen der „grande nation", die sich stets mit ihrer Kultur brüstete.

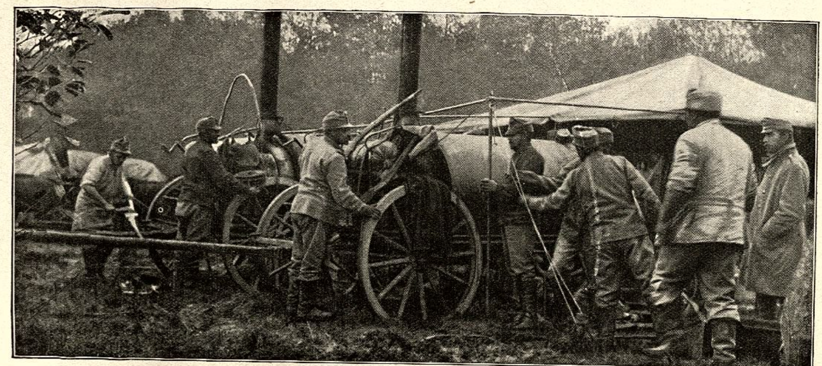
* * *

Selbstverständlich haben sich unsere braven Truppen nach der Eroberung von Lüttich und der Besetzung von Brüssel nicht auf ihren Lorbeeren ausgeruht, sondern es wurde sofort ein neues Ziel in Angriff genommen, die Festung Namur, die außer Antwerpen noch den einzigen befestigten Platz in Belgien bildete. Namur liegt von Lüttich und von Brüssel etwa 50 Kilometer, von Maubeuge etwa 22 und von Paris rund 250 Kilometer entfernt und ist wie Lüttich von Außenforts umgeben.

Am 23. August erfuhren wir, daß Namur bereits seit dem 21. beschossen wurde. Fester schloß sich die eiserne Umklammerung, mit der der Feind nach dem Plane unseres Generalstabes im Westen gefaßt werden sollte. Während eine unserer Armeen die belgische Hauptmacht über Brüssel nach Antwerpen drängte, versuchte der andere große Teil unserer in Belgien stehenden Truppen den Einmarsch nach Frankreich von Norden her zu erzwingen.

Über die Einnahme der Forts wurde folgendes berichtet:

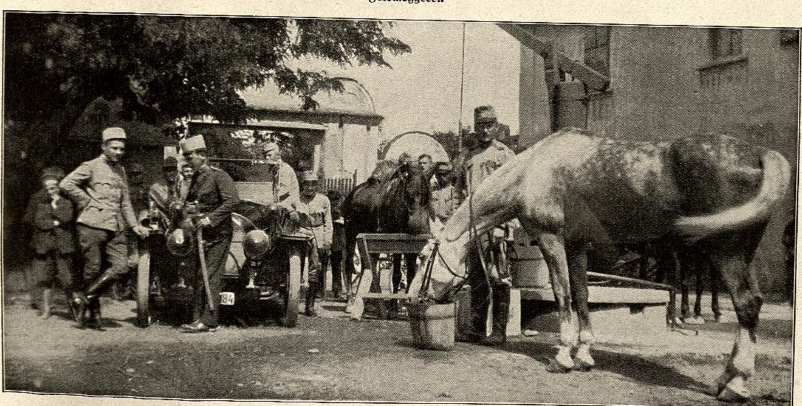
„Gleich nach Beginn der Beschießung (21. August) richtete unsere Artillerie ihre Angriffe auf Fort .... Aus dem Fort fielen nur wenige Schüsse. Die Einschießung unserer Artillerie war so vortrefflich, daß kein Schuß fehlging. Sobald unser Feuer einsetzte, verstummten die feindlichen Geschütze, und es fiel kein Schuß mehr. An diesem Tage wurden nur wenige Schüsse auf das Fort abgegeben, die lediglich den Zweck des Einschießens hatten. In der Nacht von Freitag auf Samstag versuchte die Besatzung des Forts einen Ausfall, der aber mißlang. Deutsche Patrouillen gingen bis dicht vor das Fort, das durch Laufgräben, Minen und Stacheldraht stark befestigt war. Sonntag, den 23. August, in aller Frühe begann die deutsche Artillerie das Fort zu beschießen. Am Nachmittag gingen die Truppen im Sturmangriff vor. Als die Deutschen etwa 150 Meter vor dem Fort feste Stellung genommen hatten, wurde dort die weiße Fahne gehißt. Ein Teil der Besatzung suchte zu entfliehen, wurde aber von unseren Truppen unter Feuer genommen, worauf er sich ergab. Neun schwere



Feldbäckerei. Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.



Feldmetzgerei. Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.



Raststation an der russischen Grenze. Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Aus dem Lagerleben der österreichisch-ungarischen Truppen.

Geschütze, einige leichtere und die ganze Munition, sowie die sonstigen Waffen fielen den Deutschen in die Hände."

Auf ganz eigentümliche Weise eroberten wir das Fort Malonne. Es fiel durch einen Handstreich des Leutnants von der Linde am 24. August in unsere Hände. Wir lassen diesen selbst erzählen:

„Ich mußte auf 500 Meter Entfernung auf ungedecktem Gelände auf das Fort losgehen. Überall starrten mir Schießscharten entgegen, aus denen es jede Sekunde losknallen konnte, und wenn das nicht, so konnte ich auf eine der vielen Minen, die ringsherum lagen, treten. Von allen Offizieren, die sich freiwillig dazu gemeldet hatten, wurde ich ausgesucht. Ich nahm von meinem Zug nur vier Mann mit, und im Gänsemarsch näherten wir uns dem Fort. Heran konnte ich selbst nicht, weil die Brücke über den großen Wassergraben zurückgezogen war. Als der Kommandant uns bemerkte, rief ich ihn an und redete ihm vor, daß ein ganzes Regiment und Artillerie draußen im Walde stehe und das Feuer sofort eröffnet würde, wenn noch eine Minute mit der Übergabe gewartet würde. Der Kommandant ließ die Brücke herunter, und wir betraten das



Durchziehende Infanterie vor Dieuze am Bergaviller Torhaus. Phot. A. Rupp, Saarbrücken.

stark befestigte Fort. Ich ließ jeden einzeln vortreten. Wir untersuchten sie. Die Waffen mußten sie im Fort lassen. Meine vier Leute hatten das Gewehr im Anschlag. Der Kommandant übergab mir seinen Säbel. Dann ließ ich die Belgier in eine Ecke treten, damit sie nicht sehen konnten, wer heran käme. Neben dem Kommandanten nahm ich 5 Offiziere und 20 Mann gefangen; die übrigen 400 waren schon geflohen. Ich ließ nun meinen Zug nachkommen. Die Gesichter der belgischen Offiziere hättet Ihr sehen sollen, als sie nachher unsere geringe Anzahl sahen. Ich holte die belgische Flagge herunter, und meine Leute verfertigten aus einer belgischen Hose, einem Hemd und einer französischen Leibbinde eine deutsche Fahne und hißten sie. Vorher hatten wir den Weinkeller geöffnet und ließen beim Aufziehen der Fahne ein paar Sektflaschen knallen. Bis zur Ablösung mußte ich das Fort, das gänzlich unbeschossen war, besetzt halten. Ich erbeutete vier schwere 21-cm-Kanonen und eine Anzahl kleinerer Kaliber, über 100 Gewehre und Pistolen, 500 Granaten und mehrere tausend Gewehrpatronen.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Musson, Baranzy, Signeulx.

(Hierzu das Bild Seite 275 und die Wegeskizze Seite 274.)

Am 22. August — es mag vier Uhr morgens gewesen sein — erhielten wir in unseren Vorpostenstellungen den Befehl: Regiment Kaiser Friedrich (7. Württ.) Nr. 125 sammelt sich in Rachecourt, wo unsere Kompanie um sechs Uhr morgens anlangte.

Unsere Stimmung war nicht gerade die beste. Wie oft hatten wir uns in letzter Zeit als freiwillige Patrouillen, als Feldwache, Vorpostenkompanie gemeldet! Alle Mühe war bisher noch umsonst gewesen. Keine Rothose hatten wir auch nur zu Gesicht bekommen.

Doch wie leuchteten unsere Augen auf, als wir nun erfuhren: „Feindliche Kolonne hat gestern von St. Mard kommend Latour erreicht. Der Gegner wird angegriffen, wo man ihn findet." Obwohl wir einen beschwerlichen Nachtmarsch mit nur zwei Stunden Nachtruhe hinter uns hatten, waren Hunger und Müdigkeit wie weggeblasen.

Noch dampften die Wälder und Täler. Nebelmassen lagen wie dichte Schleier über den Hügeln. Möglichst geräuschlos zogen wir querfeldein. Die Bataillone waren entfaltet. Ernst wurden unsere Gedanken. Doch wir waren voll Siegeszuversicht. Alles drängte neugierig auf den Feind vorwärts. Langsam senkten sich die Nebel. Aus der Richtung, aus der unsere Kolonnen heranmarschier-



Leutnant Mayer von den reitenden Jägern fällt als erster deutscher Offizier auf seinem Patrouillenritt in den Vogesen.

Nach einer Originalzeichnung von Hans Stubenrauch.



Nach der Schlacht von Dieuze—Saarburg.

Phot. A. Rupp, Saarbrücken.

Auf der Höhe das Dorf Oberstinzel. Dahinter die bayrische Artillerie-Stellung, von wo aus die Saareckmühle an dem von den Franzosen besetzten Walde in Brand geschossen wurde.



Nach der Schlacht von Dieuze – Saarburg.

Phot. A. Rupp, Saarbrücken.

Blick von der Höhe von Oberstinzel auf die Waldungen in der Richtung Dieuze. Diese waren weithin von Franzosen besetzt. Die Höhen — Saarburg-Finstingen — hielten bayrische Infanterie und Artillerie, die nach dem Gefecht siegreich vordrangen. Im Vordergrund eine deutsche Artilleriescheinstellung, markiert durch Wasserleitungsröhren.

Herzog Albrecht von Württemberg und General v. Schenck während eines Gefechtes.
Phot. Schlesicky-Ströhlein, Frankfurt a. M.

ten, war am blaugrauen Morgenhimmel eine feuerrote Wolke zu sehen. „Das ist das Tor nach Walhall!“ sagte einer. — An der Straße Halanzy—Musson hielten wir vorläufig als Deckung der Maschinengewehrkompanie. Dicht vor uns lag Musson, fast versteckt in kornbestandenen Hügeln. Unser Regiment rückte über die links sich anschmiegende Höhe vor. Sehnsüchtig lauschten wir dem ununterbrochenen scharfen Knattern des Gewehrfeuers vor uns. Von dort kam plötzlich ein Radfahrer mit Meldung: „In Musson Franktireurs, das Dorf ist zu säubern.“

Leutnant der Reserve Tost (gefallen bei Somaisne) mit einigen Gruppen stürmt hinein. Aus allen Häusern knattern Schüsse auf die kleine Schar. Sie bitten um Verstärkung. Leutnant der Reserve Volz (gefallen bei Longuyon) und Leutnant Voleg (gefallen bei Pretz) eilen mit einem Zuge zu Hilfe.

Wir Zurückbleibenden können es nicht fassen. Bisher waren die Belgier stets freundlich gewesen. Der Gedanke, auf Zivilbevölkerung schießen zu müssen, widerstrebte uns allen. Da brachten zwei Musketiere auch schon einen alten Bauern mit weißem Haar. Er hatte mit seiner Frau auf unsere Offiziere aus der Tür herausgeschossen. Man hatte seinen Bau gestürmt, wobei sein Weib einen Kopfschuß erhielt. Ihn selbst zog man aus seinem Versteck hinter dem Ladentisch. Wir sollten ihn richten. Sein Heim brannte lichterloh. Bedauernswerter, verhetzter Alter! Mit der Waffe hatte er sein Leben verteidigen wollen, und hatte es doch gar nicht nötig gehabt. Nun wurde die vorgefundene Waffe die Ursache seines Todes.

Der Rest unserer Kompanie rückte links hinauf auf die Höhe. Unser tapferer Hauptmann Freiherr von Hügel (verwundet bei Pretz) weit voraus. Zu unseren Füßen lag die Kirche mit Kirchhof. Eine herrliche Aussicht über die Äcker und Felder bis zum Kirchturm von Baranzy im Hintergrund tat sich uns auf, trotz des trüben Wetters.

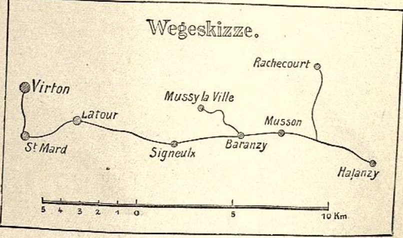
Vereinzelte Schüsse umpfiffen uns. Surrend gingen Querschläger über uns weg. Aus Musson hörte man Revolver- und Gewehrschüsse. Jedes Haus, aus dem geschossen wurde, ging in Flammen auf. Seine Bewohner wurden niedergeschossen. An der Friedhofecke saß als erster Verwundeter des Regiments Hauptmann Mayer und ließ sich seinen Fußschuß verbinden, den er durch Franktireurs auf dem Friedhof erhalten hatte. Leutnant Berger (verwundet bei Somaisne) sollte mit seinem Zug den dicht mit Bäumen bestandenen Kirchhof säubern, was nach einer kleinen Schießerei mit einem halbwüchsigen Burschen bald geschehen war.

Doch kaum war der Zug weiter vorgegangen in der Richtung auf den dunkeln Wald, als eine Seitenpatrouille aus dem Kirchturm prasselndes Feuer erhielt. Unsere Schützenlinie wurde von rückwärts beschossen und konnte gerade noch in Stellung gehen. Die Fenster des Turmes waren in weiße Wölkchen gehüllt. Es sollen neben Zivilisten und französischen Infanteristen auch Maschinengewehre in luftiger Höhe aufgestellt gewesen sein, die unserem Zuge in der kurzen Zeit einer Viertelstunde zehn Prozent Verluste beibrachten.

Hinter uns war Baranzy ebenfalls in Flammen aufgegangen, wo die anderen Kompanien schon im Gefecht standen. Sie waren wie schwarze Punkte anzusehen, und ihre Unterstützungen wie Ameisenhaufen.

Inzwischen hatte Hauptmann Freiherr von Hügel die Reste unserer Kompanie auf der im Vordergrund liegenden Höhe eingesetzt. Unsere Maschinengewehre erwiderten das feindliche Feuer. Unsere Artillerie fuhr daneben auf. Zischend fuhren ihre Geschosse durch den krachenden Kirchturm. Doch kaum hatten sich die Sprengwolken verzogen, als wieder und immer wieder ein rasendes, verzweifeltes Schnellfeuer aus den Fenstern knatterte. Allmählich wurde es dann aber doch still im durchlöcherten Kirchturm.

Und weiter ging es vor nach Baranzy. Wir schoben ein in die vorderste Schützenlinie. Die Truppenverbände vermischten sich. Bald erhielt man feindliches Feuer von den Wäldern jenseits der Straße, bald aus der Richtung von Mussy-la-Ville. Mit „Sprung — auf, marsch-marsch“ ging es immer vorwärts, bis es Abend wurde. Wir hatten Signeulx erreicht und andere Truppenteile Mussy-la-Ville! Wir hatten 11 Kilometer Boden gewonnen und mutig den Gegner geworfen. Furchtlos und treu, wie unsere Väter bei Villiers und Champigny.



Zum Artikel Musson, Baranzy, Signeulx.

Die Offizierfernpatrouille der Kavallerie.

Von Generalleutnant z. D. Baron von Ardenne.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

Wer in diesen Zeitläuften ernst die langen Verlustlisten durchmustert, wird bei den Kavallerieregimentern häufig die Angabe finden: ein Leutnant, soundsoviel Mannschaften tot, verwundet, gefangen. Diese Mitteilung bedeutet fast immer den tragischen Ausgang einer Offizierpatrouille. Die Gefahren, die sie laufen, reichen an die der Flieger und der Unterseeboote heran. Die Führung erfordert wie bei diesen Mut, Entschlossenheit, Verwegenheit, Kaltblütigkeit, Geschicklichkeit und Erfahrung. Eine einzelne dieser Eigenschaften genügt nicht, sie müssen sich vereint in einer Persönlichkeit verkörpern. Die Patrouillen werden in den modernen Kriegen sehr weit vorgetrieben, bis zu 100 Kilometer; ihre Haupttätigkeit entwickeln sie in einer Gefahrzone, wo meilenweit kein Angehöriger des eigenen Sicherheitsbereich der eigenen Truppen ist. So lange dies der Fall ist, benutzt sie die großen Straßen. Bei der ersten Sichtung des Feindes wird sie diese aber meist verlassen. Zwischen dem Führer und seinen Leuten herrscht ein vertrautes Verhältnis. Diese dürfen und sollen leise sprechen, ihre Wahrnehmungen mitteilen. Letztere sind oft verblüffend und bei längerer Dauer des Feldzuges meist Zeugnis außerordentlicher Sinnesschärfe und verständnisvollster Schlußfolgerung.

Die Patrouille geht sprungweise vor — das heißt sie durchmißt einen Raum, wo sie sichtbar werden könnte, in schneller Gangart, hält dann, lauscht und äugt, wie das Wild, wenn ihm Gefahr droht. Und diese droht wirklich von allen Seiten. Zunächst ist es meist feindliche Kavallerie, die vermieden werden muß — denn wird man mit ihr handgemein, so hört das Beobachten auf. Man kann nicht zu gleicher Zeit sehen und fechten. Bei den „Sprüngen“ reitet die Patrouille nie auf einem Haufen, sondern aus-



Gefecht bei Musson—Baranzy. Nach der Skizze eines mitkämpfenden Offiziers gezeichnet von E. Klein.

Heeres zu finden ist. Ihre Aufgaben sind so vielgestaltig, daß eine selbst allgemeine Aufzählung sich verbietet. Die hauptsächlichsten sind die Erkundung marschierender oder ruhender feindlicher Heeresteile, von Festungen und befestigten Feldstellungen, von rückwärtigen Verbindungen, Eisenbahnen, Tunneln, Flußläufen, Straßen, Brücken — auch Zerstörung dieser mit den Kavalleriesprengpatronen — von Telegraphen- und Telefunkenstationen, von Stimmung und Haltung der Bevölkerung; ferner das Ergreifen von Gefangenen und tausenderlei anderes.

Oft müssen mehrere Aufträge von einer Patrouille ausgeführt werden. Der Führer sieht sich, nachdem er seinen Auftrag erhalten, zunächst die Karte an, erwägt den ungefähren Weg, den er nehmen will, und weiht seine Begleitmannschaften, soweit ihm das wünschenswert erscheint, ein. Diese bestehen meist in einem hierzu besonders geeigneten Unteroffizier, der die Patrouille weiter zu führen hat, wenn der Leutnant fällt, und etwa sechs bis zwölf Reitern. Bei längerer Dauer des Krieges melden sich dazu fast immer Freiwillige, besonders wenn der Offizier beliebt und als Führer geachtet ist. Rasch geht die Patrouille vorwärts, besonders anfänglich, wo sie noch im einandergezogen, damit sie nicht durch die Salve eines versteckten Feindes auf einmal aufgerieben werden kann. Der Offizier und zwei Leute reiten an der Spitze, die anderen folgen an den Rändern des Weges, in den Straßengräben, nie auf der Straße selbst, meist auf der rechten Seite, denn die feindlichen Gewehre haben den Drall (Laufwindung) nach rechts und die Geschosse gehen auf weitere Entfernungen meist links vorbei. Jede Minute bringt neue Eindrücke, neue Überlegungen. Während des Haltens der Patrouille werden gern hochragende Bäume erklettert, Kirchtürme in Feindesland wegen der zweifelhaften Haltung der Bevölkerung aber vermieden. Das Gebaren der letzteren ist zu beobachten. Zeigen die Leute eine freche Zuversicht, so ist der Feind in der Nähe — sind sie demütig und unterwürfig, so ist er es nicht. Stehen Windmühlen falsch gegen den Wind, flammen Feuer auf, so sind es fast immer Zeichen für den Feind. Die Patrouille hat diese Zeichen wohl zu beachten. Wird sie von feindlichen Patrouillen oder Eskadronen gejagt, so muß sie, wenn sie noch frische und gut eingesprungene Pferde hat, schwieriges Gelände aufsuchen — der Feind wird dann meist die Verfolgung aufgeben. Ist ein Zusammenstoß mit feindlichen Patrouillen



Vernichtung einer montenegrinischen Brigade bei Foča.

Nach Schilderung von Augenzeugen gezeichnet von Fr. Kienmayer.

unvermeidlich, dann im Marsch-Marsch drauf los. Dem Kühnen gehört die Welt. Dies hat die Patrouille des Prinzen Friedrich Karl von Preußen gezeigt, der mit drei Ulanen zwanzig feindliche Reiter in den nächtlichen Straßen von Lüttich angriff und gefangennahm. Die Nähe feindlicher starker Marschkolonnen wird durch den Staub oder bei Regenwetter durch das eigentümliche summende Geräusch bemerkbar, das sie verursachen. Bei der Breite der heutigen Anmarschfronten in mehreren oder vielen Kolonnen kann die Patrouille selten daran denken, sie von der Flanke zu beobachten. Sie muß deren Anfänge vielmehr von vorn beobachten, sie auf sich zukommen lassen von einem Punkt aus, der möglichste Übersicht gestattet. Der Führer muß dabei die Gaben eines Generalstabsoffiziers entwickeln, aus der Zusammensetzung des feindlichen Heeresteils schließen, ob es eine Vorhut, ein Seitendetachement oder ein Armeekorps ist.

Die Marschrichtung ist oft sehr schwer zu bestimmen. Dabei ist unausgesetzte Aufmerksamkeit nach rückwärts geboten. Die Patrouille bleibt, solange sie über Meldereiter verfügt, am Feinde bis zur Dauer einer Woche. Im Inlande, wo die Führung der Patrouille unendlich viel leichter ist als in Feindesland, sind Telegraph, Telephon usw. eine große Erleichterung für das Rückwärtssenden der wichtigen Meldungen. In Feindesland muß dies durch Meldereiter geschehen. Diese haben die schwierigste Aufgabe zu bewältigen. Ohne Karte, auf müdem Pferd, oft auf bedeutende Entfernungen sich durch eine fanatische Bevölkerung, oft durch vom Feinde besetzte Landstriche zu schleichen, erfordert kluge Helden. Von ihren Taten kommt zunächst selten Kunde in das Vaterland. Nur zu Beginn des Krieges erfuhren wir von einer solchen von schneidiger Entschlossenheit zeugenden Tat, als Leutnant Mayer von den reitenden Jägern seine Patrouille in der Richtung auf Belfort vorführte. Leider geriet er in einen Hinterhalt. Als einer der ersten starb er den Heldentod. Mit ihm sank die Begleitmannschaft dahin. Nur ein Jäger entkam, der die Kunde von dem Überfall überbrachte.

Der Sieg über die Montenegriner bei Foča.

(Hierzu das Bild Seite 276/277.)

Die Montenegriner, die sich als Freunde und Bundesgenossen Serbiens ebenfalls bewogen gefühlt hatten, in den europäischen Weltkrieg einzugreifen, wären gewiß längst schon niedergerungen worden, wenn Österreich-Ungarn sich nicht genötigt gesehen hätte, alle einigermaßen entbehrlichen Truppen vom montenegrinischen wie vom serbischen Kriegschauplatz zurückzuziehen und nach dem von den Russen besetzten Galizien zu senden.

So sind längs der bosnisch-herzegowinischen Grenze und im südlichsten Zipfel von Dalmatien, in der Krivosci, in der Bocche und bis hinunter über den Fortgürtel, der östlich San Stefano oben auf den Höhen liegt, nur wenige Gebirgsbrigaden in Tätigkeit. Dies ist der montenegrinischen Heeresleitung natürlich nicht verborgen geblieben, und so ist es verständlich, daß die Gernegroße der wilden Crnagora, die übrigens sehr tapfere Krieger sind, sich wiederholt verlocken ließen, in die Herzegowina und Bosnien einzubrechen, was ihnen, dank der Tapferkeit der österreichisch-ungarischen Grenztruppen, freilich noch stets recht übel bekommen ist.

Schon auf Seite 79 haben wir darüber berichtet, daß die Montenegriner sich sogar an die Belagerung der herzegowinischen Grenzfeste Bileca wagten, aber unter schweren Verlusten in die Flucht geschlagen wurden. Sie erneuerten die Kämpfe auf der Linie Korito—Kobula—Pleva, doch auch hier endete ihr Vorgehen mit einem vollständigen Zusammenbruch. Offenbar spielt an der bosnisch-herzegowinischen Grenze auch der Verrat eine Rolle, da sich die Montenegriner über die Stärke der jeweils vorhandenen österreichisch-ungarischen Truppen immer gut unterrichtet zeigen. Die Tatsache, daß zu Anfang Oktober nur ganz geringe Grenzschutztruppen am äußersten nördlichen Zipfel Montenegros vorhanden waren, ermunterte die finsteren Söhne der Schwarzen Berge, es auch hier mit einem Vorstoß zu versuchen, der sengend und plündernd durch eine ganze Brigade unternommen wurde — bei dem sprichwörtlichen Selbstvertrauen, das den montenegrinischen Krieger beseelt, ohne Zweifel in der Absicht, in der Richtung auf Serajewo tief in Bosnien vorzudringen. Aber sie kamen nicht weit. Schon bei Foča, einem malerisch am Fuße des Crni Vrh in einem Bergkessel gelegenen Städtchen, das von alters her durch seine vollendeten Erzeugnisse — Handschars (geschwungene kurze Säbel mit langem Knochengriff) und Silberfiligranarbeiten — berühmt ist, stellten sich der Brigade schnellgesammelte österreichisch-ungarische Grenztruppen entgegen. Es kam zu einem hitzigen Gefecht, in dem die Montenegriner fürs erste standhielten; ja sie vermochten sich sogar in günstigen Stellungen zu verschanzen. Als aber die Österreicher ihre Artillerie ins Treffen führten, mußte der Feind die Feldbefestigungen räumen. Ein Infanterieangriff, bei dem das gefällte Bajonett eine Rolle spielte, machte dann auch diesem Einbruch auf bosnisches Gebiet ein Ende. Die Reste der Brigade, die schwere Verluste erlitt, wurden wieder über die Grenze zurückgetrieben.

Es sind tapfere Soldaten der österreichisch-ungarischen Armee, die da unten im äußersten Süden der Doppelmonarchie unter recht erschwerten Umständen und gewöhnlich gegen eine Übermacht fechten. Die Kämpfe in jenem unwirtlichen, felsigen Grenzgelände sind durch die Eigenschaften des Gegners zudem zu einer Art fortgesetzten Bandenkriegs geworden, der stets in Atem hält und an Offiziere wie Mannschaften außerordentliche Anforderungen stellt; sie haben oft recht harte Aufgaben unter den schwierigsten Verhältnissen zu bewältigen.

Am Donon.

(Hierzu die Bilder Seite 268 und 269.)

Am 20. v. M. lagen wir auf einer Höhe nahe Schirmeck in einer starken Bereitstellung. Den Tag zuvor hatten wir die Franzosen völlig geschlagen. Es hieß jedoch, daß sie mit starken Kräften wieder anrückten. Sie kamen aber nicht, und wir waren froh, daß wir in der blanken Sonne etwas ruhen konnten.

Inzwischen war bekannt geworden, daß bei Saarburg eine große Schlacht im Gange sei. Ein Teil unseres Korps sollte auch noch herangezogen werden. Das hieß für uns einen kolossalen Gewaltmarsch. Auf stillen Vogesenpfaden, so schmal, daß nur immer ein Mann hinter dem anderen gehen kann, zogen wir — ich war gerade Spitzenführer — wieder gen Schirmeck. Im Tale kamen wir in Artilleriefeuer, das aber keinen Schaden tat. Als die Nacht einbrach, waren wir gerade am Fuße des kleinen Donon, und den hatten die Franzosen tüchtig besetzt und zur Verteidigung eingerichtet.

Der Donon, der große und der kleine, sind zwei Vogesengipfel, bewaldet bis zur Höhe und über 1000 Meter hoch. Der Anstieg ist außerordentlich steil. Zwei Regimenter wurden vorgezogen, und die stürmten noch in der Nacht mit dem Bajonett und warfen den Feind aus seinen Verschanzungen hinaus. Da wir nicht weiter konnten, wurde Rast gemacht. Man legt sich rechts und links der Straße auf den Waldboden, und in ein paar Minuten ist die ganze Truppe in tiefstem Schlaf bis auf die angesetzten Posten. Am frühen Morgen kommt von der Feldküche heißer Kaffee, aber Brot oder sonst etwas zu essen, das ist schon lange nicht mehr möglich, und die Bagage ist weit weg. Es geht auch so.

Mittlerweile erhebt sich auf dem Donon ein lebhaftes Schießen. Der Regimentskommandeur gibt der Spitzenkompanie, und das sind wir, den Auftrag, zur Aufklärung auf den von eigenen Truppen besetzten Donon vorzugehen. Mein Kompaniechef, der infolge eines kranken Beines nicht mehr recht gehen kann, kommt den steilen Berg nicht hinauf und übergibt mir die Kompanie. Der Aufstieg ist fürchterlich, aber unaufhaltsam geht es hoch, denn die oben sind in harter Bedrängnis. Endlich, endlich sind wir oben, und da hockt in einer Bodenfalte ein Offizier mit einem Häuflein, der mir sagt, es sei unmöglich, sich zu halten: feindliche Maschinengewehre, die man nicht sehen könne, rasierten den ganzen Kamm, und überlegene feindliche Infanterie sei im Anmarsch.

Dennoch besetze ich mit der ganzen Kompanie den Gipfel, erhalte wohl lebhaftes Feuer, bin aber nicht imstande, auch nur das mindeste vom Gegner zu sehen. Der



Phot. Frankl, Berlin.

Eine Flüchtlingswohnung im Freien in der Nähe von Antwerpen.



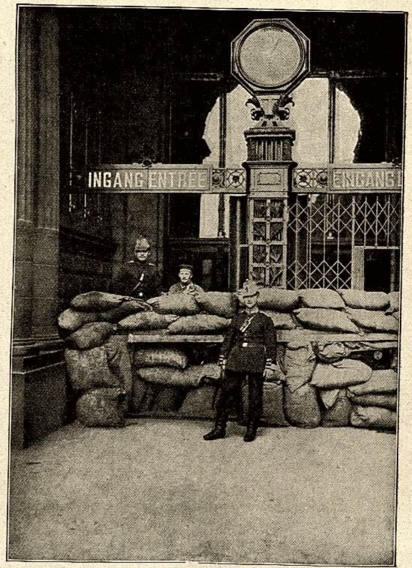
Phot. Frankl, Berlin.

Erste Ankunft des neutralen Zuges von Eschen aus Holland, mit dem die ersten belgischen Flüchtlinge wieder zurückkamen.



Phot. Frankl, Berlin.

Zerstörtes Haus in Berchem bei Antwerpen.
Die Wirkung einer 18-cm-Granate.



Phot. Frankl, Berlin.

Der verbarrikadierte Hauptbahnhof in Antwerpen.
Hinter den Säcken stehen zwei Maschinengewehre.

Berg fällt vor uns geradeso steil ab wie die Rückseite, und ist mit Bäumen und Buschwerk so dicht bedeckt, daß der Feind sich ungesehen bis auf drei Schritt heranarbeiten kann. Rechts und links herunter den Hang höre ich eigene Truppen in schwerem Feuer. Da ich nicht allzusehr beschossen werde und zudem gar nichts vom Feinde sehe, so eröffne ich auch kein Feuer, richte mich aber zu einem derben Empfang ein. Und wirklich, jetzt rückt der Gegner an, deutlich hört man seine Kommandos und hört die Äste knacken, kaum dreißig Schritte vor unserer Front. Denen pfeift aber ein eiserner Hagel entgegen, ein so rasendes Schützenfeuer, daß mir um meine Munition angst wird. Ein Pfiff mit der Schützenpfeife — und das Feuer stoppt auf der ganzen Linie. Großartig, die Feuerleitung klappt wie auf dem Übungsplatz. Die Truppe ist trotz der die Nerven aufs äußerste spannenden Lage völlig ruhig und in der Hand des Führers.

Jetzt kommt mir der Gedanke, daß, so gut ich die Kommandos des Feindes höre, er auch mich hört. Und so lasse ich, während ich in Wirklichkeit keinen Mann mehr zur Verfügung habe, ein „ganzes Bataillon“ teils einschieben, teils links, teils rechts verlängern. Die Flügelzugführer merken sofort meine Absicht und schreien und kommandieren wie toll darauf los. Dann zur Bekräftigung wieder einen Hagel den Berg hinunter, daß denen hinter Baum und Busch Hören und Sehen vergeht. Und wirklich, jede Lust zum Angriff scheint ihnen vergangen zu sein. Nirgends hört man mehr ihren Ruf „en avant!“ Nur etwas kräftiger feuern sie den Hang hinauf.

Ich stehe einen Augenblick auf, um an den rückwärtigen Hang zu gehen, ob nicht endlich Verstärkung kommt, denn die Gefahr des Überranntwerdens von einem entschlossenen Gegner ist noch groß. Und zu meiner großen Freude sehe ich es unten am Hange wimmeln wie Ameisen. Wie ich zurücktrete, kracht keine sechs Schritte vor der Front aus einem Busch ein Schuß mir am Ohr vorbei. Hat sich doch so ein Feind angeschlichen! Er blieb danach aber nicht lange mehr am Leben.

Als nun die Verstärkung eingetroffen ist, will ich mit meinen Mannen auch zum Sturme vorgehen, denn ich höre rechts und links von mir, daß unsere Truppen stürmen.

„Zwölfte Kompanie — marsch!“ Wir sollten nicht weit kommen. Kaum haben wir einen kleinen Rand am Hange vor uns erreicht, so prasselt ein derartiges Maschinengewehrfeuer auf uns, daß wir sofort in Stellung gehen müssen. Von einer Feueraufnahme kann gar keine Rede sein. Ich weiß nicht, sind die Maschinengewehre vor uns oder seitlich, nah oder ferner; ich höre nur einen fürchterlichen Geschoßeinschlag und ein leises Stöhnen durch die Schützenlinie, während mich selbst ein Geschoß nach dem anderen trifft. „Volle Deckung“, und da verkriecht sich jeder hinter Baum und Busch, hinter einem Felsblock oder in eine Bodenfalte. Da pfeift's wieder heran, und wieder gilt es mir und diesmal von oben in die linke Brustseite. Ich bleibe bei voller Besinnung und fühle, wie mich mein Feldwebel von hinten faßt, hinter einen Felsblock zieht und dort verbindet.

Schmerzen fühle ich wenig, nur der Atem geht sehr rasch und stoßweise, da ja jetzt der rechte Lungenflügel allein den Luftbedarf decken und deshalb mit doppelter Tourenzahl arbeiten muß.

Inzwischen geht der Kampf mit begeisterter Heftigkeit weiter. Stundenlang liege ich, während von Zeit zu Zeit mein wackerer Feldwebel erscheint und meldet, daß Verstärkung über Verstärkung eintreffe und daß es vorangehe. Ich höre noch, wie die Unsrigen auf der ganzen Linie erfolgreich mit dem Bajonett vorgehen, als die Krankenträger erscheinen, die der Feldwebel hergeschickt hat.

Nun konnte ich ruhig abtreten, meine Arbeit war getan und der Rest vorerst zu nichts mehr zu gebrauchen.

Die Schlacht bei Kirlibaba.

Beim Stellen und Vertreiben der russischen Kräfte, die den Flüssen Visso und Isa entlang eingebrochen waren, ist, wie Niklaus Farago, der Kriegsberichterstatter des „Az Est“ berichtet, unserer von der südöstlichen Grenze der Bukowina gegen Jacobenyn und Kirlibaba aufmarschierenden Truppe eine wichtige Rolle zugefallen. Dieser Aufmarsch erzielte zwei sehr bedeutende Erfolge. Kirlibaba liegt an der Grenze östlich von Rumuly, schon auf bukowinaer Gebiet. Wie sich herausgestellt hat, wollte auch in dieser Gegend eine russische Kolonne ungarischen Boden betreten.

Der eine Erfolg des erwähnten Aufmarsches war, daß bei Kirlibaba die zum Einbruch bereite feindliche Abteilung gestellt und von unseren Soldaten gänzlich geschlagen wurde. In der nur kurze Zeit währenden Schlacht wurden unsere Truppen von Gendarmerieoberst F. befehligt, einem hervorragenden Offizier, der schon als Oberstleutnant von der Armeeleitung mit einem Regimentskommando betraut worden war. Oberst F. ließ auf einem für unsere Stellung sehr günstigen Bergabhang unsere Geschütze in guter Deckung so aufstellen, daß sie für den Feind völlig unsichtbar waren. Der steile Abhang setzt sich dort in einer engen Schlucht fort.

Gegenüber, auf einer Anhöhe, ungefähr hundert Schritt von unseren Geschützen entfernt, ließ der Kommandant alte verdorbene Mörser unterbringen, hinter denen unsere Infanterie in einer von der Natur äußerst begünstigten Deckung lag. Vom Gegner aus gesehen, standen somit zuerst die alten schlechten Mörser, hinter ihnen befand sich die Infanterie, und weiter davon standen die Geschütze.

Der Feind, der während seines Vormarsches nur kleinen, Vorpostendienst versehenden Abteilungen begegnete, drang ohne Widerstand in der Richtung gegen unsere Batterie vor, da unsere Vorposten den Befehl erhalten hatten, nach ein bis zwei Schüssen in scheinbarer Flucht den Rückzug anzutreten. Als der Feind, der geglaubt hatte, schon am nächsten Tage in Siebenbürgen zu sein, die bezeichnete Linie erreichte, begannen die Mörser zu feuern. Die Russen haben diese wertlosen Waffen sofort bombardiert. Nach einer etwa zwanzig Minuten dauernden Beschießung stellten die Mörser, ebenfalls auf vorher erteilten Befehl, das Feuern ein, was bei den Russen die Meinung erweckte, daß sie unsere Batterie vernichtet hätten.

Mit Siegesjubel stürmten sie nun unsere Mörser, doch in dem Augenblick, als sie zu ihrer Verblüffung erkannten, daß sie nur wertloses Spielzeug erbeuteten, erdröhnten auch schon von der nachbarlichen Anhöhe unsere bereits eingestellten wirklichen Geschütze, und gleichzeitig mit diesen eröffnete unsere Infanterie das Feuer. Das Ganze währte nur einige Minuten. Der größte Teil der Russen lag tot oder verwundet auf dem Schlachtfelde, die anderen retteten sich in wilder, panikartiger Flucht.

So gelang es denn an diesem Orte, den erneuten Einbruch der Russen zu vereiteln, und nach Besetzung durch hinreichend starke Schutztruppen wird ein Einbruch auch für die Folge unmöglich sein. Dies der erste Erfolg unseres Einschreitens, das damit aber noch nicht seinen Abschluß fand. Nach dem Niederwerfen der Russen zog unsere Truppe gegen Westen, so lange gegen das Vissotal vorrückend, bis sie auf dem linken Flügel mit dem aus dem Rumulytal nordwärts vordringenden Truppenkörper, der die in Beszterce-Naszod eingebrochenen Russen mit eiserner Ausdauer vor sich her gejagt hatte, Fühlung nehmen konnte.

Die Vereinigung beider Truppen hat dem Eindringen der Russen nach Siebenbürgen völlig Einhalt getan. Der Feind mußte schleunigst die Flucht ergreifen, um sich noch rechtzeitig zu der bei Körösmezö im Rückzug befindlichen Hauptmacht schlagen zu können. Da die Flucht der Russen in Unordnung und panikartig erfolgte, konnten sie ihre zur Vorbereitung des Durchbruchs vorgeschobenen kleineren Truppenabteilungen nicht rechtzeitig sammeln, so daß diese teils gefangengenommen wurden, teils in der Wildnis des Gebirges zugrunde gegangen sein werden.

Die Schlacht von Dieuze.

(Hierzu die Bilder Seite 272 und 273.)

Saarbrücken, den 24. August.

Der Hauptschlag, durch den die acht französischen Armeekorps zwischen Metz und den Vogesen zurückgeworfen wurden, so daß sie dank einer rücksichtslosen Verfolgung sich auflösten und auf ihre Hauptstützpunkte zurückfluten mußten, erfolgte am Donnerstag, den 20. August. Wir hatten, so berichtet unser Gewährsmann, in der Nacht vom 19. auf den 20. August in Schützengräben gelegen, jeden Augenblick eines französischen Angriffs gewärtig. Obwohl von Zeit zu Zeit Schüsse gewechselt wurden, gingen die Franzosen nicht vor. Da kam gegen fünfeinhalb Uhr auf unserer Seite

der Befehl zum Angriff auf die französischen Stellungen westlich und östlich von Dieuze. Die Franzosen hatten gegenüber von Burg-Altdorf eine Vorstellung am Monacker Walde nordwestlich von Vergaville eingenommen. Sie wurden hier von unseren Truppen unter starkes Feuer genommen, das sie lebhaft erwiderten. Unter der Wucht unserer Maschinengewehre ließ das französische Gewehrfeuer indessen bald nach, und unsere Leute drangen trotz des Hindernisses, das der hochstehende Hafer auf den Feldern bot, mit ungestümer Tapferkeit gegen den Feind vor, sich immer wieder zu Zügen und Kompanien zusammenschließend und den Angriff vorwärts tragend. Während des Vorgehens fiel es uns auf, daß aus einigen Häuschen in den Weinbergparzellen nördlich des Monacker Waldes, in denen sich angeblich Verwundete befinden sollten, ein heftiges Flankenfeuer kam. Unsere Truppen machten diesem schändlichen Treiben ein rasches Ende, erschossen die Insassen und legten die Häuser in Trümmer. Den rechten Flügel des Feindes eroberten die deutschen Truppen durch einen glänzenden Bajonettangriff. Die Franzosen kamen ins Wanken, wichen und flüchteten rennend auf ihre Hauptstellung zu. Die mit französischen Gefallenen bebei unserem Nahen selbst. Die Franzosen ließen sich zu Hunderten gefangennehmen und baten flehentlich um ihr Leben. Wie wenig Widerstandskraft die Franzosen trotz ihres so viel gerühmten „Elans“ besaßen, kann durch mancherlei Tatsachen bewiesen werden. Aus einem Bahnhofgebäude zum Beispiel haben drei Gruppen unserer Leute, die stark in der Minderheit waren, eine französische Besatzung von mehreren hundert Mann herausgeholt. Die Franzosen eröffneten aus dem Gebäude heraus zwar auf die wenigen anrückenden Deutschen ein Feuer, steckten dann aber bald, als sie sahen, daß sich unsere Leute in ihrem Vorgehen dadurch nicht abschrecken ließen, auf etwa 100 Meter eine weiße Fahne heraus, um sich zu ergeben und ihr Leben in Sicherheit zu bringen. Demgegenüber waren die deutschen Truppen von einem Heldenmute beseelt, der die glänzendsten Leistungen hervorbrachte. Auch links von uns ging, wie wir beobachteten, das Gefecht schnell voran, der Feind flüchtete auf Dieuze zurück, um von dort den Rückzug auf Lunéville anzutreten. In den Kämpfen bekam man den Eindruck, daß die französischen Verwundeten ganz planmäßig auf unsere Truppen schießen, die sich ihnen nähern. Eine ganze Anzahl deutscher Krieger hat auf diese Weise das Leben



Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

Was die belgischen Soldaten in Antwerpen zurückgelassen haben.

Bekleidungsstücke und zertrümmertes Hausgerät liegen in wirrem Durcheinander auf den Straßen.

deckten Äcker legten Zeugnis davon ab, welch grausige Ernte hier der Tod gehalten hatte. Alles drängte nun auf die Hauptstellung zurück, aus der ein verdecktes mörderisches Artilleriefeuer unsere tapferen Truppen aufzuhalten versuchte. Aber vergebens! Vorwärts ging es mit unwiderstehlicher Gewalt, die Höhen hinauf, und unter diesem Stoße und dem tatkräftigen deutschen Artilleriefeuer mußte der Feind seine Hauptstellung räumen. Er tat es auf der ganzen Linie; denn von Vergaville bis Dieuze waren die Straßen wie übersät mit gefallenen Franzosen, mit Lebelgewehren und Tornistern, die die Flüchtenden weggeworfen hatten, um in ihrem Laufe unbehindert zu sein. Wagenladungen von französischen Patronen bedeckten hier den Boden. Wie wir schon bei der Einnahme der französischen Vorstellung Maulesel gefunden hatten, die noch mit Maschinengewehren und anderem Material bepackt waren, so fielen uns auch in der Hauptstellung des Feindes Batterien, darunter solche allerschwersten Kalibers, in die Hände, deren Pferde noch nicht einmal ausgespannt waren, sondern erschossen im Geschirr an der Erde lagen. Auch der ganze Weg von Vergaville bis Geblingen war mit Rothosen bedeckt, was den Schluß zuläßt, daß auch auf dem Rückzuge dem Gegner schwere Verluste beigebracht worden sind. Ein französischer Major, der sein Bataillon davonlaufen sah, stellte sich auf die Böschung eines Grabens und erschoß sich eingebüßt, darunter auch ein Oberst. Nach diesen trüben Erfahrungen ist man dazu übergegangen, die französischen Verwundeten, bevor man sie versorgt, erst daraufhin zu untersuchen, ob sie noch im Besitz von Waffen sind.

Moderne Festungen.

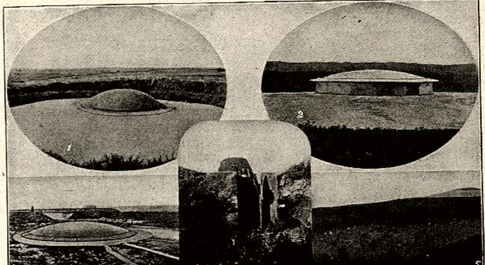
(Hierzu die Bilder Seite 282—284.)

Die Festungen in Belgien und Frankreich waren in diesem Kriege eine große Rolle zu spielen berufen. Belgien war im Norden ja das Durchmarschland für Frankreich wie für Deutschland. Die französische Republik bot in dem befreundeten Nachbarland alles auf, um es zu kräftigster Rüstung und Abwehr zu veranlassen, und Belgien folgte, der Sicherung der ihm garantierten Neutralität mißtrauend, in allem ihren Ratschlägen. Es setzte für den Kriegsfall seine Hoffnung auf ein englisches Hilfskorps und vor allem auf das Festungsdreieck Antwerpen, Lüttich und Namur. Namur, stets als starke Stütze betrachtet, erhielt durch den ausgezeichneten Ingenieur Brialmont eine 1888 begonnene, 1892 vollendete neue Befestigung mit einem Gürtel von 9 Panzerforts. Lüttich, Mittelpunkt eines stark entwickelten Industriebezirks und durch die Maasregulierung eine der schönsten Städte Belgiens, umgibt ein Gürtel von 12 neuen Forts; er hat die Form einer Ellipse

Der Fortgürtel der Festung Namur, deren Außenbefestigung aus einem Gürtel von neun Panzerforts bestand.
Die Einnahme erfolgte am 25. August.

mit 6 bis 9 Kilometer Entfernung und Zwischenräumen von 3,5 bis 6,5 Kilometer. Für beide Gürtel — der von Lüttich hatte eine Ausdehnung von 50 Kilometer, der von Namur eine solche von 41 Kilometer — waren 212 Wallgeschütze berechnet, die in zusammen 171 Panzerkuppeln aufgestellt wurden, wozu noch gleichviel Beobachtungspanzer für die 21 Werke kamen. Wichtiger aber als Lüttich und Namur ist Antwerpen. Brialmont schuf in dem Jahrzehnt von 1860 an für die Stadt eine glänzende Befestigung, damals ein Wunderwerk. Aber die Befestigung veraltete schnell und trotz aller von Brialmont vorgenommenen Modernisierungen entsprach die Gesamtanlage nicht mehr den Anforderungen der Gegenwart. Der Hafen mußte vergrößert werden, die Stadt dehnte sich aus. Das Jahr 1910 brachte die Vollendung des inneren Gürtels, zwei Jahre später bestellte man Panzertürme in heimischen Werken für die äußere Verteidigungslinie der Stadt. Die beiden an der unteren Schelde geplanten Werke ließ man unausgeführt, bis der Hafenplan endgültig festgestellt war. Das zeugte klar dafür, daß Belgien selbst Antwerpen als englischen Brückenkopf betrachtete; noch deutlicher kam diese Auffassung zum Ausdruck, als Holland Vlissingen neu befestigen wollte: Belgien erklärte seine Neutralität dadurch für bedroht und suchte die Großmächte für Offenhaltung der Schelde zu gewinnen.

Das Festungsdreieck in Belgien gehört zu den Maasbefestigungen, die nach dem Krieg von 1870/71 die Franzosen zu verstärken sich mit allem Eifer angelegen sein ließen. Bald nach dem Frieden ging die französische Regierung daran, ihre neue, damals ungedeckte Ostgrenze besser gegen einen Einfall zu schützen: Der alte, noch von Vauban erbaute dreifache Festungsgürtel hatte zwar im Krieg eine bedeutende Rolle gespielt und namentlich den Nachschub nach Paris ganz wesentlich erschwert, aber es war, wie man einsah, der lange Widerstand dieser ganz veralteten Plätze nur dem Mangel an Belagerungsartillerie bei den Deutschen zuzuschreiben. Ein neuer Festungsgürtel sollte daher zu dem Zweck entstehen, die Deutschen, denen man einen Vorsprung in der Mobilmachung unbedingt einräumte, so lange aufzuhalten, bis die eigene Armee versammelt war. Dafür mußte der Festungsgürtel möglichst nahe an der Grenze liegen und so angelegt sein, daß er die feindlichen Anmarschlinien auf weite Strecken sperrte. Hierfür reichten nach französischer Auffassung einzelne starke Festungen wie bei uns keineswegs aus; es war vielmehr eine Reihe von Werken nötig, die aus Festungen und kleinen Sperrbefestigungen bestehen sollte, die aber rein defensiver Natur und nur ausnahmsweise imstande sind, gegen einen regelmäßigen Angriff sich zu wehren. So kam denn auch Manonviller, das stärkste französische Sperrfort, schnell in deutschen Besitz.



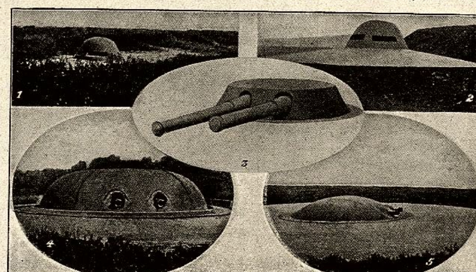
Versenkbare Panzertürme in den belgischen Forts:

1. Panzerkuppel mit Schnellfeuergeschützen, die zum Verschwinden eingerichtet sind. 2. Panzerturm in Schußbereitschaft. 3. Panzerturm mit möglichst geringer Angriffsfläche. 4. Vorpostenhaus im Festungsgelände. 5. Fort mit Panzerturm, aus der Ferne gesehen.

Frankreich hat alle in sein Land einführenden Eisenbahnen und die wichtigsten Kunststraßen durch einzelne Sperrforts, wie namentlich an der Ostgrenze durch die zwischen den starken Gürtelplätzen Verdun, Toul, Epinal und Belfort als Flügel der Zentralstellungen liegenden Sperrfortlinien gesperrt. Es sind meist starke Einheitsforts, die aber mit gruppenartigen Außenstellungen versehen sind, im ganzen 56 kleinere Plätze und Sperrforts, davon 32 an der Ost-

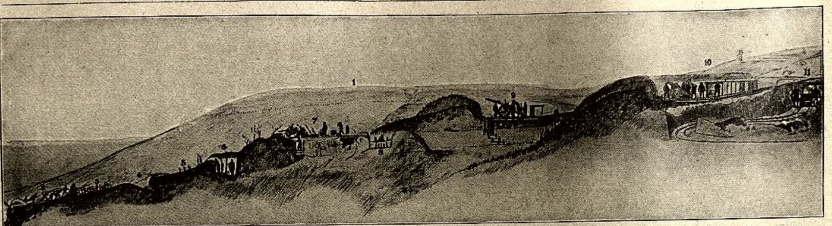
grenze. Als nächste günstige Abschnitte für die Kette von Festungswerken boten sich die Flußläufe der oberen Mosel und der mittleren Maas. An ihnen wurden die beiden Gruppen Belfort—Epinal und Toul—Verdun in der Art gebaut, daß die großen, bedeutend erweiterten Festungen unter sich durch eine dichte Kette von Sperrforts verbunden waren, die alle Verkehrslinien sperrten. Eine so ausgedehnte Festungsanlage im Osten, deren 70 Kilometer breite Strecke Epinal—Toul die eigene Feldarmee ausfüllen sollte, machte nach Ansicht der Franzosen einen Einmarsch im Osten unmöglich. Aber sie fürchteten eine Umgehung im Norden durch Belgien und darum wurde noch eine dritte Befestigungsgruppe aus den verstärkten Festungen von Lille und Maubeuge und einigen kleineren Sperren gebildet. Auch die Lücke zwischen Verdun und Maubeuge wurde noch durch die Sperrforts Hirson und Les Ayvelles im Sambre- und Maastal ausgefüllt, während das Chierstal durch die beibehaltenen alten Plätze Longwy und Montmédy gedeckt schien. Als letzte Linie und Hauptstützpunkt sollte endlich die Festung Paris dienen, die, durch einen neuen, weiter vorgeschobenen Fortgürtel zu einer Riesenfestung gemacht, jede Einschließung wohl von selbst ausschloß, nachdem die im Norden drohende Gefahr durch die indes entstandene Maasbefestigung Namur—Lüttich wesentlich gemindert schien. Die Befestigungen von Paris umfassen die Departements Seine und Seine-et-Oise ganz, sowie einen Teil von Seine und Marne; sie bedecken eine Fläche von 19 Quadratmeilen mit einem Durchmesser von 48 Kilometern von Osten nach Westen und 37 Kilometern von Norden nach Süden; der Gesamtumfang des Festungsgürtels beträgt 140 Kilometer. Armiert sollen die Werke angeblich mit über 7000 Geschützen sein. Die einzelnen Werke haben eine verschiedene Stärke, Besatzungen von je 1200 bis 1600 Mann und eine Armierung von je 24 bis 60 Geschützen. Die Batterien und Redouten sind kleinere geschlossene Werke mit bombensicheren Unterkunftsräumen, die Besatzungen bis zu je 200 Mann und meist je 6 Geschütze aufweisen. Geschickt angelegte Gürtelbahnen vermitteln den Verkehr zwischen den einzelnen Werken.

Wenn wir uns nun unserem östlichen Nachbar zuwenden, so bemerken wir, daß das Befestigungssystem gegen Deutschland einen rein defensiven Charakter hat, während das gegen Österreich-Ungarn mehr im Sinne der Offensive angelegt ist: hier im Süden gegen Galizien zu haben wir das Festungsdreieck Luzk — Dubno — Rowno als Stützpunkt für die Feldarmee. Einige Festungen, wie Bender und Bobruisk, sind ganz aufgegeben, andere, wie Dünaburg und Kiew, zu festen Depotplätzen gemacht worden. Im Norden finden wir eine stark befestigte Hindernislinie. Die an das brückenkopfartig vorspringende Festungsdreieck Brest-Litowsk, Warschau, Iwangorod nördlich sich anschließende Verteidigungslinie lehnt sich an die Weichsel an mit Nowogeorgiewsk und Segrske, sichert mit Pultusk, Roschau, Ostrolenka und Lomsha, dem Narew folgend, den Eisenbahnknotenpunkt Bjelostok durch die Bahnsperre Goniondz und beherrscht den Niemen mit Grodno, Olita und Kowno. Auch Rußland hat mit großen Kosten seine Befestigungen erbaut, verstärkt, modernisiert. Aber auch sie haben nur einen bedingten Wert; man kann



Versenkbare Panzertürme in den belgischen Forts:

1. Ein durch Buschwerk versteckter Geschützturm. 2. Panzerturm. 3. 22-cm-Festungsgeschütze in einem drehbaren Panzerturm. 4. 22-cm-Festungsgeschütze in Panzerung und Betoneindeckung. 5. Drehbarer Panzerturm mit Schnellfeuergeschützen.



Durchschnitt eines zwischen zwei belgischen Forts gelegenen Zwischenwerkes mit den Verteidigungsmaßnahmen und den Hindernissen, die die deutschen Truppen im Sturm zu nehmen hatten.

1. Ein Fort von der Seite gesehen. 2. Sturmkolonne mit Wurfbrücken zur Überwindung der Drahthindernisse. 3. Ausgedehntes Drahthindernis. 4. Elektrische Mine, aus der der anstürmende Gegner während des Überschreitens mit einem Steinregen überschüttet wird. 5. Zweites kleines Drahthindernis. 6. Infanterie-Feuerstellung mit Eindeckung und schußsicheren Unterständen. 7. Feldgeschütze in ausgebauter Batterie mit Schutzräumen und Munitionsdepots. 8. Flankierendes Maschinengewehr in gedeckter Stellung. 9. Feldhaubitzstellung. 10. Stellung der Belagerungsgeschütze. 11. Verbindungsgraben mit Zufuhrgraben.

sie hinsichtlich ihrer Stärke und Ausrüstung nicht mit den französischen Befestigungen vergleichen, und sie würden erst recht nicht den Geschossen der großen Mörser zu widerstehen imstande sein.

Diesen großen festländischen Mächten gegenüber nimmt in der Befestigungsfrage England eine besondere Stellung ein. Hier hat zunächst die Flotte die Sicherung der Landesgrenzen zu besorgen und darum ist das Verteidigungssystem — es handelt sich naturgemäß nur um ein solches — ganz ihrer Verwendung und ihren Bedürfnissen angepaßt. Da das Inselreich lange nur Frankreich als Gegner fürchtete, beschränkte es seine Verteidigungsanlagen auf die Südküste Irlands und Englands, wo vor allem die großen Kriegshäfen in der Bai von Cork und in der Milfordbai, Cork-Queenstown und Pembroke-Milford, in Betracht kommen, die den St. Georgskanal sperren; dann an der Kanalküste Plymouth, Portsmouth mit der Insel Wight und Dover und an der Themsemündung in der Zufahrt zu London Sheerneß—Chatham—Gravesend. Außer Dover sind sie alle zugleich große Arsenale und Depotplätze und die wichtigsten, wie Chatham, Portsmouth und Plymouth, auch Landbefestigungen. Dann, als die Isolierung des Staates immer mehr hervortrat, hat man auch die Häfen an der Ost- und Westküste Englands und Schottlands befestigt und die im Süden, wie Dover und Portland, verstärkt, ebenso auch den Kanal von Bristol, den Firth of Forth, die Insel Grain bei Sheerneß und die Befestigungen der Kanalinseln, während man an der irischen Küste Bearehaven an der Bantrybai zu einem Marinestützpunkt schuf. Trotz all dieser sehr kostspieligen und umfangreichen Befestigungen beziehungsweise Verstärkungen ist und bleibt Englands Hauptfestung die Flotte.

Von der Ostgrenze Galiziens.

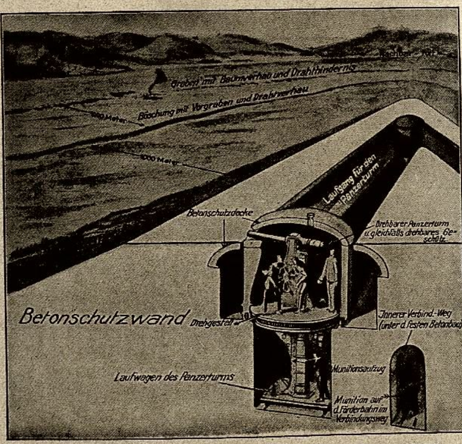
Ein tapferer Infanterist.

Der Infanterist Julius Reif des österreichisch-ungarischen Landwehrinfanterieregiments Nr. 31 zeichnete sich im Gefecht bei Suchodol auf dem nördlichen Kriegschauplatz, das am 24. August stattfand, dadurch aus, daß er die Mannschaft der dritten Kompanie, der er angehört, zunächst durch Worte aneiferte, gleich darauf aber durch sein Beispiel, indem er ganz allein im feindlichen Feuer vorsprang und wie im Fluge die von den Russen eingeschlagenen Distanzpflöcke, die das Einschießen des Gegners erleichtern sollten, herausriß. An der Spitze seiner nacheilenden Kameraden stürmte er die feindliche Stellung, die von der russischen Übermacht mit schweren Verlusten an Toten, Verwundeten und Gefangenen geräumt wurde. Reif wurde in der eroberten Stellung sofort zum Korporal ernannt.

Drei Tage später harrte der neue Korporal mit seinen zwölf Mann trotz heftigen Artillerie- und Gewehrfeuers in einer gegen das feindliche Feuer vollständig ungedeckten Stellung aus, während die übrige Mannschaft derselben Kompanie, fünfmal vorgeführt, unter dem Geschoßhagel jedesmal zurückflutete.

Am 28. August, führt der Bericht des Regimentskommandos weiter aus, brachte der mit einem Zugkommando betraute Korporal seinen Zug, etwa fünfzig Mann, taktisch richtig mit unvergleichlichem Mut gegen die feindliche Stellung vor und trug auf diese Weise wesentlich zur Zurückdrängung des Feindes bei. Im Verlaufe des Gefechts bemerkte er an einer Waldblöße einen Trupp Russen, der mit Verstärkungen etwa hundert Mann erreichte und sich anschickte, unsere vorrückenden Truppen von der Flanke anzugreifen. Reif brachte seinen Zug auf etwa siebzig Mann und stürmte auf den etwa dreihundert Schritte entfernten Gegner los. Er selbst stach den feindlichen Kommandanten mit dem Bajonett nieder. Als die Russen die Aufforderung zur Übergabe mit Feuern beantworteten, erwiderte die Abteilung Reifs in gleicher Weise. Die Hälfte des Feindes fiel, der Rest entfloh. Bald darauf bemerkte der Korporal auf einer nahen Anhöhe vier russische Maschinengewehrabteilungen, die unsere Truppen beschossen. Reif ließ die etwa vierzig Mann starke Bedeckung durch sieben seiner Leute aus der Flanke beschießen und stürmte mit den übrigen geradeaus die Höhe, erbeutete die Maschinengewehre und nahm die ganze Bedeckungsmannschaft gefangen.

Er wurde dafür sofort zum Feldwebel befördert und dürfte sowohl die silberne als auch die goldene Tapferkeitsmedaille, die höchsten militärischen Auszeichnungen für Mannschaften, erhalten.



Durchschnitt eines Panzerforts von Lüttich mit drehbarem Panzergeschütz.
Ein solches Panzerfort galt bisher wegen seiner Beton- und Panzereindeckung wie auch infolge der ausgedehnten Drahthindernisse und hohen Böschungen im Vorfeld als uneinnehmbar.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Am 25. August verkündeten Extrablätter die frohe Nachricht: „Von der Festung Namur sind fünf Forts und die Stadt in unserem Besitze. Vier Forts werden noch beschossen. Der Fall der Festung scheint in Kürze bevorzustehen.“ Schon einen Tag später kam die amtliche Meldung: „Von Namur sind sämtliche Forts gefallen!“ Diese Festung fiel also am selben Tage wie Longwy.

Ein Berliner, der als Oberleutnant der Reserve mit seinem aktiven Regiment den Sturm auf diese belgische Festung mitmachte, schilderte seine Erlebnisse bei diesem Heldenkampfe folgendermaßen:

„... Als die Nacht anbrach, wurde uns klar, daß an ein Quartier in diesem Fleckchen nicht zu denken war, sondern daß es galt, eine starke Verteidigungslinie am Dorfrand auszubauen. Die ganze Nacht wurde an Schützengräben gearbeitet, Drahtverhaue hergestellt und abwechselnd im Schützengraben geruht. Die ersten Nachtpatrouillen gegen den Feind traten ihren Gang an, die Parole wurde ausgegeben.

Plötzlich tauchen drei riesige Scheinwerfer aus den drei vor uns liegenden Forts von Namur im Dunkel der Nacht auf und beleuchten mit unheimlicher Ruhe unsere Stellungen. Jetzt ging es erst richtig los. Hinlegen, wenn der Lichtstrahl kommt. Sssss ... bum, Sssss ... bum, Sssss ... bum sangen die Granaten hüben und drüben in ununterbrochener Folge, denn schon am Nachmittag hatten die Batterien sich eingeschossen. Hinter uns im Dorfe schlugen sie vielfach ein, und wir waren froh, nicht in dem großen Gutshof, wie erst beabsichtigt war, die Nacht verbracht zu haben, denn dieser war mit Granatstücken reichlich bedacht worden. Vor uns waren schon einige Dörfer von unseren trefflichen Belagerungsgeschützen, denen die stürmisch begrüßten Österreicher mit ihren Motorbatterien zur Seite standen, in Brand geschossen. Helle Flammen ringsum verkündeten das Ergebnis unseres Geschützdonners. Dazu vielfaches nächtliches Schießen von Patrouillen oder kleinen Infanterieabteilungen auf beiden Seiten. An den Geschützdonner gewöhnt sich alles trotz des großen Getöses, weil man das Summen des Geschosses auf der ganzen Flugbahn hört und immer das Gefühl hat, daß die Geschosse hoch über den Köpfen hinweggehen. Wenn man hinter dem Geschütz steht, kann man die Flugbahn sogar verfolgen. Infanteriefeuer ist viel beunruhigender, einmal die große Masse der ganz unsichtbaren Geschosse, und dann das unheimliche Pst ... Pst ... Pst ... dicht über den Köpfen.

Am folgenden Tage hatten wir unsere Stellung noch immer besetzt, aber wesentlich schwächer, da der Feind offenbar keinen ernsten Vorstoß wagte und wir daher den größeren Teil unserer Truppen ruhen lassen konnten. Man hörte in der Hauptsache nur noch einigen Geschützdonner. Die Erwiderungen aus den feindlichen Forts wurden sichtlich dünner. Der Tod hielt schon seine Ernte in den furchtbaren Massengräbern, wie man solche Forts gegenüber unseren Geschützen — von den 42-cm-Mörsern, die in Tätigkeit waren, ganz zu schweigen — mit Recht bezeichnen kann. Solche Erscheinungen beleben die siegreiche Truppe ganz bedeutend. Als wieder die Nacht hereinbrach, reckten bereits die Scheinwerfer in den feindlichen Forts nicht mehr ihre Hälse aus. Die Forts waren in der Hauptsache schon nach dem achten bis zehnten Treffer Trümmerhaufen, und unsere Artillerie schoß auf andere Ziele. Manches Dorf war noch zu zerstören. Vereinzelt sauste vom Feind eine Granate zu uns herüber. Dann ging es am folgenden Tage für uns auf der ganzen Linie vorwärts. Auch die Artillerie schob sich weit vor und spie unaufhörlich weiter Verderben. Schon hißten die Forts die weiße Fahne. Bis zum Abend hatte unsere Infanterie sich dicht vor Namur wieder eingegraben. Die Türme, die Zitadelle von Namur grüßten bereits herüber, und abermals tobte am Tage ein furchtbarer Artilleriekampf; denn um einen solchen handelte es sich in erster Linie bei der Belagerung. Aus anderer Richtung suchten uns Granaten und Schrapnelle aus Namur selbst zu erreichen. Leider traten hier auch die ersten größeren Verluste für uns ein. Eine Kompanie besonders stand mitten im feindlichen Schrapnellfeuer. Die Leute fielen in Mengen, ehe die Züge auseinandergetrieben werden konnten. Die Krankenträger eilten mit ihren Tragbahren hin und her. Der Verbandplatz wurde vorgelegt und bekanntgegeben. Wir waren mitten in einem heftigen Kampf.

Die Nacht, die abermals in Schützengräben verlebt wurde,



Phot. Frankl, Berlin.

In den Vogesen: Eine bayrische Infanteriekolonne mit französischem Schlachtvieh, das zum Ziehen des Wagens benutzt wird.



Fuhrkolonnen auf dem Markt in Goldap. Im Hintergrunde eine abrückende Fuhrkolonne. Phot. Franz Otto Koch.

war taghell erleuchtet. Überall brannten die Dörfer lichterloh. Als ich am nächsten Morgen einige Stunden Ruhe in einem Hause suchte, zitterte es durch die Artilleriegeschosse derartig in allen Fugen, daß an Schlafen nicht zu denken war. An diesem Tage wurde hauptsächlich von unserer Artillerie mit Schrapnellen auf lebende Ziele geschossen. Unaufhörlich platzten sie in der Luft, am Waldesrand und streuten ihren Kugelregen wohlgezielt herunter. In manchem Walde haben Hunderte von toten und verwundeten Belgiern und Franzosen gelegen. Eine Granate ging kaum 10 Meter neben mir nieder, riß ein Loch, in dem vier Mann Platz finden konnten, krepierte aber zu meinem Glück nicht in dem weichen Rübenboden, sonst wären wir alle in Stücke gerissen.

In diesem Augenblick erscheint ein feindlicher Flieger. Frech zieht er seine Kreise, kaum 300 Meter über uns, um unsere Aufstellung zu erkunden. Hunderte von Gewehren überschütten ihn sofort mit einem Kugelregen. Auch die Schrapnelle platzen davor, dahinter, darunter. Leider trifft kein Geschoß richtig. Unbeschädigt entkommt er mit seiner Meldung nach Namur. Es sollte ihm aber dennoch nichts nützen, wie die nächsten Tage lehrten. Dann verlassen wir wieder unsere so schön ausgebauten Stellungen, um bald zum letzten Sturm gegen Namur auszuholen. Vorwärts müssen wir, vorwärts! ‚Lieb Vaterland, magst ruhig sein‘, denkt ein jeder nach dem, was wir bisher erlebten.

In Marschkolonnen mit Spitze marschiert das Bataillon eine Schlucht entlang. Da erfolgt ein heftiges Feuer von oben, vom angrenzenden Berg auf uns herab. Vielleicht ist es der letzte Widerstand. ‚Mit Gruppen rechts schwenkt marsch!‘ dröhnt es durch die Luft. Mitten im Feuer stürmt das Bataillon den Berg mit großer Mühe. Falle, wer falle, hinauf müssen wir. ‚Seitengewehr pflanzt auf!‘ schallt es jetzt. Die Hornisten blasen, und unaufhaltsam brechen unsere Linien durch den Wald. ‚Hurra!‘ tönt es durch die Luft, und das kann der Feind nicht ertragen. Er flieht. Niemand ist mehr da, der sich unseren Bajonetten stellt, aber von rechts, von links, von hinten schießen sie wieder. Weiter geht's mit erhöhter Aufmerksamkeit. Bald zeigte sich, daß sich viele Feinde tot stellten und dann von hinten meuchlerisch weiterschossen. Um diese Leute war's jetzt aber geschehen. Auch die Hände erhoben die Belgier, wie um sich zu ergeben, und wenn wir auf sie zukamen, ergriffen sie schnell das Gewehr, um weiterzuschießen. Eine Kugel war eigentlich zu schade für diese ‚Helden‘.

Und weiter ging der Vorstoß über Drahtverhaue mit nie geahnter Fixigkeit hinweg. Durch das letzte Dorf. ‚Schüsse aus diesem Hause‘, schwirrt es durch die Luft. Die Fenster gingen in Stücke, und im nächsten Augenblick standen die Gardinen und Scheunen in Flammen.

Aus war der Kampf, der Sieg unser! Wir standen auf der Straße von Namur. Die Zitadelle der Stadt zeigte die weiße Flagge. Inzwischen war die große Maasbrücke von der Besatzung gesprengt, gerade als ein Parlamentär darauf war, aber die Pioniere zeigten schnell, was sie vermochten. Leider verzögerte sich der Einzug noch einen ganzen Tag, teils durch die Brückenarbeiten, teils deswegen, weil die Zitadelle trotz der weißen Flagge noch weiter schoß. Wir waren gezwungen, diese Burg erst ganz zum Schweigen zu bringen. Dann brauchten wir die weiße Flagge nicht mehr.

Am Abend dieses denkwürdigen Tages, an dem wir uns erst alle als ‚richtige Soldaten‘ fühlten, sammelten sich zunächst die Truppen vor Namur. Gar mancher fehlte leider, aber es ergab sich, daß in unserem Angriffsabschnitt 4200 Gefangene gemacht waren, darunter auch Franktireurs, von denen die Wälder durchseucht waren. Die Säuberung des Geländes von diesen Schandbuben bildete für manche Kompanie einen Sonderauftrag. Während eine Kompanie die Masse der Gefangenen an Belgiern und Franzosen, teils verwundet, auch viele Offiziere darunter, auf freiem Feld während der Nacht scharf bewachte, zog bald darauf das Gros unserer Truppen in gehobenster Stimmung in Namur ein. Anderen Truppenkörpern war dieser glanzvolle Siegespreis schon etwas früher vergönnt gewesen, weil diese weiter vorgeschoben standen. Jetzt endlich winkte wieder ein wohlverdientes Quartier. Freudig nimmt ein jeder die außerordentlichen Strapazen des Krieges in den

Kauf, wenn es solche Lorbeeren zu ernten gibt. Jeder einzelne fühlt sich bei diesem Einzug als Sieger. Strammen Schrittes geht es die Straßen entlang. So war es schon bei dem Durchzug durch andere belgische Städtchen gewesen. Die Bewohner schauen verdutzt und meist in ihr Schicksal ergeben diesem Schauspiel zu. Es mußte so kommen, kann man auf diesen Gesichtern lesen.“

Nach Londoner Blättern soll der Fall Namurs den Belgiern einen Verlust von 14 000 Mann ausschließlich der Verwundeten verursacht haben. Die Besatzung und das Verteidigungsheer hätten 24 000 Mann betragen. Der Fall Namurs wurde dem Zaudern des belgischen Generals Michel zugeschrieben, der auf dem einen Ufer der Maas so lange gezögert habe, bis die Deutschen an dem anderen Ufer ihre schweren Geschütze aufgestellt hatten.

Das in Namur erscheinende Blatt „L'ami de l'ordre“, das während der Belagerung und der darauffolgenden Besetzung der Stadt durch die Deutschen kurze Zeit sein Erscheinen eingestellt hatte, erschien sogleich wieder, nachdem die Deutschen die Ordnung hergestellt hatten. Der ganze Text umfaßte nur eine Seite. Eine Mitteilung an der Spitze des Blattes besagt: „Auf Verlangen und unter Aufsicht des Platzkommandanten wurde das Erscheinen des ‚L'ami de l'ordre‘ wieder aufgenommen. Die vorliegende Ausgabe ist unter dem Zwang der Umstände verkürzt infolge der Schwierigkeiten, die es uns machte, einen Teil unseres seit Sonntag früh zerstreuten Personals zu sammeln und infolge des Mangels an Gas, der den Satz und die Herstellung der Formen behinderte. Die Redaktion spricht die Hoffnung aus, die ‚begründete Neugier der Mitbürger bald zufriedenstellen zu können‘.“

In einem Überblick wird festgestellt: „Seit Sonntag früh ist die Lage unseres Landes vollkommen verändert. Die Entscheidung der Waffen hat unsere Stadt und unsere Provinz in die Hände der Deutschen gegeben.“ Der Hergang der Eroberung wird dann zusammenfassend dargestellt. Danach drangen die Deutschen zuerst in den Raum zwischen den Forts von Cognelée—Marchevelette—Maizeret ein. Der Generalstab der Festung hatte Namur fünf Uhr morgens verlassen. Um elf Uhr folgte der Generalstab der 4. Division nach, nachdem er den belgischen Truppen befohlen hatte, in der Stadt nicht zu kämpfen, damit diese nicht zerstört werde. Mittags strömten die von den Deutschen zurückgedrängten französischen und belgischen Truppen aufgelöst durch die Straßen. Ihr Rückzug wurde vom Feuer der Forts gedeckt. Die Belgier sprengten mehrere Brücken über die Maas und die Sambre. Die deutsche Artillerie bombardierte die Zitadelle, und die bei Champion aufgestellten schweren Geschütze spieen Schrapnelle und Granaten. Nach kurzer Pause fing um halb vier Uhr die Kanonade wieder an. Diesmal zog sie die innere Stadt in Mitleidenschaft, und auf der Straße wurden einige Personen getötet. Bald erfolgte dann die Verkündigung der Übergabe von Stadt und Festung. Die deutschen Truppen zogen ein und besetzten den großen Platz. (Siehe die Kunstbeilage.)

* * *

Der Krieg Österreichs gegen Montenegro kann nicht als ein besonderer Krieg betrachtet werden, sondern nur als eine Begleiterscheinung des Krieges gegen Serbien. Dieser ist es, der die Montenegriner auf den Plan lockte. Gegen die Montenegriner allein hatten die Österreicher nur selten größere Kämpfe auszufechten, immerhin gab es ein solches Gefecht gegen die Söhne der Schwarzen Berge am 30. August. Von diesem Kampfe erhielt die Welt nur durch folgenden, Anfang September erlassenen Befehl des österreichisch-ungarischen Generalkommandos Kenntnis:

„Die im Grenzraum von Avtovac stehende 3. Gebirgsbrigade hatte schon vor kurzer Zeit einen schneidigen Einbruch auf montenegrinisches Gebiet unternommen, der von vollem Erfolg gekrönt war. Nach kurzer Ruhe unternahm diese tapfere kleine Schar am 30. August von neuem einen Vorstoß gegen die vor Bilek stehenden, an Zahl überlegenen montenegrinischen Streitkräfte. In mehreren Angriffen der unter dem Kommando des Generalmajors Heinrich v. Pongracz stehenden tapferen Brigade gelang es, die Montenegriner unter großen Verlusten zurückzuwerfen,



Etappenstraße auf dem Kriegschauplatz. Phot. Benninghoven, Berlin.
Auf der linken Seite Gepäckkolonne, rechts marschierende Infanterie. Die Mitte der Straße ist für den Autoverkehr freigehalten.

ihnen ein schweres Geschütz abzunehmen und die hart bedrängte Grenzbefestigung Bilek völlig zu befreien.

Ich betrachte es als Ehrenpflicht, diese von Heldenmut und Opferfreudigkeit zeugenden Taten der tapferen Gebirgsbrigade allen Kommandos und Truppen sofort mit dem Beifügen bekanntzugeben, daß ich selbstverständlich nicht ermangelt habe, diese Ruhmestaten unserer Kameraden im Süden Seiner Majestät alleruntertänigst zu melden.

(gez.): Erzherzog Friedrich,
General der Infanterie."

Bilek ist ein Städtchen in der Herzegowina an der montenegrinischen Grenze und an der Trebinjcica gelegen; es ist ein strategisch wichtiger befestigter Grenzort (siehe auch die Kartenskizze Seite 178) gegen Montenegro an der Straße nach Stolatz.

Die in der Linie Avtovac—Lipnik und südwärts stehende 3. Gebirgsbrigade begann am 30. August den Angriff gegen die im Raume Bilek stehenden feindlichen anderthalb Brigaden, die sich zu einem allgemeinen Vorgehen gegen die befestigten Stellungen von Bilek anschickten, auf die die Montenegriner an den drei vorausgegangenen Tagen bereits ein Bombardement aus schwerem Feldgeschütz mit geringem Erfolg unterhalten hatten. Generalmajor Pongracz befahl allgemeinen, in Front geführten Angriff.

In den ersten Morgenstunden eröffneten die österreichisch-ungarischen Truppen den Kampf gegen den in Überzahl befindlichen Feind, der von serbischen und russischen Offizieren geführt wurde. Den Oberbefehl über die Montenegriner führte Brigadier Vukotic, der als einer der besten montenegrinischen Offiziere gilt. Die von den k.u.k. Truppen mit großem Schneid eingeleiteten Gefechte warfen zwar die Montenegriner im ersten Ansturm aus den durch Erdbefestigungen geschützten Stellungen. Es gelang aber dem mit Tapferkeit kämpfenden Feind, sich wieder zu sammeln und Gegenstöße zu unternehmen. Die österreichisch-ungarischen Truppen warfen jedoch am Abend des zweiten Kampftages den Feind von neuem im Bajonettsturm, wobei ihre Gebirgsartillerie den Montenegrinern sehr schwere Verluste zufügte. Ein am dritten Kampftage unternommener letzter Versuch der Montenegriner, die vorgehenden k. u. k. Truppen aus den neuen Stellungen wieder zu verdrängen, endete mit einem vollständigen Zusammenbruch der Angreifer, die unter Zurücklassung schwerer Geschütze und zweier Gebirgskanonen sich fluchtartig zurückzogen, ohne die Verwundeten mitnehmen zu können.

150 Montenegriner wurden abgeschnitten und gefangen genommen. Die Zahl der gefallenen Montenegriner war sehr groß. Die österreichisch-ungarischen Verluste waren verhältnismäßig gering. —

Eine bedeutende Schlacht hatten die Österreicher und Ungarn gegen die Serben am 6. September auszufechten, von der das Pressebüro der Landesverteidigung folgende erste Meldung gab:

„Gestern, am 6. September, wurde die serbische Timokdivision, die die Save bei Mitrowitza überschritt, gleich von den österreichisch-ungarischen Truppen gesprengt.

Alles, was nicht gefallen ist, wurde gefangen genommen.

Bisher wurden 5000 Mann gefangen und viel Kriegsmaterial erbeutet.

Frank, General der Infanterie."

Über diese Schlacht haben wir bereits auf Seite 178 einen kurzen Bericht gegeben. Hier mögen nun noch einige weitere Einzelheiten folgen, und zwar nach dem Bericht eines Mitkämpfers:

„Der Kampf begann in der Nacht vom 5. auf den 6. September um halb ein Uhr nachts. Zuerst war es ferner Kanonendonner, dem wir als etwas Alltäglichem nicht viel Bedeutung beilegten. Gegen halb vier Uhr früh war auch das Feuer von Maschinengewehren vernehmbar, doch wurde auf österreichisch-ungarischer Seite auch jetzt noch nicht ernst angegriffen. Erst gegen halb zehn Uhr vormittags, als die Serben die Save schon überschritten hatten, nahmen wir den Kampf ernstlich auf. Schon bei seinem Beginn zeichneten sich einzelne unserer Offiziere durch bewundernswerte Ausdauer aus. So brachte ein Offizier, der schon verwundet war und sich nur mühsam mit Händen und Füßen vorwärtsbewegen konnte, den weiter rückwärts liegenden Truppen eine für die Kampfführung wichtige Meldung über die Stärke und den Aufmarsch der serbischen Truppen.

Eine verhältnismäßig kleine Abteilung der unten liegenden österreichisch-ungarischen Armee ging zuerst ins Gefecht, trug das Feuer bis auf 200 Schritt an den Gegner heran und hielt dort trotz der Übermacht der Serben mit Aufopferung in zähestem Kampfe bis vier Uhr nachmittags den Gegner zurück.

Nach vier Uhr nachmittags kam Verstärkung, die nun mit den Serben den Hauptkampf aufnahm. Wieder ein heldenhaftes Ringen, das dank der Hingabe unserer Truppen nach dreistündiger Dauer zu unseren Gunsten entschieden war. Gegen sieben Uhr abends verstummte das serbische Feuer allmählich, da unsere Truppen immer weitere Verstärkungen erhielten. Der Kampf dauerte noch in den Abendstunden kurze Zeit fort, bis der Rest der Serben genötigt war, sich bedingungslos zu ergeben, wodurch uns 5000 Serben als Gefangene in die Hände fielen.

Die Serben ergaben sich keineswegs, wie es in den Berichten hieß, ohne weiteres. Von einem Schwenken der weißen Tücher haben wir, die wir im Felde standen, wenigstens nichts bemerkt. Es muß als alleiniges Verdienst unserer Truppen hingestellt werden, daß diese elfstündige Schlacht mit einem so schönen Erfolge der Unseren endete. Unsere Truppen haben, vom Offizier angefangen bis zum letzten Mann, einen Heldenmut und eine Ausdauer bewiesen, wie man sie selten finden wird. Es war ein sehr schwerer Kampf, in dem sich die Serben ehrenvoll benommen haben, und man würde ihnen unrecht tun, wollte man ihre Kampfesweise verurteilen."

Das im vorstehenden Bericht den Serben gezollte Lob wird wesentlich beeinträchtigt durch die Aussagen eines anderen Mitkämpfers, der die Serben nur als Räuberbande betrachtet und auch versichert, daß sie Dumdumgeschosse gebrauchen. Von dieser Schlacht erzählt er noch weiter, daß von den 5000 Gefangenen jeder einzeln entwaffnet werden mußte, da die österreichisch-ungarischen Truppen einen solch engen Kreis um sie geschlossen hatten, daß sie nicht schießen konnten. 7000 Serben wurden in die Save gedrängt, so daß diese sich staute und eine rote Färbung zeigte. Aus einem anderen uns vorliegenden Bericht lassen wir noch einige Einzelheiten aus dem Endkampf auf der Savebrücke folgen: Kaum hörten wir den Lärm und das Getrampel der Flüchtenden auf der Brücke, vor deren Eingang eine serbische Batterie stand, als wir auch schon zur Hand waren. Auf ungefähr 120 Schritt schossen wir in die dichten Haufen hinein, so daß sie zu Dutzenden zusammenstürzten. Im Nu hatten wir die serbischen Geschütze gegen die Brücke gewendet und auf die flüchtenden Serben abgefeuert; zum Glück waren viele von den Serben selbst bereitgestellte Schrapnelle vorhanden. Die auf der Brücke in Massen sich drängenden Feinde konnten nicht durch, da die Ein- und Auszänge verstopft waren; die meisten fielen oder sprangen in die Save und ertranken. Hunderte wurden zusammengeschossen; das Flußufer war

Eingreifen der Artillerie in der Schlacht bei Allenburg—Nordenburg—Angerburg.
Nach einer Originalzeichnung von O. Merte.

derart mit Leichen bedeckt, daß man dort nicht gehen konnte; in Haufen lagen sie neben- und übereinander. Es war etwa elf Uhr nachts.

Der Mond trat aus dem Gewölk und beschien mit seiner bleichen Silberhelle die schauerlich schöne Szenerie, deren Eigenart durch die glutroten Flammen der explodierenden serbischen Munitionswagen noch erhöht wurde; die herauszischenden Raketen fuhren wie Leuchtballen über das glitzernde Wasser und ließen alles noch deutlicher erkennen. Mittlerweile versuchten serbische Abteilungen an einer flußabwärts befindlichen Stelle auf Flößen herüberzukommen, um uns in den Rücken zu fallen. Die schlaue Absicht der Serben wurde aber vollständig vereitelt; alle wurden sie erschossen, oder sie ertranken. —

Kurz nach dieser vernichtenden Niederlage drangen reguläre serbische Truppen und größere Banden von Komitatschi an mehreren Stellen gleichzeitig in Syrmien und in den Banat ein. Syrmien wird von der Donau und Save, beziehungsweise den Komitaten Pozsega, Virovititz, Bács-Bodrog und Torontál, sowie von Bosnien und Serbien begrenzt und umfaßt ein Areal von 6810 Quadratkilometer. Die Serben überschritten im Westen bei Obrenovatz-Progar, Pravo-Novoselo-Kupinovo und Oresac-Grabovac die Save, um in Syrmien einzufallen, darunter auch mehrere tausend Mann, die bisher bei Belgrad gestanden hatten. Die Gesamtzahl der in Syrmien eingedrungenen serbischen Truppen wurde mit etwa 15000 Mann angegeben, mit Einschluß der Freischärler. Ihr Vormarsch wurde sofort vom k. u. k. Aufklärungsdienst festgestellt. Man ließ aber die in Syrmien eingefallenen Serben, ebenso wie es mit der Timokdivision bei Mitrowitza geschehen war, unbehelligt einmarschieren und den Übergang vollenden. Die feindlichen Truppen, die leichtes Geschütz und Maschinengewehre mitführten und bei denen sich auch eine Regimentsmusik befand, setzten sich in zwei Abteilungen in der Richtung gegen India in Marsch. Die Serben wurden in einer ähnlichen Lage wie bei Mitrowitza—Ruma von den österreichisch-ungarischen Truppen gestellt. Es entwickelte sich ein Kampf, der auf der ganzen Linie mit großer Hartnäckigkeit geführt wurde. Als die k. u. k. Truppen die von Peterwardein anrückenden Verstärkungen einsetzen konnten, nahm der Kampf einen raschen, für den Feind ungünstigen Verlauf. Besonders durch die Artillerie unserer Verbündeten erlitten die Serben furchtbare Verluste. Ein Teil wurde von ihrer Rückzugslinie abgeschnitten. Alle Versuche, die Linien der österreichisch-ungarischen Truppen zu durchbrechen, scheiterten an deren bewunderungswürdigen Haltung. Das Ergebnis des Einfalls war eine völlige Niederlage der Serben, die Tausende an Gefallenen und Gefangenen verloren.

Ein weiterer serbischer Angriff erfolgte seitens der im Raume von Vilikoselo in der Stärke einer halben Division versammelten serbischen Truppen. Diese eröffneten am 12. September gegen ein Uhr mittags aus mehreren schweren Batterien von der serbischen Grenze aus ein Bombardement gegen die offene Stadt Pancsova. Die österreichisch-ungarischen, in geringer Zahl hier stehenden Beobachtungstruppen zogen sich bei Beginn der Kanonade zurück, nachdem sie festgestellt hatten, daß die Serben den Übergang über die Donau unter dem Feuer ihrer Batterien durchführen wollten. Nach einem kurzen Scheinwiderstand ließ man befehlgemäß die serbischen Abteilungen den Übergang über die Donau vollziehen. Das Bombardement gegen Pancsova, das mit wechselnder Heftigkeit zwei Stunden lang fortgesetzt wurde, richtete dort geringen Schaden an. Es wurde eine Anzahl Gebäude in Trümmer gelegt, ein Brand, der an einer Stelle ausbrach, konnte jedoch rasch gelöscht werden. Inzwischen hatten die Serben, etwa 7000—8000 Mann stark, den Übergang vollzogen und rückten, leichte Artillerie mit sich führend, gegen Pancsova vor. Sie waren, wie immer, von Freischärlern begleitet, die die Vorhut bildeten. Während ein Teil der Serben sich gegen die Stadt Pancsova wandte, setzte ihre Hauptmasse den Marsch in der Richtung Dolovo fort. Dort wurden die Serben vom Gegner gestellt und zum offenen Kampfe gezwungen. Sie zeigten sich auch diesmal den österreichisch-ungarischen Truppen nicht gewachsen und wurden nach kurzem Artilleriegefecht im Bajonettkampf über den Haufen geworfen. Damit waren nun die serbischen Angriffsversuche verlustreich zusammengebrochen. Ganze Scharen der Serben wurden zu Gefangenen gemacht, fast ihre ganze Artillerie erbeutet. Ein kleiner Rest ging über die Donau zurück, wobei wieder Hunderte ums Leben kamen. Ein Monitor beschoß die Fliehenden und zerstörte die serbischen Batteriestellungen gegenüber von Pancsova. Die in Pancsova selbst eingedrungenen Serben fanden in der Mehrzahl den Tod.

Ein österreichischer Teilnehmer am Kampfe entwarf in der „Neuen Freien Presse“ folgendes packende Bild von der Zurückweisung dieser serbischen Einbruchsversuche:

„Diesen Bericht, der den Ruhm meines braven Regiments und der Infanteriedivision, der es angehört, kurz darstellen soll, schreibe ich in dem Schilf eines tiefen Grabens, geschützt gegen die sengende Sonne Syrmiens. Von Süd und West tönt Kanonendonner, Dörfer brennen rings am Horizont; längst achten wir nicht mehr solcher Bilder. Das Regiment liegt mit der Division in einer Lauerstellung. Düster und ernst ist die Stimmung der braven Mannschaft und der Offiziere. Denn manche der Kameraden sind vorgestern gefallen, verblutet oder verwundet auf dem Felde der Ehre. Aber die Opfer waren nicht vergeblich: das Regiment hat den Tag gerettet und zum Erfolg am nachhaltigsten beigetragen.

Seit zwei Tagen lagern wir in einem reichen syrmischen Dorfe mit über 60 Meter breiter Hauptstraße, öde wie alle Dörfer hier. Vom Gegner keine Spur. Am Saveufer steht zur Sicherung kroatische Honved. Das Regiment wird sich hier von den serbischen Kämpfen erholen. Der Meinung ist wohl auch das Divisionskommando, denn für Sonntag, acht Uhr früh, ist zu Ehren der Gefallenen eine Festmesse angesetzt.

Um neun Uhr kommt der Abmarschbefehl nach Norden gegen Ruma. Das Regiment wird alarmiert und sammelt sich auf dem Alarmplatz. Plötzlich, um halb zehn Uhr vormittags, kommen zwei Honvedsoldaten, die zwei Verwundete schleppen. Sie melden atemlos, daß gegen zwei Uhr nachts nur sechs Kilometer von uns entfernt große Abteilungen von Serben mit Artillerie und Maschinengewehren über die Save gegangen seien. Die Feldwachen seien überwältigt, die Hauptposten, nachdem sie ihre Munition verschossen, meist getötet oder gefangen genommen worden. Die Verwundeten bestätigen die merkwürdige Meldung.

Das Regimentskommando entschließt sich darauf kurz, das Regiment vor der Westfront des Ortes mit der Front nach Südwest in Gefechtsstellung zu bringen und die über die Save gekommenen Serben anzugreifen. Nachrichten- und Gefechtspatrouillen werden ausgesendet. Wir liegen indes in gespannter Erwartung vor der Front in etwa vier Kilometer Ausdehnung. Denn es muß ein großer Raum gesichert werden, da wir die Kräfte nicht kennen, nicht überflügelt werden dürfen und schließlich auf das Eingreifen der anderen Truppen unserer Division hofften, die sofort verständigt wurden.

Um elf Uhr beginnt das Vorgehen über die weite Ebene, die stellenweise mit hohem Kukuruz, der Roß und Reiter überragt, bepflanzt ist. Die springenden weißen Wölkchen der Schrapnelle zeigen uns, daß die serbische Artillerie uns bereits aufs Korn nimmt. Sie werden zahlreicher, die Sprengpunkte niedriger, und schon fallen auch zahlreiche Granaten mit schrecklichem Gedröhne vom jenseitigen Saveufer in und vor unsere Schwarmlinien. Doch unaufhaltsam dringt unsere Infanterie vor trotz des heftigen Gewehrfeuers, das nun beginnt. Die an der Straße sehr gut eingegrabenen Serben überschütten uns mit Gewehrfeuer, das, da es meist zu hoch geht, in unseren Reserven aufräumt.

Aber unaufhaltsam vorwärts dringt unser Regiment, obwohl oft ganze Schwarmlinien auf dem glacisartigen Gelände gefällt werden und viele Offiziere fallen. Die zahlreichen Verwundeten strömen zurück auf die drei Hilfsplätze, die zum Teil im feindlichen Feuer arbeiten. Von dort werden sie auf Wagen in die Schule des Ortes, die inzwischen eingerichtet worden ist, und in zahlreiche Häuser gebracht.

Trotz der großen Verluste und obwohl unsere Haubitzdivision, die hinter einem Heuschober am Südende des Ortes aufgestellt ist, gegen die wie immer unsichtbar eingegrabene serbische Artillerie nur wenig wirken kann, geht das Regiment bis auf 300 Schritt an den Feind heran.



Algerische Schützen. Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.



Indische Reiterei auf dem Marsch.

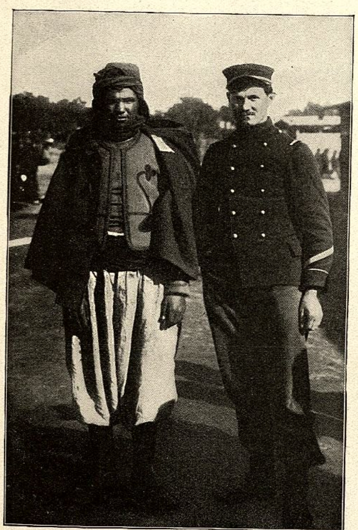
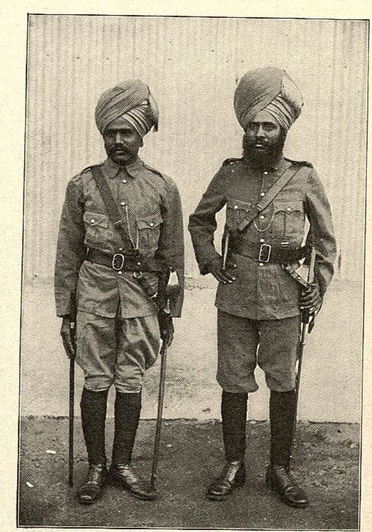


Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

Turko und Franzose im Gefangenenlager zu Friedrichsfeld.



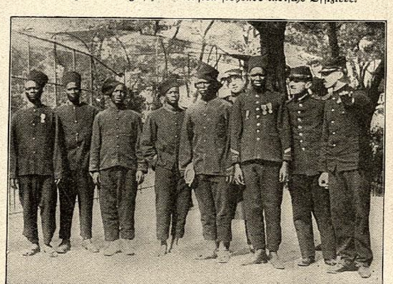
Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Zwei in englischen Diensten stehende indische Offiziere.



Phot. Kester & Co., München.

Einmarsch eines kanadischen Rifleregiments in London.



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Schwarze Senegaltruppen.

Fremdländische Hilfstruppen auf dem westlichen Kriegschauplatz.

Wunder der Selbstlosigkeit und Tapferkeit werden im Kugelregen verrichtet. Ein verwundeter Offizier bleibt noch eine Stunde trotz großen Blutverlustes in der Schwarmlinie, geht dann eine Stunde weit in den Ort, sammelt die Munitionsträger und Wagen und führt sie persönlich in die Gefechtslinie. Ein Offiziersbursche geht hinter die eigene Schwarmlinie ins feindliche Feuer, schultert einen Unteroffizier, der am Fuße verwundet ist, und trägt ihn zur Verwundetenträgerpatrouille.

Solcher Heldentaten ließen sich noch viele berichten, denn beinahe jeder, der in einem solchen Feuer aushält, ist ein Held. Das Regiment hat gegen mehr als eine dreifache Übermacht an Infanterie und an Artilleriefeuer sich allein bis sechs Uhr abends gewehrt. Erst da kommt das Bruderregiment und geht gegen die linke Flanke des Gegners vor. — Die Brigade stößt bei Eintritt der Dunkelheit mit Teilen eines Infanteriebataillons in der rechten Flanke mit gefälltem Bajonett vor, und der Rest des Gegners, der noch eingeschlossen ist, bittet um Gnade. Nur wenige Schüsse fallen. Dann sieht man, daß die Floßbrücke der Serben zerschossen ist und viele Serben und einige Geschütze in der Save versinken, nachdem ersteres versucht hatten, das andere Ufer schwimmend zu erreichen. Ungefähr 4700 Gefangene, 8 Maschinengewehre und 4 Geschütze sind in unseren Händen, zahlreiche serbische Verwundete und Leichname decken das Feld.

Doch hat auch unser Regiment viel Herzblut vergossen."

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

In der Etappe.

(Hierzu die Bilder Seite 285—287.)

Eine Etappe hat die wichtige Aufgabe, den Verkehr zwischen der Front und der Heimat aufrecht zu erhalten; sie ist Sammel- und Speisebecken zugleich.

Das wichtigste für die fechtende Truppe ist Munition; Gewehr und Kanone wollen fleißig gespeist werden, um dem Feinde ihre heißen Grüße senden zu können. Deshalb kommen endlose Reihen von Munitionskolonnen vom Schlachtfeld herein, um neuen Schießvorrat zu holen; bespritzt bis oben rollen die schweren Wagen einher, gezogen von prächtigen schweren Pferden und geleitet von ernsten Landwehrleuten, bei denen der Kriegsvollbart und die scharfen Gesichtszüge sich zu einem kräftigen, eindrucksvollen Bilde vereinen.

An der Ladestelle warten Landsturmleute, um die hohlen Leiber der Lastautos mit Granaten, Schrapnellen und Patronen zu füllen.

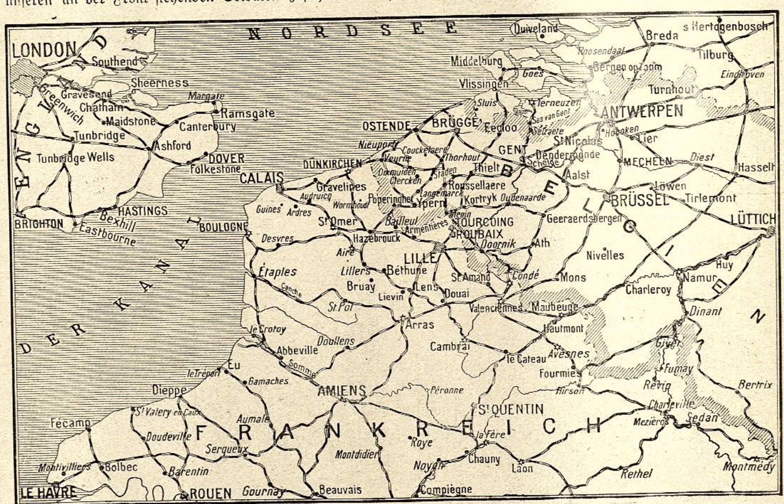
Auf der anderen Seite der Straße holpern Leiterwagen und andre Fuhrwerke mit Blahen bedeckt heran, die aus den Feldbäckereien und Depots Kommißbrot, Konservenfleisch und Suppeneinlagen, vielleicht auch einige Fässer Bier unseren an der Front stehenden Soldaten zuführen.

Dazwischen rattern und knattern leichte Autos zu den Güterwagen, auf denen noch die Aufschrift prangt: „Löwenbräu, Spatenbräu — München". Aus diesen Wagen kommt aber jetzt kein bayerisches Bier, sondern Lysol, Karbol, Verbandzeug und Tragbahren. Dies alles nehmen die leichten Autos auf und bringen es an die Verbandplätze.

Hochbepackt sieht man auch die verschiedenen Feldpostautos. Neben und zwischen diesen Wagenreihen müssen aber zur Front marschierende und reitende Truppen sich durchwinden. Entsteht dann, wie es leicht geschieht, eine Stockung oder ein Zusammenstoß, so entwirren einige kräftige soldatische Kosenamen oder ein Witzwort hinüber und herüber rasch den Knäuel von Menschen, Pferden und Wagen und retten die verwickelte Lage.

Oder der blutige Ernst des Krieges bringt die Kolonnen sofort zum Halten; es tritt plötzlich eine feierliche Stille ein: man läßt einen Zug von langsam schreitenden oder hinkenden Gestalten an den Wagen vorbei. Es sind Verwundete, bleichen Angesichts, mit Binden an Kopf oder Arm; sie gehen zum Lazarettzug, der sie in die Heimat bringen soll.

Schwerverwundete werden zum Bahnhof gefahren. Hier treffen sie auch wohl mit französischen Gefangenen zusammen, die ins Innere des Landes abgeführt werden



Der Kriegschauplatz in Belgien und Nordwestfrankreich.



Angriff deutscher Kavallerie bei Hazebrouck am 10. Oktober 1914.
Nach einer Originalzeichnung von M. Barascudts.



Deutsche Vorhut in St. Amand auf dem Vormarsch nach Lille.

Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

sollen. Jetzt naht sich eine lange Reihe von eroberten französischen Kanonen dem Bahnhof. Bayrische Landsturmleute (München I) mit der schwarzen Mütze und dem goldenen Kreuz darauf ziehen zerschossene, zerbeulte Kanonen oder noch mit Schrapnellen gefüllte Protzen zur Güterrampe, von wo sie als Siegesbeute nach den Hauptstädten verteilt werden.

Auf einmal sieht man eine Bewegung unter den Offizieren, Soldaten, Verwundeten am Bahnhof; Zeitungen kommen zur Verteilung, die man begierig erhascht, um sie später ebenso begierig zu lesen; nichts ist ja dem Soldaten willkommener, als wieder einmal von der Welt da draußen etwas zu erfahren.

So lebhaft geht es in einer Etappe zu, und so vielseitig sind ihre Vermittlungsdienste zwischen Heimat und Front.

Die Reiterschlacht bei Lille.

(Hierzu die Bilder Seite 293—295 und die Karte Seite 292.)

Die französisch-englischen Versuche, unseren rechten Flügel auf dem westlichen Kriegschauplatze zu umgehen, sind dank der guten Führung, der Ausdauer und Tapferkeit unserer Truppen alle kläglich gescheitert. Sie haben durch das immer weiter nach Norden sich richtende Ausgreifen des Feindes nach und nach dahin geführt, daß sich der nordwestliche Flügel der riesigen Schlachtfront bis an das Gestade der Nordsee ausdehnte. Das hat eine ganz neue Lage geschaffen, die nach dem Fall der Festung Antwerpen dadurch noch verwickelter wurde, daß die Trümmer der englisch-belgischen Besatzungsarmee über die beiden Häfen Ostende und Dünkirchen nach Nordfrankreich zu entkommen trachteten, was unsere Truppen, die diesen Resten dicht auf den Fersen blieben, nur teilweise zu verhindern vermochten. Während nun auf der ganzen übrigen Front die Möglichkeiten moderner Feldbefestigungskunst in Geltung traten, so daß weder in der Mitte, noch auf unserem linken Flügel entscheidende Erfolge erzielt wurden, waren unsere Truppen am äußersten rechten Flügel in unaufhörlicher Bewegung, die, da der Feind hier überall in die Verteidigungstellung gedrängt wurde, schließlich zur Bildung einer langgestreckten Schlachtfront zwischen Nieuport—Dixmuiden—Ypern und südlich davon bis La Bassée führte.

In Voraussicht alles dessen setzte aber unsere Armeeleitung zuvor schon starke Streitkräfte gegen Lille in Bewegung, und hier, westlich dieses umstrittenen Platzes, kam es schon vor den Kämpfen entlang dem Yserkanal zum Schlagen. Unter diesen Zusammenstößen sind zwei Reiterschlachten besonders bemerkenswert, über die das deutsche Hauptquartier sich nur kurz ausließ: „Westlich Lille ist von unserer Kavallerie am 10. Oktober eine französische Kavalleriedivision völlig, bei Hazebrouck eine andere französische Kavalleriedivision unter schweren Verlusten geschlagen worden."

Ein Italiener, der französische Korrespondent des „Mattino", hatte Gelegenheit, den Anmarsch unserer Truppen zu beobachten. Er hatte sich wenige Tage zuvor in Lille aufgehalten, um sich in eigener Person davon zu überzeugen, ob ein in Paris verbreitetes Gerücht, man sei in der nordwestlichen Ecke Frankreichs im Begriff, ein neues französisches Heer zu bilden, auf Wahrheit beruhe; seine Mitteilungen brachten auch manche Anerkennung, und die ist aus dem Munde eines offenbar nur wenig deutschfreundlich Gesinnten wertvoll. In Lille hörte er, daß in dem benachbarten Tournai eine deutsche Ulanenpatrouille erschienen sei, nachdem bereits in St. Amand die Vorhut anrückender deutscher Streitkräfte eingetroffen war. Zahlreiche Flüchtlinge waren in Lille eingetroffen, die von den dortigen Zeitungen wegen ihrer unbesonnenen Flucht heftig getadelt wurden. Der Italiener konnte nun der Lockung nicht widerstehen, sich nach Tournai zu begeben, um sich die gefürchteten Ulanen einmal anzusehen. Dort angekommen, fand er den Platz frei. Während er sich in einer Fahrradhandlung mit dem Ankauf eines Rades befaßte, kam plötzlich draußen auf der Straße eine Patrouille von vier Ulanen, die Lanzen über den Sattel gelegt, vorübergeritten. Der Führer erkundigte sich mit vorgehaltenem Revolver bei einem Einwohner über den Weg nach Lille. Gleich darauf fand der Korrespondent zwanzig deutsche Radfahrer vor der Kathedrale stehen und an der Brücke über den Kanal mehrere abgesessene Ulanenposten. Während er sich diese nun in Muße betrachtete, nahten, so erzählt er, plötzlich ungeheure Reitermassen. Zuerst Ulanen, auf jungen, kräftigen Pferden, dann, wie es schien, die Totenkopfhusaren. Sie würdigten die Volksmenge in den Straßen keines Blickes — und immer neue Schwadronen rückten heran. Dann folgten bayrische Chevaulegers, endlich, die „Wacht am Rhein" singend, Infanterie. Ihre Haltung und die sichere Ruhe ihres rhythmischen Schrittes gefielen ihm außerordentlich. Er vermutet, daß er ein ganzes Armeekorps beobachtet habe, das, von Mons kommend, nach Lille vorging, und daß er Zeuge eines Vorstoßes von größter Bedeutung geworden sei. Er beschloß nun, in der deutschen Linie zu bleiben, und rühmt dann in einer zweiten Mitteilung das musterhafte Benehmen der deutschen Soldaten, die man in Frankreich und sonst im Auslande als Barbaren zu bezeichnen beliebe.

Der Italiener hat offenbar die Truppen gesehen, deren Kavallerie wenige Tage später westlich Lille und bei Hazebrouck auf französische Reiterei stieß, und so gründlich mit ihr aufräumte. Es war jedenfalls wieder einmal eine schneidige deutsche Reitertat, die dem Feinde sehr herbe Verluste beifügte. Besteht doch die französische Division aus drei Kavalleriebrigaden zu je zwei Regimentern, jedes zu vier Eskadronen gerechnet. Jeder Kavalleriebrigade ist eine Maschinengewehrkompanie zugeteilt, außerdem eine berittene Telegraphen-, eine Sappeur- und eine Radfahrerabteilung, ungerechnet die Ambulanz. Es sind also die Träger von fast 9000 Säbeln, die unsere schneidigen Reiter westlich Lille und Hazebrouck in offenbarer Begegnungsschlacht mit stürmischer Wucht in die Pfanne gehauen haben.

Die Schlacht bei Wehlau—Allenburg—Nordenburg—Angerburg.

(Hierzu das Bild Seite 288 289.)

Die von General v. Rennenkampf geführte russische Wilna- oder Njemenarmee war in der Richtung des Pregels über Gumbinnen und Insterburg vorgedrungen, überall Schrecken verbreitend. „Die Menschen flogen vor ihr her, wie wenn der Wolf die Herde scheucht," könnte man in Anlehnung an das Dichterwort sagen. Diese zweite russische (Wilna-)Armee hatte Tapiau erreicht und beschossen, wobei am meisten die Umgebung des Marktes litt. Nicht einmal die Besserungs- und Landespflegeanstalt mit rund 500 Kranken ward verschont. Die auf dem Turme der Anstalt wehenden Fahnen des Roten Kreuzes dienten den Russen vielmehr als — Zielscheibe. Elf Kranke wurden bei der Beschießung getötet, mehrere verletzt.

Die Hauptmasse der Russen stand zwischen Wehlau—Allenburg—Gerdauen—Nordenburg—Angerburg. Diese Linie wurde unter geschickter Benutzung der Bodenverhältnisse und der natürlichen Hilfsmittel zur Verteidigung eingerichtet; Rennenkampf hatte also offenbar nicht die Absicht zu weiterem Vordringen. Seine Stellung aber wollte er mit Macht halten, was aus den herbeigebrachten schweren Belagerungsgeschützen hervorgeht, die zur Belagerung preußischer Festungen bestimmt waren. Sehr deutlich ist durch die bezeichnete, etwa 60 Kilometer lange Luftlinie die Aufmarschrichtung des Feindes gegeben.

Über die Operationen des deutschen Angriffsheeres gibt der Bericht des stellvertretenden Generalkommandos des 17. Armeekorps in der Zeit von Mitte August bis Mitte September 1914 ein übersichtliches Bild. Danach ging das Korps nach kurzer Ruhe und Ergänzung der Munition am 4. September wieder in nordöstlicher Richtung vor, um im Verein mit anderen Kräften durch die Engen der Masurischen Seen den linken Flügel der inzwischen erheblich verstärkten russischen Njemenarmee anzugreifen. Die starken Stellungen, die der Feind zum Schutze seines schon eingeleiteten Rückzuges an den Seenengen nordöstlich Lötzen mit großem Geschick tagelang ausgebaut hatte, wurden am 8. und 9. September nach wirksamer Beschießung durch Feld- und schwere Artillerie im Sturm genommen. Der Feind ging überall nach hartnäckiger Verteidigung zurück. In einem dieser Gefechte nahm die erste Kompanie des Danziger Infanterieregiments Nr. 128 eine russische Batterie im Sturm.

In der weiteren Verfolgung brach das 17. Armeekorps auch am 10., 11. und 12. September den Widerstand des Feindes überall, wo dieser seinen Rückzug noch in verstärkten Stellungen zu decken suchte. Hierbei kam es wiederholt zu nächtlichen Bajonettkämpfen.

Bei allen diesen Kämpfen waren Truppen von der Südgrenze bei Soldau, aus Königsberg und aus anderen Orten zusammengezogen worden. Die Südgrenze hatte nur die notwendigsten Kräfte behalten, um einem etwaigen neuen Vordringen des Feindes von Mlawa her zu begegnen. Unsere Heeresleitung ging am 10. September zwischen Nordenburg und Angerburg gegen die russische Haupt-



Deutsche Vorposten tränken ihre Pferde in St. Amand.

Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

armee zu dem so oft bewährten Flankenangriff über. Den russischen rechten Flügel bei Wehlau—Allenburg schützten die Moorgegenden des Frischingflusses und andere natürliche Hindernisse vor Überraschungen; der linke Flügel war gegen drohende Umklammerungen durch das 22. (finnische) Armeekorps gedeckt.

Am Donnerstag den 10. September herrschte in der Morgenfrühe lebhafter Wind. Zwischen den Städten Drengfurt und Angerburg tobte der Kampf besonders scharf. Immer neue Rauchsäulen stiegen zum Himmel. Der Wind fegte sie zur Erde nieder. Über der Walstatt erschienen kleine, wolkenartige Gebilde, die Schrapnelle, die einen Augenblick am unteren Rande schwarz erschienen und dann ihren vernichtenden Inhalt herniederschütteten. In einem Soldatenbriefe heißt es darüber: „Wir rückten mit der Bahn nach Nordenburg und nachher in Märschen bis zwischen Darkehmen und Goldap, wo wir auf den Feind stießen. Das erste tödliche Ringen begann um sieben Uhr früh auf der ganzen Linie und währte bis drei Uhr morgens am nächsten Tage. Dann mußten wir uns zurückziehen, da der Feind viermal stärker war. Später aber blühten uns die Rosen."

Sehr eindrucksvoll schildert ein deutscher Offizier die große Bedrängnis seines Bataillons in jener für uns siegreichen Entscheidungsschlacht:

„Es war nach hartem Ringen bereits die zweite Stunde nachmittags; seit früh fünf Uhr tobte der Kampf. Stundenlang pfiffen uns die Kugeln um den Kopf, und fast alle Pferde und Mannschaften meiner nächsten Umgebung liegen in ihrem Blute, auch mein braver Rappe, den ich gestellt bekommen habe. Unser Bataillon ist bis zur letzten Reserve eingesetzt und hat sich bis auf 200 Meter an den Feind herangelassen, der aber zäh und fest in seiner Verschanzung festhält und uns ein mörderisches Feuer entgegenhagelt. Unsere Schützenlinie wird beängstigend dünner, einer nach dem anderen sinkt blutend nieder und haucht sein braves Leben aus. Mit dem Oberstleutnant, dem Kommandeur, liege ich im Hagel der Geschosse, 50 Meter zurück, zur Not gedeckt; die Artillerie, unsere einzige Rettung, liegt 1000 Meter zurück. Der Feind jagt immer neue Verstärkungen in seine Schützenlinie, und immer dichter hageln die Geschosse. Hilfe tut dringend not; unser braves Bataillon ist am Verbluten, und immer stärker drängt der Feind. Da fällt der Blick des Kommandeurs auf mich und mein gesundes Pferd. Er sagt mir nichts; aber ich verstehe ihn ohne Worte. Ein kurzer Händedruck, ein kurzes Lebewohl, und durch ein ohrenzerreißendes Granat- und Gewehrfeuer jage ich zurück, die ersehnte rettende Artillerie vorzureißen ... Wie ich die Batterie erreichte, weiß ich nicht. Mit Gottes Hilfe gelang es mir aber, unversehrt die Stellungen zu erreichen und drei Batterien nach vorwärts zu reißen. Noch einmal in rasendem Tempo zurück durch dasselbe Feuer, und glücklich gelangte ich zu meinem Bataillon. Mit donnerndem Gepolter raste unsere Artillerie heran, und nun ging's mit Hurra drauf los. Reihenweise fielen die Russen, zu Haufen lagen ihre Toten; scharenweise flüchteten sie auf unser Schrapnellfeuer aus ihren Verschanzungen, und kaum waren sie sichtbar, so knallten unsere Schützen sie nieder ... Rings brannten die Dörfer und herrlichen Güter. Blutigrot war der Himmel gefärbt. Dann erst deckte barmherzig das Dunkel der Nacht das grausige Schlachtfeld."

Nun konnten die Ostpreußen endlich erleichtert aufatmen. Knapp und klar wie immer berichtete der Generalquartiermeister v. Stein am 13. September über die Sachlage wie folgt: „In Ostpreußen ist die Lage hervorragend gut. Die russische Armee flieht ‚in vollster Auflösung'. Bisher hat sie mindestens 150 Geschütze und 20 000—30 000 unverwundete Gefangene verloren."

Selbst die russische Heeresleitung konnte die Niederlage nicht beschönigen; daß aber zwei große Armeen geradezu vernichtet sind, wissen in Rußland nur wenige.

Eroberung der Fahne in der Schlacht bei Zamosc.
Nach Berichten eines Augenzeugen gezeichnet von Fritz Neumann.

Eroberung einer Fahne bei Zamosc.

(Hierzu das Bild Seite 296/297.)

Die Schlacht, die in dem großen Raum Zamosc—Tyszowcze vom 25. August bis 1. September tobte und über die wir eingehend bereits auf Seite 116 berichteten, war bis dahin eine der größten, die je auf dem Festlande Europas ausgefochten wurde. Es kennzeichnet den gegenwärtigen Weltkrieg, daß diese glänzende Waffentat, die mit dem vollständigen Sieg der Armee des Generals v. Auffenberg über die Russen endete, heute durch noch längere und blutigere Schlachten bereits in zweite Linie rückt. Sie wird aber für alle Zeiten ein Glanzpunkt unter den Heldentaten der österreichisch-ungarischen Heere bleiben. Scharen von Gefangenen, über 200 Geschütze und viele Maschinengewehre fielen in die Hände der Sieger. Unter dem reichen erbeuteten Kriegsmaterial fanden sich auch mehrere russische Fahnen. Unser Bild zeigt die Eroberung einer solchen. Ein blutiger Kampf ging diesem Triumph voraus. Die Russen verteidigten ihr militärisches Heiligtum mit ungemeiner Tapferkeit. Aber ein unerwarteter Schrapnellschuß brachte furchtbare Verwirrung in ihre Reihen. Einige wendeten sich, um zu fliehen. Der Fähnrich hielt seine Zier hoch, aber schon hatte ein tapferer österreichischer Infanterist sich bis zu ihm durchgearbeitet und versetzte ihm mit dem Gewehrkolben einen wuchtigen Schlag. Die Russen beginnen zu wanken. An der Spitze der Seinen stürmt der österreichische Hauptmann vor. Die Russen fliehen, ihre Fahne aber gelangt in den Besitz ihrer heldenhaften Verfolger.

Fremdländische Hilfsvölker unsrer Gegner.

(Hierzu die Bilder Seite 291.)

Es ist keine neue Erscheinung, daß die Feinde, gegen die wir um Ehre und Freiheit unseres Vaterlandes ringen, in ihren europäischen Kriegen auch Eingeborenentruppen aus ihren Kolonien zur Hilfeleistung heranziehen. Schon im Kriege von 1870/71 knüpften die Franzosen an ihre aus Kabylen und Negern gebildeten Turkoregimenter die größten Hoffnungen, die sich aber keineswegs erfüllten. Damals fehlte es nicht an englischen Stimmen, die sich voll Entrüstung dagegen wendeten, daß man „Wilde" gegen Europäer in den Kampf brachte. Aber schon 1877, als die Russen Konstantinopel bedrohten, holte der Brite selber indische Truppen nach dem Westen, ebenso 1882 in den ägyptischen Unruhen, und im Jahre 1900 sogar gegen die für ihre Unabhängigkeit streitenden Buren!

Etwa drei Jahre dürfte es her sein, daß angesehene französische Militärschriftsteller in verschiedenen Blättern die Forderung aufstellten, das durch den Geburtenrückgang in Frankreich drohende zahlenmäßige Zurückbleiben der französischen Armee hinter der deutschen bei einem ausbrechenden europäischen Krieg durch Heranziehen von Senegalschützen, also Negern, auszugleichen. Ein großer Teil gerade der liberalen englischen Presse wandte sich damals wiederum entrüstet gegen solche „barbarische, menschenunwürdige" Pläne; lebten doch in jener Zeit viele in die politische Hexenküche von Sir Grey und Genossen nicht eingeweihte Engländer der Meinung, daß ein freundlicher Ausgleich mit Deutschland möglich sei, und fürchteten deshalb, daß ihre eigenen Landsleute unter Umständen gegen jene Neger kämpfen müßten. Jetzt aber, da es gegen den Deutschen geht, ist jede Hilfe recht, jeder europäische Rassenstolz dahin. Englische wie französische Zeitungen berichten in einem wahren Freudenrausch immer wieder von den wunderbaren Eigenschaften dieser — übrigens vielfach sehr gegen ihren Willen herbeigeholten — Hilfstruppen, seien es nun indische Gurkha, Sikh, Afridi und Pathan oder afrikanische Neger, Madegassen, Berber und Neger, deren Gesamtheit der nicht im mindesten durch sie eingeschüchterte deutsche Soldatenhumor kurzweg „Hagenbecks Völkerschau" benannt hat.



Drei Brüder, die sich freiwillig beim Feldartillerieregiment Nr. 76 meldeten und nicht nur bei der gleichen Batterie, sondern sogar beim gleichen Geschütz als Fahrer dienen.

Was die Zahl anbelangt, so schwanken die Angaben sehr beträchtlich. Es konnte natürlich nur ein Teil herangezogen werden; auch sollen sich die Mohammedaner, also die Afridi und Pathan, sowie die aus Nordafrika stammenden Anhänger des Islams als nicht völlig zuverlässig erwiesen haben. An Eingeborenentruppen überhaupt hat Frankreich 4 Regimenter Tonkinesen, 1 Regiment Anamiten, 3 Regimenter Madegassen, 7 Regimenter und 6 Bataillone Senegalschützen, 2 Regimenter und 2 Bataillone Äquatorialafrikaner, 9 Regimenter eingeborene Schützen aus Nordafrika, sämtlich Infanterie, ferner 68 Batterien eingeborene Artillerie und sonstige kleinere Abteilungen. Die Engländer haben an indischen Truppen 133 Bataillone Infanterie, 39 Bataillone Kavallerie, 13 Batterien Artillerie und kleine Abteilungen für andere Dienstzweige; auch in ihren sonstigen Kolonial- und Einflußgebieten, wie Ägypten, Nigeria, Zentral- und Ostafrika, Njassa, Somaliland usw., haben sie Eingeborenenbataillone gebildet. Die militärischen Formationen in Kanada, Australien und Südafrika dagegen, die auch gegen uns kämpfen sollen, bestehen aus Angehörigen der weißen Rasse und sind nach dem Milizsystem aufgebaut.

Bei Montigny.

(Aus einem Feldpostbrief.)

Landstuhl, den 21. September 1914.

Meine Lieben!

Am Freitag abend hatten wir als Spitze unserer Brigade das Dörfchen Br. östlich Dun s. M. erreicht. Wie immer hatte unsere stolze elfte Kompanie die Ehre, Vorposten zu stellen.

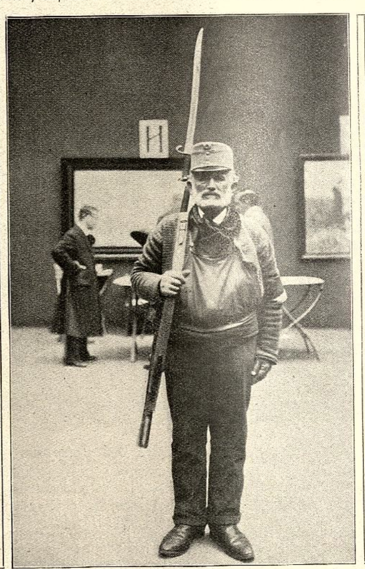
Es war durch Kavalleriepatrouille gemeldet worden, daß die Gegend bis zur Maas frei sei. Die Elfte marschierte also getrost noch etwa 5 Kilometer vor, in einen schönen Wald hinein, stellte zwei Feldwachen und einen Unteroffizierposten aus und begab sich, nach Einteilung der Patrouillen für die Nacht und nachdem gegessen war, zur Ruhe. Ich glaube aber nicht, daß einer von uns trotz unendlicher Müdigkeit die Augen geschlossen hätte, wenn er eine Ahnung der Wahrheit gehabt hätte. Tatsächlich stellte sich am kommenden Morgen heraus, daß 3000 versprengte Franzosen mit einigen Maschinengewehren sich in demselben Walde ganz in unserer Nähe aufhielten. Und in diesem fürchterlichen Wespennest hatten wir Hundert sorglos geschlafen!

Am anderen Morgen dann, als dichte Nebel jede Aussicht verschleierten und plötzlich von allen Seiten die Kugeln pfiffen, wurde uns klar, wo wir eigentlich geschlafen hatten. Aber inzwischen kam Verstärkung und besonders unsere Maschinengewehre; nun atmeten wir erst wieder auf. Und als die Nebelschleier sich langsam verzogen, da hatten wir uns schön eingerichtet im Waldrand.

Und da kommen sie auch schon „vom Walde hiernieder", in hellen Haufen, teilweise mit, teilweise ohne Gewehre, mit und ohne Tornister, wie immer! Und als sie in hellen Haufen und Kolonnen im Tal sich vorwärts wälzten, da legten wir und unsere Maschinengewehre los. In wenigen Augenblicken bedeckten 500 Franzosen den rotgefärbten Grund. Die übrigen 2000—2500 zogen vor, sich gefangennehmen zu lassen. Wir hatten fast keine Verluste!

Klug geworden durch diese Lehre, gingen wir nun mit der allergrößten Vorsicht weiter gegen die Maas. Glühend brannte die Sonne auf uns hernieder, als wir uns in ganz losen Schützenlinien, Mann von Mann 10 Schritte Zwischenraum, Linie von Linie 100 Meter Abstand, gegen Sassey an der Maas in Bewegung setzten. Alle Augenblicke erwarteten wir Feuer in unseren Reihen von einem Berg, der sich in der Ferne, jenseits der Maas, erhob und von dem man wußte, daß er stark befestigt war. Doch kein Schuß fiel, so daß wir alle an eine Falle glaubten, in die man uns locken wollte.

Doch weiter ging's, Schritt für Schritt, in der glühenden Sonne. Unaufhaltsam lief mir ein „Brünnlein" vom Kinn auf die Patronentaschen; Hemd, Unterhose, Waffenrock und Hosen, alles durch und durch zum Auswinden naß. Wie Schlingen legten sich mir die Kartoffelkräuter und Bohnenranken, Disteln und Getreide um die Füße, daß ich kaum



Der älteste Bürgergardist in Budapest, der 73jährige Fuhrmann Ludwig Weiß.

In Budapest bildete sich unter der Führung des Grafen Andrassy eine „Bürgergarde", die nach einer kurzen militärischen Ausbildung den Wachdienst über öffentliche Bauten, Brücken, Krankenhäuser usw. zu versehen hat. Die Budapester Bürgergarde oder, wie sie amtlich genannt wird, das „freiwillige Wachkorps" setzt sich aus militärdienstfreien Bürgern der ungarischen Hauptstadt zusammen, die sich freiwillig melden und den Dienst freiwillig versehen. Die erste, bereits ausgebildete Truppe hat im Oktober einige wichtige Wachposten übernommen. Zweck der Bürgergarde ist, durch Übernahme des Wachdienstes dem aktiven Militär zu ermöglichen, sich auf dem Kriegschauplatz zu betätigen.

vorwärts kam und ganz zornig wurde; dazu der schwere Tornister, und immer wieder die Brille, über die der schmutzige Schweiß lief, putzen! Und so 8 Kilometer weit und dabei immer den durchschossenen Finger in acht nehmen; es war furchtbar hart. Da fiel ich lang hin, jetzt versank ich bis zu den Knien in einem Stück Sumpf; aber abends acht Uhr stehen wir an der Maas, todmüde und doch voll gespannter Erwartung der Dinge.

Eine große steinerne Brücke vor uns zum Dorfe S. war gesprengt, wir mußten also in Pontons hinüber. Wir legten uns hin und warteten auf den angemeldeten Brückentrain. Um einviertel zwölf Uhr in der Nacht kam er dann. Uns war die größte Ruhe anempfohlen worden, denn man hatte keine Ahnung, ob das jenseitige Ufer besetzt war; wir flüsterten daher nur, aber das Abladen und Zuwasserbringen der riesigen Pontons aus Aluminium ging doch nicht so still vonstatten.

Es war Sonntag morgen, den 30. August 1914, um dreiviertel ein Uhr, als mein Hauptmann, mein Major und noch 16 Mann, darunter auch ich, das erste Ponton füllten und abstießen, dem Ungewissen, vielleicht dem Tode entgegen. Lautlose Stille, nur das Geräusch der Ruder, dann ein Ruck, leise von Mann zu Mann weitergegeben: Aussteigen! Jetzt das Geräusch vieler Schuhe auf Aluminium, dann wieder Stille. Lautlos entfernte sich unser Ponton, und da lagen wir 16 Mann mit lautklopfendem Herzen hart am abschüssigen Ufer, als die ersten „über" der Maas. Und nicht lange dauerte es, da lag das ganze III. Bataillon am Ufer; lautlose Stille herrschte, die Offiziere waren um den Major versammelt und redeten leise.

Und während unsere braven Pioniere hinter uns, am anderen Ufer, schon mit dem Aufschlagen der Brücke begannen, pflanzten wir das Seitengewehr auf, und lautlos ging's dem verhängnisvollen Dorf, das gespensterhaft vor uns im Dunkel lag, entgegen, ein Bataillon von ungefähr 600 Mann. Kein deutscher Soldat hatte noch den Ort betreten. Fest umkrampften wir unsere Gewehre, entschlossen, beim ersten Schuß unser Leben teuer zu verkaufen. Doch hindurch ging's durchs Dorf, ohne Zwischenfall den Berg hinauf, vorbei an verlassenen, stark befestigten Stellungen des Feindes. Müdigkeit spürten wir nicht. Was wäre aus uns geworden, wenn der Feind seine Stellungen und das Dorf nicht verlassen gehabt hätte! Wir würden wohl alle auf dem Grunde der Maas für immer schlummern.

Und noch war's nicht ganz Tag, da war die Brücke fertig und die Brigade, sowie ein ganzes Kavalleriekorps drüben. Nun waren wir abgelöst und fühlten uns sicher.

Gegen drei Uhr nachmittags endlich kam die Feldküche — wir hatten unser Essen verdient.

Noch hatten wir nicht ganz abgegessen, da kam die Meldung, daß zwei feindliche Divisionen im Anmarsch seien. Sofort richten wir uns zum Abmarsch, und noch sind wir nicht fertig, so beginnt auch schon das Schießen. Doch die Franzosen kommen zu spät. Wir sind drüben und bleiben, das steht in allen fest.

Wir sind hinter dem linken Flügel unserer Brigade und beginnen Deckungsgräben gegen Artilleriefeuer auszuheben. Schon pfeifen die Kugeln um unsere Köpfe, Granaten und Schrapnelle „singen" rechts und links. Fünfzig Meter von uns fliegt eine feindliche Granate mitten in einen Schützengraben der 119er Grenadiere. Doch es wird Nacht, und das Schießen hört auf. Eine Nacht im engen Deckungsgraben, das heißt zu einer Kugel zusammengerollt, zubringen. In kurzer Zeit schlafen einem Arme und Beine ein, die vom Schwitzen vollständig durchnäßte Kleidung wird wieder kalt, und die Zähne klappern zusammen. Und den ganzen folgenden Tag mußten wir aushalten, während ununterbrochen Granaten pfiffen. Gegen Abend gab's dann einen tollkühnen Angriff einen furchtbar steilen Berg hinan. Mancher Tapfere sinkt hin und färbt den französischen Boden mit seinem Blut. Mit äußerster Anstrengung nehmen wir einen vollbesetzten, befestigten Wald, stoßen durch, werden jedoch wieder in der Richtung auf Montigny zurückgezogen. Hinunter geht's wieder den eroberten Berg, und was wir nun sehen, spottet jeder Beschreibung.

Es ist inzwischen Nacht geworden; im Hintergrunde brennt taghell Montigny, so daß wir ziemlich deutlich sehen



Russischer Angriff auf einen österreichisch-ungarischen Proviantzug auf der Bahnlinie Lemberg—Grodek wird von einem k. u. k. Infanterieregiment mit dem Bajonett abgewiesen.

Nach Berichten eines Augenzeugen gezeichnet von L. Tuszynski.

können. Es war wieder einmal mit Maschinengewehren aus den Häusern auf das soeben angekommene Ersatzbataillon des Regiments Nr. 125 aus Stuttgart geschossen worden; die ersten Toten hatte das gekostet. Und dafür hatte man Montigny angezündet an allen Ecken und Enden. Und nun kommen wir an einem Trauerzug vorüber, der wohl in seiner Furchtbarkeit einzig dasteht. Man hatte die Bewohner von Montigny zusammengetrieben, und diese Leute wurden nun, von deutschen Soldaten eskortiert, von ihrer brennenden Heimat ins nächste Dorf geführt.

Wenn unsere Landsleute das sehen könnten, die in ihren unversehrten Häusern ihrer täglichen Arbeit nachgehen können, die weiter keine Sorgen um Hab und Gut zu haben brauchen, erst dann könnten sie verstehen, was die deutschen Soldaten leisten. Und sie würden ihnen viel, viel dankbarer sein!

Ein österreichisch-ungarischer Proviantzug bei Lemberg.

(Hierzu das Bild Seite 299.)

In heldenmütiger Weise haben sich die österreichisch-ungarischen Truppen wochenlang in und um Lemberg gehalten, obwohl aus strategischen Erwägungen schon zu Anfang des Krieges diese Stadt insofern als verloren galt, als man wußte, daß man sie aus höheren taktischen Gründen, wenn es einmal gelungen sein würde, die Russen in ihre Umgebung zu locken, werde räumen müssen. Nachdem die österreichisch-ungarischen Truppen Lemberg am 3. September verlassen hatten, zogen sie sich südwestlich und stellten sich an der Bahnlinie nach Grodek auf, um hier einen neuen Angriff der Russen zu erwarten. Dieser wurde dann nach tapferer Gegenwehr in einer vieltägigen Schlacht glücklich zurückgeschlagen, nachdem viele Tausende von Russen zu Kriegsgefangenen gemacht worden waren.

Eine Einzelheit dieses Kampfes wird von unserem Künstler festgehalten: das Bild zeigt, wie ein österreichisches Infanterieregiment mit den Bajonetten gegen einen russischen Angriff vorgeht, der sich auf einen Proviantzug auf der Bahnlinie Lemberg—Grodek richtete.

Untergang des englischen Kreuzers „Hawke".

(Hierzu das Bild Seite 301.)

Am 15. Oktober nachmittags versah der englische geschützte Kreuzer „Hawke" mit seinem Schwesterschiff „Theseus" in der nördlichen Nordsee Wachdienst, als plötzlich vor ihnen das Periskop (Sehrohr) eines Unterseebootes sichtbar wurde. Kurze Zeit darauf entsandte letzteres bereits den ersten Torpedo auf den Kreuzer „Theseus", dem es jedoch durch geschicktes Manövrieren gelang, der furchtbaren Gefahr zu entrinnen: der Torpedo ging, sein Ziel verfehlend, seitlich vorbei, und der „Theseus" suchte mit Volldampf das Weite. Um so besser traf der zweite deutsche Torpedo den Kreuzer „Hawke". Er drang bis in den Maschinenraum, wo eine furchtbare Explosion erfolgte, durch die bereits ein großer Teil der Mannschaft ums Leben kam. Das Fahrzeug zeigte sofort starke Schlagseite, und nach wenigen Minuten, nachdem man vergeblich versucht hatte, die Boote auszusetzen, mußten die Offiziere schon den Befehl ausgeben: „Jeder denke an sich selbst!" Die Überlebenden, darunter der Offizier Sydney Austin, der schon den Untergang der „Hogue" miterlebt hatte, berichteten ihren Rettern, daß zwischen dem Torpedoschuß und dem Verschwinden des Kreuzers höchstens vier Minuten verstrichen seien. Fünf Stunden nach der Katastrophe nahm der norwegische Fischdampfer „Modesta" aus einem Boot die wenigen Überlebenden auf, nämlich 49 Mann und einen, nach anderen Berichten drei Offiziere, die er später dem englischen Fischdampfer „Ben Rinnes" übergab.

Der vernichtete Kreuzer „Hawke" lief am 11. März 1891 von Stapel, war also einer der ältesten englischen Kreuzer. Trotzdem können wir mit dem Erfolg des deutschen Unterseebootes — es war dasselbe U 9 und die gleiche Besatzung, die wenige Wochen zuvor schon drei andere englische Kreuzer vernichtet hatte (siehe Seite 140) — sehr zufrieden sein; die große Entfernung von der deutschen Küste, wo dieser Angriff stattfand — südöstlich von Aberdeen — ist ein neuer glänzender Beweis für die von den Feinden nie geahnte Seetüchtigkeit dieser deutschen Fahrzeuge. Die Stimmung in London war denn auch beim Eintreffen der Unglücksnachricht sehr gedrückt. Der Kommandant des U 9 aber, Kapitänleutnant Weddigen, hat für diese neue Heldentat vom Kaiser den Orden Pour le Mérite erhalten.

Die Tätigkeit unserer Pioniere.

Von Oberstleutnant a. D. Frobenius.

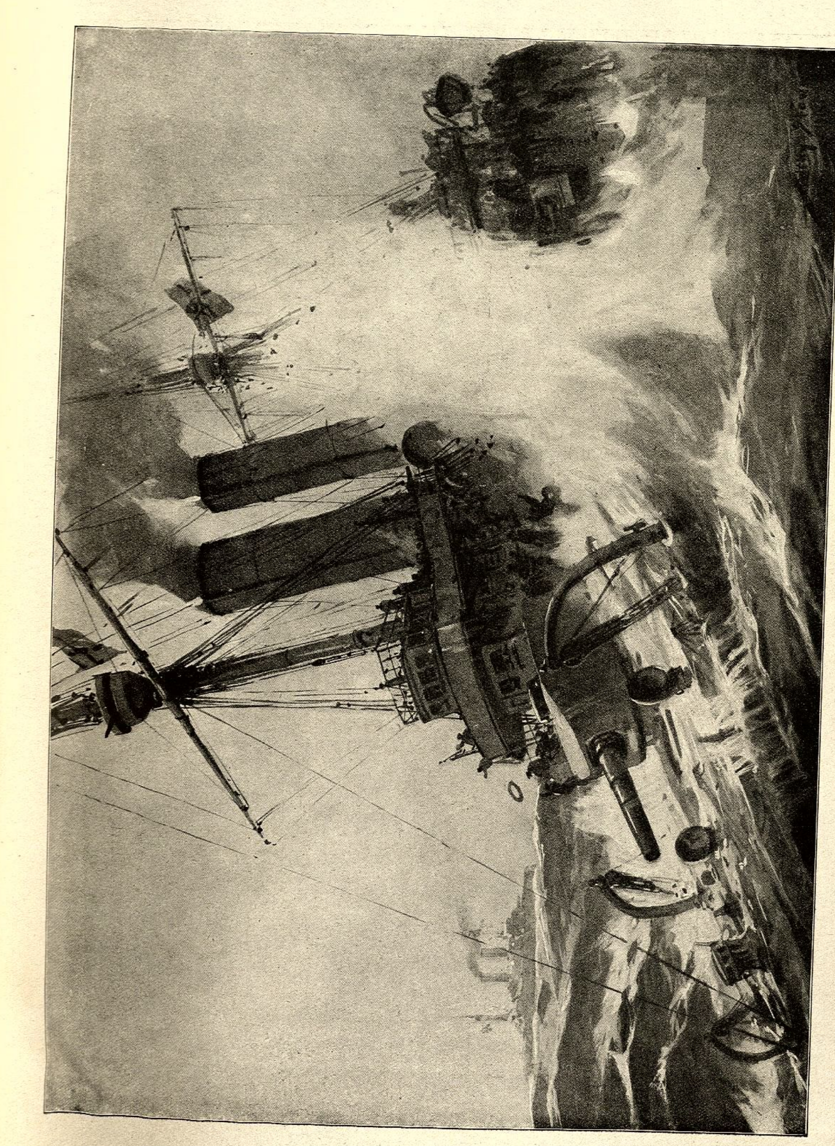
(Hierzu die Bilder Seite 302 304.)

Die Bezeichnung „Pionier" hat im Sprachgebrauch schon längst die Bedeutung „Bahnbrecher", „Wegebahner" angenommen, und dem entspricht auch die hauptsächliche Aufgabe nicht nur der Pioniere im besonderen, sondern der ganzen aus ihnen hervorgegangenen technischen Waffe mit ihren verschiedenen, unter der Bezeichnung „Verkehrstruppen" zusammengefaßten Zweigen. Wir haben in der Entwicklung unserer „vierten Hauptwaffe" seit unserem letzten Kriege einen gar gewaltigen Schritt vorwärts getan: 1870/71 mußten noch alle technischen Aufgaben, welcher Art und welchen Umfangs sie auch sein mochten, von den paar Pionierbataillonen (in jedem Armeekorps deren eins) gelöst werden. Die Notwendigkeit, die durch die fortschreitenden technischen Wissenschaften und Erfindungen in Masse dargebotenen neuen Hilfsmittel für Heer und Kriegführung nutzbar zu machen, hat nach dem Kriege eine Arbeitsteilung, die Aufstellung technischer Sonderformationen herbeigeführt. Aber ihre Tätigkeit, soweit sie auch in den einzelnen Zweigen voneinander verschiedenen Sonderaufgaben gewidmet ist, hat doch — mit alleiniger Ausnahme der Luftschiffer — eins gemeinsam: das Bahnen des Weges, sei es für den Vormarsch der Truppen, die Beförderung ihrer Bedürfnisse oder die Vermittlung von Befehlen und Nachrichten; ihre Friedensausbildung muß deshalb ein richtiges Ineinandergreifen, eine etwa nötig werdende gegenseitige Unterstützung aller Teile gewährleisten.

An der Spitze der Marschkolonne, bei der Vorhut, marschiert der Pionier, um die Hindernisse zu beseitigen, die sich dem schnellen Vorwärtsdringen etwa bieten. Und die mit gefällten Bäumen und tiefen Durchstichen gespickten Straßen in Belgien haben die Richtigkeit dieser Anordnung bestätigt. An der Spitze der Truppen sind aber auch Pioniere eingeteilt, wenn es im Gefecht gilt, über Gräben und Sümpfe, durch Hecken und Mauern den Kameraden den Weg zu bahnen, wenn künstliche Hindernisse, wie Stacheldrahtzäune oder Verhaue, der stürmenden Truppe im besten Feuerbereich des Gegners Halt gebieten. Und wo gar breitere Flußläufe zur Anwendung künstlicher Hilfsmittel nötigen, da zieht der Pionier seine Kriegsbrückentraine heran, da setzt er im Ponton die ersten Truppen ans andere Ufer, möglichst überraschend, wenn es sein muß, aber auch im Feuer des jenseits bereitstehenden Feindes. Da schlägt er die Kriegsbrücke für die nachrückende Hauptmasse der Truppen, und da baut er auch nachher eine feste Brücke für den ständigen Verkehr, um sein Brückengerät für neue Aufgaben wieder verfügbar zu haben. Die Truppen marschieren weiter, nachdem sie das Hindernis überwunden haben, aber der Pionier muß erst seine Brücke wieder abbrechen, womöglich noch die feste Brücke erbauen und dann sehen, wie er die Marschkolonne wieder einholt, sich seinem Verband wieder einordnen kann. Deshalb hat der Pionier die größten Marschleistungen zu verzeichnen.

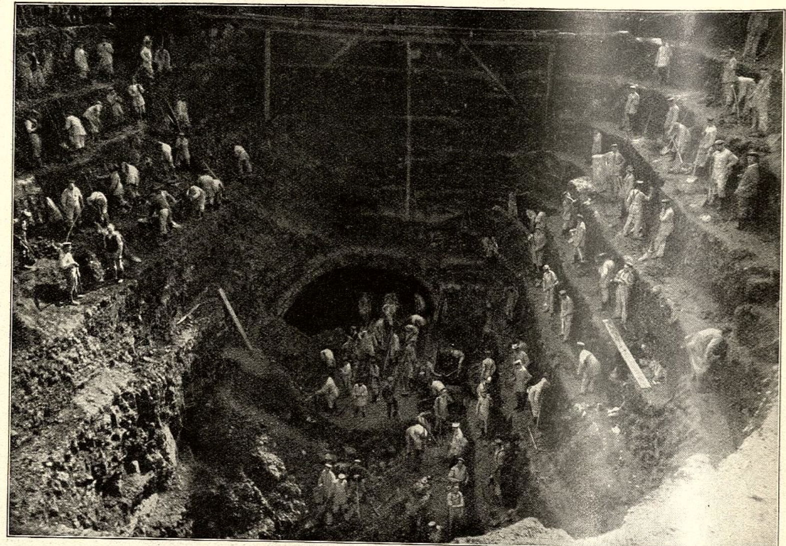
Noch größere Aufgaben als der Bewegungskrieg stellen dem Pionier der Festungs- und der Stellungskrieg, welch letzterer sich ja dem Festungskrieg sowohl bezüglich der Kampfmittel (schwere Geschütze) wie der Deckungsmittel (tiefe Schützengräben mit Einbauten) und der Zeitdauer immer mehr genähert hat, wie sich im jetzigen Kriege noch mehr als im russisch-japanischen gezeigt hat. Neben der Herstellung besonders widerstandsfähiger Deckungen, wie die Abbildung Seite 302 unten sie erkennen läßt, kommt hier namentlich die Verstärkung durch künstliche Hindernisse für die Pioniere in Frage.

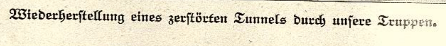
Die Hindernisse, die der weichende Gegner uns in den Weg wirft, bestehen hauptsächlich in Zerstörung der Kunstbauten im Zuge von Straßen und Eisenbahnen. Hier haben nun Eisenbahner und Pioniere Hand in Hand zu arbeiten. Die Brücken der belgischen Maas waren, wie berichtet wird, fast alle durch die Belgier zerstört. Sind die



Der englische Kreuzer „Hawke" wird von einem deutschen Unterseeboot in den Grund gebohrt.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Willy Stöwer.

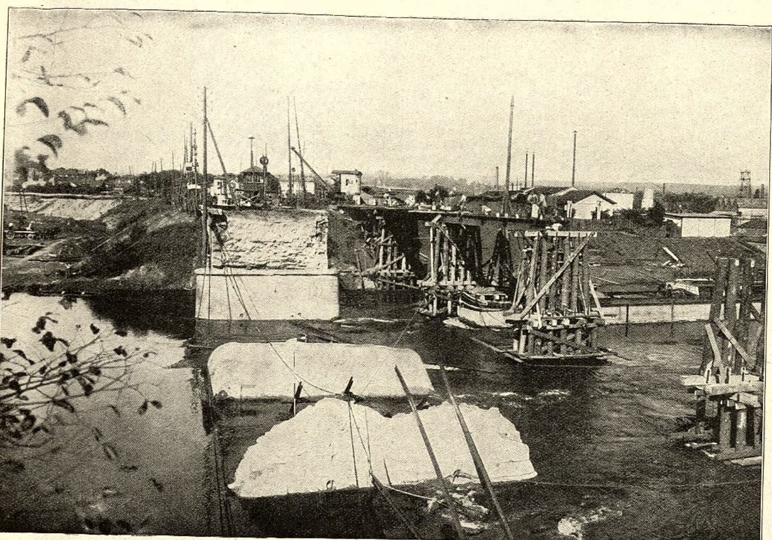




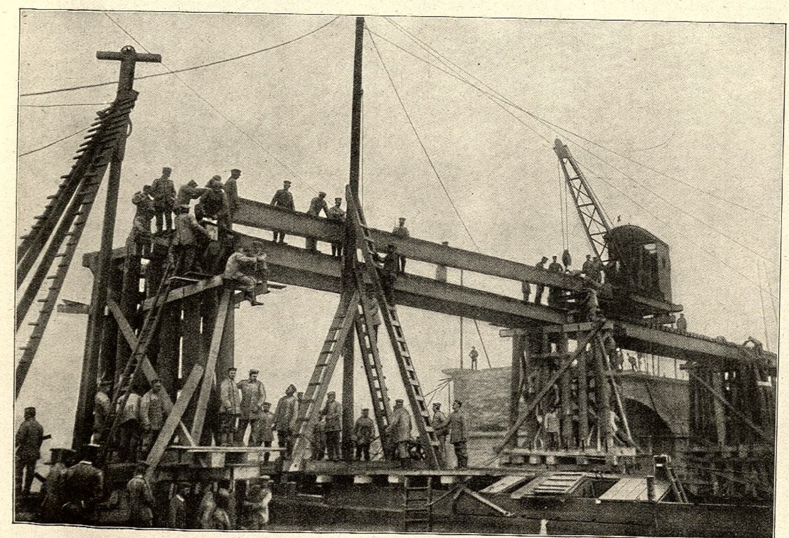
Wiederherstellung eines zerstörten Tunnels durch unsere Truppen. Phot. Benninghoven, Berlin.



Aufschütten von Befestigungen bei Lierre. Im Vordergrund Feldpostbriefe schreibende Soldaten. Phot. Benninghoven, Berlin.



Errichtung der hölzernen Brückenpfeiler. Phot. Benninghoven, Berlin.



Eiserne Brückenträger werden mittels Dampfkran über die Holzpfeiler gelegt. Phot. Benninghoven, Berlin.

Deutsche Pioniere beim Neubau einer durch die Belgier zerstörten Eisenbahnbrücke.

Brückenpfeiler bei der Sprengung ganz oder teilweise noch erhalten geblieben, so werden sie bei der Wiederherstellung durch die Pioniere nutzbar gemacht. Häufig aber geht ein Neubau in Holzkonstruktion schneller vonstatten, und darauf kommt alles an. Dann werden mächtige Pfahljoche in den Flußgrund gerammt, die den neuen Oberbau, die Fahrbahn zu tragen haben. Ist aber eine hohe Lage des Oberbaus über der Wasserfläche unbedingt geboten, wie häufig bei Eisenbahnbrücken, so müssen die Holzpfeiler in kräftiger Konstruktion erhöht werden, bevor die Eisenträger des Oberbaus aufgebracht werden, wie dies die beiden Abbildungen auf Seite 303 zeigen.

Muß schon bei solchen umfangreichen Brückenbauten die Eisenbahnertruppe unter Umständen die Hilfe der Pioniere in Anspruch nehmen, so noch viel mehr bei Wieder-



Unsere Pioniere beim Bau einer Umgehungsbahn. Phot. A. Grohs, Berlin.

herstellung zerstörter Tunnel. Gewöhnlich handelt es sich hier um die Verschüttung eines Portals durch Sprengung, und man greift meist zur Aufräumungsarbeit. Dann handelt es sich in der Regel um einen tiefen Einschnitt in den Berg, also um Förderung der Schutt und Bodenmassen auf bedeutende Höhen. Wie die Abbildung (Seite 302 oben) zeigt, versieht man die beiden Grabenwände mit Stufen, von deren einer zur anderen der Boden geworfen werden muß. Stößt aber die Wiederherstellung auf besondere Schwierigkeiten, wie bei dem zerstörten Tunnel von Nauteuil im Jahre 1870, oder wird die Eisenbahn durch ein schwer zu überwindendes Hindernis, wie eine Festung, gesperrt, dann ist unter Umständen eine Umgehungsbahn schneller herzustellen (siehe obenstehende Abbildung).

Wie einerseits das Bahnbrechen, so ist anderseits auch das Bahnunterbrechen Aufgabe des Pioniers. Nicht nur, wenn die Kriegslage die Armee zum Rückzug nötigt und dem nachdrängenden Feinde Hindernisse in den Weg zu legen sind, sondern auch bei günstiger Kriegslage, um die Verbindungen im Rücken oder in der Flanke des Gegners zu unterbinden, sind solche Zerstörungen häufig zweckmäßig, aber für die Ausführenden mit größten Anstrengungen und Gefahren verknüpft. So erhielt am 10. Januar 1871 Hauptmann Neumeister den Auftrag, die Eisenbahn Tours—Le Mans zu unterbrechen, mußte sich in einem Marsch von 23 Kilometern durch die feindliche Stellung durchschleichen, nach Erledigung seiner Aufgabe denselben Marsch zurückmachen und dann mit seinen 7 Pionieren und 32 Jägern noch den zweitägigen Marsch seiner Division erledigen, das heißt in 36 Stunden 105 Kilometer marschieren. Einen ähnlichen Auftrag erhielt kürzlich ein Pionierleutnant in Lothringen: die Eisenbahn Verdun—St. Mihiel an acht Stellen zu zerstören. Er mußte mit 8 Pionieren und einer Infanteriebedeckung die feindliche Stellung zwischen den Forts Troyon und Camp des Romains durchbrechen, sich durch die versumpfte Niederung und das mit Schlingpflanzen gefüllte 50 Meter breite Bett der Maas durcharbeiten und denselben Weg rückwärts machen. Glücklich löste er die Aufgabe, deren Schwierigkeit daraus erhellt, daß ein zweiter, mit einem ähnlichen Auftrag entsandter Pionieroffizier nicht zurückkehrte, also wahrscheinlich in den Schlingpflanzen der Maas seinen Tod fand.

So wird von dem Pionier — sei es, daß er an der Seite der Kameraden anderer Waffen, sei es, daß er bei einem Sonderauftrage seine Pflicht zu erfüllen hat — größte Leistungsfähigkeit und Findigkeit gefordert, vor allem aber der richtige Blick für die militärische Lage und der selbstbewußte Soldatengeist. Und diese Tugenden sind ihm in vollstem Maße zu eigen.

Penny und Blut.

Sie saßen beieinander,
Der Deutsche und der hagre Lord;
Der sog an seinem Whisky
Und führte laut das große Wort:
„Bis zu dem letzten Penny
Werden wir kämpfen, merkt's euch gut!"
Der Deutsche sagte langsam:
„Wir bis zum letzten — Tropfen Blut."

Es schwieg der Herr aus London,
Und alle andern blieben stumm.
Er wandte sich im Kreise —
Ein Lächeln wanderte ringsum.
Das sagte still: wir wissen
Genau — und sind drum guten Muts —
Was schwerer wiegt: ein Penny
Oder ein Tropfen deutschen Bluts . .

Ihr seid zwar gute Krämer,
Doch diesmal stimmt die Rechnung nicht:
Gold gilt nicht viel in Zeiten,
Wo Eisen alle Nöte bricht!
Nur zu, vielliebe Vettern,
Zum großen Kampf auf blauer Flut —
Ihr bis zum letzten Penny,
Wir bis zum letzten Tropfen Blut!

Paul Enderling.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Nach der Zurückweisung des serbischen Einbruchsversuchs verfolgte die österreichisch-ungarische Armee die fliehenden Serben über die Drina. Am 15. September wurde Waljewo (siehe hierzu die Übersichtskarte des österreichisch-serbischen Kriegschauplatzes Seite 178) genommen und nach starken Verlusten der Serben besetzt. Ein Teil der österreichisch-ungarischen Truppen, der bei Swornik über die Grenze gegangen war, vereinigte sich bei Waljewo mit anderen Gruppen, die von Bjelina aus in Serbien eingedrungen waren. Vor der völligen Vertreibung der Serben aus Syrmien kam es noch zu zwei großen Schlachten bei Djakovo und Altpazua (Stara Pazova), wo die Serben wiederum unter schweren Verlusten geschlagen wurden. Die k. u. k. Artillerie und Maschinengewehre hielten in den serbischen Reihen furchtbare Ernte. Der Feind verlor ungefähr 3000 Gefallene, 7000 Gefangene, sowie zahlreiches Kriegsmaterial. Bei Altpazua endete der Kampf mit der wilden Flucht des Feindes gegen die Save, wobei eine große Anzahl Serben den Tod in den Wellen fand.

Nach diesen Schlachten war Syrmien von den Serben vollständig gesäubert; der Führer der Serben soll Generalissimus Putnik gewesen sein. Über den Drinaübergang berichtete ein österreichischer Offizier folgendes:

„Das Tal der Drina lag noch in dichtem Nebel, als unsere Truppen über die Kriegsbrücke, die eine Kompanie Pioniere mit Benutzung einer Insel auf das serbische Ufer geschlagen hatte, den Übergang begannen. Die serbische Artillerie schoß infolge des dichten Nebels ziellos, während unsere Geschütze, als der Nebel hochging, die Serben mit Schrapnellen überschütteten und ein serbisches Gehöft, das den Feinden als Stützpunkt diente, zusammenschossen. Unsere Infanterie ging unter dem Feuer der eigenen Artillerie gegen ein jenseits der Drina liegendes Dorf vor. Als wir die Stellungen des Feindes ausgekundschaftet hatten, wurde der Gegner mit Schrapnellen beschossen und zog sich fluchtartig in die Berge zurück, und auch die serbische Artillerie jagte davon. Ein Geschütz mußte sie zurücklassen. Um fünf Uhr nachmittags war die ganze serbische Seite besetzt und das Dorf in den Händen der Österreicher. Abends ging eine Reihe von serbischen Dörfern in Flammen auf, während die Österreicher den Feind vor sich hertrieben. Der Übergang hatte für die Österreicher verschwindend kleine Verluste zur Folge, während viele Serben und Komitatschi fielen oder gefangen genommen wurden."

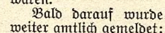
Am 23. September wurde in Wien folgende amtliche Meldung bekannt:

„Soeben eingelangte Nachrichten vom Balkankriegschauplatze lassen erkennen, daß nunmehr die beherrschenden Höhen westlich Krupanj (Jagodnja, Biljeg, Crni vrh), um die tagelang erbittert gekämpft wurde, sämtlich in unserem Besitze sind, und daß hier der Widerstand der Serben gebrochen wurde.

Daß während dieser Kämpfe des Gros unserer Balkanstreitkräfte es einzelnen serbischen oder montenegrinischen Banden gelingen konnte, in solche Gebiete vorzudringen, wo nur wenige Gendarmen und die unumgänglich nötigen Sicherheitsbesatzungen zurückgeblieben sind, kann beim Charakter des Landes niemanden überraschen.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes:
v. Höfer, Generalmajor."





Generaloberst v. Bülow. Phot. E. Bieber, Hofphot., Berlin.

Bei dem ungemein schwierigen Gelände trug der Angriff, der mit starken Kolonnen auf den von West nach Ost führenden Höhenlinien erfolgt war, den Charakter eines langsamen methodischen Vorwärtsschreitens; jede Übereilung in den ausgedehnten Waldungen des unwegsamen Gebietes hätte wegen der Gefahr von Hinterhalten den Erfolg gefährden können. Dem mußte natürlich Rechnung getragen werden.

Das österreichisch-ungarische Vordringen führte schließlich an den mächtigen Wall, der durch die Höhen Jagodnja (900 Meter), Crni vrh (890 Meter) und Biljeg (705 Meter) gekennzeichnet ist. In mehrtägigem hartnäckigen Ringen wurden diese Höhenstellungen von den heldenmütig kämpfenden k. u. k. Truppen erobert. Die Kämpfe erinnern an das gewaltige Ringen zwischen den Bulgaren und Serben im zweiten Balkankrieg, an der Zletovska und Bregalnica zwischen Kotschana und der Straße Küstendil—Kumanowa, nur daß die Geländeschwierigkeiten diesmal noch größer waren.

Bald darauf wurde weiter amtlich gemeldet:

„Am 28. September nachmittags ist nach mehr als vierzehntägigen hartnäckigen Kämpfen, während deren unsere Truppen die Drina und Save neuerdings überschritten haben, auf dem südöstlichen Kriegschauplatz eine kurze Pause eingetreten. Unsere Truppen stehen sämtlich auf serbischem Gebiet und behaupten sich vorerst in den blutig errungenen Stellungen gegen unausgesetzte, hartnäckige Angriffe. Diese enden stets mit bedeutenden Verlusten des Gegners. In den letzten Kämpfen wurden insgesamt vierzehn Geschütze und mehrere Maschinengewehre erbeutet. Die Zahl der Gefangenen ist bedeutend, ebenso die der Überläufer. Die Nachrichten über einen serbisch-montenegrinischen Vorstoß nach Bosnien sind durch den Einfall untergeordneter Kräfte in das Gebiet an der Sandschakgrenze hervorgerufen worden.

Maßregeln zur Säuberung dieses Gebietes wurden unverzüglich getroffen. Potiorek, Feldzeugmeister."

Ein weiterer Einfall der Serben auf kroatisches Gebiet am 28. September endete abermals mit einer schweren Niederlage der Serben. Die k. u. k. Armeeleitung hatte diesen Vorstoß der Serben planmäßig herausgefordert, um sie auf österreichisch-ungarischem Boden fassen zu können, was auch vollständig gelang. Die Niederlage war eine vollständige; die Serben verloren hier Tausende von Verwundeten, Toten und Gefangenen. Nur wenige erreichten wieder das serbische Ufer.

Die Montenegriner kamen immer wieder über die bosnische Grenze. Es war weniger Kampflust, als der Hunger, der sie auf österreichisches Gebiet trieb, wo sie hofften, plündern zu können, während die gesamte montenegrinische Bevölkerung bitterste Not litt. Ihre unbedeutenden Vorstöße wurden von den k. u. k. Truppen stets leicht zurückgeworfen. Ende September gelang es einer Patrouille von sechs Mann, auf montenegrinischem Boden eine Abteilung von 150 Montenegrinern, bei denen sich wie gewöhnlich auch ihre Weiber befanden, bei Nacht zu überraschen. Mit den Montenegrinern sind auch französische Soldaten gefangen genommen worden, die wahrscheinlich zu dem französischen Skutaridetachement gehört hatten.

Am 2. Oktober erschien folgende weitere amtliche Meldung:

„Unsere in Serbien befindlichen Truppen stehen seit zwei Tagen im Angriffskampf.

Bisher schreitet unser Vorgehen gegen den überall in stark verschanzten, mit Drahthindernissen geschützten Stellungen befindlichen Gegner zwar langsam, aber günstig fort.

Mit der Säuberung der von serbischen und montenegrinischen Truppen und Freischärlern beunruhigten Gegenden Bosniens wurde nachdrücklich begonnen.

Hierbei wurde gestern ein vollständiges serbisches Bataillon umzingelt, entwaffnet und als kriegsgefangen abgeführt.

Die von den Serben verbreitete Behauptung über die Vernichtung der 40. Honveddivision ist ein neuer Beweis der lebhaften serbischen Phantasie. Diese Division befindet sich — wie die Serben sich zu überzeugen in den letzten Tagen wiederholt Gelegenheit hatten — in bester Verfassung in der Gefechtsfront und hat, ebenso wie bei Wischegrad, auch an den Kämpfen der letzten Woche rühmlich Anteil genommen. Potiorek, Feldzeugmeister."

Sodann erfuhr man amtlich unterm 5. Oktober:

„Die im östlichen Bosnien eingedrungenen serbischen und montenegrinischen Kräfte zwangen, in dieses abseits der Hauptentscheidung liegende Gebiet mobile Kräfte zu entsenden.

Die erste dort eingeleitete Unternehmung hat bereits einen erfolgreichen Abschluß gefunden.

Zwei montenegrinische Brigaden, die ‚Spuzka' unter dem Befehl des Generals Vukovic und die ‚Zetska' unter General Rajevic, wurden nach heftigen zweitägigen Kämpfen vollkommen geschlagen und auf Foča (Fotscha) zurückgeworfen.

Sie befinden sich in panikartigem Rückzuge über die Landesgrenze.

Ihren ganzen Train, darunter nicht unbedeutende in Bosnien erbeutete Vorräte, mußten sie zurücklassen.

Auch bei dieser Gelegenheit wurden mehrere Gefallene eigener vorgesandter Patrouillen, darunter ein Fähnrich, in einem bestialisch verstümmelten Zustande aufgefunden.

Bei der im nördlichen Abschnitt eingeleiteten Unternehmung wurde ein vollständiges serbisches Bataillon von einem k. u. k. Halbbataillon gefangen genommen.

Potiorek, Feldzeugmeister."

Wie man sieht, ist der Krieg im Süden der österreichisch-ungarischen Monarchie nur ein ewiges Hinüber- und Herüberströmen von Banden, ein Hinüber- und Herüberschießen, so daß es selbst bei Aufwendung größerer Truppenmassen nur schwer möglich war, reinen Tisch zu machen. Ein stärkeres Truppenaufgebot an den bosnischen und österreichisch-serbischen Grenzen hätte übrigens nur dann Zweck, wenn diese Truppen, nachdem sie das Land vom Feinde gesäubert haben, als Wacht an der Grenze belassen werden könnten. Dies wäre aber auch nur ein ständiger Krieg. Serben und Montenegriner sind einer Herde hungriger Wölfe zu vergleichen, die man zum Teil erlegt, während der andere Teil die Flucht ergreift, aber so bald als möglich wieder umkehrt, wenn der Verfolger den Rücken kehrt. Ein solcher Krieg muß zur gänzlichen Vernichtung des montenegrinischen und des serbischen Volkes führen, wenn die beiden Gegner so wahnwitzig sind, in ihrer offenbaren Schwäche noch weiter sich dieser Taktik zu bedienen, der leider auch so mancher brave Soldat der Donaumonarchie zum Opfer fallen wird. Lassen wir nun eine weitere amtliche Meldung vom 8. Oktober folgen:

„Die Säuberungsaktion in Bosnien macht weitere Fortschritte. Zu dem bereits gemeldeten, gegen die montenegrinischen Truppen erzielten Erfolge gesellt sich nun ein entscheidender Schlag gegen die über Wischegrad kampflos eingedrungenen serbischen Kräfte.

Ihre nördliche Kolonne ist von Srebrenitza gegen Bajna-Basta bereits über die Drina zurückgeworfen, wobei ihr der Train und die Munitionskolonne abgenommen wurde.

Die auf die Romanja Planina (zwischen Serajewo und Wischegrad) vorgegangene Hauptkraft unter dem Kommando des gewesenen Kriegsministers General Mylos Bozanovic wurde von eigenen Kräften in einem zweitägigen Kampfe vollständig geschlagen und entging nur durch eilige Flucht der von uns geplanten Gefangennahme.

Ein Bataillon des 11. Regiments des zweiten Aufgebots wurde gefangen genommen, mehrere Schnellfeuergeschütze erobert. Potiorek, Feldzeugmeister."

Zu diesen Mißerfolgen im Felde gesellt sich nun die verzweifelte innere Lage Serbiens. Mitte September gaben die Serben ihre Verluste auf 25 000 Mann an, in Wirklichkeit waren es wohl bedeutend mehr. Schrecklich war schon damals die Hungersnot im Lande, und die serbische Regierung hatte sich, um ihr zu steuern, mit in Bulgarien ansässigen griechischen Lebensmittelhändlern in Verbindung gesetzt, um Lieferungen zu erhalten. Die bulgarische Regierung hat aber trotz des Eingreifens Rußlands die Ausfuhr der Ladungen nicht zugelassen, weil damit das durch die Neutralität bedingte Ausfuhrverbot verletzt worden wäre. Alle größeren Orte Serbiens waren schon Mitte September mit Verwundeten überfüllt, und Krankheiten richteten sowohl in der Armee wie in der Bevölkerung Verheerungen an.

Ferner wurde aus Nisch berichtet, daß die Moral der serbischen Armee, soweit sie überhaupt vorhanden gewesen war, vollständig zerrüttet sei. Auch mit den Gesundheitsverhältnissen sei es übel bestellt. Bis zum 20. September seien 12 000 Cholerafälle im Heere festgestellt worden, und täglich stürben 200—300 Soldaten. — Die staatlichen Banken seien von Waljewo, Gornji-Milanovat und Kragujevatz nach Nisch übergesiedelt. In einigen Artillerieregimentern hätten die Mannschaften gemeutert und die eigenen Kanonen zerstört. Der serbische Ministerpräsident Paschitsch berief am 17. September die Führer aller parlamentarischen Parteien zu einer Konferenz. Er wies auf die Notwendigkeit hin, daß in diesem Augenblick eine aus allen Parteien gebildete Regierung an der Spitze des Landes stehe, und forderte die Parteiführer auf, die bisher vergeblich angestrengte Bildung eines großen Koalitionskabinetts zu ermöglichen. Die Konferenz verlief ergebnislos, da einzelne Führer erklärten, erst mit ihren Parteiausschüssen beraten zu müssen. Die Versuche Paschitschs, das Kabinett durch Aufnahme von Parlamentariern aller größeren Gruppen zu stärken, mußten aufgegeben werden, da auf keiner Seite Neigung bestand, dem Kabinett Paschitsch die Verantwortung für die mißliche Lage Serbiens abzunehmen. Namentlich die Fortschrittspartei sah, daß das vollständige Ende der gegen Österreich-Ungarn gerichteten Politik des Herrscherhauses und Paschitschs hereingebrochen war. Diese Ansicht wurde auch im Lager der Sozialdemokraten und von vielen Jungradikalen geteilt.

In Nisch trafen täglich große Sendungen von in russischer Sprache erscheinenden Soldatenzeitungen ein, die ausschließlich Nachrichten über fortgesetzte russische, französische und englische Siege enthielten.

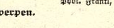
Am 28. September meldete das k. k. Telegraphenkorrespondenzbüro, daß, Nachrichten aus Monastir zufolge, in der gebirgigen Gegend von Dibra ein albanischer Auf-



Phot. Frankl, Berlin.

Schwieriges Überschreiten der von den Belgiern zerstörten Eisenbahnstrecke bei Merxem.





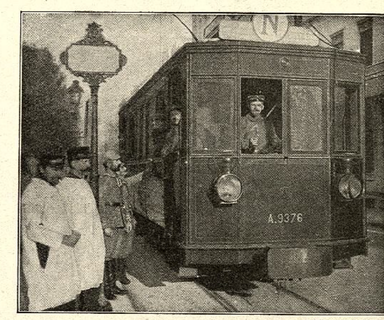
Phot. Frankl, Berlin.

Die Feldpoststelle in Antwerpen.



Phot. Frankl, Berlin.

In Merxem bei Antwerpen halfen unsere Marinesoldaten, die daselbst den Überwachungsdienst ausübten, den Flüchtlingen in jeder Weise und trugen ihnen bis zu den Wagen das schwere Gepäck.



Phot. Frankl, Berlin.

Die neue elektrische Bahn Brüssel—Antwerpen, die hauptsächlich dem Verwundetentransport dient.

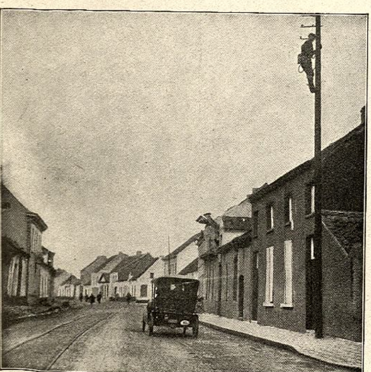
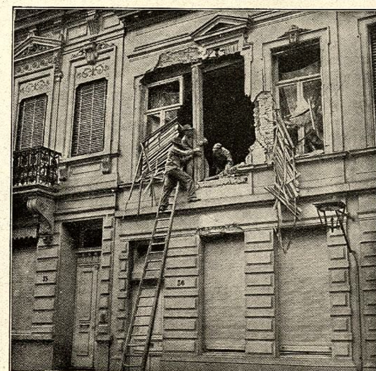


Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

Die telegraphische Verbindung zwischen Antwerpen und Brüssel wird von den Deutschen wiederhergestellt.
Das Bild wurde in dem ganz zerstörten Dorfe Waelhem aufgenommen.



Phot. Frankl, Berlin.

Bewohner von Berchem bei der Wiederherstellung ihrer zerstörten Wohnungen; ein Zeichen, daß sie sich unter dem Schutz der Deutschen geborgen fühlen.

Illustrierte Geschichte des Weltkrieges 1914.



stand ausgebrochen sei, wobei die Serben vertrieben wurden. Am selben Tage kamen hundert neue Flüchtlinge aus Istip in Strumitza an. Sie erzählten schreckliche Dinge. Die Stadt Istip wurde von serbischen Truppen eingeschlossen, die gewaltsam Leute fortführten und in die serbische Armee einreihten. Zwischen der Gendarmerie und der Bevölkerung kam es zweimal zu Zusammenstößen mit Gewehrfeuer. Hunderte von Familien, deren Oberhäupter nach Bulgarien geflüchtet waren, wurden verhaftet. Die Bevölkerung der Stadt und des Bezirks war grausamen Untersuchungen ausgesetzt.

Bemerkenswert ist hier die Auslassung eines Belgrader Universitätsprofessors, der in einem im Belgrader „Trgovinski Glasnik“ erschienenen Artikel „Wohin steuern wir?“ etwa folgendes ausführte:

„Die nationalen Barrikaden, die unser Land beschützten, sind niedergerissen und zertrümmert. Die schuldigen Staatsmänner unseres Landes fliehen in Angst und Schrecken vor dem Urteilsspruch und Strafgericht des serbischen Volkes. Die Dämmerung beginnt — die Stunde der Ernüchterung naht. Die russische Politik, die Serbien in diese verzweifelte Lage gehetzt und durch ihre Zweideutigkeit uns in unserem unsinnigen Ehrgeiz gegenüber der österreichisch-ungarischen Nachbarmonarchie bestärkt hat, ist heute gänzlich bankrott geworden. Diese Politik ist für uns zum Verhängnis geworden. Hand aufs Herz. Kann es jemanden in unserem Lande geben, der wirklich daran glaubt, daß Rußland uns die Freiheit bringen will, wenn im russischen Reiche selbst die Völker unter der Knute zusammenbrechen und viele Tausende in Sibirien schuldlos verelenden? Wer vermag ernstlich zu glauben, daß die Russen in unser Land Kultur tragen werden, solange bei ihnen zu Hause der finsterste Absolutismus herrscht?

Heute sieht wohl jeder Serbe ein, daß wir eine Wahnsinnstat begangen haben, als wir uns dem alles unterjochenden Zarismus in die Arme geworfen. Viele Schicksalsschläge haben das serbische Volk im Lauf der Zeiten getroffen; wir konnten uns erholen. Aber wird es auch aus der furchtbaren Lage, in die wir gegenwärtig geraten sind, noch eine Rettung geben? In der Seele des serbischen Volkes ist jede Hoffnung erstorben.“

Deutsche [illegible]erie zwingt die englische [illegible]otte an der belgischen [illegible] zum Rück-[illegible]

Nach einer [illegible]zeichnung von [illegible]



Transport eines Flugzeuges.

Phot. Hohmann, Berlin.

Am 8. Oktober wurde bekannt, daß die serbische Regierung von Nisch nach Üsküb übergesiedelt sei. Der König hatte sich schon am 5. Oktober in ein kleines Dorf zurückgezogen, um seine Tage in Entsagung im Jaslievicagebirge zu verbringen. Das Sofioter Blatt „Dnevnik" meldete auch, daß der König über nichts mehr unterrichtet sei und auch für nichts mehr Interesse zeige und daß seine Abdankung bevorstehe. Meutereien wurden von verschiedenen serbischen Regimentern gemeldet. Besonders zügellos erwies sich das 17. Infanterieregiment, das den Brigadekommandanten Budonowcz, der sich gerade bei dem Regimente aufhielt, sowie den Oberst dieses Regiments, Malevics, und viele andere Offiziere erschoß. Die gegen das meuternde Regiment entsandten Mannschaften konnten nichts ausrichten.

Schließlich sei noch die Aussage eines Advokaten aus Belgrad wiedergegeben, der in der serbischen Armee als Offizier gedient hatte und verwundet in österreichische Gefangenschaft geraten war. Der Offizier sagte: „Ich war in der letzten Zeit dem Oberkommando zugeteilt und kann auf Grund amtlicher Mitteilungen angeben, daß die Zahl der serbischen Toten und Verwundeten 60 000 Mann übersteigt. In der Armee herrschen außer Cholera die Ruhr und der Hungertyphus in furchtbarer Weise. In der serbischen Armee kämpfen jetzt alle Männer von 16—56 Jahren, aber auch viele Weiber. Die Mannschaften erhalten seit dem 15. September keine Löhnung mehr, die Offiziere die Hälfte des Kriegssoldes. In der Bevölkerung herrscht Hungersnot. Für den König und Paschitsch ist die Stimmung im ganzen Lande gefährlich."

So hat Serbien nur noch die Wahl zwischen einem Ende mit Schrecken oder einem Schrecken ohne Ende.

* * *

Unsere kriegerischen Taten im Westen waren bisher ein einziger Siegeszug. Es gab fast keinen Tag, der nicht neue große Siegesnachrichten brachte, und ein Extrablatt von Siegesmeldungen jagte das andere. Die kurze Zeit der Russenherrschaft in Ostpreußen war der einzige Wermutstropfen, der die allgemeine Freude störte. Aber auch diese Leidenszeit ging vorüber. Eine neue Welt tat sich vor allen auf, als am 27. August vom westlichen Kriegschauplatz folgende Meldung verbreitet wurde:

„Das deutsche Westheer ist neun Tage nach Beendigung seines Aufmarsches unter fortgesetzten siegreichen Kämpfen in französisches Gebiet von Cambrai bis zu den Südvogesen eingedrungen. Der Feind ist überall geschlagen und befindet sich im vollen Rückzuge. Die Größe seiner Verluste an Gefallenen, Gefangenen und Trophäen läßt sich bei der gewaltigen Ausdehnung der Schlachtfelder in zum Teil unübersichtlichem Wald- und Gebirgsgelände noch nicht annähernd übersehen. — Die Armee des Generalobersten v. Kluck hat die englische Armee bei Maubeuge geworfen und sie heute südwestlich Maubeuge unter Umfassung erneut angegriffen. — Die Armeen des Generalobersten v. Bülow und des Generalobersten Freiherrn v. Hausen haben etwa acht Armeekorps französischer und belgischer Truppen zwischen Sambre, Namur und Maas in mehrtägigen Kämpfen vollständig geschlagen und verfolgen sie jetzt östlich Maubeuge vorbei. Namur ist nach zweitägiger Beschießung gefallen. Der Angriff auf Maubeuge ist eingeleitet. Die Armee des Herzogs Albrecht von Württemberg hat den geschlagenen Feind über den Semois verfolgt und die Maas überschritten. Die Armee des deutschen Kronprinzen hat eine befestigte Stellung des Feindes vorwärts Longwy genommen und einen starken Angriff aus Verdun abgewiesen. Sie befindet sich im Vorgehen gegen die Maas. Longwy ist gefallen. — Die Armee des Kronprinzen von Bayern ist bei der Verfolgung in Lothringen von neuen feindlichen Kräften aus der Stellung von Nancy und aus südlicher Richtung angegriffen worden. Sie hat den Angriff zurückgewiesen. Die Armee des Generalobersten v. Heeringen setzt die Verfolgung in den Vogesen nach Süden fort. Das Elsaß ist vom Feinde geräumt. — Aus Antwerpen haben vier belgische Divisionen gestern und vorgestern einen Angriff gegen unsere Verbindungen in Richtung auf Brüssel gemacht. Die zur Abschließung von Antwerpen zurückgelassenen Kräfte haben diese belgischen Truppen geschlagen. Dabei wurden viele Gefangene gemacht und Geschütze erbeutet. Die belgische Bevölkerung hat sich fast überall an den Kämpfen beteiligt. Daher sind strengste Maßnahmen zur Unterdrückung des Franktireur- und Bandenwesens angewandt worden. Die Sicherung der Etappenlinien mußte bisher den Armeen überlassen bleiben. Da diese aber für den weiteren Vormarsch die zu diesem Zweck zurückgelassenen Kräfte notwendig in der Front brauchen, so hat Seine Majestät die Mobilmachung des Landsturms befohlen. Der Landsturm wird zur Sicherung der Etappenlinien und zur Besetzung von Belgien mit herangezogen werden. Dieses unter deutsche Verwaltung tretende Land soll für die Heeresbedürfnisse aller Art ausgenutzt werden, um das Heimatgebiet zu entlasten.

Der Generalquartiermeister v. Stein."

War je, solange die Menschheit gegeneinander ringt, ein solches Schauspiel erlebt worden? In ungeheurer Breite dehnt sich die deutsche Front im Westen — Kronprinz Rupprecht von Bayern, die Generale v. Kluck, v. Bülow, v. Hausen, Herzog Albrecht von Württemberg, der deutsche Kronprinz, General v. Heeringen — sie alle, die unsere Heere befehligen, sind Sieger geblieben in einem beispiellosen Ringen gegen die französische Verzweiflung, die gerade bei einem so ehrliebenden und tapferen Volke zur Aufopferung des letzten Mannes und des letzten Blutstropfens führen muß.

Von Belfort aus bis nach Antwerpen hatte sich der Schauplatz dieses Ringens ausgedehnt. An zahlreichen Stellen hat der Gegner den Durchbruch versucht — aber gleich von eisernem Willen beseelten Mauern setzten deutsche Männer sich dem Anprall entgegen.

Wieder treten eine Reihe neuer Namen an das Ohr des deutschen Volkes und der ganzen Welt, Namen von Männern, die zeigen, was deutsche Kraft und Tüchtigkeit vermag. Nur ganz allmählich lernten wir unsere Führer in diesem Kampfe kennen. Der deutsche Kronprinz, Kronprinz Rupprecht von Bayern, Herzog Albrecht von Württemberg, v. Hindenburg und v. Emmich nicht zu vergessen, das waren die einzigen Namen, die man bisher als Führer des ungeheuren Heeres kannte, und nun tauchten wieder vier deutsche Helden empor, denen wir nicht nur große Siege, sondern auch die Freiheit unseres Volkes, den Sieg in diesem Weltkrieg mit zu danken haben werden.

Einige kurze Lebensabrisse dieser verdienten Männer aus kundiger Feder finden unsere Leser auf Seite 200, 266, 319; weitere werden in späteren Heften folgen.

Die Eroberung von Longwy und Namur haben wir bereits geschildert (Seite 177 und 270). Schon am 28. August folgte eine weitere Siegesmeldung:

„Die englische Armee, der sich drei französische Territorialdivisionen angeschlossen hatten, ist nördlich Saint Quentin vollständig geschlagen. Sie befindet sich im vollen Rückzuge über Saint Quentin. Mehrere tausend Gefangene, sieben Feldbatterien und eine schwere Batterie sind in unsere Hände gefallen. Südöstlich Mezières haben unsere Truppen unter fortgesetzten Kämpfen in breiter Front die Maas überschritten. Unser linker Flügel hat nach neuntägigen Gebirgskämpfen die französischen Gebirgstruppen bis in die Gegend östlich Epinal zurückgetrieben und befindet sich in weiterem siegreichen Fortschreiten. Der Bürgermeister von Brüssel hat dem deutschen Kommandanten mitgeteilt, daß die französische Regierung der belgischen die Unmöglichkeit eröffnet habe, sie irgendwie offensiv zu unterstützen, da sie selbst völlig in die Defensive gedrängt sei. Der Generalquartiermeister v. Stein."

Nachträglich wurde bekannt, daß die Armee Bülow in der Schlacht bei Saint Quentin gegen vier französische Armeekorps und drei Reservedivisionen gekämpft hatte. Die Schlacht war heiß und dauerte fast zwei Tage. Alle Waffen hatten in diesen Kämpfen an Tapferkeit und Ausdauer miteinander gewetteifert. Reich war die Beute: 6 Fahnen, 59 Geschütze, 55 Maschinengewehre, 6800 Waffen, 10 800 Gefangene waren in unsere Hände gefallen.

Ein Bild von der Verfolgung des Feindes nach der Schlacht bei Saint Quentin gibt der nachstehende Feldpostbrief:

„Liebe Eltern!

Mit diesen Zeilen will ich versuchen, Euch eine Schilderung der für uns siegreichen Schlacht von Saint Quentin zu geben. Ihr könnt Euch denken, daß es unmöglich ist, all die persönlichen Eindrücke und augenblicklichen Ereignisse und Empfindungen auf dem Papier wiederzugeben und zu schildern.

Nachdem wir am 28. August nachmittags ohne große Schwierigkeiten die Oise überschritten hatten — die Brücke

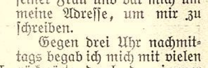


Die Kaserne in Maubeuge, deren Fenster zum Teil noch mit Sandsäcken verbarrikadiert sind.

Phot. Het Leven.

war natürlich gesprengt — und den Feind zurückgeworfen hatten, wobei viele Gefangene gemacht wurden, setzten wir, meine Kompanie in zweiter Linie, die Verfolgung des Gegners fort bis spät in die Nacht hinein. Ich erhielt dann den Auftrag, mit meinem Zug zur Bedeckung unserer Maschinengewehre zurückzubleiben. Das Dorf, das wir verlassen hatten, brannte an allen Ecken und Enden — ein schaurig-schöner Anblick in finsterer Nacht. Den Rest der Nacht verbrachte ich auf der Landstraße, von zwei Uhr an im Getreidefeld.

Am 29. morgens führte ich meinen Zug zur Kompanie zurück, jeder erhielt einen Schluck warmen Kaffee, Brot gab es nicht. In allernächster Nähe wurde ein Schützengraben ausgehoben. Es kam die Meldung, daß der Feind links von uns auf Höhen und im Dorf sich befinde und ein Bahnwärterhaus besetzt habe.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Das Innere der Festung Longwy, in der ein großer Bombenvorrat von den Franzosen zurückgelassen wurde.

Befehl: ‚Regiment greift an!'

Ich ging mit einem halben Zug, Anschluß nach links an die neunte Kompanie haltend, vor. Immer mehr links schwenkend, gingen wir vor und hörten bald ein heftiges Gewehrfeuer. Hinter der Höhe lasse ich meine Leute in Deckung gehen und krieche mit meinen Entfernungschätzern vor, um den Feind festzustellen. Kaum hatten wir die Höhe erreicht, als auch schon rechts und links und über uns die feindlichen Geschosse pfiffen. Vom Gegner war nichts zu erkennen. Ich glaubte ihn zuerst auf der gegenüberliegenden Höhe auf 1000 Meter Entfernung zu sehen, doch hatte er sich, wie ich bald erkannte, im Getreide- und Rübenfeld auf dem Abhang der Höhe großartig versteckt. Sofort lasse ich in Stellung kriechen und das Feuer eröffnen. Jetzt beginnt auch schon das Artilleriefeuer, das lebhafter und stärker zu werden drohte. Ich gehe weiter vor und mache den ersten Sprung, die ersten Verluste durch Artilleriefeuer treten ein. Es folgt bald der zweite Sprung in eine Mulde hinein, immer drohender wird das Granaten- und Schrapnellfeuer! Im Marsch-Marsch erreicht die ganze Linie die zweite Höhe. Während wir laufen, macht der Gegner kehrt und verläßt unter schweren Verlusten seine Stellung. Beim dritten Sprung fühle ich plötzlich einen hammerartigen elektrischen Schlag an meiner linken Hand, gerade in dem Augenblick, als ich meinen Leuten die vor uns liegende Stellung zeigte. Ich wußte, was geschehen war — das Blut spritzte meterweit — ich fiel. Mein Entfernungschätzer, Gefreiter Reservist Schlegel, unterband sofort die Wunde. Ein feindliches Geschoß hatte meine linke Pulsader gestreift und durchschnitten. Durch den festen Verband wurde ein weiterer Blutverlust vermieden, die Schmerzen gelindert. Im ersten Augenblick fühlte ich mich natürlich etwas ermattet, zumal es rechts und links, vor uns, hinter uns donnernd krachte. Von unseren Leuten war nichts mehr zu sehen, sie waren dem Feind auf den Fersen gefolgt. Mein Gefreiter, der sich so rührend kameradschaftlich um mich bemüht hatte, wollte mich nicht allein lassen. So krochen wir hinter eine Kornmiete, um gegen Granatsplitter gesichert zu sein.

Lange lag ich hier, ab und zu versuchte ich einzuschlafen, um unter Umständen nicht wieder aufzuwachen, da Schrapnelle und Granaten in meiner allernächsten Nähe niedersausten. Da das Feuer immer furchtbarer wurde, lief ich ungefähr 80 Meter vorwärts zu zwei anderen Verwundeten des Regiments! Diesen und einem Franzosen, der schwer verwundet war, gab ich Kaffee aus meiner Feldflasche. Vor Dankbarkeit wollte mich der Franzose umarmen, zeigte mir das Bild seiner Frau und bat mich um meine Adresse, um mir zu schreiben.

Gegen drei Uhr nachmittags begab ich mich mit vielen anderen Verwundeten nach rückwärts durch das immer noch wütende Granatfeuer zum Truppenverbandplatz und fuhr von hier mit Wagen zum Feldlazarett.

Der weitere Verlauf der Schlacht war für uns äußerst günstig gewesen. Sieg auf Sieg! Franzosen immer im Rückzug; sobald wir einen Sprung machen, kneifen sie aus ihren Verstecken aus.

Am Sonntag, 30. August, in aller Frühe, fing das Schlachtgetöse — das Donnern — von neuem an. Über Einzelheiten weiß ich nichts; erfahren wir später. Jedenfalls ist durch die Schlacht am 29. und 30. August bei Saint Quentin die Entscheidung für den weiteren Verlauf des Krieges gefallen.

Diesen Brief schreibe ich auf der Veranda einer Villa zwischen Laon und Reims. Beide Festungen haben sich ohne weiteres ergeben! In zwei bis drei Tagen hoffe ich bestimmt, auf irgendeine Art und Weise zum Regiment zurückzukommen und wieder fechten zu können. Ein Verbandwechsel wurde hier in einem französischen Hospital von einer Schwester vorgenommen. Der Arzt war sehr zufrieden und sagte, ich hätte Glück gehabt. Elf französische Armeekorps sollen jetzt eingekesselt sein. Sieg auf Sieg! . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Zu den Kämpfen bei Longwy.

(Hierzu die Bilder Seite 312—315.)

Die bedeutungsvollen Schlachten in Lothringen, die sich in den Tagen vom 18. bis 23. August abspielten, stützten sich in ihrem rechten Flügel auf das Vorgehen des deutschen Kronprinzen, der mit seiner Armee teilweise durch Luxemburg auf die französische Festung Longwy vorgerückt war. Der französische Angriff setzte zunächst bei Mülhausen ein, wo er zweifellos verfrüht erfolgte. Hier wurden die Franzosen bald wieder zurückgeschlagen und auf die Grenze zu in die Vogesen abgedrängt. Gestützt auf den ausgedehnten Festungsgürtel, der sich von Belfort über Toul und Verdun erstreckt, erfolgte dann der Durchbruchsversuch der Franzosen auf der Linie Saarburg—Lauterfingen—Dieuze—Delme, der in den Kämpfen auf den



Aus den Kämpfen bei Longwy.

Nach der Schilderung eines Teilnehmers gezeichnet von Fritz Neumann.



Nach einer Aufnahme von Generaloberarzt Dr. Widenmann.

Longwy am 27. August 1914 nach der Belagerung.

Französische Arbeiter aus Longwy-Bas sind unter deutscher Bewachung mit den Aufräumungsarbeiten beschäftigt.

lothringischen Schlachtfeldern in den Tagen vom 18. bis 22. August unter der Führung des Kronprinzen von Bayern glänzend zurückgeschlagen wurde. Inzwischen war auch die Armee des deutschen Kronprinzen im Anschluß an die Bewegungen der Armee des bayrischen Kronprinzen in der Richtung auf Longwy vormarschiert und im Tale der Chiers und den benachbarten Höhenzügen auf starke feindliche Kräfte gestoßen. Am 22. August entwickelte sich hier unter Führung des deutschen Kronprinzen die große Schlacht bei Longwy. Zu beiden Seiten von Longwy, die Festung selbst noch in einen Belagerungsring einschließend, im Tale der Chiers und auf den Höhenrücken von Romain-Cosnes vorgehend, griffen die deutschen Truppen den Feind mit einer unwiderstehlichen Tapferkeit an. Der Ansturm war hier so gewaltig, daß die Franzosen an verschiedenen Stellen in voller Auflösung aus ihren befestigten Feldstellungen zurückgeworfen wurden. Von einem Teilnehmer an den Kämpfen wird die Schlacht unter anderem wie folgt geschildert:

„In der glühenden Augustsonne gingen wir gegen einen bis an die Nasenspitze verschanzten Feind vor. Die Franzosen hatten in dem kupierten Gelände ausgedehnte Feldbefestigungen angelegt. In dem Wiesengrund, den wir zu passieren hatten, waren langausgedehnte Wolfgräben angelegt, die mit Heu und Gras überdeckt waren. Als wir in Schützenlinie 2000—2500 Meter vorgegangen waren, erhielten wir plötzlich Feuer. Die Geschosse drangen von allen Seiten auf uns ein. Ein Haferfeld versperrte uns die Aussicht, so daß wir die feindlichen Schützen nicht sehen konnten, die sich auf unsere Stellung eingeschossen hatten. Wir mußten teilweise stehend schießen, was natürlich sehr unangenehm war. Doch mit Hurra ging es vorwärts, und bald war auch diese Stellung genommen. Am Dorfrande war eine feindliche Batterie aufgefahren, die von einer Abteilung der Unseren im Sturm genommen wurde. Dann ging es mit Hurra in das Dorf hinein. Hier hatten sich die Franzosen in den Häusern verschanzt. Sie schossen aus den Fenstern und Türen auf uns. (Der Zeichner hat diese Szene in dem Bilde auf Seite 313 festgehalten.) Es gab erbitterte Einzelkämpfe, bis wir den Feind aus dem Dorfe hinausgetrieben hatten. Auf der Höhe von Romain sahen wir die feindlichen Linien zurückfluten."

So weit die Schilderung des Mitkämpfers. Der Tag brachte den glänzenden Sieg des deutschen Kronprinzen, der am nächsten Tage, 23. August, seinen energischen Vorstoß fortsetzte. Die zur Verfolgung des Feindes vorgeschickte Kavalleriedivision fand das Gelände mit fortgeworfenen Gewehren, Tornistern und sonstigen Ausrüstungsgegenständen der Franzosen wie übersät ... Der Sieg war ein vollständiger und glänzender, er gewinnt noch dadurch an Bedeutung, daß diese Schlacht mit der Anlehnung an die Kämpfe weiter südlich in Lothringen die größte war, die bis dahin die Kriegsgeschichte zu verzeichnen hatte. Sie dehnte sich auf der Linie von Longwy bis nach Mülhausen aus, auf der sich wohl an die zwei Millionen Streiter auf beiden Seiten befanden. Der Kaiser verlieh dem deutschen Kronprinzen für sein siegreiches Eingreifen bei Longwy das Eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse. Von den zurückbleibenden Truppen wurde dann der Angriff gegen die Festung Longwy fortgesetzt. Die Festung selbst überragt die Stadt gleichen Namens, die eine Einwohnerschaft von etwa 9000 Seelen zählt. Die Festungsanlagen rühren noch von dem berühmten Festungsbaumeister Vauban her. Die Lage ist vortrefflich, sie beherrscht das Tal der Chiers sehr gut. Noch im Feldzuge von 1870/71 machte der Platz unseren Truppen viel zu schaffen; dauerte die Belagerung damals doch vom 5. September bis zum 26. Januar. Diesmal war der Widerstand nur von kurzer Dauer, denn bereits drei Tage nach der Schlacht bei Longwy mußte sich die Festung der Belagerung durch den deutschen Kronprinzen ergeben (siehe auch Seite 177). Unter der Beschießung hatten auch Teile der Stadt zu leiden, weil aus den Häusern auf unsere Truppen geschossen wurde. Unser Bild auf Seite 314 zeigt die Wirkung der deutschen Beschießung des unteren Stadtteiles, der in einen Trümmerhaufen verwandelt worden ist. Zerborstene Mauern, zusammengestürzte Dächer und ausgebrannte Häuser zeigen die Zerstörung, die der eherne Schritt des Krieges in seinem Gefolge hat. Besonders stark ist die Gegend am Wasserwerk mitgenommen. Am 26. August ergab sich der Kommandant der Festung dem deutschen Kronprinzen, der damit die erste französische Festung in dem Kriege von 1914 erobert hatte. Etwa 3500 Mann Franzosen und das gesamte Festungsmaterial fielen in unsere Hände. Nach dem Einzuge der Deutschen wurde sofort die Ordnung wieder hergestellt. Wir sehen auf unserem Bilde, wie unter deutscher Bewachung französische Arbeiter mit der Aufräumung der Zerstörung beschäftigt sind. Heute ist ganz Longwy in deutschen Händen und bildet als Lazarettplatz und Stützpunkt für unsere Truppenbewegungen einen wichtigen Platz.

Die Einberufung der ungarischen Landwehr und des Landsturms.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

Auch im südlichen Ungarn, wo man den politischen Vorgängen jenseits der Donau und der Save immer schon die größte Aufmerksamkeit zuwendete, war man voll Erwartung, was geschehen würde, als Österreich-Ungarn nach dem Morde von Serajewo die strafende Hand erhob. Da fielen endlich die Würfel, wie sie nach den Umständen fallen mußten. Noch am selben Tage sprengte ein Husarenkorporal, geleitet von einem Eskadrontrompeter, durch die Dorfgassen. Vor dem Hause des Dorfältesten wurde abgesessen und Alarm geblasen. Die altgedienten Leute kennen das Signal, und flink eilte alt und jung auf den schmetternden Ruf herbei; man ahnte wohl, was kommen würde. Kaum hatte eine erst nur kleine Zahl der Dorfbewohner sich um den Unteroffizier versammelt, da entfaltete er ein amtliches Schreiben — es war der erwartete Mobilmachungsbefehl. Nicht endenwollende Eljenrufe erschollen schon nach Verlesung der ersten Zeilen, die ja bereits hinreichend erkennen ließen, was der König und das Vaterland forderten. Das bedeutete den Krieg, den Krieg nicht nur gegen das anmaßende kleine Serbien, sondern auch gegen Rußland, dem die Madjaren da unten in den Tiefländern der Theiß und im Banat als unmittelbare Nachbarn der Balkankönigreiche so vieles schon aufs Kerbholz schreiben mußten.

Und diese Männer, jung und alt, die nun freudig und begeistert dem Rufe ihres greisen Königs folgten, sind in ihrer Gesamtheit auch zahlenmäßig sehr beachtenswert. Nach der Staatsverfassung der Donaumonarchie zerfallen die Landwehr und der Landsturm in je zwei nach den beiden Reichshälften geteilte Gruppen. Sie führen in Österreich die Bezeichnung k. k. Landwehr und k. k. Landsturm; in Ungarn k. ungarische Landwehr und k. ungarischer Landsturm. Außerdem unterscheidet man bei der Landwehr den Aktivstand, den nichtaktiven Stand (in Ungarn Reserve der Landwehr) und die Ersatzreserve der Landwehr.

Die k. ungarische Landwehr besteht aus 28 Landwehrinfanterieregimentern zu 3 oder 4 Bataillonen, jedes Bataillon zu 4 Kompanien. Einzelne Regimenter haben noch Reservekaders für Neuformationen. Im Mobilmachungsfall werden noch einzelne Ersatzkompanien aufgestellt. Je zwei Regimenter bilden schon im Frieden eine Infanteriebrigade.

Die ungarische Landwehrkavallerie besteht aus 10 Landwehrhusarenregimentern. Die Gliederung eines Regiments setzt sich aus 2 Divisionsstäben, 6 Eskadronen en cadre, 1 Ersatz- und Pionierzugkader zusammen. Die Regimenter sind im Frieden in der Regel in demjenigen k. ungarischen Landwehrdistrikt dauernd untergebracht, aus dem sie sich ergänzen, und in 4 Kavalleriebrigaden vereinigt. Der Ersatzkader befindet sich stets im Regimentsstabsquartier.

Der k. ungarische Landsturm gliedert sich in 28 Landsturminfanterieregimenter und 10 Landsturmhusarendivisionen. In jedem Landsturmbezirk sind schon im Frieden Vorbereitungen zur Aufstellung eines Landsturminfanteriebataillons des ersten und in einigen Bezirken auch des zweiten Aufgebots getroffen. Ein Landsturminfanterieregiment gliedert sich in den Regimentsstab und 3—4 Bataillone, jedes zu 4 Kompanien. Es wird außerdem auch ein Ersatzbataillon aufgestellt zu so vielen Ersatzkompanien, als das Regiment Bataillone zählt. Eine Landsturmhusarendivision besteht aus dem Regimentsstab und 3 Eskadronen. Wie tapfer sich die Ungarn zu schlagen wissen, hat auch der Gegner anerkannt. Ein russischer Offizier, der seinerzeit den japanischen Krieg mitmachte und jetzt verwundet in einem ungarischen Truppenspital liegt, sagte u. a.: „Sie haben nicht halb so viel Verwundete, als wir Russen Tote betrauern. Wenn wir glaubten, daß der Feind gezwungen ist, sich unserer Übermacht zu ergeben, gehen diese ungarischen Soldaten trotz unseres Kugelregens unter fürchterlichem Geschrei mit dem Bajonett gegen uns vor. Diese Aktionen sind so fürchterlich, wie sie die Japaner nie gewagt haben. Der russische Soldat wird durch dieses ihm ungewohnte Geschrei so irr, daß die Offiziere ihn kaum verhindern können, sich zu ergeben oder die Flucht zu ergreifen."

Deutsch-französische Schützengrabenkorrespondenz.

Ähnlich wie serbische und österreichische Soldaten Briefe miteinander tauschen, in denen sie sich gegenseitig zur Übergabe auffordern, so können jetzt, da die Schützengräben der Gegner im Westen so dicht aneinander sind, auch unsere Feldgrauen mit den Rothosen in Korrespondenz treten. Einen solchen Briefwechsel, der dadurch noch wertvoller ist, daß Richard Dehmel ihn führte, sendet der Dichter der „Frankfurter Zeitung" aus dem Feldlager im Süden von Noyon.

Der erste Brief wurde von einer der deutschen Patrouillen bei Morgengrauen in der Nähe des französischen Schützengrabens, etwa 50 Meter davon entfernt, an einen Baum geheftet und lautete in deutscher Übersetzung:

„Tapfere französische Soldaten! Ihr vergießt Euer Blut nutzlos für diese scheinheiligen Engländer, die die ganze Welt betrügen, ohne Euch zu nützen. Sie liefern



Der große Marktplatz in Longwy mit erbeuteten Geschützen. Phot. A. Grohs, Berlin.



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Kundgebung vor dem Gebäude des Festungskommandos in Przemysl nach glücklich überstandener Belagerung.

Der Festungskommandant und Verteidiger der Stadt, Exzellenz v. Kusmanek, bringt ein dreifaches Hoch auf den Kaiser aus.

Frankreich dem Beil aus, wie vorher schon Belgien, und Ihr müßt hier bleiben und Hungers sterben. Wir haben Antwerpen genommen, nahezu 300 000 Russen gefangen und sind Sieger auf der ganzen Linie. Das ist die Wahrheit, allen englischen Lügen zum Trotz. Kommt herüber zu uns, Ihr werdet freundschaftlich behandelt werden. Mit allen zehn Fingern werdet Ihr bei uns zu essen bekommen und nichts von uns zu befürchten haben. Wir haben nur Mitleid mit Euch. Wißt Ihr denn nicht, daß wir Munition und Lebensmittel noch für Jahre haben? Wer von Euch während der nächsten beiden Tage mit einer weißen Fahne oder einem anderen weißen Zeichen, natürlich ohne Waffen, zu uns herüberkommt, wird gastlich aufgenommen werden. Dieses Versprechen bekräftigen mit ihrem Ehrenwort Manitius, preußischer Offizier — Dehmel, deutscher Dichter."

Einige Tage später fand eine Patrouille folgendes Schreiben (in deutschen Buchstaben!) an demselben Baum angenagelt (wortgetreue Abschrift):

„Antwort an den
Brief von den Herrn Offizier Manitius und Dehmel.

Die Nachrichten, die Sie uns geben, sind schon alt. Wir kennen die Ernehmung Anvers seit einer Woche. Wir kennen auch, daß die Russen, nachdem sie in Rußland zurückgekommen sind, ihre große Heere zusammelt haben und gegen eure 24ten westlichsten Armeekorps jetzt siegreich ins Deutschland ziehen. Von den österreichischen Soldaten sagen wir nichts, sie zählen nicht. Ich glaube, daß Sie unsere Freunde, die Engländer, verlügen, welche sich an unsern Seiten sehr mutig für die Freiheit und die Glücklichkeit der Völker schlagen. Jene die, der französische Soldat hungrig, sagen, sind Lügner. Sie kennen, unglücklicherweise, die zahlreiche Reichheiten unserer schönen Frankreich. Ich wiederhole, Sie sind verloren. Ganz Europa ist gegen Deutschland und wir sollen siegen, um Ihr Kaiser zu töten, und Ihnen die Freiheit geben. Sie sind elende Sklaven. Seien Sie frei; Ihr Kaiser muß fallen; das deutsches Reich ist verloren. Kommen Sie mit uns.

Unterschrift (ohne Namen).
Ein französischer Soldat, der deutsche Studenten gekennt hat und sie von der kaiserlichen Macht befreien will."

Dem Brief lag eine reichhaltige Speisekarte bei, datiert „le 19 octobre", und auf dem Rand stand in der Handschrift des Briefschreibers:

„Das ist eine gewöhnliche Mahlzeit der französischen Offiziere, die deutsche Offiziere freundlich einladen."

Auf diese echt gallische Großsprecherei wurde von deutscher Seite (am 25. Oktober) folgender Bescheid erteilt, und zwar wieder an den Baum der Vermittlung geheftet, diesmal aber natürlich in deutscher Sprache:

„Verehrte Kriegskameraden von
der Gegenseite!

Wir danken Euch für die gastfreundliche Einladung und werden uns erlauben, ihr Folge zu leisten, sobald wir in Paris eingezogen sind. Solange wir im Felde liegen, speist der deutsche Offizier grundsätzlich kein anderes Menü als die übrigen Soldaten; unsere Feldküche ist sehr leistungsfähig. Über ‚Freiheit und Gleichheit' machen wir nicht viel Worte; wir beweisen sie lieber durch die Tat, soweit es menschenmöglich ist. Hoffentlich bringt Euch dieser Krieg die gleiche Freiheit und Ordnung und Einigkeit, deren wir uns nach vierzig glücklichen Friedensjahren unter unserem Kaiser erfreuen. Das unglückliche Frankreich aufrichtig bedauernd

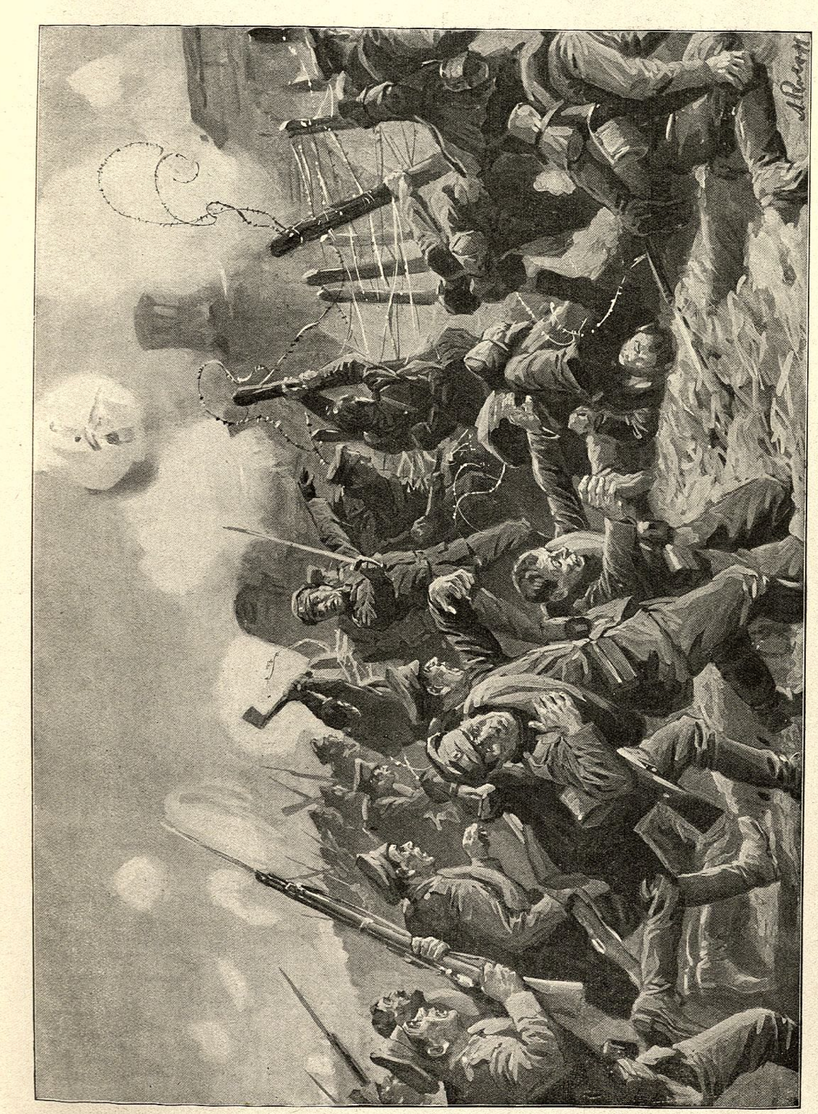
Manitius und Dehmel."

Leider konnte der nächtliche Waldpostverkehr nicht noch weiter fortgesetzt werden, da die Kompanie der deutschen Truppe am nächsten Tage aus jener Gegend nach einem anderen Schützengraben verlegt wurde.

Belagerung und Entsatz von Przemysl.

(Hierzu die Bilder Seite 316 und 317.)

Glänzende Einzelsiege hatten die österreichisch-ungarischen Armeen unter Dankl, Auffenberg, Boroevic und anderen errungen; aber vor der riesenhaften Übermacht der Russen wurde es schließlich im zweiten Drittel des Monats September nötig, die Truppen hinter die Wisloka zurückzunehmen und für einen neuen Angriff in anderer Gruppierung bereitzustellen. Der Brückenkopf Sieniawa und die schwachen Werke von Jaroslau wurden noch zwei Tage gehalten, dann, als sie ihre Bestimmung erfüllt hatten, freiwillig aufgegeben. Damit war die Festung Przemysl zur Einschließung durch die Russen verurteilt. Am 2. Oktober erfolgte durch einen Parlamentär des ehemals bulgarischen, nunmehr russischen Generals Radko Dimitriew die Aufforderung zur Übergabe. Der Kommandant von Przemysl,



Die Russen im vergeblichen Ansturm auf das Außenfort Duckowiczky der Festung Przemysl.

Nach einer Originalzeichnung von A. Roloff.

Proklamation.

Seine Majestät der Deutsche Kaiser haben geruht, mich nach Okkupierung belgischen Gebiets zum Generalgouverneur in Belgien zu ernennen. Ich habe den Sitz des Generalgouvernements in Brüssel (Ministerium für Wissenschaft und Künste, rue de la Loi) aufgeschlagen.

Auf Grund weiterer Anordnung Seiner Majestät ist dem Generalgouverneur eine Zivilverwaltung angegliedert (Kriegsministerium, rue de Louvain), an deren Spitze Seine Excellenz Herr von Sandt steht.

Die deutschen Heere dringen siegreich in Frankreich vor. Hier im belgischen Gebiete Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten, ist Aufgabe des Generalgouvernements.

Jede feindselige Handlung der Einwohnerschaft gegen Angehörige des deutschen Heeres, jeder Versuch, ihren Verkehr mit der Heimat zu stören, Eisenbahnen, Telegraphen, Fernsprechverbindungen zu gefärden oder gar zu unterbrechen, wird unnachsichtlich geahndet werden. Aufruhr oder Widerstand gegen die deutsche Verwaltung haben rücksichtslose Niederwerfung zu gewärtigen.

Die harte Notwendigkeit des Krieges bringt es mit sich, dass bei Bestrafung feindseliger Handlungen Unschuldige mit den Schuldigen leiden. Umsomehr ist es Pflicht aller verständig denkenden Bewohner Belgiens, die unruhigen Elemente im Lande von jeder Ausschreitung gegen die öffentliche Ordnung abzuhalten.

Kein belgischer Bürger, der friedfertig seinem Erwerbe nachgeht, hat irgend etwas von seiten der deutschen Truppen und Behörden zu befürchten. Soweit irgend möglich, sollen Handel und Wandel wieder aufgenommen, die industriellen Betriebe wieder in Gang gebracht und die Einbringung der Ernte vollendet werden.

Proclamation.

Sa Majesté l'Empereur d'Allemagne, après l'occupation de la plus grande partie du territoire belge, a daigné me nommer Gouverneur Général en Belgique. J'ai établi le siège du Gouvernement Général à Bruxelles (Ministère des Sciences et des Arts, rue de la Loi).

Par ordre de Sa Majesté, une administration civile a été installée auprès du Gouvernement Général (Ministère de la Guerre, rue de Louvain). Son Excellence Monsieur von Sandt a été appelé aux fonctions de chef de cette administration.

Les armées allemandes s'avancent victorieusement en France. Ma tâche sera de conserver la tranquilité et l'ordre public en territoire belge.

Tout acte hostile des habitants contre les militaires allemands, toute tentative de troubler leurs communications avec l'Allemagne, de gêner ou de couper les services des chemins de fer, du télégraphe et du téléphone seront punis très sévèrement. Toute résistance ou révolte contre l'administration allemande sera réprimée sans pardon

C'est la dure nécessité de la guerre que les punitions d'actes hostiles frappent, en dehors des coupables, aussi des innocents. Le devoir s'impose d'autant plus à tous les citoyens raisonnables d'exercer une pression sur les éléments turbulents en vue de les retenir de toute action dirigée contre l'ordre public.

Les citoyens belges désirant vaquer paisiblement à leurs occupations n'ont rien à craindre de la part des troupes ou des autorités allemandes. Autant que faire se pourra, le commerce devra être repris, les usines devront recommencer à travailler, les moissons être rentrées.

Proclamatie.

Zijne Majesteit de Keiser van Duitschland na bezetting van het grootste gedeelte van het belgisch territorium, heeft mij tot Generaal Gouverneur in België benoemd. Ik heb den zetel van het Generaal-Gouvernement in Brussel (Ministerie van Schoone Kunsten, Wetstraat) opgeslagen.

Op bevel van Zijne Majesteit, is er eene burgerlijke administratie bij het Generaal-Gouvernement ingericht. Zijne Excellentie de Heer von Sandt is benoemd tot hoofd dezer administratie (zetel: Ministerie van Oorlog, Leuvensche weg).

De duitsche troepen dringen overwinnend in Frankrijk binnen. Mijne taak zijn de kalmte en openbare orde op belgisch gebied oprecht te houden.

Alle vijandelijke handeling der inwoners tegen aangehorigen van het duitsche leger, alle verzoek den verkeer met Duitschland te storen, den dienst der ijzerer wegen, des telegraafs en des telefoons te belemmeren of te breken, zal zeer streng gestraft worden. Jedere wederstand of revolte tegen de duitsche administratie zal zonder genade gestraft worden.

Het is de harde noodzakelijkheid van den oorlog, dat de straffen van vijandelijke handelingen, buiten de schuldigen ook de onschuldigen treffen. Des te meer is het de plicht van alle verstandige burgers op de onrustige elementen eenen druk uit te oefenen om deze van iedere handeling tegen de openbare orde te weerhouden.

De belgische burgers, die wenschen in rust hare nijverheid na te gaan, hebben niets te vreezen van wege de troepen of de duitsche autoriteiten. Zooveel het mogelijk zal zijn, moet de handel hernomen, de fabrieken int werk hersteld, de oogst binnengebracht worden.

Belgier!

Von Niemand wird Verleugnung seiner vaterländischen Gesinnung verlangt, wohl aber eine vernünftige Fügsamkeit, und unbedingter Gehorsam gegen die Anordnungen des General-gouvernements. Von Eurem Verhalten, von dem Vertrauen und dem Maase der Unterstützung, die das Volk, insbesondere die im Lande verbliebenen Staats- und Gemeindebeamten, dem Generalgouvernement entgegen bringen, wird es abhängen, ob die neue Verwaltung Euch und Eurem Lande zum Segen gereicht.

Gegeben Brüssel, den 2. September 1914.

Der Kaiserliche General-Gouverneur in Belgien.

Freiherr von der GOLTZ,
Generalfeldmarschall.

Dieses Plakat darf nicht abgerissen und nicht überklebt werden.

Citoyens Belges,

Je ne demande à personne de renier ses sentiments patriotiques, mais j'attends de vous tous une soumission raisonnable et une obéissance absolue vis-à-vis des ordres du Gouvernement Général. Je vous invite à lui montrer de la confiance et à lui prêter votre concours. J'adresse cette invitation spécialement aux fonctionnaires de l'Etat et des communes qui sont restés à leurs postes. Plus vous donnerez suite à cet appel, plus vous servirez votre patrie.

Fait à Bruxelles, le 2 septembre 1914.

Le Gouverneur Général.

Baron von der GOLTZ,
Feldmaréchal.

Défense d'arracher cette affiche ou de la recouvrir.

Belgische burgers,

Ik vraag aan niemand zijne patriotische gevoelens te ontzeggen, maar ik verwacht van U allen eene verstandige onderwerping en eene volledige gehoorzamheid tegenover de bevelen van het Generaal-Gouvernement. Ik verzoek U hem vertrouwen te schenken en hem Uwe hulp te verloonen. Ik richt dit verzoek hoofdzakelijk aan alle ambtenaaren van den Staat en van de gemeenten, die op hunne plaats gebleven zijn Hoemeer U dezen wensch voldoen zult, des te meer zult U uw vaderland nuttig zijn.

Gegeven te Brussel, den 2e September 1914.

De Generaal-Gouverneur.

Freiherr von der GOLTZ,
Veldmaarschalk.

Het is verboden afscheuren of herdekken deze plakschrift.

Liége. — Imprimerie LA MEUSE

Verkleinerte Wiedergabe des von Generalfeldmarschall Freiherrn v. d. Goltz erlassenen Aufrufs an die Bevölkerung des in deutsche Verwaltung übergegangenen belgischen Gebietes.

Feldmarschalleutnant Kusmanek, erwiderte ihm, er halte es für unter seiner Würde, darauf eine Antwort zu geben.

Am 4. Oktober, dem Namensfeste des Kaisers Franz Joseph, setzte darauf die erste große Beschießung ein, die ununterbrochen mehr als drei Tage dauerte. Die Russen hatten die Bahnen auf ihre Spurweite umgenagelt und eine Menge Geschütze schwersten Kalibers herangeschafft. Rings um die Festung waren Schützengräben angelegt, aus denen die Muschiks (Soldaten), mit Drahtscheren und Handbomben versehen, in schier endlosen Scharen Sturm liefen. Man hätte diesen Todesmut bewundern müssen, wenn er ein Ausfluß echter Kampfbegeisterung gewesen wäre; so aber konnte man die armen Opfer echt russischer Rücksichtslosigkeit nur bedauern. Es war nämlich Befehl gekommen, die

Festung bis zum 8. Oktober unbedingt zu nehmen, weil sie sonst von den Österreichern und Ungarn wieder entsetzt würde. Da jagte denn Radko Dimitriew in seiner berüchtigten Draufgängerart seine Regimenter gegen die so gut wie unbeschädigten Werke, gleichgültig, wie groß die Verluste sein würden. Ja, noch mehr: im Rücken der Leute ließ er Maschinengewehre aufstellen, so daß die Ärmsten nur die Wahl der Todesart hatten, und die Offiziere peitschten ihre Soldaten mit Knuten vorwärts. Auf 40 000 schätzte man die Toten rings um die befreite Festung; die Russen selber gaben ihre Verluste mit 70 000 an.

Przemysl hat durch den Sturm wenig gelitten. Nur einmal, am 7. Oktober, schlugen Schrapnelle in die Stadt ein. Sofort stieg ein Unteroffizier im Fesselballon auf und entdeckte die feindliche Batterie, die sich so kühn vorgeschoben hatte; zwanzig Minuten später war sie vernichtet. Am meisten war das Außenfort Duckowiczky dem Ansturm der Russen ausgesetzt, die es mit stark überlegenen Kanonen und Marinegeschützen beschossen. Trotzdem hatte die heldenmütige Besatzung — eine Kompanie Infanterie und eine Halbkompanie Artillerie unter Oberleutnant Milke — nur einen Toten und sieben Verwundete. Die Russen aber, die schließlich doch noch bis in den Festungsgraben vorgedrungen waren, ließen rund 5000 Tote dort zurück.

Nochmals hieß es am 7. Oktober abends, daß die Russen mit bedeutenden Verstärkungen in der kommenden Nacht die Festung an drei Vierteln ihres Umwallungsringes gleichzeitig berennen würden. Es kam nicht mehr dazu. Durch das rasch heranrückende Entsatzheer fühlten sie sich derart bedroht, daß sie fluchtartig den Rückzug antraten. Am 11. Oktober war Przemysl völlig frei, eine Tatsache, die mit feierlichem Gottesdienst in allen Kirchen und Synagogen gefeiert wurde. Dann begab sich eine Abordnung der Bürger zum Festungskommandanten v. Kusmanek und brachte ihm ihren Dank zum Ausdruck; er antwortete mit einem Hoch auf den Kaiser, in das die Menge jubelnd einstimmte.

Generaloberst Karl v. Bülow.

Von Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne.

(Hierzu das Bild Seite 305.)

Unter den deutschen Heerführern, die im jetzigen Weltkriege bereits der Siegeslorbeer schmückt, nimmt Generaloberst v. Bülow eine der ersten Stellen ein. Das geheimnisvolle Fluidum, das große Feldherren auf ihre Armeen auszustrahlen verstehen und das sie mit diesen unauflöslich verbindet, ist bei General v. Bülow deutlich bemerkbar. Das Vertrauen seiner Soldaten ehrt ihn ebenso, wie es im Jahre 1870/71 die Generale Konstantin v. Alvensleben und v. Göben geehrt hat.

In der großen Familie derer v. Bülow haben die männlichen Mitglieder sozusagen schon in der Wiege das Generalspatent. Seit Jahrhunderten reihen sich die hervorragenden Generale dieses Namens aneinander — keiner von ihnen hat einen wesentlichen Mißerfolg gehabt. Der Generaloberst Karl v. Bülow, dem diese Zeilen gelten, ist am 24. März 1846 zu Berlin als Sohn des Oberstleutnants Paul v. Bülow geboren. Nach überstandener Schulzeit auf mehreren Gymnasien trat er, 18 Jahre alt, als Junker in das 2. Garderegiment zu Fuß ein. Im Kriege 1866 erhielt er als Leutnant bei dem Sturm auf Soor eine leichte Verwundung, die ihn indessen von der Teilnahme an der Schlacht bei Königgrätz nicht abhielt. Im Feldzug 1870/71 zur Gardelandwehr kommandiert, zeichnete er sich bei den Belagerungen von Straßburg und Paris aus. Er erhielt das Eiserne Kreuz und wurde 1871 Oberleutnant. 1872 bis 1875 war Bülow Adjutant bei der Inspektion der Infanterieschulen. 1876 wurde er Hauptmann im Großen Generalstabe und 1879 Generalstabsoffizier A II beim 9. Armeekorps in Altona; 1881 kam er als solcher zur 4. Division nach Bromberg. Nach der in der Armee wohlbewährten Sitte, die Generalstabsoffiziere zeitweilig zur Front zurückzuversetzen, wurde Bülow 1884 Kompaniechef im Infanterieregiment Nr. 96 (Gera), aber schon 1885 als Major A I in den Generalstab des 2. Armeekorps nach Stettin versetzt. 1888 in den Großen Generalstab zurückgekehrt, wurde er 1890 Oberstleutnant und Chef des Generalstabs des 2. Armeekorps. In rascher Folge wurde er 1893 Oberst und 1894 Kommandeur des 4. Garderegiments zu



Die Zitadelle von Namur mit zerstörter Brücke.

Fuß. Hierauf als Direktor des allgemeinen Kriegsdepartements in das Kriegsministerium versetzt, wurde er dort 1897 Generalmajor. Im Jahre 1900 gab er als Generalleutnant und Kommandeur der 2. Gardeinfanteriedivision bereits Beweise seiner großen Beanlagung für die Führung größerer Truppenkörper. Schon 1902 wurde er der Front aber wieder entzogen durch seine erneute Berufung in den Großen Generalstab als Generalquartiermeister; doch schon 1903 wurde er kommandierender General des 3. (brandenburgischen) Armeekorps und 1904 als solcher General der Infanterie. An der Spitze seines Elitekorps und als Führer der roten Armee gab er in den Kaisermanövern 1912 erneute, aufsehenerregende Proben seines genialen Führertalents. Im selben Jahre wurde er Generaloberst und Generalinspekteur der dritten Armeeinspektion in Hannover.

Bei Beginn des jetzigen Weltkrieges 1914 zum Kommandeur der 2. Armee ernannt, hat Bülow sich in den gewaltigen bisherigen Schlachten voll bewährt. Eines seiner großen Verdienste ist auch die treue Waffenbrüderschaft, die er der benachbarten 1. Armee in den Septemberschlachttagen erwiesen hat.

Deutschland kann stolz darauf sein, unter den Führern seiner Heere auch Karl v. Bülow zählen zu dürfen, von dem es sich gewiß noch weiterer Taten zu versehen haben wird.

Deutsche Artillerie an der belgischen Küste.

(Hierzu das Bild Seite 308/309.)

Wo auch immer unsere braven Krieger ins Gefecht kamen, war alle Welt darin einig, daß sie mit beispielloser Tapferkeit sich schlugen. Aber wenn es durch die Reihen geht: „Engländer sind's", dann greift an die Herzen noch ein anderes, überwäligendes Empfinden, das Gefühl der Verachtung und des Hasses. Sie haben den Strick gedreht, mit dem man uns erdrosseln wollte, sie haben auch in der ganzen Welt unseren guten Namen verunglimpft, so daß selbst Freunde an uns zweifelhaft wurden. Das kann der Deutsche am wenigsten verzeihen.

So war es, als am 23. Oktober gemeldet wurde: „Unsere längs der Nordseeküste in Belgien gegen die französische Grenze vordringenden Brigaden erleiden durch das Feuer feindlicher Kriegschiffe empfindliche Verluste," und als dann der Befehl ergangen war: „Das ...te Fußartilleriebataillon ist vorzuziehen und hat in den Dünen von X. das Feuer gegen Teile der englischen Flotte aufzunehmen."

Inzwischen war festgestellt worden, daß das englische Geschwader aus elf Schiffen bestand, deren Admiral die feste Absicht hatte, in echt englischer Art seine Fürsorge für das beschützte Belgien zu betätigen, indem er Ostende, dieses Juwel unter den großen internationalen Seebädern, den köstlichen Besitz Belgiens, bombardieren wollte. Nur mit Mühe konnten ihn die Bitten der belgischen Behörden davon abhalten. Nachdem allerdings dann das deutsche schwere Geschütz das Feuer eröffnet hatte, war es mit solchen Heldentaten endgültig vorbei, denn schon am Vormittag des 26. Oktober konnte das Große Hauptquartier verkündigen, das englische Geschwader sei kräftig beschossen worden, habe drei Volltreffer erhalten und sich darauf „außer Sehweite" begeben.

Auf dem Bild Seite 308/309 sehen wir die schweren Steilfeuergeschütze an der Arbeit. Um die Räder sind Gürtel gelegt, die eine Bettung überflüssig machen. Eine solche, die aus schweren Bohlen besteht, braucht zum Beispiel der 21-cm-Mörser. Die schwere Feldhaubitze (15 cm) führt zu dem Zweck, das Versinken der Räder im weichen Boden zu verhindern, Rohrmatten mit. Die auf unserem Bilde sichtbaren Gürtel, die den Lafettenrädern das Aussehen von Mühlrädern verleihen, dienen dem gleichen Zweck.

Die Schutzschilde sind zur Abwehr von Schrapnellkugeln angebracht, und die große Länge des Lafettenschwanzes, die besonders auffällt, ist nötig geworden durch den Rohrrücklauf. Während nämlich im Jahre 1870/71 und noch mehr als zwei Jahrzehnte später das Geschütz bei jedem Schuß auf seinen Rädern zurückrollte und mit vieler Mühe wieder auf den alten Platz vorgebracht werden mußte, bleibt jetzt die Lafette fest stehen, und nur das Rohr fährt schlittenartig auf ihr zurück, in seiner Wucht durch eine hydraulische Bremse gemäßigt. Dabei spannen sich starke Federn aus Stahl, die es wieder vorholen. So braucht nur ganz wenig nachgerichtet zu werden. Man kann viel rascher feuern, und die Mannschaft ermüdet nicht so schnell. Ferner sehen wir die Körbe am Boden liegen, in denen die schweren Geschosse verpackt und herangetragen werden, in jedem Korb ein Geschoß, wie die Weinflasche in der Strohhülse.

Die „Taube", die über dem Meere schwebt, hat erst beobachten helfen und jetzt gemeldet, daß der Feind sich zurückzieht. Wir sehen deshalb unter ihr auch die drei fliehenden Schiffe von „achtern". Als festgestellt war, daß sie es aufgegeben hatten, den Kampf fortzusetzen, verließen unsere Offiziere den Sicherheitstand, in dem sie bisher gedeckt beobachten mußten, und machten sich's oben auf der Düne bequemer. Wer die Nordseeküste kennt, weiß, daß es dort keine Wälder oder einzelne hohe Bäume gibt. Die scharfen Seestürme lassen sie nicht aufkommen. Einen schwachen Ersatz bietet hier und da niedriges Gestrüpp. Meistens fehlt auch dieses, und die Dünen, wie man die von den Stürmen zusammengewehten Sandwellen nennt, sind höchstens mit dünnen, armseligen Gräsern bestanden. Hinter einer solchen Düne versteckt hat unsere Batterie gewirkt.



Ankunft Leichtverwundeter auf Lazarettkähnen in Berlin.

Mit Liebesgaben an die Front.

(Hierzu die Bilder Seite 321.)

Die Militärverwaltung von Saarbrücken hatte ein Transportauto für die Fülle von Liebesgaben zur Verfügung gestellt, die von den dortigen Einwohnern für ihr Landwehrersatzbataillon gesammelt worden waren. Von vielen Angehörigen wurden uns noch direkte Pakete für die im Felde stehenden Lieben mitgegeben, da die Feldpost solche Sendungen noch nicht annahm. In dem hochbepackten Lastauto konnte man sich nur mühsam ein Plätzchen erobern, und gar manchmal dachten wir unterwegs bei den gefährlichen Schwankungen des Wagens, daß die Fahrt ein vorzeitiges Ende nehmen würde. Doch es ging auch bei den gefährlichsten Kurven noch immer gut ab.

Die Fahrt durch die Aufmarschstellung zur Front bietet viele interessante Eindrücke. An endlosen Marschkolonnen geht es vorüber, rechts und links des Weges sind große Wagenburgen aufgefahren. Bald grüßt uns auch das Zeichen des Roten Kreuzes. An einer großen, mitten im Felde aufgefahrenen Feldbäckerei kommen wir vorüber. In den fahrbaren Backöfen wird das Brot für die Truppen gebacken, das dann den Soldaten nachgefahren wird. So greift ein Rad der großen Kriegsmaschine in das andere. Die Fahrt geht jetzt über die Schlachtfelder, auf denen Mitte August das blutige Ringen tobte. Verlassene Schützengräben, tief aufgewühlte Granatlöcher und die ernststimmenden Massengräber sind die einzigen Spuren von dem harten Schritte des Krieges; sonst hat deutsche Ordnung hier schon für eine gründliche Aufräumung des Kampfplatzes von den Verwüstungen der Schlacht gesorgt.

Wir nähern uns jetzt mehr der zweiten Kampfstellung. Die Ortschaften sind dicht mit Militär belegt, stark verschanzte Batterien tauchen auf, die des Angriffs von feindlicher Seite harren. Vor dem nächsten Dorfausgange stoßen wir auf eine ganz mit Birkenbäumchen verdeckte schwere Batterie, die unheimlich langen Geschützrohre starren drohend nach Frankreich hinüber. Um die feindlichen Flieger zu täuschen, ist diese Feldstellung ganz mit Gebüsch verkleidet. Dann kommen Schützengräben nach Schützengräben, die sich weit in die Felder hinein erstrecken. Spät abends kamen wir dann bei unseren Landwehrleuten an, die in einem lothringischen Dorfe von echt französischem Charakter im Alarmquartier lagen. Die Ankunft des Liebesgabentransportes erregte natürlich großes Aufsehen und all-



Aushebung des Landsturms in einem ungarischen Dorfe.

Nach einer Originalzeichnung von Fr. Kienmayer.



Soldaten bei der Morgenwäsche im Alarmquartier. Phot. Gressung, Saarbrücken.

gemeine Freude. Die Verteilung konnte aber wegen der Dunkelheit nicht mehr vorgenommen werden, nur eine Zeitungsausgabestelle errichteten wir bei dem Schein unserer elektrischen Taschenlampen schnell auf dem Wagen, denn wir hatten uns auch mit den neuesten Zeitungen reichlich versehen. Man glaubt gar nicht, wie willkommen die Zeitungen in der Front sind. Hunderte von Händen streckten sich nach den Blättern aus, und bei dem Schein aller möglichen und unmöglichen mangelhaften Beleuchtungen wurden überall in den elenden Bauernhäusern die neuesten Nachrichten vom Kriegschauplatz studiert.

Ein Unterkommen in dem stark belegten Orte war natürlich nicht zu finden, und hätte nicht ein Bekannter, der jetzt als Leutnant bei der Kompanie stand — in Friedenszeiten ist er Oberlehrer an einem rheinischen Gymnasium — sein Quartier in liebenswürdiger Weise mit uns geteilt, so hätten wir uns in der bitterkalten Nacht, in der es sogar zum erstenmal Frost gab, in unserem Auto auf all den Liebesgaben häuslich einrichten müssen. Doch so war für uns bestens gesorgt. Unsere Wirte erzählten uns von ihren Kriegserlebnissen und von abenteuerlichen Patrouillengängen bis dicht an die Stellungen des Feindes. So gab unter anderem der biedere Feldwebel ein Erlebnis mit einem Zuaven zum besten, der sich tot gestellt hatte, dann aber, als der Feldwebel bereits weiter vorgegangen war, sein Gewehr erhob und in Anschlag ging. Zum Glück sah sich der Gefährdete noch einmal um, und die böse Absicht des Schwarzen wurde durch einen wohlgezielten kräftigen Hieb mit dem Gewehrkolben noch rechtzeitig vereitelt. Das Erlebnis wurde so trockenen Tones geschildert, als handle es sich um einen belanglosen Vorfall und nicht um die Errettung aus schwerer Lebensgefahr.

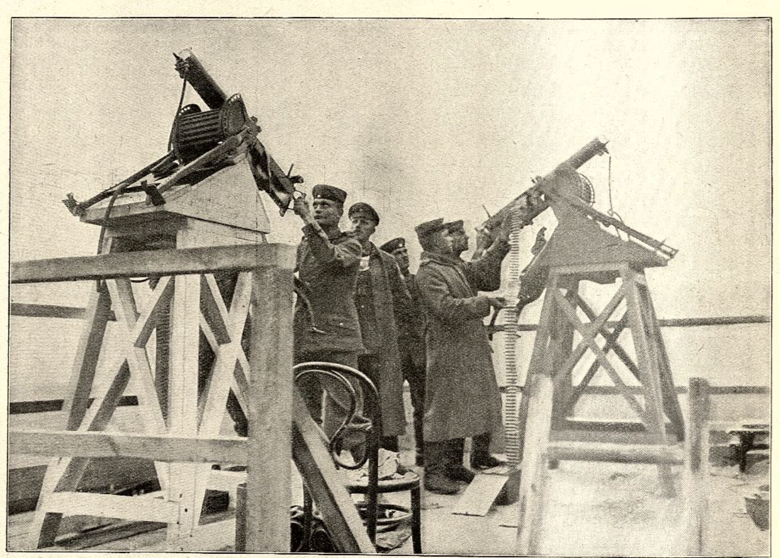


In gedeckter Haubitzenstellung vor dem Feind. Phot. Gressung, Saarbrücken.

Unser Liebesgabenauto im Alarmquartier. Phot. Gressung, Saarbrücken.

Bei dem Plaudern war aber die Zeit der Nachtruhe herangekommen. Ich trat noch einmal an das Fenster der dürftigen Bauernstube und warf einen Blick in das abendliche Dunkel hinaus. Der Abend wob in seiner Dämmerung seinen Schleier, geheimnisvolle Nebel stiegen vom nahen Dorfbach auf, in den Häuserecken leuchteten hier und da kleine Feuerchen auf, an denen sich die Soldaten ihr Essen zubereiteten. Bei allem Kriegerischen doch ein Bild von friedlicher Stimmung, in dem nichts darauf hindeutete, daß in nächster Nähe der Feind lauerte.

Schon früh am Morgen beginnt das Tagewerk des Krieges. Am nahen Dorfbrunnen tränkt die Artillerie ihre Pferde, daneben waschen sich die Soldaten den Schlaf aus den Augen. Zwei Kompanien treten an, um ihre Kameraden in den Schützengräben abzulösen. Eine Munitionskolonne der Artillerie passiert den Ort. Wir beginnen nun mit der Verteilung der reichlichen Liebesgaben, die mit glück-



Phot. Benninghoven, Berlin.

Deutsche Maschinengewehre auf dem Dache eines Hauses zur Abwehr feindlicher Flieger.



Phot. Schuhmann, Wien.

Eine österreichisch-ungarische Maschinengewehrabteilung in Gefechtsbereitschaft.

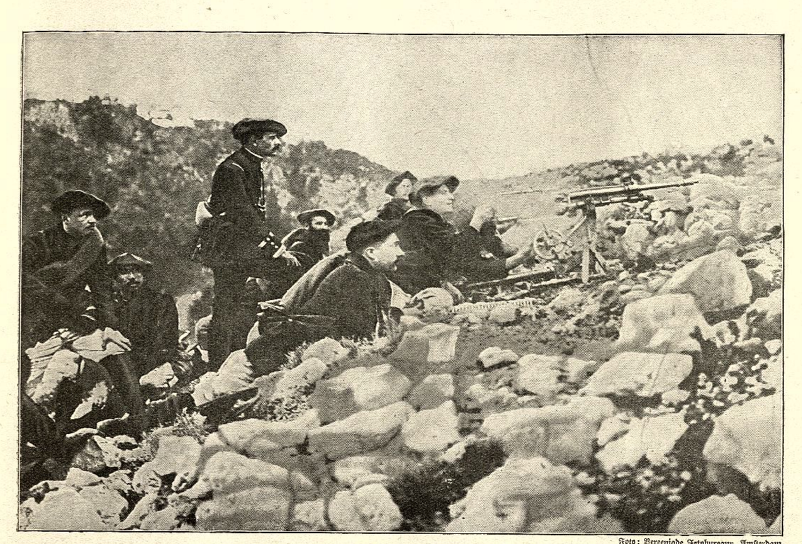


Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

Französische Alpenjäger mit Maschinengewehr in den Bergen.

(Der Lauf des Gewehrs liegt frei, ohne Kühlwassermantel; er hat nur Luftkühlung und erscheint daher weniger dick als bei den deutschen und österreichisch-ungarischen Maschinengewehren.)



Französisches Maschinengewehr auf einem Automobil in Tätigkeit.



Maschinengewehrabteilung auf dem Marsch. Phot. Dr. Hans Böhm.

lichen Mienen entgegengenommen werden. Freude strahlt aus den Augen der wackeren Landwehrleute, denen wir von den Lieben daheim ein Paket aushändigen können mit herzlichen Grüßen. Schnell werden Feldpostkarten geschrieben, die wir mit nach Hause nehmen sollen, Grüße werden bestellt und ausgetauscht. Kurz, es war ein richtiger Freudentag für das Bataillon, die Gaben von daheim zu erhalten.

Maschinengewehre.

Von Major a. D. Schmahl.

(Hierzu die Bilder Seite 322—324.)

Das Maschinengewehr hat denselben Lauf wie das Gewehr 98 unseres Fußvolks und verschießt dieselbe Patrone. Seine Einzelleistung ist also von der des Gewehrs an sich nicht verschieden, und man braucht nicht zweierlei Patronen anzufertigen und mitzuführen. Sein Zweck ist eine hohe Feuergeschwindigkeit, um in möglichst kurzer Zeit denjenigen Teil der feindlichen Streitkräfte, auf den man es abgesehen hat, an dem für entscheidend angesehenen Punkt zu zertrümmern, bevor der Gegner sich fassen und Gegenmaßregeln treffen kann.

Das Erkennen des entscheidenden Punktes und das schnelle Arbeiten gegen ihn macht hauptsächlich den überlegenen Feldherrn aus. Wie er sich als Stratege zum Beispiel Belgien zum Einbruch aussuchte und dort schnelle Arbeit lieferte, so muß er auf dem Schlachtfelde als Taktiker den richtigen Punkt wählen und dort mit zerschmetternder Wucht die Waffen zur Geltung bringen. Es ist nicht dasselbe, ob an einer Stelle 1000 Mann in einer halben oder in zehn Stunden kampfunfähig gemacht werden. Im ersteren Falle ist der sogenannte „moralische Effekt", auf den es hauptsächlich ankommt, siegbahnend, und außerdem bleibt dem Feinde nicht die Zeit, seine Reserven heranzuziehen. Die Niederlage aber breitet sich von diesem Punkt aus wie ein Feuer, das man in wenigen Augenblicken erzeugt, indem man mit dem Brennglase Sonnenstrahlen auf einen Punkt des Strohschobers vereinigt. Die Sonne hätte den ganzen Tag darauf scheinen können, ohne Schaden zu tun.

Das Maschinengewehr nun gibt bis zu 600 Schuß in der Minute ab, ohne daß seine Treffähigkeit leidet. Wir haben bei der Reiterei je sechs Gewehre auf vierspännigen Fahrzeugen zu einer „Abteilung" vereinigt. Man rechne sich aus, welche Feuergarbe diese in drei Minuten auf die angreifende feindliche Reiterei schleudern können. Bei unserem Fußvolk sind die sechs Maschinengewehre zweispännig und heißen „Kompanie". Sie können leicht von dem Fahrzeug gehoben und durch zwei Mann überallhin gebracht werden, wohin Schützen gelangen können. Bei uns feuern sie von Schlitten, bei allen anderen Heeren von Dreifüßen. In den meisten Heeren werden sie übrigens nicht auf Fahrzeugen, sondern auf Tragtieren befördert. —

Unser Bild Seite 322 zeigt das Maschinengewehr auf dem Dache eines Hauses zur Abwehr feindlicher Flieger aufgestellt. Es kann ebensogut für knieenden wie für liegenden Anschlag herabgelassen werden. Die außer dem Führer noch vorhandenen Mannschaften leisten nur Handreichungen, zum Beispiel Patronenkisten herbeiholen oder das Getriebe ölen, oder sie sollen den Richtschützen ersetzen, wenn er fällt. Man könnte nach dem Bilde glauben, der Lauf sei dick wie ein Kanonenrohr. Dies ist jedoch nur der zur Aufnahme des Kühlwassers dienende Mantel, der den Lauf umgibt. Man sieht auch den zum Kühlwassereimer führenden Schlauch. Das Wasser wird so heiß, daß man Eier darin sieden könnte. Die Franzosen haben Luftkühlung, bei der sich der Lauf mehr erhitzt, so daß man öfter das Feuer unterbrechen muß. Ferner fällt uns der Gurt mit 250 Patronen auf, der sich beim Feuern durch selbsttätigen Antrieb aus dem Patronenkasten hervorschiebt unter leichter Beihilfe eines Mannes der Bedienung. Dadurch, daß das Maschinengewehr fest auf einem Schießgestell ruht, sind viele Fehler ausgeschlossen, die der Schütze beim Feuern mit dem Gewehr leicht macht. Der Mann kann auch nach seiner Leistung ausgesucht werden. Da in der Regel die Ziele breiter sind als die natürliche Breitenstreuung des Gewehrs, hat das Maschinengewehr eine Einrichtung, um es stetig rechts und links zu bewegen, ohne die Schußweite zu beeinflussen; ein solches Feuer heißt „Breitenfeuer".

Wodurch erhält nun das Maschinengewehr die außerordentliche Feuergeschwindigkeit? Bekanntlich üben bei jeder Feuerwaffe die Pulvergase, die das Geschoß vorwärtstreiben, genau die gleiche Kraft auch nach rückwärts aus. Sie bewirken damit den „Rückstoß", der sich von jeher unangenehm bemerkbar machte. Was lag nun näher als der Wunsch, diese verloren gehende schädliche Kraft nützliche Arbeit leisten zu lassen? Noch ist es uns nicht gelungen, die elektrischen Spannungen, die bei Gewittern sich als Blitze entladen, zur Arbeit einzufangen, aber mit dem Rückstoß haben wir es in der Selbstladepistole und dem Maschinengewehr erreicht. Schon bald nach Einführung des Hinterladers war man bestrebt, seine Kraft zum Auswerfen der Hülse, Wiederladen, Spannen usw. zu verwerten, so daß dem Schützen nur noch das Visierstellen und Zielen neben der allgemeinen Beaufsichtigung der Waffe bleibt und er seine Kraft und Aufmerksamkeit hierauf allein vereinigen kann; auch vermag der Mensch nicht so schnell und andauernd zu arbeiten wie die Maschine.

Bei unserem Maschinengewehr nach Maxim bewegen sich beim Schuß Lauf und Verschluß zurück, wie beim Rohrrücklaufgeschütz starr miteinander verbunden. Nachdem das Geschoß den Lauf verlassen hat, trennt sich aber der Verschluß vom Lauf, wirft die Patronenhülse aus und spannt die Vorholfeder, deren spätere Entspannung dann beide wieder genau in die ursprüngliche Lage vortreiben soll. Inzwischen wurde die neue Patrone so ergriffen, daß sie beim Wiedervorgehen des Schlosses in den Lauf geschoben wird. Nachdem die erste Patrone vom Richtschützen abgefeuert worden, geht die Zündung der folgenden ebenso wie die Patronenzufuhr automatisch vor sich. Man kann aber auch einzelne Schüsse abgeben. —

Gegenüber dem unsrigen hat das österreichisch-ungarische Maschinengewehr Schwarzlose, das ebenfalls ganz vorzüglich ist, die Eigenschaft, daß der Lauf nicht zurückgleitet, sondern fest verschraubt ist. Der Verschluß trennt sich also schon während des Verbrennens des Pulvers vom Lauf, und der Schütze wird vor den Pulvergasen nur durch die allerdings sehr starke Vorholfeder gesichert. Ebenso wie bei Schwarzlose muß auch das französische Maschinengewehr Pateaux-St. Etienne, eine Abart von Hotchkiß, zum Ersatz der Läufe aus seiner Feuerstellung zurückgezogen werden, während dies bei uns nicht nötig ist.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Östlich von Lunéville und südlich des Waldes von Parroy, in den die im Gefechte bei Lagarde geschlagenen französischen Regimenter durch die deutschen Truppen hineingetrieben wurden, liegt das Fort Manonviller, das stärkste Sperrfort Frankreichs an seiner Ostgrenze gegen Deutschland. Am 28. August kam die Meldung, daß dieses „uneinnehmbare" Fort von uns genommen worden sei, unseren 42-cm-Mörsern konnte es nicht widerstehen. Die Beschießung geschah von der Grenzstation Deutsch-Avricourt aus. In der Nähe des Bahnhofes wurden zwei 42-cm-Geschütze eingeschanzt. Sie feuerten fast senkrecht in die Höhe, und von den Geschützen selbst aus sah man das Fort nicht, da noch einige größere Hügel dazwischen lagen. Die Treffwirkung wurde von einem Fesselballon aus beobachtet. Die Schüsse, deren Pfeifen man etwa zwanzig Sekunden lang hörte, folgten anfänglich alle zehn, später alle fünf Minuten. Im ganzen wurden 120 Schüsse abgefeuert, dann war Manonviller erledigt, ohne daß auf deutscher Seite ein Tropfen Blut floß.

Die letzten Tage des August und die ersten Tage des September zeichnen sich durch eine außerordentliche Fülle wichtiger Ereignisse auf dem westlichen Kriegschauplatze aus. Am 31. August wurde aus dem Großen Hauptquartier gemeldet:

„Die Armee des Generalobersten v. Kluck hat den durch schwache französische Kräfte unternommenen Versuch eines Flankenangriffs in der Gegend von Combles durch ein Armeekorps zurückgeschlagen. — Die Armee des Generalobersten v. Bülow hat eine überlegene französische Armee bei Saint Quentin vollständig geschlagen, nachdem sie im Vormarsch bereits ein englisches Infanteriebataillon gefangen genommen hatte. — Die Armee des Generalobersten v. Hausen hat den Gegner auf die Aisne bei Rethel zurückgedrängt. — Die Armee des Herzogs von Württemberg hatte bei Fortsetzung des Übergangs über die Maas den Feind zunächst mit Vortruppen überrannt, mußte aber beim Vorgehen stärkerer feindlicher Kräfte teilweise wieder über die Maas zurück. Die Armee hat dann die Maasübergänge wieder gewonnen und befindet sich im Vorgehen gegen die Aisne. Das Fort Les Ayvelles hinter dieser Armee ist gefallen. — Die Armee des deutschen Kronprinzen setzt den Vormarsch gegen und über die Maas fort. Nachdem der Kommandant von Montmédy mit der ganzen Besatzung der Festung bei einem Ausfall gefangen genommen worden war, ist die Festung gefallen. — Die Armeen des Kronprinzen von Bayern und des Generalobersten v. Heeringen stehen noch in fortgesetztem Kampfe in Französisch-Lothringen."

Saint Quentin wurde bereits in den Befreiungskriegen am 12. März 1814 von den jetzigen Verbündeten der Franzosen, den Russen, genommen. Auch 1870/71 wurde um diese Stadt heiß gekämpft. Der für uns siegreiche Ausgang bildete damals den glänzenden Abschluß des gefahrvollen Feldzugs der ersten Armee im Norden Frankreichs. — Auch im gegenwärtigen Kriege haben die Franzosen bei Saint Quentin nicht mehr Glück, obwohl ihnen ihre Bundesgenossen, die Engländer, beistehen. Der Besitz dieser Stadt war für uns besonders wichtig wegen der Bahnverbindung, denn hier ist der Knotenpunkt der Nordbahn. Die Stadt zählt etwa 50 000 Einwohner. Sie ist Arrondissementshauptstadt im französischen Departement Aisne, am rechten Ufer der Somme.

Montmédy ist Arrondissementshauptstadt und Festung im französischen Departement Maas, an der Chiers und der Ostbahn. Es hat etwa 3000 Einwohner.

Ludwig XIV. ließ die Festung von Vauban durch Herstellung neuer Bastionen und Ravelins verstärken. 1815 wurde sie von den norddeutschen Bundestruppen und Preußen belagert und nach Erstürmung der Unterstadt zur Kapitulation gezwungen. 1870 wurde sie als wichtiger



Honvedhusaren verfolgen die bei Lancut geschlagenen russischen Truppen. Nach dem Bericht eines Augenzeugen gezeichnet von Ludwig Koch.

Eisenbahnknotenpunkt von den Deutschen unter General v. Kameke vom 7. bis 14. Dezember belagert und durch eine kurze, aber heftige Beschießung zur Übergabe gezwungen.

Am 2. September meldete das Große Hauptquartier, daß am 31. August auch die Feste Givet gefallen sei. Das Große Hauptquartier fühlte sich veranlaßt, zu diesem Ereignis am 3. September noch eine besondere Erklärung zu geben und unserer österreichischen Bundesgenossen zu gedenken. Diese amtliche Kundgebung hat folgenden Wortlaut:

„Bei der Wegnahme des hoch in Felsen gelegenen Sperrforts Givet haben sich ebenso wie im Kampfe um Namur die von Österreich zugesandten schweren Motorbatterien durch Beweglichkeit, Treffsicherheit und Wirkung vortrefflich bewährt. Sie haben uns ausgezeichnete Dienste geleistet. Die Sperrbefestigungen Hirson, Les Ayvelles, Condé, La Fère und Laon sind ohne Kampf gewonnen. Damit befinden sich sämtliche Sperrbefestigungen im nördlichen Frankreich außer der Festung Maubeuge in unseren Händen. Gegen Reims ist der Angriff eingeleitet."

Givet liegt im Nordzipfel des französischen Departements Ardennes an beiden Ufern der Maas. Es liegt südlich von Dinant und Namur und ist von Namur 37 Kilometer entfernt. Als Station der großen belgischen Zentralbahn ist Givet von großer Bedeutung. Die Befestigungen, die die in drei Gruppen geteilte Stadt auf den Höhen umgeben, sind ebenso wie das auf 215 Meter hohem Felsen erbaute Charlemont am linken Ufer der Maas erhalten, obschon die Festung als solche nach 1874 aufgegeben wurde.

Am 2. September machte der Große Generalstab folgendes bekannt:

„Die mittlere Heeresgruppe der Franzosen, etwa zehn Armeekorps, wurde gestern zwischen Reims und Verdun von unseren Truppen zurückgeworfen. Die Verfolgung wird heute fortgesetzt. Französische Vorstöße aus Verdun wurden abgewiesen.

Seine Majestät der Kaiser befand sich während des Gefechtes bei der Armee des Kronprinzen und verblieb die Nacht über inmitten der Truppen.

Generalquartiermeister v. Stein."

Ein bedeutender Sieg ist es, den der deutsche Kronprinz unter den Augen seines kaiserlichen Vaters am Vorabend des Sedantages errungen hat. Bald nach dem zweifachen Siege von Saint Quentin und nachdem das Vordringen gegen die Aisnelinie eben bekannt gegeben war, gelang es, in den Rücken der großen Festungslinie von Verdun und Toul zu kommen und das Grenzbollwerk der Franzosen, das bisher den Angriffen des Kronprinzen Rupprecht und des Generaloberſten v. Heeringen standgehalten hatte, zu umgehen. Gerade dieser Umstand fiel besonders ins Gewicht, weil dadurch der Verteidigungsplan der Franzosen empfindlich gestört wurde. —

Es ist nur zu begreiflich, daß die fortschreitenden Erfolge der Deutschen in Paris Schrecken und Erregung verbreiteten. Die französische Regierung faßte den Plan, die Hauptstadt zu verlassen und ihren Sitz nach dem Süden zu verlegen. In den Straßen war jeder dritte Laden geschlossen, und an den Schaufenstern wurden Zettel befestigt, auf denen zu lesen war: Der Besitzer und seine Angestellten sind im Felde. Alle Kraftwagen wurden mit Beschlag belegt, um frisches Fleisch zu den Truppen an der Ostgrenze zu bringen. Die Untergrundbahn schränkte den Betrieb ein, und den Wachtdienst besorgten nur noch Frauen. Die Umgebung der Stadt machte den Eindruck eines Feldlagers. Wälle wurden aufgeschüttet, Gräben aufgeworfen und mit Drahtseilen und Holzplatten gegen Annäherungen abgesperrt. Nach acht Uhr wurden die Cafés gesperrt, und nach halb neun erhielt man nichts mehr zu essen. Das ganze Bois du Boulogne wurde in einen ungeheuren Schafstall verwandelt, und auf der Rennbahn von Longchamps standen Tausende von Rindern, Hammeln und Kälbern.

Das waren die äußerlichen Folgen der furchtbaren Fehler der französischen Politik. Eine französische Kundgebung sprach offen von der Einschließungsbewegung der Deutschen. So weit ging schon damals die Verzweiflung, daß die Franzosen sich indische Truppen kommen lassen wollten und daß einer ihrer früheren Minister des Äußern den Japanern zumutete, mit ihrer Armee an dem jetzigen Kampfe gegen Deutschland teilzunehmen. Das waren romantische Entgleisungen, die etwa auf einer Linie mit den höchst ernsthaft vorgebrachten Vorschlägen in englischen Blättern standen, man möge doch die Pferde der Kavallerie grün anstreichen, damit sie innerhalb der Landschaft weniger sichtbar seien.

Gerade aus England kamen schon Anfang September Stimmen, die von einem Umschwung in der öffentlichen Meinung des Landes sprachen. Der deutsche Soldat wurde in seinen Leistungen anerkannt, die deutsche Kriegführung wegen ihrer Raschheit und Exaktheit gerühmt, und diese Lobeserhebungen gipfelten in der Versicherung, man könne den deutschen Vormarsch so wenig hindern wie die Wogen des Meeres. Das klang ganz anders, als die gefälschten Siegesmeldungen, die den Franzosen so sehr zu Kopfe stiegen. Was mußte sich der englische Leser denken, wenn er das Lob derjenigen singen hörte, gegen die das eigene Heer kämpfte; wie groß mußte die Erbitterung gegen eine Regierung werden, die die größte politische Niederlage verschuldete, die England seit seinem Aufstieg zur Großmacht erlitt. Da mußte sich der Zorn aller unabhängigen Männer regen über einen frevelhaften Kabinettskrieg. Wie eine Wohltat berührte es unter diesen Verhältnissen, daß Bernard Shaw die Heuchelei geißelte, durch die ein moralisches Mäntelchen über einen Krieg gebreitet werden sollte, der nur aus Haß und Neid gegen deutsche Macht und deutschen Wohlstand begonnen wurde. Mit gleichem Rechte sagte dieser Schriftsteller, der ein gutes Beispiel der Offenheit und Ehrlichkeit bot, daß selbst der Sieg für England verhängnisvoll wäre, weil die Übermacht Rußlands viel gefährlicher sei als die Übermacht Deutschlands. Man mußte in England schon sehr klar sehen, wenn solche Worte laut werden durften, wenn mitten im Krieg Deutschland als Bollwerk der



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Ausmarsch türkischer Truppen aus Konstantinopel.



Phot. N. Perscheid, Berlin.

General Enver Pascha,
türkischer Kriegsminister und Generalissimus der türkischen Streitkräfte.



Phot. J. Glück, Györ.

Feldmarschalleutnant Hermann v. Kuzmanek,
der heldenmütige Verteidiger von Przemysl.



Phot. Schöfer, Wien.

General der Infanterie Svetozar Boroevic v. Bojna,
der Führer der 3. österreichisch-ungarischen Armee, die bei Przemysl siegreich gegen die Russen kämpfte.



Bordeaux vom Zollamt aus gesehen.

Zivilisation gefeiert wurde. — Am Sedantage erfolgte dann eine Begegnung zwischen Kaiser Wilhelm und dem Kronprinzen bei Sorbey, in der Nähe von Longuyon, von der wir auf Seite 339 eine anschauliche Schilderung geben (siehe auch die Kunstbeilage).

Alle unsere Siegesmeldungen waren von der amtlichen Erklärung begleitet, daß kein Mißerfolg bisher verheimlicht worden sei. Diese Versicherung mochte insofern nicht ganz überflüssig erscheinen, als in manchem durch die Fülle der Siege die Besorgnis entstehen konnte, ob die vielen Erfolge auch nicht übertrieben oder Mißerfolge unterdrückt worden seien. Das war aber nicht der Fall. Schon die kurze, knappe Form der Berichte ließ erkennen, daß unsere Heeresleitung sich auf die einfache Mitteilung von Tatsachen beschränkte. Eine weitere solche Meldung aus dem Hauptquartier vom 3. September machte folgendes bekannt:

„Die Kavallerie der Armee des Generaloberſten v. Kluck streift bis Paris. Das Westheer hat die Aisnelinie überschritten und setzt den Vormarsch gegen die Marne fort. Einzelne Vorhuten haben sie bereits erreicht. Der Feind befindet sich vor den Armeen der Generaloberſten v. Kluck, v. Bülow, v. Hausen und des Herzogs von Württemberg im Rückzug auf und hinter die Marne. Vor der Armee des deutschen Kronprinzen leistete er im Anschluß an Verdun Widerstand, wurde aber nach Süden zurückgeworfen. Die Armeen des Kronprinzen von Bayern und des Generaloberſten v. Heeringen stehen immer noch starkem Feind in befestigten Stellungen im französischen Lothringen gegenüber. Im oberen Elsaß streifen deutsche und französische Abteilungen unter gegenseitigen Kämpfen.

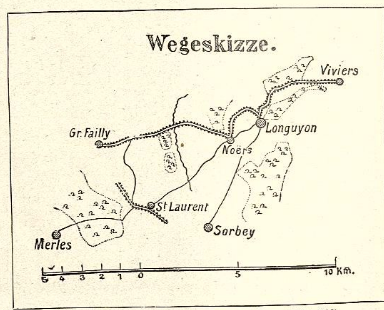
Der Generalquartiermeister v. Stein."

Diese schwerwiegenden Nachrichten wurden noch verstärkt durch eine amtliche Pariser Meldung, daß deutsche Truppen bei Compiègne eingetroffen seien. Compiègne liegt von Paris in einer Entfernung von etwa 80 Kilometer. Auch in Soissons, das nur wenig weiter entfernt ist, lagen deutsche Truppen. Die Engländer hatten die Lügenmeldung verbreitet, daß sie den deutschen Vorposten zehn Kanonen abgenommen hätten. Schon im Jahre 1870 wurde Soissons belagert und ergab sich der deutschen Maasarmee. Auch damals war die französische Regierung nach Bordeaux geflohen, aber erst im Dezember; vorher hatte sie in Tours Aufenthalt genommen. Diesmal hat die französische Regierung Paris schon wesentlich früher verlassen. Denn schon am 3. September verbreitete sie folgenden Aufruf:

„Franzosen!

Seit mehreren Tagen stellen erbitterte Kämpfe unsere heldenhaften Truppen und die feindliche Armee auf die Probe. Die Tapferkeit unserer Soldaten hat ihnen an mehreren Punkten bemerkenswerte Vorteile eingetragen, dagegen hat uns im Norden der Vorstoß der deutschen Streitkräfte zum Rückzuge gezwungen. Diese Lage nötigt den Präsidenten der Republik und die Regierung zu einem schmerzlichen Entschluß. Um über das Heil der Nation zu wachen, haben die Behörden die Pflicht, sich zeitweilig von Paris zu entfernen. Indessen wird der hervorragende Oberbefehlshaber der französischen Armee voll Mut und Begeisterung die Hauptstadt und ihre patriotische Bevölkerung gegen die Eindringlinge verteidigen.

Aber der Krieg soll gleichzeitig im übrigen Lande weitergeführt werden. Ohne Furcht und Nachlassen, ohne Aufschub und Schwäche wird der heilige Kampf für die Ehre der Nation und die Sühne des verletzten Rechtes weitergehen. Keine unserer Armeen ist in ihrem Bestande erschüttert. Wenn einige von ihnen sehr bemerkenswerte Verluste erlitten haben, so sind die Lücken sofort von den Depots aus wieder ausgefüllt worden. Der Aufruf der Rekruten sichert neue Quellen an Menschen und Energie. Widerstand und Kampf, das soll die Parole der verbündeten englischen, russischen, belgischen und französischen Heere sein. Widerstand und Kampf, während die Engländer uns zur See helfen und die Verbindungen unserer Feinde mit der Welt abschneiden; Widerstand und Kampf, während die russischen Armeen weiter vorrücken, um einen entscheidenden Stoß in das Herz des Deutschen Reiches zu führen! Es ist die Aufgabe der republikanischen Regierung, diesen hartnäckigen



Zu dem Artikel: Das Schlachtfeld von Noërs (Seite 332).



Das Schlachtfeld südlich von dem brennenden Dorfe Noërs mit Front nach St. Laurent und Grand Failly.
Links die Straße Noërs—Laurent, von der links sich die Stellungen des Grenadierregiments Königin Olga, rechts die Stellungen des Kaiser-Friedrich-Regiments befanden.
Nach der Skizze eines mitkämpfenden Offiziers gezeichnet von E. Klein.

Widerstand zu leiten. Überall werden zum Schutz der Unabhängigkeit Frankreichs Länder sich erheben, um diesem furchtbaren Kampfe seine ganze Kraft und seine Wirksamkeit zu verleihen.

Es ist unumgänglich notwendig, daß die Regierung freie Hand zum Handeln behält. Auf Wunsch der Militärbehörden verlegt die Regierung daher für den Augenblick ihren Aufenthalt nach einem Punkte Frankreichs, wo sie in ununterbrochener Verbindung mit der Gesamtheit des Landes bleiben kann. Sie fordert die Mitglieder des Parlaments auf, sich nicht fern von ihr zu halten, um gegenüber dem Feinde zusammen mit der Regierung und ihren Kollegen einen Sammelpunkt der nationalen Einheit zu bilden. Die Regierung verläßt Paris erst, nachdem sie die Verteidigung der Stadt und des befestigten Lagers durch alle in ihrer Macht stehenden Mittel sichergestellt hat. Sie weiß, daß sie es nicht nötig hat, der bewunderungswürdigen Pariser Bevölkerung Ruhe, Entschlußkraft und Kaltblütigkeit zu empfehlen. Die Bevölkerung von Paris zeigt jeden Tag, daß sie den größten Pflichten gewachsen ist.

Franzosen! Zeigen wir uns dieser tragischen Umstände würdig! Wir werden den endlichen Sieg erringen. Wir werden ihn erringen durch den unermüdlichen Willen zum Widerstande und zur Beharrlichkeit. Eine Nation, die nicht untergehen will, die, um zu leben, weder vor Leiden noch vor Opfern zurückschreckt, ist sicher, zu siegen!"

Der Aufruf war vom Präsidenten Poincaré sowie sämtlichen Ministern unterzeichnet und wurde erst sechs Stunden, nachdem die Regierung Paris verlassen hatte, veröffentlicht. Sonst wäre es ihr nicht möglich gewesen zu entkommen, denn sofort nach Bekanntwerden des Aufrufs strömten Hunderttausende von empörten Menschen nach dem Elysée und der Place de la Concorde und eröffneten ein Steinbombardement gegen die Regierungsgebäude, ohne daß die aufgebotene Polizei nennenswerte Anstrengungen machte, die Menschenmenge abzudrängen. Die beiden Vortore des Elysée wurden zertrümmert, nur wenige seiner Fensterscheiben sind ganz geblieben. Bis nach Mitternacht dauerten die Kundgebungen des Volkes gegen die Regierung, als plötzlich der „Matin" durch Anschläge an den Tafeln bekannt gab, daß die Regierung Paris bereits verlassen und ihren Sitz nach Bordeaux verlegt habe. Die Nachricht erregte geradezu Entsetzen, und die Revolution wäre vielleicht schon in jener Nacht gekommen, hätte die Polizei nicht zu einem Radikalmittel gegriffen: sie ließ sämtliche elektrische Lampen der inneren Stadt auf eine Stunde löschen. Paris lag in Nacht. Aber die Wut des Volkes, das sich schmählich seinem Schicksal überlassen sah, war unaussprechlich. —

Auf deutscher Seite folgte eine neue Siegesbotschaft:

„Reims ist ohne Kampf besetzt. Die Siegesbeute der Armeen wird nur langsam bekannt. Die Truppen können sich bei ihrem schnellen Vormarsch wenig darum bekümmern. Noch stehen Geschütze und Fahrzeuge im freien Felde verlassen. Die Etappentruppen müssen sie nach und nach sammeln. Bis jetzt hat nur die Armee des Generaloberften v. Bülow genauere Angaben gemacht. Bis Ende August hat sie 6 Fahnen, 233 schwere Geschütze, 116 Feldgeschütze, 79 Maschinengewehre, 166 Fahrzeuge erbeutet und 12 934 Gefangene gemacht.

Der Generalquartiermeister v. Stein."

Über den gegen die Stadt mit Erfolg unternommenen Handstreich brachten wir schon einen Bericht auf Seite 182.

Wie amtlich mitgeteilt worden ist, haben unsere deutschen Truppen bei der Einnahme von Reims auch das Militärflugzeugdepot besetzt: 10 Eindecker, 20 Doppeldecker und eine Anzahl der auch in Deutschland bekannten Gnomemotoren fiel in die Hände der Eroberer. Besonders die Motoren, die in den Gnomewerken hergestellt werden, sind gut verwendbar. Auch die 20 erbeuteten Doppeldecker, die meist nach dem Typ Maurice Farman gebaut sind, sind recht brauchbar. Die Steuerung und Bedienung der Flugzeuge unterscheidet sich von der deutscher Militärmaschinen nicht so sehr, daß unsere Offiziere die Apparate nicht ohne weiteres steuern könnten. Der Verlust der 30 Flugzeuge und der Reservemotoren wäre für die Franzosen wohl noch zu verschmerzen, wenn nicht die Einnahme von Reims für ihre Heeresluftfahrt einen viel schwereren Schaden bedeutete. Reims ist gewissermaßen der Mittelpunkt des Militärflugwesens in Frankreich gewesen, und von dort aus wurden alle Operationen der Luftflotte vorbereitet und geleitet. In Reims, das einen großen, ausgezeichnet unterhaltenen und mit allen Hilfsmitteln versehenen Militärflugplatz mit einer Offizierfliegerschule besaß, war in Friedenszeiten eine Kompanie Flieger untergebracht. Neuerdings aber hatte man Reims zum Mittelpunkt der Fliegerei gemacht und nicht weniger als drei Fliegerkompanien mit allem Zubehör dorthin verlegt. Der in unsere Hände gefallene Flugzeugpark war auf Kriegstärke gebracht und dürfte einen Wert von 1 Million Mark erreichen.

Reims, das so leicht und so frühzeitig in unsere Hände gefallen war, weckt reiche geschichtliche Erinnerungen. Das alte Durocortorum, wie es zur Römerzeit hieß, war die Hauptstadt der römischen Provinz Belgica secunda. Als um 360 das Christentum Eingang fand, wurden hier vom heiligen Remigius viele fränkische Große getauft. Der Vertrag von Verdun 843 war für die weitere Entwicklung entscheidend. Reims kam an Karl den Kahlen, also zu Westfranken. Nachdem die Stadt seit Ludwig IV. Erzbischöfen verliehen gewesen war, wurden deren Rechte unter Philipp August noch bedeutend erweitert. Sie erhielten den herzoglichen Titel und wurden Herren über Stadt und Grafschaft. Seitdem war Reims Krönungsstadt der französischen Könige. Heiß umstritten war die Stadt in den französisch-englischen Kriegen des fünfzehnten Jahrhunderts. 1421 wurde es von den Engländern erobert, 1429 aber unter der Führung der Jungfrau von Orleans für die Franzosen zurückgewonnen.

In einem russisch-französischen Gefecht 1814, das ebenfalls bei Reims stattfand, blieben die Franzosen Sieger.

1870 besetzten die Deutschen die Stadt, die als Eisenbahnknotenpunkt große strategische Bedeutung hat, ganz wie in unserem gegenwärtigen Kriege. Reims wurde damals Sitz des Generalgouvernements, zu dem sämtliche von uns besetzten Gebiete außerhalb Elsaß-Lothringens gehörten; denn dieses galt als ein Generalgouvernement für sich.

Uns Deutschen ist der Name Reims besonders vertraut durch Schillers „Jungfrau von Orleans".

Reims ist seit 1872 durch eine Anlage von zwölf Forts eine Lagerfestung geworden. Aber die Befestigung hat nun doch nichts geholfen. Die Stadt wurde preisgegeben, ein Zeichen dafür, wie stark die Wucht unserer Angriffe in den vorhergehenden Schlachten gewesen ist.

Im übrigen gehört Reims (siehe auch Seite 182) zu jenen reizvollen Städten, die Zeugen einer großen geschichtlichen Vergangenheit sind. Groß ist die Zahl alter Bauwerke und Kunstschätze. Am berühmtesten ist die gotische Kathedrale, ein Meisterwerk geschlossenster Frühgotik. —

Während die Kriegsereignisse das deutsche Volk und seine österreichisch-ungarischen Waffenbrüder immer froher stimmten, war es natürlich, daß in Frankreich die Entmutigung immer mehr Platz griff. Der Ruf „à Berlin" war längst verstummt und ebenso das Gespötte über die Deutschen. Die Pariser wurden besonders durch das häufige Erscheinen deutscher Flieger über der Hauptstadt beunruhigt, die Bombengrüße herabsandten (siehe auch Seite 78 und 81). Obgleich die Berichte nur von geringem durch die Flugzeuge angerichteten Schaden erzählten, konnte nicht verhindert werden, daß das Volk immer erbitterter wurde und fragte, wo denn die französischen Flieger blieben, die ja in Friedenszeiten auf den Flugplätzen so viele Künste vorzuführen wußten und jetzt im Kriege, in dem sie gebraucht wurden, fast vollständig zu versagen schienen. Die Verfolgung der deutschen Flieger durch französische führte nie zu einem befriedigenden Ergebnis. Bezeichnend für die Stimmung des französischen Volkes ist der Brief eines französischen Soldaten, den der „Matin", der sonst nicht genug gegen die Deutschen hetzen kann, veröffentlichte. Dieser Brief lautet:

„Uns Soldaten wird Zuversicht für die Zukunft eingeflößt, aber es gibt zwei Umstände, die uns mißfallen. Als unser Bataillon auf Eilmärschen unter Strapazen durch die Ortschaften kam, zeigten die Leute immer ernste Gesichter, traurige Blicke, finstere Stirnen und führten Taschentücher an die Augen. ‚Es geht doch kein Leichenzug vorbei!' sagten dazu wir Soldaten. Mit Stolz und Freude hätten wir in den Krieg ziehen können, mit einem Lächeln selbst im Tode. Aber dieses Lächeln wollen wir auch bei anderen sehen. Wer weint, soll drinnen bleiben. Die Truppen brauchen freudige und zuversichtliche Begrüßung beim Durchzug. Zweitens bedrückt uns der Anblick der schmächtigen und blassen Kinder, die wie hungrige Hunde nach den Resten der Mahlzeiten haschen. In den Quartieren fallen die Reihen unglücklicher Frauen auf, die die Überreste der Suppen und das von der Brotration Weggeworfene zusammensuchen in einer Weise, die das Herz zerreißt. Gibt es denn keine öffentliche Armenunterstützung mehr in Frankreich, keine Liebesgaben und kein Geld? Wir marschieren frohgemut, verlangen aber, daß es nicht mehr vor uns Frauen gebe, die weinen, und hinter uns Kinder, die hungern!" —

Inzwischen nahm der Siegeszug der Unsrigen seinen Fortgang. Eine amtliche Meldung verkündete:

„Großes Hauptquartier, 6. September.

Von Maubeuge sind zwei Forts und deren Zwischenstellungen gefallen. Das Artilleriefeuer konnte gegen die Stadt gerichtet werden. Sie brennt an verschiedenen Stellen.

Aus Papieren, die in unsere Hände gefallen sind, geht hervor, daß der Feind durch das Vorgehen der Armeen der Generalobersten v. Kluck und v. Bülow nördlich der belgischen Maas vollständig überrascht worden ist. Noch am 17. August nahm er dort nur deutsche Kavallerie an. Die Kavallerie dieses Flügels unter Führung des Generals v. der Marwitz hat also die Armeebewegungen vorzüglich verschleiert.

Trotzdem würden diese Bewegungen dem Feinde nicht unbekannt geblieben sein, wenn nicht zu Beginn des Aufmarsches und Vormarsches die Feldpostsendungen zurückbehalten worden wären. Von Heeresangehörigen und deren Familien ist dies als schwere Last empfunden und die Schuld der Feldpost beigemessen worden.

Im Interesse der arbeitsfreudigen und pflichttreuen Beamten der Feldpost habe ich mich für verpflichtet gehalten, hierüber eine Aufklärung zu geben."

Und ferner:

„Großes Hauptquartier, 8. September.

Maubeuge hat gestern kapituliert. 40 000 Kriegsgefangene, darunter 4 Generale, 400 Geschütze und zahlreiches Kriegsgerät sind in unsere Hände gefallen."

Maubeuge, innerhalb von dessen Forts die alte Festung von Vauban liegt, ist ein fester Platz ersten Ranges. Wenn man, von der belgischen Grenze herkommend, das Sambretal aufwärts wandert, in dem zahlreiche Arbeiterdörfer um Eisen- und Stahlwerke herumliegen, bemerkt man bald die schwere Rauchwolke über dem Flußtale, die die Lage von Maubeuge bezeichnet, innerhalb der Hügel, die zu Forts und Zwischenwerken ausgebaut sind, mit der Aufgabe, das Sambretal und die sich hier kreuzenden Eisenbahnlinien zu sperren. Seit 1870 haben die Franzosen diese Forts ausgebaut, die das Flußtal sowie im Süden die Ebene in einem Umkreise von 30 Kilometer beherrschen. In ihrem Bereiche liegt Maubeuge, ein an sich kleiner Industrieort, der aber mit den Nachbarorten, ebenfalls Industriestädten, verschmolzen ist, so daß der Ortskomplex von etwa 50 000 Einwohnern zu den bedeutendsten im nördlichen Frankreich gehört. Hier, an den letzten Ausläufern der Ardennen, finden sich zahllose Hochöfen, Eisenwerke, Stahlwalzwerke und damit zusammenhängende industrielle Niederlassungen.

Zur Eroberung von Maubeuge ist eine Meldung, die 1913 im „Gil Blas" in seiner Nummer vom 25. Februar erschien, von besonderem Interesse. Sie lautet: „In den militärischen Kreisen des Ostens erzählt man sich, daß die Stadt Maubeuge, die unweit der nordöstlichen Grenze Frankreichs an der Bahnlinie Köln—Paris liegt, seit mehreren Wochen mit größeren Mengen englischer Munition versehen werde. Die Stadt Maubeuge ist militärisch von großer Bedeutung. Sie wird im Feldzugsplan des französischen Generalstabes als Vereinigungspunkt für die verbündeten Truppen bezeichnet, die im Kriegsfall von dem englischen General French unter der Oberleitung des französischen Generalissimus Joffre befehligt werden sollen. Nun ist bekannt, daß die englischen Geschütze nicht das gleiche Geschoß wie die französischen haben. Die beiden Regierungen seien jedoch übereingekommen, schon in Friedenszeiten auf französischem Gebiete diejenigen Munitionsmengen anzuhäufen, die im Kriegsfall für die englische Artillerie notwendig sind."

Über die Einnahme des Platzes haben wir schon auf Seite 154 berichtet. Hier lassen wir noch einen Feldpostbrief vom 8. September folgen, der über die Kämpfe vor Maubeuge und die französische Gefechtsweise überhaupt interessante Einzelheiten enthält:

„Meine lieben, guten Eltern! Hoffentlich habt Ihr meine Briefe und Karten erhalten. Wir sind alle noch recht munter. Bis jetzt haben wir erst einen Mann verloren, der beim Waffenreinigen verwundet wurde. Ich habe alle Offiziere in Verpflegung und fühle mich, gottlob, sehr wohl. Gestern ist die Festung Maubeuge gefallen und sind 42 000 Franzosen und Engländer gefangen genommen worden. Die Belagerung hat 10—12 Tage gedauert. Interessant ist, was die Gefangenen aussagten. Man hat ihnen erzählt, daß Lüttich wieder von den Engländern erobert sei, deshalb versuchten sie immer, nach Osten durchzubrechen. Wenige Kompanien von uns haben diese Stürme immer zurückgewiesen. Sobald die Unsrigen das Seitengewehr aufsetzten und die Maschinengewehre knatterten, riß der Feind sofort aus. Sehr beklagten sich die Franzosen über ihre Offiziere. Diese führten die Mannschaften in die Schützengräben und liefen dann weg. In den Forts wurden häufig die Soldaten ohne ihre Offiziere gefangen genommen. Beim Sturm hatten sie sich die Tressen abgetrennt und waren davongelaufen. In Maubeuge sind auch 300 Jäger von uns befreit worden, die abgeschnitten worden waren. Eine französische Kompanie wollte sich ergeben. Als sie



Phot. Max Rosenberg, Berlin.

Eine von den Russen zerstört… …nskolonne in Russisch-Polen. … für den Verkehr der Militärautos freigelassen.

sah, daß nur ein Gefreiter mit 12 Mann sie gefangen nehmen wollte, fingen sie wieder an zu feuern. In den ersten Tagen der Belagerung wurden stets die Batteriestellungen verraten und auch unsere Kolonnen beim Heranschaffen der Munition beschossen. Es ist aber ohne jeden Verlust abgegangen. Eine ganze Anzahl der französischen großen Geschosse explodierte wieder nicht, genau wie 1870. Unsere schwere Artillerie, die 42=cm= und 30=cm=Geschütze, wie auch die Österreicher mit ihren 30=cm=Kanonen, ebenso unsere Mörser, bei denen ich bin, wirken ganz fürchterlich. hatten genügend Wein und 30 gebratene Hähnchen bei sich. Die französischen Soldaten machen einen schwächlichen Eindruck. Sie sind bis über 50 Jahre und haben häufig Gebrechen. Sie wollen oft nicht kämpfen und halten, wie ich schon schrieb, dem Seitengewehr kaum stand, obwohl die Festung im allgemeinen gut verteidigt wurde. Die Feldartillerie der Franzosen schießt gut, doch ist die Wirkung nicht hervorragend. Es heißt jetzt, daß wir auf Paris zu marschieren. Das Land hier ist wundervoll. Es ist so hüglig, wie die goldene Aue. Nur ist der Boden eher



Rast einer Brückentrainabteilung in Russisch-Polen. Phot. Max Rosenberg, Berlin.

Maubeuge ist eine viel schwächere Festung als Lüttich und Namur, aber es wurde besser verteidigt. Das oben erwähnte Verraten unserer Stellungen geschah, nachdem die ... ausgetrieben waren, durch eine Telephon... v. Bülow genau... ...sen in einem Keller hinter unseren hat sie 6 Fahnen, 233 sch... ...tet hatten. Sie wurde dann 79 Maschinengewehre, 166 Fa... ...fiziere herausgeholt. Sie Gefangene gemacht.

Der Generalquartier...

Über den gegen die Stadt mit E folg ... Handstreich brachten wir schon einen Bericht ...

Wie amtlich mitgeteilt worden ist, haben unse... Truppen bei der Einnahme von Reims auch das ...flugzeugdepot besetzt: 10 Eindecker, 20 Doppeldeck... eine Anzahl der auch in Deutschland bekannten Gn... motoren fiel in die Hände der Eroberer. Besonders ... Motoren, die in den Gnomewerken hergestellt werden, si... gut verwendbar. Auch die 20 erbeuteten Doppeldeckern die meist nach dem Typ Maurice Farman gebaut sind, sind recht brauchbar. Die Steuerung und Bedienung der Flugzeuge unterscheidet sich von der deutscher Militärmaschinen nicht so sehr, daß unsere Offiziere die Apparate nicht ohne weiteres steuern könnten. Der Verlust der 30 Flugzeuge und der Reservemotoren wäre für die Franzosen wohl noch zu verschmerzen, wenn nicht die Einnahme von Reims für ihre Heeresluftfahrt einen viel schwereren Schaden bedeutete. Reims ist gewissermaßen der Mittelpunkt des Militärflugwesens in Frankreich gewesen, und von dort aus wurden alle Operationen der Luftflotte vor=

noch besser, es ist ein ganz milder Lehmboden. Es gibt prachtvolle Weiden, auf denen noch viele Kühe umherirren, ebenso prächtige Fohlen. Alle brauchbaren Pferde sind natürlich von den Franzosen mitgenommen worden. Meine 100 Pferde sind noch in vorzüglichem Stande, ich habe bis jetzt nur wenig verloren ..."

(Fortsetzung folgt.)

...ierte Kriegsberichte.

fanteristen nichts Schwereres, als stundenlang im feindlichen, numerisch überlegenen Artilleriefeuer bis auf den letzten Mann auszuharren!

Es dunkelte schon, als Regiment Kaiser Friedrich Nr. 125 ohne zweites Bataillon — letzteres sollte den Schutz des Divisionsstabes in der Gegend von Viviers übernehmen — im Städtchen Longuyon einrückte. Eine unheimliche Stille lag über der Stadt. Nichts regte sich hinter den verschlossenen Fensterläden, bis sich unseren Kolbenstößen die Türen öffneten, die sich auf unsere Rufe allein nie geöffnet hätten. Die Unterkunft wurde durch vorgeschobene Truppenteile gesichert. In Longuyon selbst sammelte sich immer sehr Militär an. Wir teilten die Stadtviertel brüderlich mit Grenadierregiment Königin Olga und anderen Württembergern. Spät nachts rückten auch noch Teile eines anderen Dur...s in die Stadt ein.

Am nächsten Morgen ungefähr um halb sechs marschierten ...rch die Straßen in südwestlicher Richtung weiter, als



Infanterie im strömenden Regen vor Kielce in Russisch-Polen mit Aufklärungspatrouillen. Phot. Lichte & Co., Berlin.

sich plötzlich ein prasselndes Feuer aus den Häusern über unsere Kolonnen ergoß. Alles drängte nach vorwärts, gegen die Höhen zu, denn Longuyon liegt in einem Talkessel. Oben angelangt, hatten wir das befriedigende Gefühl, glücklich mit heiler Haut davongekommen zu sein. Aber das Schrecklichste sollte uns noch bevorstehen. War doch das Feuer aus den Häusern nur ein Zeichen für die feindliche Artillerie, die in großer Überzahl uns konzentrisch befeuerte und auf alle Mulden, die aus Longuyon zur Höhe führten, vorzüglich eingeschossen war. Es war für sie ein altbekanntes Gelände von ihren Friedensübungen her: ihr Schießplatz. Dazu standen sie noch mit den Bewohnern Longuyons durch Kellertelephone, Licht- oder andere Signale in Verbindung und erhielten so Einblick in unsere Entfaltung und Entwicklung. Kaum bewegten sich kleine Abteilungen, noch hinter dem Höhenkamm, so kamen schon feindliche Geschosse. Kaum versuchte eine Batterie aufzufahren, so war sie sofort in hochaufspritzende Granattrichter oder weiße, todbringende Schrapnellwölkchen gehüllt. Sogar in der Stadt selbst sausten Granaten



Artilleriemunitionskolonne in Russisch-Polen. Phot. Max Rosenberg, Berlin.
Der bessere Teil der Straße ist für den Verkehr der Militärautos freigelassen.

in unsere Kolonnen. Dazwischen mischte sich das Knattern des Gewehrfeuers, das langsame Klopfen der französischen und das schnelle Rattern unserer Maschinengewehre, wenn der Gegner immer und immer wieder versuchte, unsere wenigen, vorgeschobenen Batterien durch seine Infanterie zu nehmen. Bis auf nächste Entfernung lag oft Infanterie gegen Infanterie. Hauptsächlich nördlich der Straße Longuyon—Sorbey kam es zu erbitterten Einzelkämpfen. Leutnant der Reserve Volz kreuzte tapfer seinen Degen mit einem feindlichen Offizier, bis dieser durch den von einem treuen Musketier mit dem Gewehrkolben gegen seine Schläfe geführten Schwabenstreich lautlos zusammenbrach. Leider muß bald darauf eine Granate auch dem Sieger eine schwere Verwundung beigebracht haben, der er erlag.

Mannschaften des preußischen Infanterieregiments Nr. 156 kämpften in treuer Waffenbrüderschaft zwischen uns Württembergern. Das Heulen und Krachen der Granaten, das Pfeifen und Bersten der Schrapnelle und das Surren der Querschläger und Gewehrgeschosse vermochten uns nicht zu erschüttern. Selbst wenn die Züge in der Feuerlinie bis auf wenige Gruppen zusammengeschmolzen waren, hielt sich Mann für Mann wacker, bis immer wieder Unterstützungen rettend die Lücken füllten oder die Wogen des Kampfes weiter feindwärts trugen. Trotz der erdrückenden Übermacht. Trotz der ohrenbetäubenden Hölle um uns.

Abends gegen sechs Uhr lagen wir todmüde in unseren frisch ausgehobenen Schützengräben, dicht südlich des brennenden Dorfes Noërs, mit Front nach St. Laurent und Grand Failly. Wir feuerten mit glühenden Läufen auf die sich in die Waldstücke im Hintergrund flüchtenden Franzosen (siehe Bild Seite 329). Dieser kleine Ausschnitt aus unserer langen Gefechtsfront zeigt links die Straße Noërs—Laurent, die gleichzeitig die Trennungslinie für das Grenadierregiment Königin Olga — links der Straße — und das Regiment Kaiser Friedrich — rechts der Straße — bildete. Dicht hinter den Infanterieregimentern standen, an die Hügelböschung angeschmiegt, einzelne todesmutige Batterien. Ihre Beobachtungsstellen lagen fast in gleicher Höhe mit unseren Schützengräben im Boden eingegraben.

Die ganze Nacht bauten wir noch unsere Stellung mit dem Spaten weiter aus, ordneten unsere Kompanieverbände und suchten die nächste Nähe nach den beiderseitigen, außerordentlich zahlreichen Verwundeten ab, die hauptsächlich das Artilleriefeuer verursacht hatte.

Drei Tage später, an einem Ruhetag, wurden mehrere Kompanien von uns aus der Gegend von Merles (10 Kilometer südwestlich Noërs) zurückgeschickt, um die Schlachtfelder bis Noërs einschließlich aufzuräumen, da der Gegner endlich nachgegeben hatte und über die Maas zurückgewichen war. Der andere Teil des Schlachtfeldes in der Umgegend von Longuyon konnte schon früher gesäubert werden.

Paul Otto Ebe.

Honvedhusaren bei Lancut.

(Hierzu das Bild Seite 325.)

Während die Kanonen der heldenmütig verteidigten Festung Przemysl donnerten und an den Drahtverhauen vor den Forts ganze russische Regimenter niedergemäht wurden, setzten sich Teile der neugruppierten österreichisch-ungarischen Streitkräfte, verstärkt durch deutsche Armeeteile, östlich Krakau in nördlicher Richtung gegen die Weichsel in Bewegung. Schon bei Biecz stieß die Vorhut dieser Armee auf starke russische Kavallerie, die geworfen und versprengt wurde. Siegreich ging es vorwärts, trotz der Moräste, trotz der schlechten Wege, die durch die Geschütztransporte, durch die endlosen Proviantwagen und unzähligen Tritte der marschierenden Soldaten binnen wenigen Stunden wie ein Ackerfeld aufgewühlt und zerfurcht wurden. Wenige Tage später kam es zu blutigen Kämpfen bei Barcys und westlich und östlich von Dynow, in denen der Feind geworfen wurde. Der durch die Schnelligkeit der Operationen verwirrte Gegner versuchte zwar, seinen Angriff auf Przemysl durch das Vorschieben starker Truppenteile in westlicher Richtung zu decken, aber er vermochte nirgends mehr standzuhalten. Bei Lancut stellten sich fünf bis sechs russische Infanteriedivisionen und entsprechende Kavallerie zur Schlacht, aber auch sie endete in einem fluchtartigen Rückzuge, wobei die tapferen Honved es zum Schluß übernahmen, die Trümmer der geschlagenen russischen Truppen gegen den San zu verfolgen.

Kämpfe an der schlesisch-russischen Grenze.

(Hierzu die Bilder Seite 331—333 und 335.)

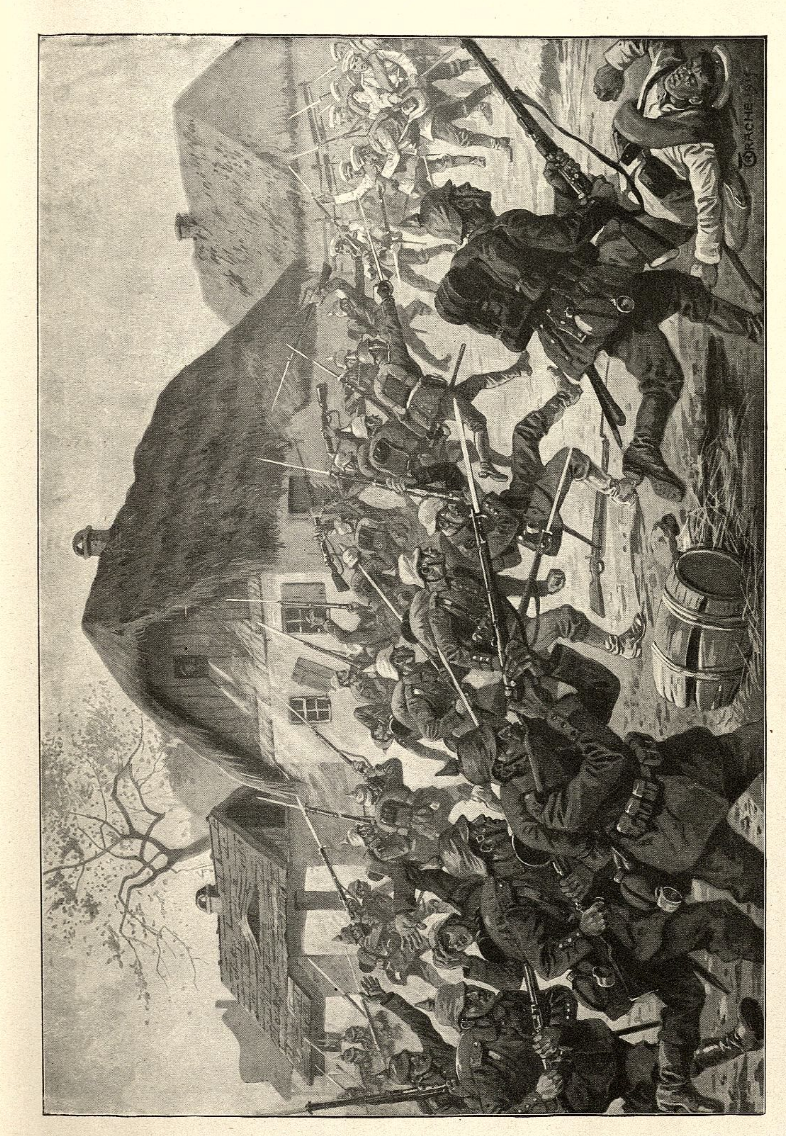
Gleich nach dem Ausbruch des Krieges, ehe noch starke russische Kräfte in Ostpreußen einmarschierten und dort wie eine Mordbrennerbande hausten, kam es an der schlesisch-russischen Grenze zwischen Kalisch und Czenstochau zu heftigen Kämpfen. Dank der Tapferkeit der deutschen Truppen gelang es dort, alle Vorstöße der Russen abzuweisen, wobei die Unseren wiederholt die Grenze überschritten. Einem Feldpostbrief von diesem östlichen Kriegschauplatz entnehmen wir folgendes:

Die Kompanie hatte den Auftrag, festzustellen, wo die russische Infanterie verblieben sei, und sie bei einer Begegnung zurückzuwerfen. Es wurden drei Züge zu je 90 Mann eingeteilt. Ich hatte den ersten Zug und ging mit diesem gedeckt zu beiden Seiten der Landstraße über die Grenze, während die beiden anderen Züge das seitliche Gelände in je 500 Meter Entfernung zum Vormarsch benutzten. Der Hauptmann war beim zweiten Zuge, da dort das Gelände sehr unübersichtlich war. Das erste russische Dorf, das wir passierten, war leer. 400 Meter vor mir befand sich eine 20 Mann starke Radfahrerpatrouille. Wir mochten etwa noch eine Stunde marschiert sein, als wir von einer Höhe aus das Dorf zu Gesicht bekamen. Unsere Radfahrerpatrouille war auf 200 Meter heran, als sie plötzlich von dort beschossen wurde. Die Fahrer warfen die Räder in den Chausseegraben, nahmen Stellung und erwiderten das Feuer. Ich ließ meinen Zug sofort ausschwärmen und Deckung nehmen; durch das Glas stellte ich fest, daß das Dorf zur Verteidigung eingerichtet und stark besetzt war. Ich schätzte eine Kompanie. Da die auf die Radfahrer abgegebenen Schüsse sämtlich zu hoch gingen und uns, die wir 400 Meter dahinter lagen, stark gefährdeten, sah ich mich genötigt, die Deckung mit meinem Zuge zu verlassen und auf die freie Ebene vorzuspringen. Als die Russen unser ansichtig wurden, machten sie ein rasendes Feuer auf. Ich ließ die Zwischenräume erweitern und ging sprungweise im Marsch-Marsch bis in die Höhe der Radfahrer vor. Von dort aus gab ich mit meinem Zuge ununterbrochen Schnellfeuer auf das Dorf ab. Wir mochten wohl eine Stunde dort im Feuer gelegen haben, als ich links aus einem Walde hinter mir Schüsse hörte. Ich stellte fest, daß es die Unseren waren. Mein Hauptmann eilte mit dem zweiten Zuge zur Unterstützung heran und griff das Dorf von der linken Flanke an. Plötzlich erschienen am rechten Dorfrand Maschinengewehre. Sie kamen aber erst gar nicht dazu, in Stellung zu gehen; der dritte Zug, der nunmehr auch rechts von mir über den Höhenzug kam, feuerte wohlgezielte Salven auf die Maschinengewehre ab, so daß sie, ohne in Tätigkeit zu treten, den Rückzug antraten. Nun waren wir gerettet. Mit Hilfe des zweiten Zuges deckten wir das Dorf mit Feuer zu. Das feindliche Feuer ließ nach. Der Gegner war erschüttert. „Seitengewehr pflanzt auf!" wurde geblasen. „Sprung auf — marsch-marsch — fällt das Gewehr! Hurra!" Der Sturm war angetreten. Unaufhaltsam, trotz des dichten Kugelregens, ging es vorwärts, bis in das Dorf hinein. Dort entspann sich ein regelrechtes Handgemenge. Aus allen Häusern und Kellern, von allen Dächern und Bäumen wurden wir befeuert. Doch wir wichen nicht. Wir schossen in die Häuser hinein, daß die Scheiben klirrten und keiner mehr wagte, seinen Lauf hinauszuhalten. Was nicht durch die Flucht entkam, wurde vernichtet.

Die Millionenschlacht an der Marne und Aisne.

(Hierzu das Bild Seite 336/337.)

In dieser bisher gewaltigsten Schlacht der Weltgeschichte standen sich auf beiden Seiten wohl je eine Million Menschen gegenüber. Solche ungeheuren Massen können unmöglich an einer Stelle zusammenprallen, sondern sie verteilen sich in gesonderten Verbänden über die ganze Front, weshalb auch die amtlichen Nachrichten von Gefechten und Einzelerfolgen auf verschiedenen Schauplätzen berichten. Die Erbitterung und die Hartnäckigkeit ist auf beiden Seiten gleich heftig und zäh gewesen, und es ist vorgekommen, daß ein



Straßengefecht in einem Dorfe Russisch-Polens.
Nach einer Originalzeichnung von R. Trache.



Abwehr eines französischen Kavallerieangriffs an der Marne.

Nach einem Gemälde von Fr. Grotemeyer.

und dasselbe Dorf nicht weniger als zehnmal von Freund und Feind abwechselnd gestürmt wurde, bis nur noch ein rauchender Trümmerhaufe seine Stelle andeutete. Unser Doppelbild auf Seite 336/337, eine Schöpfung des bekannten Schlachtenmalers Grotemeyer, stellt eine von französischer Artillerie, Kavallerie und Infanterie verteidigte und befestigte Ortschaft dar. Eine Taube und ein Doppeldecker, die am Horizont wie zwei Vögel der Urwelt kreisen, haben die Stellung des Feindes ausgekundschaftet, und unsere Artillerie, die den Feind zuerst von den das Tal der Marne beherrschenden Höhen vertrieben hatte, ließ jetzt einen solchen Hagel von Schrapnellen und Granaten auf das Dorf und auf die Schützengräben der Franzosen niederprasseln, daß diese den verzweifelten Versuch machten, die Stellung des Feindes zu stürmen. Da sprengen über die niedergestampften Äcker, auf denen die reiche Ernte des Jahres verfault, die schnaubenden Rosse der französischen Kürassiere, deren stahlblaue Panzer im Sonnenschein funkeln und deren Roßschweife auf den Römerhelmen wie Bänder im Winde flattern. Die Kavallerie soll die deutsche Infanteriekette zerreißen und den nachfolgenden Schützen den Weg durch den Wald von Gewehren bahnen. Als aber die todesmutigen Kürassiere sich in dichter Staubwolke auf fünfhundert Meter dem Feind genähert und die französische Infanterie bereits ihre gedeckten Schützengräben verlassen hatte, um mit aufgepflanztem Bajonett zum Sturm vorzugehen, da fielen plötzlich die gefürchteten Ulanen den Reitern in die Flanke, während die Infanterie sie in der Front mit mörderischem Feuer empfing, das rasend schnell die Sättel leerte. Fast die ganze Schwadron wurde aufgerieben, und nur wenige konnten sich zur Flucht wenden. Aber da rannten sie in die eigene Infanterie, die in dichten Massen vordringen wollte und sich nun auf einmal deutschen Ulanen und Dragonern gegenübersah. Von den Dächern des Dorfes steigen dichte Rauchwolken empor und hin und wieder schlagen Feuergarben auf: die deutsche Artillerie hat ihr Ziel erreicht. Und ehe noch die Franzosen in die schützenden Laufgräben flüchten und von hier aus ein wirksames Feuer auf den Feind eröffnen können, haben die Lanzen der Ulanen und die Degen der Dragoner sie zu Paaren getrieben.

„Alles ist zerstört und dem Erdboden gleichgemacht," schreibt der Sonderberichterstatter des „Gaulois", der das Schlachtfeld in der Nähe von Meaux besuchte. „Es ist, als hätte ein Orkan von Eisen und Feuer das Dorf vernichtet. Die Kirche ist nur noch ein Skelett, und die Wände sind durchlöchert wie Spitzen. Die große Turmuhr ist von einer Granate getroffen, die die eine Hälfte der Uhr in ihrer Steinhöhle ließ, die andere auf die Straße warf. Vor einem Tor steht einsam und verlassen eine Gliederpuppe, die ein Soldat zum Scherz aus dem Schaufenster einer Modistin herausgenommen und hier aufgepflanzt haben mag ..."

Da es den Franzosen weder gelang, die deutschen Reihen zu durchbrechen, noch den rechten feindlichen Flügel zu umgehen, so nahm der Kampf immer mehr die Gestalt eines regelrechten Belagerungskrieges an, indem sich beide Parteien in ihren Laufgräben verschanzten und einrichteten und nur während des Artilleriegefechts hervorbrachen und den Feind zurückdrängten. Daraus entsteht freilich wieder ein langwieriger, zäher Kampf um jeden Fuß Boden, und oft können die Angreifer an einem Tage nur 500—1000 Meter vorwärtskommen. Auf diese Weise können große Heere wochenlang miteinander ringen, ehe die Verluste des einen Gegners so stark sind, daß sie ihn zum Weichen zwingen.

Ein solches Schlachtfeld sieht leerer und nüchterner aus, als man gemeinhin denkt. „Es ist eine Landschaft mit Wäldern, Dörfern und Gehöften, die brennen und rauchen," sagt ein englischer Berichterstatter von der heiß umstrittenen Walstatt an der Aisne. „Die einzigen Menschen, die man sieht, sind kleine Gruppen in der Nähe des Flusses. Nach einer Weile fangen diese Gruppen an, sich langsam vorwärts zu bewegen, und sie breiten sich aus, bis die Männer über die Ebene zerstreut sind. Es scheint, als suchten sie etwas, das sie verloren haben. Sie gehen so langsam, als ob sie müde wären und mit der Zeit nicht zu rechnen brauchten. Aber dann und wann erscheint plötzlich im Raum eine dünne, weiße Wolke und hängt über ihnen. Es ist ein Geräusch wie von Myriaden von Flügeln in der Luft, und aus dem Grunde springen kleine Fontänen auf, so wie der Staub bei heftigem Regenschauer nach langer Trockenheit aufgewirbelt wird. Das ist des Feindes Schrapnell. Man sieht nicht, woher es kommt, aber der Feind hat die vorwärtsrückenden Truppen beobachtet. Die Soldaten setzen ruhig ihren Spaziergang fort, als ob gar nichts geschehen wäre, denn sie wissen, daß das Schrapnellfeuer meist nicht so gefährlich ist, wie der Schall vermuten läßt. Jedoch geschieht es bisweilen, daß ein Mann stolpert und liegen bleibt, wo er fällt. Er ist von einer der vielen Kugeln getroffen worden, die das Schrapnell umherstreut. Immer weiter gehen die Männer vor, bis man plötzlich einen neuen Klang hört. Der gleicht einem scharfen und schnellen Klappern. Das feindliche Maschinengewehr sprüht vom linken Waldesrande einen Bleihagel aus. Sofort werfen sich die Männer platt auf die Erde, denn sie haben vor einem Maschinengewehr mehr Respekt als vor einer ganzen Batterie von Feldgeschützen. Das Klappern hört ebenso plötzlich auf wie es anfing, und wenn man alsdann nach dem Walde drüben blickt, kann man dort Flammen sehen, die den Eindruck roter Lampen zwischen den Bäumen machen. Unsere Kanonen beantworten das feindliche Feuer, und einige Minuten lang donnert es durch die Lüfte. Unter dem Schutze dieses Feuers stehen die Männer wieder auf, aber leider nicht alle, und gehen in schnellerem Laufe wieder vorwärts. Man hört neues Klappern, und abermals finden die Männer Schutz am Busen der Erde. So dauert es ungefähr eine Stunde, bis plötzlich die Männer verschwinden, als ob die Erde sie verschlungen hätte. Jetzt sieht man nichts mehr, als lange, dunkle Linien quer durch die Ebene. Das sind die Laufgräben, und jetzt beginnt das Duell der Gewehre."

Diese Laufgräben werden auf beiden Seiten zu kleinen Befestigungen ausgebaut, in denen die Soldaten Tag und Nacht zubringen und die sie oft wochenlang nicht verlassen können. Man kämpft, ißt und schläft in den überdachten Gräben wie im Biwak, und oft liegen Freund und Feind einander so nahe gegenüber, daß man ganz deutlich hören kann, was hüben und drüben gesprochen wird. In den Pausen der Gefechte singen bisweilen die deutschen Soldaten, und einer begleitet den Gesang auf einer Harmonika, deren Töne wie Friedensschalmeien durch die rauchgeschwängerte Luft ins feindliche Lager dringen. Als eines Abends die deutsche Feldküche zu einem weit vorgeschobenen Truppenteil fuhr, die Teller klapperten und ein köstlicher Mahlzeitgeruch aufstieg, da erhob sich mit einem Male ganz in der Nähe aus einem Graben ein französischer Hauptmann, winkte mit einem weißen Tuch und ging langsam auf die deutschen Schützen zu, die bereits den Löffel weggelegt und wieder zum Gewehr gegriffen hatten. Doch der Franzose kam in ganz friedlicher Absicht: er fragte den deutschen Offizier, ob seine Soldaten, die seit vier Tagen nichts mehr zu essen bekommen hätten und am Verhungern seien, nicht mit ihren deutschen Kameraden speisen dürften. „Warum nicht?" sagte der deutsche Offizier lächelnd, und hundert Franzosen ließen sich für ein warmes Abendessen gefangen nehmen.

Solche kleine Episoden lassen uns vorübergehend den Ernst des Krieges vergessen. Doch sie gleichen nur flüchtigen Sonnenstrahlen, die sich durch düstere Regenwolken drängen. Mit dem Morgengrauen, wenn die Kanonen den ersten Gruß donnern, wird sich der Soldat der Wirklichkeit wieder bewußt. Dann steigt aus den langen Gräben langsam ein weißer Dampf auf; der Kampf ist entbrannt. „Alle Leute in meiner Nähe waren nur noch Maschinen," schreibt ein Motormeldefahrer über den Kampf im Schützengraben. „Man hat kein Bewußtsein mehr von Mühsal oder Gefahr, sondern folgt den Befehlen, ohne sich erst lange zu besinnen, was sie bedeuten. Kugeln pfeifen die ganze Zeit, und es ist interessant, zu sehen, wie die Neugier den und jenen treibt, sich doch hervorzuwagen."

Das Gewehrfeuer wird unterstützt und gedeckt durch die weiter rückwärts auf den Höhen aufgestellten Geschütze, denen Flieger die feindlichen Stellungen verraten. Dies Feuer der Artillerie, das mit unheimlicher Sicherheit sein Ziel erreicht, ist ein Schrecken unserer Feinde. Der englische Berichterstatter Philipp Gibbs schreibt darüber: „Einer unserer Offiziere sagte mir, sobald einer von unseren Soldaten den Kopf aus dem Schützengraben steckt, wird ihm dieser von den deutschen Schrapnellen zerschmettert. Wir sind also geradezu gezwungen, fortgesetzt an der Erde zu liegen und uns so flach als nur eben möglich an den Boden zu drücken. Namentlich die schweren Haubitzen haben uns furchtbaren Schaden zugefügt durch ihre große Tragweite und ihre entsetzlichen Geschosse, die unseren Truppen Schrecken einjagen. Wir haben keine Ahnung, wo diese Ungeheuer von Kanonen aufgestellt sind."

Begegnung Kaiser Wilhelms mit dem Kronprinzen bei Sorbey.

(Hierzu die farbige Kunstbeilage.)

Als der Krieg ausbrach, bekleidete der deutsche Kronprinz Wilhelm den Rang als Oberst à la suite des 1. Leibhusarenregiments Nr. 1, das er vorher befehligt hatte. Er wurde nach der Kriegserklärung von seinem kaiserlichen Vater zum Generalleutnant befördert und mit der Führung einer Armee in Lothringen betraut.

Gleich zu Beginn des Feldzuges war es dem deutschen Kaisersohne mit seinen braven Truppen, die ihm begeistert folgten, vergönnt, glänzende Waffentaten zu vollbringen, die in dem leuchtenden Ruhmeskranz der Niederringung des französischen Vorstoßes ein bedeutsames Blatt bilden. Gegen Longwy richtete der Kronprinz den Vorstoß seiner Armee, die im Anschluß an den Sieg des bayrischen Kronprinzen auf der Linie Dieuze—Saarburg überlegene französische Truppenmassen zurückwarf. An Longwy, das vom Feinde noch gehalten wurde, vorbei führte unser Kronprinz seine siegreichen Truppen und warf den Feind bis über die Maas zurück. Bald darauf fiel Longwy mit der fast viertausend Mann starken Besatzung, und auch das befestigte Montmédy mußte sich dem deutschen Kronprinzen ergeben.

Siegreich hielt sich seine Armee auch gegenüber den weiteren Vorstößen der Franzosen aus Verdun und Toul, die verschiedentlich mit starken Kräften unternommen wurden. Inzwischen hatte der Kaiser das Hauptquartier von Berlin nach Westen verlegt. Es drängte ihn, von hier aus seine braven Truppen und seinen siegreichen Sohn auf dem Schlachtfelde zu besuchen. Am 2. September, dem erinnerungsreichen Sedantage, fand bei dem Dorfe Sorbey das Zusammentreffen statt, das unser Künstler im Bilde festgehalten hat. An der Spitze seines Stabes hielt hier der Kronprinz in der Erwartung seines kaiserlichen Vaters. Von fernher erklangen die bekannten Töne des kaiserlichen Autos, und gleich darauf war der Kaiser auch zur Stelle. Ein kurzer militärischer Gruß, und dann folgte eine herzliche Bewillkommnung zwischen Vater und Sohn. Der Kaiser wandte sich dann an die Truppen, denen er einen herzlichen Gruß zurief. Ein brausendes Hurra aus deutschen Soldatenkehlen pflanzte sich von Mund zu Mund fort und ertönte weithin über das Feld.

Ein großartiges Bild bot die Umgebung zu dieser historischen Szene. Im Hintergrunde das nahe Dorf Sorbey, das noch die Spuren des siegreichen Vorgehens unserer Truppen aufwies. Aus der Ferne erhoben sich die Wälle der von den deutschen Truppen eroberten Festung Longwy, von der die deutsche Fahne siegreich herübergrüßte. Im weiten Gelände überall marschierende deutsche Kolonnen und im Felde die Eindrücke des Kampfes. Trupps gefangener Franzosen kamen vorüber, die nach Deutschland abgeführt wurden. Der Kaiser begab sich mit dem Kronprinzen in ernster Unterhaltung zu dem Königsgrenadierregiment Nr. 7, dessen Kommandeur Prinz Oskar ist und das der Kaisersohn persönlich in die Schlacht geführt hatte. Hier hielt der Kaiser eine kurze Ansprache an die Soldaten, die mit einem begeisterten Hurra und dem Absingen der Volkshymne beantwortet wurde. Erhebend klangen die Töne: „Heil dir im Siegerkranz!" in die Abendstimmung hinein, während der Monarch die Rückfahrt zum Hauptquartier antrat.



Phot. Franz Otto Koch.

Feldküche während der Fahrt in Feindesland.

Die Mahlzeit wird während der Fahrt in der Feldküche angesetzt, so daß die Truppen schon unterwegs oder sofort bei der Ankunft am Ziel mit warmer Nahrung versehen werden können. Zur Verhütung des Anbrennens hängt der Kochtopf in einem mit Öl gefüllten Kessel.



Phot. H. Bensemann, Hofphot., Metz.

Österreichisch-ungarische Waffenbrüder mit ihrer Feldküche.

Die Generale Hermann v. Kuzmanek und Svetozar Boroevic v. Bojna.

(Hierzu die Bilder Seite 327 unten.)

Wie wir voll freudigen Stolzes waren über die unvergleichliche Eroberung von Antwerpen, so sind wir voll Bewunderung für die glänzenden Waffentaten unserer Verbündeten bei der Verteidigung der galizischen Festung Przemysl (siehe auch Seite 316).

Die Offiziere und Mannschaften, die Artilleristen und Techniker haben Heldenhaftes geleistet. In erster Linie aber gebühren Dank und Anerkennung dem Befehlshaber der Festung, Feldmarschalleutnant v. Kuzmanek, der durch seine Tat einer der volkstümlichsten Heerführer der uns verbündeten Doppelmonarchie geworden ist. Er war, ehe er mit dem Festungskommando betraut wurde, Befehlshaber der 28. Infanteriedivision in Laibach. Jetzt schmückt seine Brust als Dank seines Kaisers der Orden der Eisernen Krone erster Klasse mit der Kriegsdekoration. Nicht minder große Anerkennung erntete der umsichtige und tapfere Kommandant der Besatzungstruppen der Festung, Feldmarschalleutnant v. Tamassy.

Mit besonderer Auszeichnung hat der Kommandant der 3. österreichisch-ungarischen Armee, General der Infanterie Boroevic v. Bojna, der russischen Übermacht, die Galizien überflutete, die Stirne geboten und durch erfolgreiche Kämpfe bei Przemysl den Entsatz der Festung herbeigeführt. Er war vor Ausbruch des Krieges Kommandeur des 6. Armeekorps. Bei einem Empfang der Pressevertreter im österreichisch-ungarischen Hauptquartier sagte er: „Sie dürfen, meine Herren, durch die gelegentliche Zurücknahme der einen oder anderen Armeeteile nicht unangenehm überrascht sein und sich dadurch die Zuversicht auf unseren endlichen Sieg nicht nehmen lassen. Wir stehen eins zu drei. Wir müssen uns zunächst darauf einzurichten trachten, daß über kurz oder lang das Verhältnis eins zu zwei Platz greift. Wenn wir dann erst eins zu eins stehen, dann dürfen Sie sicher sein, meine Herren, daß das Totenglöcklein für die Russen läuten wird." Dieser tapfere Feldherr hat übrigens auch den Russen bereits die größte Achtung abgenötigt. Sagte doch von ihm ein gefangener russischer Generalstabshauptmann: „Er ist einer der hervorragendsten Heerführer; doch ich hoffe, daß nicht jeder bei Ihnen ein Boroevic ist, was mich in der schmerzlichen Gefangenschaft einigermaßen beruhigt."

Die Gesundheit des Soldaten im Felde.

Von Dr. med. Paul Bernoulli, Oberarzt der Landwehr, z. Zt. im Felde.

(Hierzu die Bilder Seite 339—341.)

Ebenso hoch wie der gesunde Geist ist im Kriege vor allem die Gesundheit des Körpers zu bewerten; nirgends hat man vielleicht besser Gelegenheit, die Wechselbeziehungen zwischen Kraftzufuhr, Krafterhaltung und größtmöglicher Kraftentfaltung festzustellen, als im Kriege. Wohl lassen sich unsere Truppen auch nach langen Märschen und mit leerem Magen vom Feuereifer ihres Führers fortreißen, um, der Disziplin gehorchend, einen Sturm erfolgreich auszuführen; wohl bringen sie es fertig, tagelang in Schützengräben zu liegen und dem Granatfeuer des Gegners in verdeckter Stellung standzuhalten. Doch leuchtet ein, daß eine gesund erhaltene und gut versorgte Truppe bei weitem Besseres leistet, als eine durch Hunger, Kälte, Nässe und anderes geschwächte. Zur Gesunderhaltung des Feldsoldaten bedarf es zunächst einer geeigneten Kleidung, einer ausreichenden, einwandfreien Ernährung, der Ruhe und Schonung, sowie ferner der Abwehr von krankheiterregenden Einflüssen. Zum anderen bildet eine gute ärztliche Wundversorgung die Vorbedingung zur möglichst gründlichen Wiederherstellung der Felddienstfähigkeit des Verwundeten.

Unsere feldgraue Kleidung hat sich in diesem Kriege bereits als ein Segen erwiesen; die Anpassung an die Umgebung ist so vorteilhaft durchgeführt, daß es oft schwer ist, bei entsprechender Entfernung eine ruhende Truppe von ihrer Umgebung zu unterscheiden. Selbst mit dem Fernglas erkennt man oftmals den Unterschied zwischen eigener und feindlicher Infanterie lediglich an dem Vorhandensein der Helmspitze bei unseren Soldaten. Der Helm drückt zwar manchen, ist aber gegen viele Fährnisse, wie auch gegen den



Phot. Schuhmann, Wien.

Bosnische Soldaten beim Brotbacken in einem selbstgebauten Feldbackofen.

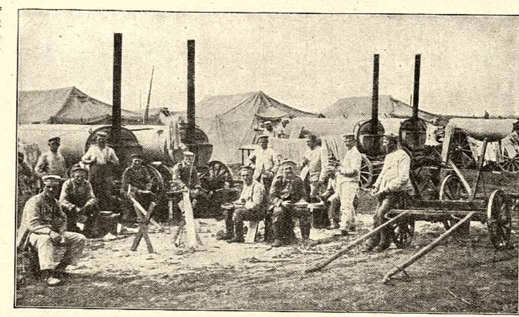
Regen, eine äußerst praktische Kopfbedeckung, zumal mit graugrünem Überzug. Die Käppis anderer Nationen sind zwar leichter, durchlüften aber kaum besser als der hierfür eingerichtete Helm, bieten weniger Deckung und weichen bei anhaltender Nässe durch. Die berüchtigte Pickelhaube hat ihre Daseinsberechtigung wiederum bewiesen.

Das graue Tuch der Mannschaft trägt sich im großen und ganzen gut und bewährt sich bei Hitze wie Nässe. Als Kragen halte ich den bei Offizieren vielfach noch angetroffenen Stehkragen des Rockes für durchaus unpraktisch, für sehr geeignet dagegen den herunterklappbaren Stehumfallkragen mit auswechselbarer Halsbinde. Er bietet dem Hals genügend Schutz gegen Kälte und Wind, was bei erhitzenden Märschen ebenso wichtig ist wie im Winter, während er zugleich die Möglichkeit der Lüftung im Sommer zuläßt, ohne den Eindruck des Unordentlichen zu erwecken. Der niedrige Halskragen dürfte, bei meist durchschwitzter und beschmutzter Halsbinde — saubere Hände sind im Felde selten anzutreffen — nicht empfehlenswert erscheinen. Was die langen Hosen und Schaftstiefel betrifft, so halte ich die kurzen Hosen und Schnürstiefel der Franzosen für zweckentsprechender. Wenn es zu erreichen wäre, müßte man natürlich eine getrennte Sommer- und Winterkleidung für den Soldaten anstreben; indessen begegnet dies großen Schwierigkeiten, die kaum zu überwinden sein dürften.

An die zweckdienliche Tönung der feldgrauen Farbe hat sich das Auge bereits so gewöhnt, daß einem das hier und da bei Etappen- und Besatzungstruppen von Landsturmmännern angetroffene „zweierlei Tuch" Blau-Rot nicht nur als veraltet, sondern geradezu als unkriegerisch und unschön im Felde erscheint. Die bisherigen Kriegserfahrungen haben erwiesen, daß für die Sicherheit der Truppe im Felddienst die Entfernung sämtlicher farbigen und glänzenden Merkmale sowie der groben Unterschiede zwischen Offizieren und Mannschaften dringend geboten ist.

Wie die Bekleidung, so ist die Beköstigung eine im Felde nicht immer einfach zu regelnde Lebensfrage. Mit Hilfe unserer fahrbaren Feldküchen, über die jede Kompanie verfügt, ist es uns möglich, die vom Kampf erschöpften Truppen mit warmer, kräftiger Nahrung zu versehen. Daß anderseits Ereignisse eintreten können, wo ein Vorziehen der Bagagen und Feldküchen bis zum Truppenteil nicht möglich ist, so namentlich bei schnellem Vorwärtsdringen und in gebirgigen Gegenden, dürfte einleuchten und ist nicht der Organisation zur Last zu legen. Zu solchen Zeiten wird vom eisernen Bestande gelebt: Konserven, Zwieback, Kaffee. Die Konserven, insbesondere Fleischkonserven, können kalt gegessen werden, oder man erwärmt sie ein wenig, wodurch man die kräftigste Fleischbrühe mit gutem Rind- und anderem Fleisch erhält. Für Feldküchen wird eine große Zahl der Büchsen gleichzeitig geöffnet und häufig mit Reis oder Erbsenwürfeln verkocht. Es kommt für die Ernährungsfrage sehr in Betracht, ob der Kriegschauplatz in ärmeren Gegenden, im eigenen Lande oder in fruchtbaren Teilen des feindlichen Gebietes liegt. Wenn letzteres der Fall ist, wie in Nordfrankreich, so ist es geboten, von den Vorräten des Landes zu leben, was die Lösung der Ernährungsfrage sehr erleichtert. Die reichen Viehbestände, die man in Belgien und Nordfrankreich auf saftigen Weiden und in den Ställen sieht, die zahlreichen Gemüse-, Kartoffel- und Rübenvorräte liefern die Grundlage für schmackhafte und in der Abwechslung kräftigende Mahlzeiten unserer Vaterlandsverteidiger. Nicht immer ist es leicht, ihnen solche zu beschaffen. An Gefechtstagen — und wann gäbe es Tage, wo unsere Leute nicht auf der Lauer liegen oder zum Sturm vorgehen müssen? — werden die Feldküchen erst bei Dunkelwerden aus den mehrere Kilometer hinter der Kampflinie befindlichen gedeckten Stellungen oder Dörfern an die Truppe herangezogen. So kommt es, daß die Gefechtstruppen ihre warme Hauptmahlzeit abends oder nachts einnehmen und für den folgenden Tag mit kaltem Fleisch und Brot sowie Tee oder Kaffee versehen werden. Das Brot wird in großen Feldbäckereien an den Etappenorten, wenn möglich aus den Mehlvorräten der in Betrieb gehaltenen Mühlen, hergestellt. Wo Weizenvorräte vorhanden sind, gibt es dann neben dem üblichen Kommißbrot auch das gerngesehene gute Weißbrot.

Die Versorgung mit Getränken ist ebenso wichtig wie die mit Speisen. Vor dem Wassertrinken wird von ärztlicher Seite mit Recht immer wieder gewarnt.



Phot. Franz Otto Koch.

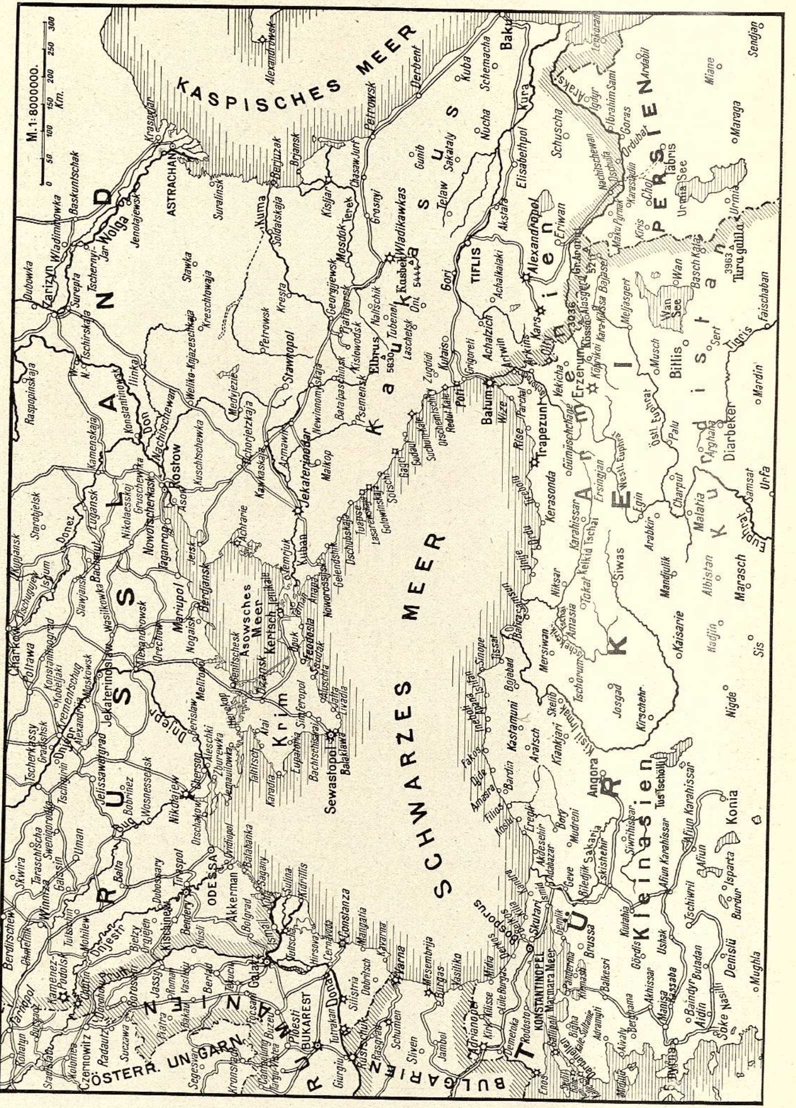
Feldbacköfen, im Hintergrunde die großen wasserdichten Zelte, in denen der Brotteig hergerichtet wird.



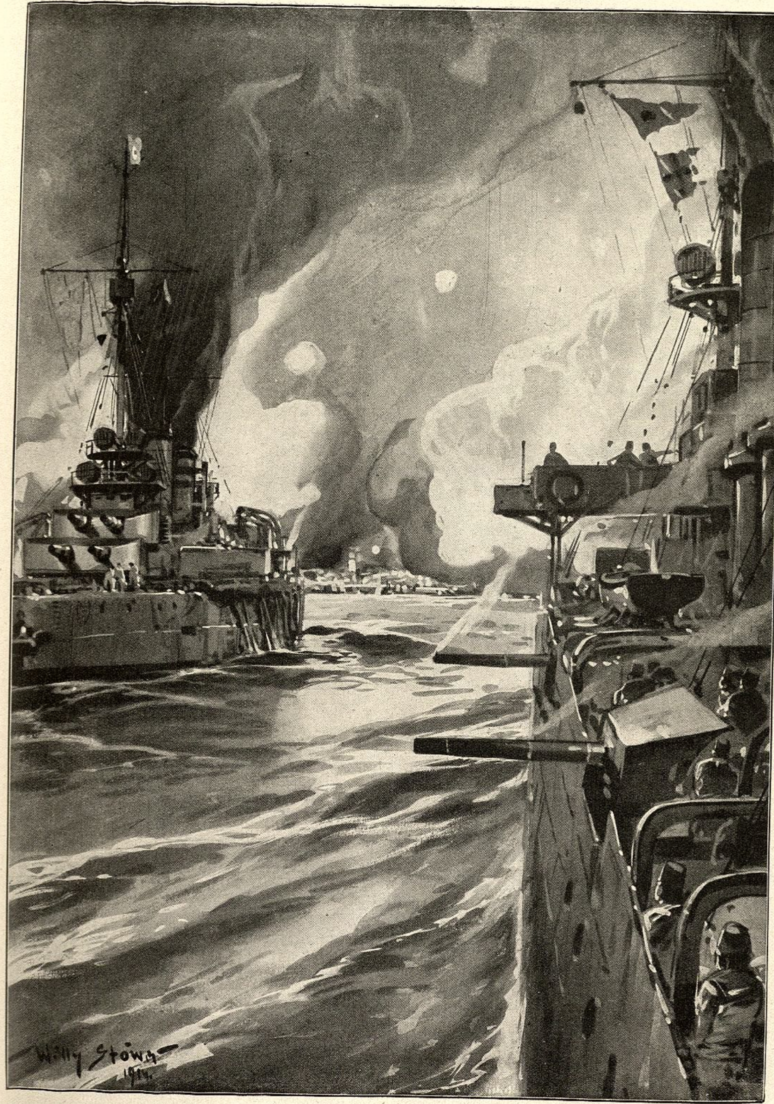
Phot. Franz Otto Koch.

Bäckereikolonne im Felde.

Einige der Feldbäcker sind gerade beim Mittagessen. Die Backöfen werden alle vier Stunden neu mit Brot beschickt.



Karte des russisch-türkischen Kriegsschauplatzes.

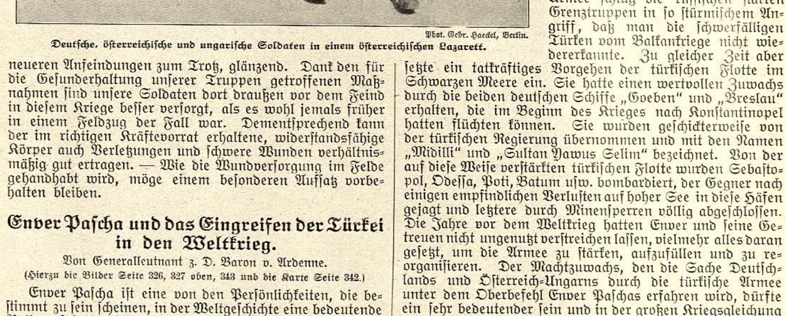


Die türkischen Kreuzer „Sultan Yawus Selim“ und „Midilli“ beschießen den russischen Hafen Odessa am Schwarzen Meer.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Willy Stöwer.

Kaffee oder Tee, aus Feldküchen genommen und für den Tag in Feldflaschen gefüllt, ist als das erfrischendste und beste Getränk anzusehen. Was den Alkohol betrifft, so wird ein Teil der überaus großen Kellervorräte an Rotwein in Frankreich mit Beschlag belegt und in kleinen Portionen, soweit der Vorrat reicht, an die ruhenden Kämpfer verteilt. Weil er dem Körper Brennstoffe und Wärme zuführt, so ist ihm wie anderen Genußmitteln, zum Beispiel dem Tabak, eine wohltuende Wirkung auf die Verdauung einerseits, wie auf das Gemüt anderseits eigen. Und was nur den Schein von Gemütlichkeit an sich trägt, ist für den im Felde stehenden Mann willkommenste und wohltätigste Gabe.

Der allgemeine Gesundheitszustand des deutschen Heeres im Felde darf nach dem mir von meinem und auch von anderen Truppenteilen bekannt Gewordenen als ein hervorragend guter bezeichnet werden. Seuchen dürften überhaupt nicht zu verzeichnen sein; die Schutzpockenimpfung, die allgemein durchgeführt wurde, bewährt sich auch diesmal, allen neueren Anfeindungen zum Trotz, glänzend. Dank den für die Gesunderhaltung unserer Truppen getroffenen Maßnahmen sind unsere Soldaten dort draußen vor dem Feind in diesem Kriege besser versorgt, als es wohl jemals früher in einem Feldzug der Fall war. Dementsprechend kann der im richtigen Kräftevorrat erhaltene, widerstandsfähige Körper auch Verletzungen und schwere Wunden verhältnismäßig gut ertragen. — Wie die Wundversorgung im Felde gehandhabt wird, möge einem besonderen Aufsatz vorbehalten bleiben.



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Deutsche, österreichische und ungarische Soldaten in einem österreichischen Lazarett.

Enver Pascha und das Eingreifen der Türkei in den Weltkrieg.

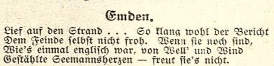
Von Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne.

(Hierzu die Bilder Seite 326, 327 oben, 343 und die Karte Seite 342.)

Enver Pascha ist eine von den Persönlichkeiten, die bestimmt zu sein scheinen, in der Weltgeschichte eine bedeutende Rolle zu spielen. Als glühender Patriot, tief bekümmert über die demütigende Lage seines Vaterlandes unter der Mißwirtschaft des Sultans Abdul Hamid, schloß er sich der jungtürkischen Partei an, die die Absetzung dieses Herrschers zum politischen Endzweck hatte. Nachdem diese am 27. April 1909 erfolgt war, beteiligte sich der junge Major Enver Bey auf das lebhafteste an den schweren Verfassungskämpfen, die dem Wechsel des Staatsoberhauptes folgten. Auch bei der Neubildung des Heeres wirkte er mit. Die Annexion des türkischen Tripolis durch Italien rief Enver auf den libyschen Kriegschauplatz.

Im ersten Balkankrieg, der den afrikanischen ablöste, war Enver bereits in einer Generalstellung. Doch vermochte er nicht rettend einzugreifen, als die ungeheure Mißwirtschaft in betreff der Ernährung, Munitionsversorgung und des Sanitätswesens der Armee die furchtbaren Niederlagen von Kirkilisse, Adrianopel, Janina usw. herbeiführte. Enver blieb aber mutig, unverzagt und tätig. Besonders bei den Kämpfen um die Tschataldschalinie, deren Verteidigung er in verhältnismäßig günstige Bahnen lenkte, tat er sich hervor. Enver war es, der dann dem geschwächten Bulgarien das bereits an dieses abgetretene Adrianopel wieder entreißen half. Schon damals ließ er ahnen, daß er der verkörperte Vergeltungsgedanke war. Im jetzigen Weltkrieg war er von vornherein bestimmt, die diplomatische und militärische Führung der Türkei zu übernehmen. Der Sultan, dessen Schwiegersohn Enver geworden war, betraute ihn mit dem Oberbefehl über Armee und Flotte. Enver hatte aus der Leidensgeschichte seines Volkes gelernt, daß dieses von Rußland und England im Lauf der Jahrhunderte planvoll zugrunde gerichtet worden sei, daß die Türkei in diesen beiden Staaten ihre Hauptgegner zu erblicken habe, daß aber der jetzige Weltkrieg die letzte, unwiederbringliche Gelegenheit biete, sich von ihrem Joch zu befreien und den gänzlichen Untergang des osmanischen Staatengebildes zu verhindern. Deshalb wurde Enver das Haupt der Kriegspartei, die den Anschluß an Deutschland und Österreich-Ungarn erstrebte. Dieses Ziel wurde Ende Oktober 1914 erreicht. Rußland und England und später Frankreich wurde der Krieg erklärt, und in den ersten Tagen des November der Heilige Krieg proklamiert, der 300 Millionen Mohammedaner auf ihren Glauben verpflichtete, nicht in den Reihen der Gegner von Deutschland und Österreich-Ungarn zu fechten, sondern vielmehr deren Feinde zu bekriegen. Der Kriegserklärung folgte unmittelbar die Tat. Eine seit Monaten an den Südhängen des Kaukasus versammelte türkische Armee schlug die russischen starken Grenztruppen in so stürmischem Angriff, daß man die schwerfälligen Türken vom Balkankriege nicht wiedererkannte. Zu gleicher Zeit aber setzte ein tatkräftiges Vorgehen der türkischen Flotte im Schwarzen Meere ein. Sie hatte einen wertvollen Zuwachs durch die beiden deutschen Schiffe „Goeben" und „Breslau" erhalten, die im Beginn des Krieges nach Konstantinopel hatten flüchten können. Sie wurden geschickterweise von der türkischen Regierung übernommen und mit den Namen „Midilli" und „Sultan Yawus Selim" bezeichnet. Von der auf diese Weise verstärkten türkischen Flotte wurden Sebastopol, Odessa, Poti, Batum usw. bombardiert, der Gegner nach einigen empfindlichen Verlusten auf hoher See in diese Häfen gejagt und letztere durch Minensperren völlig abgeschlossen. Die Jahre vor dem Weltkrieg hatten Enver und seine Getreuen nicht ungenutzt verstreichen lassen, vielmehr alles daran gesetzt, um die Armee zu stärken, aufzufüllen und zu reorganisieren. Der Machtzuwachs, den die Sache Deutschlands und Österreich-Ungarns durch die türkische Armee unter dem Oberbefehl Enver Paschas erfahren wird, dürfte ein sehr bedeutender sein und in der großen Kriegsgleichung der Jetztzeit ein wichtiges Glied bilden.

Emden.



Lief auf den Strand . . . So klang wohl der Bericht
Dem Feinde selbst nicht froh. Wenn sie noch sind,
Wie's einmal englisch war, von Well' und Wind
Gestählte Seemannsherzen — freut sie's nicht.

Das eine Schiff — und Feinde allzuviel,
Das große England wagt' es nicht allein,
Es mußten Gelbe mit im Bunde sein.
Eins gegen hundert war kein ehrlich Spiel.

Ein Schiff verloren. Und im Meere treibt,
Was Holz und Eisen war. Sein Heldentum
Und den es mitschuf — Deutschlands Seemannsruhm
Als Markstein einer neuen Zeit — das bleibt.

Ludwig Thoma (im „Simplizissimus")

Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Durch die Schlacht bei Tannenberg war noch nicht ganz Ostpreußen von den Russen befreit worden; besonders im nördlichen Teile der Provinz standen noch starke russische Truppen. Generaloberst v. Hindenburg hatte zunächst dafür Sorge zu tragen, die Früchte seines großen Sieges vom 29. August sicherzustellen. Die Beute war außerordentlich groß; man brauchte nicht weniger als 1620 deutsche Güterwagen, um sie vom Kriegschauplatz wegzubringen. Das Herz eines jeden Deutschen krampfte sich zusammen, wenn er die von den Russen verlassenen Orte durchschritt und sehen mußte, wie fürchterlich diese Banden gehaust hatten. Jetzt erkannte man erst, welches Schicksal unsere ostpreußischen Landsleute getroffen hätte, wenn das russische Joch nicht abgeworfen worden wäre. All die Verwüstungen, Plünderungen und sonstigen Greueltaten im einzelnen auszuführen, ist nicht möglich. Wir haben schon früher (Seite 158) einiges davon erwähnt. Hier sei, damit auch der Humor nicht fehle, nur noch ein Aufruf wiedergegeben, der in Willenberg in Ostpreußen nach dem Abzuge der Russen gefunden worden ist. Dieser Aufruf lautet wörtlich wie folgt:

„Aufruf!

An Euch Preußen wenden wir Repräsentanten Rußlands uns, als Herolde des vereinigten großen Slawentums mit Worten der Vernunft: Haltet ein, Ihr Unverständigen, bevor es zu spät wird! — Seht Euch um: die ganze Welt strotzt voller Waffen gegen Euch, die den Weltfrieden störten! Rußland, Frankreich, England, Serbien, Montenegro, die von Euch zur Gegenwehr herausgeforderten Belgier und sogar Japan — alle erheben die Waffen gegen Euch wie gegen wilde Hunnen, zur Verteidigung ihrer Länder gegen Euern Überfall. — Euer Bundesgenosse Italien hat sich von Euch gewandt. — Schweres Leid schwebt über Euern Häuptern. Die slawische Lawine von Osten, die vereinigten Franzosen, Engländer und Belgier von Westen umringen Euch durch eiserne Fesseln.

Die deutsche Regierung, in blindem Eifer, betrügt ihr eigen Volk, das bereits voll Todesfurcht sich umschaut. Welche Siege sind Euer vor Lüttich? Wo die russische Revolution und Aufständigkeit? Das alles sind Utopien! In West und Ost verliert Ihr Kampf auf Kampf. — Dieses alles wird Euch streng verheimlicht. Ganz Rußland erstand wie ein Mann für die allgemeine slawische Frage und wird sein Schwert nicht niederlegen, bevor dieser Kampf bis zur Neige ausgekämpft ist. Wir bringen Euch den Zukunftsfrieden zur stillen kulturellen und produktiven Arbeit — doch werft die Waffen zur unnützen Gegenwehr von Euch, vergießt nicht Ströme unnützen Blutes.

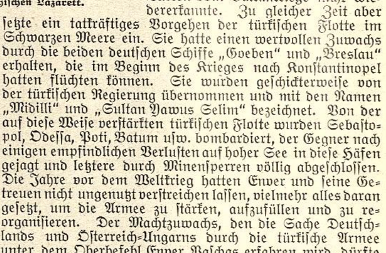
Der Russe ist friedliebend und großmütig, und wir werden nicht Rache üben für Eure barbarischen Gemetzel in Kalisch und Czenstochau und für Eure Unterdrückungen der friedlich arbeitenden Landbevölkerung.

Wir kämpfen gegen das deutsche Heer und nicht gegen das Volk. Die in Rußland lebenden Polen sind uns slawische Anverwandte. — Seid unbesorgt! Eure Familien, Weiber und Kinder, Euer Hab und Gut sind für uns unanfaßbar — der friedliebenden Bevölkerung schlagen wir vor, sich ruhig und friedlich zu verhalten und reichen derselben unsere Hand.

Legt Eure Waffen nieder, die Euch durch Euren Staat mit Gewalt in die Hände gedrückt sind! Gebt Euch gefangen! Die Russen nehmen sich der Gefangenen freundlich an und verfahren mit ihnen konventionell milde.

Ein Gefangener ist für uns kein Feind mehr. Verwundete werden von uns nicht niedergemetzelt."

Wie schrecklich die Wirklichkeit von diesen schönen Verheißungen abstach, wissen unsere Leser bereits. Doch nicht allzulange währte es, bis Generaloberst v. Hindenburg reinen Tisch gemacht hatte. Schon am 13. September errang er wieder einen großen Erfolg. Seine Armee hatte das russische Heer in Ostpreußen nach einem mehrtägigen Kampfe abermals vollständig geschlagen. Der Rückzug des Feindes artete in Flucht aus. Über 10000 Gefangene und 80 Geschütze, ferner Maschinengewehre, Flugzeuge und Fahrzeuge aller Art fielen uns in die Hände. Die Wilnaer Armee, bestehend aus dem 2., 3., 4. und 20. Armeekorps, der 3. und 4. Reservedivision, 5 Kavalleriedivisionen, war durch diese Schlacht an den masurischen Seen und die sich daran anschließende Verfolgung vernichtet worden, ebenso hatte die Grodnoer Reservearmee, bestehend aus dem 20. und 22. Armeekorps, Rest des 6. Armeekorps und einem Teil des 3. sibirischen Armeekorps, im Gefecht bei Lyck (siehe auch Seite 198) schwer gelitten.



Phot. Sennecke, Berlin.

General v. François, Führer der achten Armee, im Gespräch mit General v. Briesen auf der Landstraße nach Grajewo in Russisch-Polen an der ostpreußischen Grenze.

Lyck ist ziemlich nahe der Grenze zwischen Marggrabowa und Johannisburg gelegen und Station an der Bahnlinie, die von Königsberg über Rastenburg nach Bialystok führt. Über diesen letzteren Ort ist das finnische Korps, das von Petersburg herangeführt wurde, befördert worden. Auffallend erscheint, daß man dieses Korps allein, ziemlich weit weg sowohl von der vom Narew aus heranziehenden russischen Armeegruppe als auch von der über Gumbinnen vorgegangenen, eingesetzt hat.

Durch die neuen Siege war die letzte Stoßkraft der russischen Nordarmee zusammengebrochen. Wie eine Dampfwalze sollten sich die Millionenheere Rußlands über die



Phot. Franz Otto Koch.

Das 34. Landwehr-Infanterieregiment rastet auf dem Marsche nach Suwalki vor einem polnischen Gehöft.

Zentralreiche stürzen, unwiderstehlich sollte ihr Gang sein, bis in Berlin das Deutsche Reich im Herzen getroffen würde — so höhnten die Neider in London, so kündeten die französischen Machthaber ihrem betrogenen Volk. Rußland selber wagte es, noch nach der Katastrophe von Tannenberg in die neutralen Länder hinauszuposaunen, der deutsche Sieg habe nur „lokale Bedeutung". Dies Gerede mußte nun verstummen und die Wahrheit sich auch im russischen Volke Bahn brechen, dem immer vorgetäuscht worden war, das russische Heer befinde sich auf dem Wege nach Berlin.

Die wuchtigen Schläge, die General v. Hindenburg, dessen Bild und Lebensabriß wir bereits auf Seite 45 und 63 brachten, gegen Rußland geführt hatte, waren dem ganzen russischen Volk so unfaßbar, daß sich um den Namen des deutschen Heerführers ein Legendenkranz wand ähnlich wie anfänglich um unsere 42-cm-Mörser. Das ging so weit, daß die Russen vielfach überhaupt nicht an das Dasein dieses Generals glaubten, sondern seinen Namen für irgendeine geheimnisvolle Schreckensmacht hielten. Russen, die in Berlin leben, waren jedenfalls durchaus nicht davon zu überzeugen, daß Hindenburg wirklich der Oberbefehlshaber des deutschen Heeres sei. Mehrere Russen äußerten die Ansicht, daß es sich wohl nur um ein furchtbares Geschütz ähnlich den 42-cm-Mörsern handle, das durch seine große Gewalt diese so schreckliche Katastrophe des russischen Heeres verursacht habe. Ähnliche Auffassungen sollen russische Zeitungen gehabt haben. In diesen wurde darauf hingewiesen, daß die Deutschen angeblich unter einem General v. Hindenburg ihre Siege errungen hätten. Man brauche aber vor diesem General keine Furcht zu haben, denn das Wort Hindenburg stelle keinen Menschen dar, sondern den Schlachtruf der Ostpreußen, ähnlich wie das Hurra der anderen Deutschen. Es sei nur ein glücklicher Zufall, daß das deutsche Heer das russische besiegt habe. Mit dem Namen Hindenburg habe das aber nichts zu tun.

Auf der Verfolgung des Feindes überschritten die Unsrigen unter Hindenburg die russische Grenze und besetzten das Gouvernement Suwalki, das unter deutsche Verwaltung gestellt wurde. Am 17. September wurde die vierte finnländische Schützenbrigade bei Augustow geschlagen und beim Vorgehen gegen die Festung Osowiec die Orte Grajewo und Szczuczin nach kurzem Kampfe genommen.

Das Gouvernement Suwalki (siehe auch die Bilder Seite 198 und 201) ist ungefähr so groß wie das Königreich Sachsen. Da die Spurweite der russischen Eisenbahnen größer ist als die der unsrigen, so war es die erste Sorge unserer Pioniere, im neugewonnenen Lande die Eisenbahnverbindung mit uns herzustellen. Von den so neugeschaffenen Eisenbahnverbindungen sind von besonderer Bedeutung erstens die von Königsberg über Wirballen führende Linie Kowno—Wilna—Dwinsk nach Petersburg; diese Linie ist durch eine Bahn über Grodno—Bialystok mit Warschau verbunden. Zweitens die Linie Warschau—Lida—Polozk nach Petersburg. Drittens die Linie Warschau—Brest-Litowsk—Baranowitschi—Minsk—Smolensk nach Moskau. Außer diesen Schienensträngen laufen noch verschiedene Querverbindungen, deren wichtigste Knotenpunkte Wilna und Baranowitschi sind.

Was die Quartierverhältnisse anbetrifft, so sind ebenso wie in Polen die Ortschaften wenig geeignet zur Unterbringung von Truppen. Die ärmlichen, engen und unsauberen Hütten, von denen viele nicht einmal einen Kamin haben, werden wohl nur bei sehr schlechtem Wetter dem Biwak vorgezogen. Günstige Unterkunftsverhältnisse bieten nur die Städte und Vorstädte, sowie die vielen im Gebiete vorhandenen Kasernen.

Wie schon erwähnt, drang die siegreiche Armee des Generals v. Hindenburg gegen die russische Festung Osowiec (auch Ossowiez; siehe die Kartenskizze Seite 200) vor. Diese liegt am Bobr und bildet einen ständigen doppelten Brückenkopf, der ursprünglich aus zwei Forts mit Doppelwall, zwei Forts mit einfachem Wall, drei Batterien und auch Anschlußlinien bestand. In den letzten

Jahren wurden diese Werke erneuert und verstärkt, namentlich die Artilleriestellungen in die Intervalle verlegt, und bombensichere Unterkünfte geschaffen. Die Armierung und Besatzung des Platzes dürfte etwa 300 Geschütze und 10 000 Mann betragen. Die russische Grenze gegen Ostpreußen ist durch Flußläufe und Sumpfgebiete beschützt. Die wenigen für die Vorbewegung größerer Heeresmassen verbleibenden Übergangstellen sind durch eine lange Reihe größerer und kleinerer Befestigungsanlagen gesperrt. Diese Befestigungen sollen nicht nur die Verteidigung der Flußläufe von Narew, Bobr und Njemen durch die Russen begünstigen, sondern es diesen auch ermöglichen, jederzeit gegen die deutsche Grenze vorzubrechen. Die Befestigungslinie reicht von der starken Gürtelfestung Nowo-Georgiewsk an der Weichsel bis Kowno am Njemen. Zwischen diesen beiden Flügelstützpunkten liegen zahlreiche weitere Befestigungen, darunter Osowiec.

Nach kurzer Rast nahm der Vorstoß der Unsrigen seinen Fortgang. Nun mußten die Russen wohl an die Existenz Hindenburgs glauben. Als ungefähre Marschrichtung wurde in Aussicht genommen: Lomsha, Bialystok, Grodno, Otany, Olita, Kowno, Ponewjez, Schawli und Moschejki. Neben dem militärischen Vordringen wurde auch die Zivilverwaltung in den eroberten Gebieten nicht vernachlässigt. Überall wurden Zivilgouverneure eingesetzt, die tatkräftig für Ordnung sorgten. In Czenstochau, wo schon im August deutsche Truppen eingezogen waren, verkündete folgender Maueranschlag die deutsche Herrschaft:

„Im Auftrag des stellvertretenden Generalkommandos habe ich am heutigen Tage die Verwaltung des Kreises Czenstochau übernommen.

v. Kries, Königlicher Landrat."

Und wie die übrigen der in Rußland eingesetzten Zivilgouverneure ihre Aufrufe erließen, um Ordnung und Verkehr wieder herzustellen, so hatte auch Generalleutnant v. Morgen, der Sieger von Lyck, einen militärischen Aufruf ergehen lassen, der folgendermaßen lautete:

„Proklamation.

Einwohner der Gouvernements Lomsha und Warschau!

Die russische Narewarmee ist vernichtet. Über 100 000 Mann mit den kommandierenden Generalen des 13. und 15. Armeekorps sind gefangen, 300 Geschütze genommen worden. Die russische Wilnaarmee unter General Rennenkampf ist im Rückzuge in östlicher Richtung. Die österreichischen Armeen sind im siegreichen Vorrücken von Galizien her. Die Franzosen und Engländer sind in Frankreich vernichtend geschlagen worden. Belgien ist unter deutsche Verwaltung getreten. Ich komme mit meinem Korps als Vorhut weiterer deutscher Armeen und als Freund zu Euch. Erhebt Euch und vertreibt mit mir die russischen Barbaren, die Euch knechteten, aus Eurem schönen Lande, das seine politische und religiöse Freiheit wiedererhalten soll. Das ist der Wille meines mächtigen und gnädigen Kaisers. Meine Truppen sind angewiesen, Euch als Freunde zu behandeln. Wir bezahlen, was Ihr uns liefert. Von Euch und Eurer bekannten ritterlichen Gesinnung erwarte ich, daß Ihr uns als Verbündete gastfreundlich aufnehmt.

Generalleutnant v. Morgen.

Gegeben im Königreich Polen im September 1914."

* * *

Erst mehrere Tage nach der Räumung Lembergs erfuhr man, welche russischen Streitkräfte in den letzten Wochen sich an den galizischen Kämpfen beteiligt hatten. Hiernach sollen auf russischer Seite ungefähr 560 000 Mann Infanterie und 40 000 Reiter, ungefähr 1500 Maschinengewehre und mehr als 2000 Geschütze an den Kämpfen teilgenommen haben. Das ist eine gewaltige Streitmacht, zumal diese Ziffern eher zu niedrig und die technischen Truppen, die schwere Artillerie, der Train usw. überhaupt nicht geschätzt sind. Mindestens die Hälfte wurde unter großen Verlusten zurückgeworfen.

Mit der Räumung von Lemberg haben jedoch die Kämpfe zwischen den Österreichern und Russen nicht aufgehört, sie tobten vielmehr in dem Raume von Lemberg in unverminderter Heftigkeit fort. Der Vorstoß der österreichisch-ungarischen Truppen, deren Schneidigkeit bewundernswert war, machte große Fortschritte. Erzherzog-Thronfolger Karl Franz Joseph erhielt auf diesen Schlachtfeldern am 10. September die Feuertaufe. Während der Kämpfe waren auch Armeeoberkommandant Erzherzog Friedrich mit seinem Generalstabschef, General der Infanterie Freiherrn Konrad v. Hötzendorf auf dem Schlachtfelde. Am 11. September erzielte der aus ungarischen Truppen



Phot. Franz Otto Koch.

Der Eingang zu dem Dorfe Filipowo in Russisch-Polen. Im Vordergrunde Mannschaften vom 3. Landsturmbataillon.



Erstürmung des Forts Camp des Romains.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.



Ostpreußische Landsturmpatrouille, die sich zum Schutz gegen die Kälte mit Decken versehen hat.

Photo-Union, Berlin.

bestehende rechte Flügel bei Lemberg einen großen Erfolg. Die Österreicher bei Rawaruska waren jedoch von großen Massen russischer Truppen bedroht und vermochten deshalb die bisherigen Erfolge nicht auszunützen; ihr Vorstoß kam zum Stehen. Die Lage wird durch folgende interessante Einzelheiten beleuchtet. In der Armee Auffenbergs mußte zweimal der Befehl zum Rückzug gegeben werden; an den ersten Befehl wollten die Truppen gar nicht glauben, weil sie die Ursache des Rückzuges nicht einsehen konnten. Seit Wochen im Kampfe, waren die Truppen ständig siegreich vorgedrungen, hatten Gefangene gemacht, Geschütze erbeutet und die Russen zurückgeworfen. So konnten sie nicht begreifen, daß die strategische Lage zum Rückzug zwang. Und doch machte die ungeheure russische Übermacht eine Rückwärtsbewegung und Neuordnung der Kräfte nötig. Das siegreiche Vordringen Dankls mußte also eingestellt werden, und auch die Armee Auffenbergs konnte ihre Aufgabe nicht beenden. Es nützte nichts, daß die Österreicher und Ungarn den Russen fürchterliche Verluste beibrachten. Wie die Soldaten erzählten, sind für zehn Russen, die man niedergeschossen hatte, zwanzig wieder in die Reihen getreten. Unwiderstehliche Begeisterung riß die östereichisch-ungarischen Truppen aber immer wieder zu neuen Angriffen hin. Völlig unerschüttert rückten sie schließlich in Verteidigungstellung, und an dieser Erzwand mußte die russische Flut zerschellen.

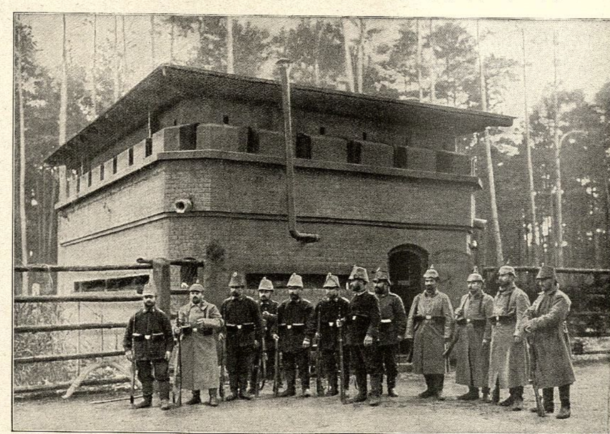
Über das Ergebnis dieser heißen Kämpfe gibt folgende amtliche Meldung vom 13. September Aufschluß:

„In der Schlacht bei Lemberg gelang es unseren an und südlich der Grodeker Chaussee angesetzten Streitkräften, den Feind nach fünftägigem harten Ringen zurückzudrängen, an 10 000 Gefangene zu machen und zahlreiche Geschütze zu erbeuten. Dieser Erfolg konnte jedoch nicht vollständig ausgenützt werden, da unser Nordflügel bei Rawaruska von großer Übermacht bedroht ist und überdies neue russische Kräfte gegen die Armee Dankls wie auch in dem Raum zwischen dieser Armee und dem Schlachtfeld von Lemberg vordrangen. Angesichts der sehr bedeutenden Überlegenheit des Feindes war es geboten, unsere schon seit drei Wochen fast ununterbrochen heldenmütig kämpfenden Armeen in einem guten Abschnitt zu versammeln und für weitere Operationen bereitzustellen.

Der stellvertretende Chef des Generalstabs:
v. Hoefer, Generalmajor."

Grodek, eine Stadt von 12 000 Einwohnern, liegt 30 Kilometer südwestlich von Lemberg, an der Bahn Krakau—Lemberg. — Rawaruska mit 9000 Einwohnern liegt an der in den Bug fließenden Bata und an den Linien Jaroslau—Sokal und Lemberg—Belzek.

Die Schlacht war äußerst mühselig und verlustreich. Das Gelände, wo eine Erdwelle der anderen folgt, bot dem weichenden Gegner immer neue Deckung, aus der er in längerem Feuergefecht erst wieder geworfen werden mußte. Ein Teil des rechten Flügels der österreichisch-ungarischen Truppen errang 25 Kilometer südlich der Strecke Lemberg—Grodek (siehe die Karten Seite 63 und 231) bei Dorfeld bedeutende Erfolge. Inzwischen hatte sich aber die



Blockhaus an der deutsch-russischen Grenze, in dem eine Landsturmwache untergebracht ist.

Photo-Union, Berlin.

Lage auf dem anderen Flügel zuungunsten der Österreicher verändert. Einen Hauptanteil daran hatte die Abänderung der Einmarschlinie der aus dem Gebiet von Zamosc heranrückenden Armee Auffenberg, die sich nach anfänglichen Erfolgen bald durch den immer stärker werdenden Feind bedroht sah. Ebenso erging es der Armee Dankl vor Lublin: auch sie sah sich wachsenden russischen Streitkräften gegenüber, die namentlich in der Artillerie sehr überlegen waren, und mußte sich deshalb zurückziehen. Unter diesen Umständen konnte auch die Hauptarmee ihren Erfolg, der ihr 10 000 Mann Gefangene und zahlreiche Geschütze eingebracht hatte, nicht voll ausnützen, sondern mußte ebenfalls den Rückzug antreten, um sich an anderer günstigerer Stelle neu zu sammeln. Dieser Ausgang war, wie gesagt, einzig eine Folge der großen Überzahl der Russen, die 17 Divisionen mehr hatten als die österreichisch-ungarischen Truppen und besonders in der Artillerie weit stärker waren. Dazu kam, daß die Russen während der Kämpfe immer frische Nachschübe erhielten, während die österreichisch-ungarischen Truppen drei Wochen lang ununterbrochen Märsche und verlustreiche Kämpfe hatten und auch nachts beunruhigt wurden. Ihre Verluste in diesen Kämpfen waren sehr bedeutend. Einige Regimenter sollen sämtliche Offiziere verloren haben. Aber die Russen wurden doch noch stärker mitgenommen.



Wasserschöpfen an einem galizischen Brunnen für die große Wäsche.

Phot. E. Frankl, Berlin.

Diese Meldungen über die Kämpfe im Raume von Lemberg finden ihre Bestätigung und Ergänzung in einem zusammenfassenden amtlichen Bericht, der in Wien am 15. September ausgegeben wurde. Er lautet:

„Der Sieg an der Huczwa hat eine Kriegslage geschaffen, die es ermöglichte, zu einem Angriff gegen die in Ostgalizien eingebrochenen sehr starken russischen Kräfte vorzugehen. In Erkenntnis der Notwendigkeit, unsere nach den Gefechten östlich von Lemberg zurückgegangene Armee zu unterstützen, erhielt die in der Schlacht bei Komarow siegreich gewesene Armee den Befehl, gegen den geschlagenen Feind nach kurzer Verfolgung nur untergeordnete Kräfte zurückzulassen, ihr Gros aber im Raume Narol—Uhnow zur Vorrückung in der ihrer bisherigen Angriffsrichtung fast entgegengesetzten Richtung Lemberg zu gruppieren, was schon am 4. September durchgeführt war.

Die Russen schienen nach dem Einzuge in die ihnen kampflos überlassene Hauptstadt Galiziens einen Flankenstoß in der Richtung auf Lublin vorzuhaben, wobei sie unsere hinter die Grodeker Teichlinie zurückgeführte Armee wohl vernachlässigen zu können glaubten. Indessen stand diese Armee bereit, in die zu erwartende Schlacht unserer nun von Norden gegen Lemberg anrückenden Armeen einzugreifen. Am 5. September war die letzte Heeresgruppe bereits über die Bahnstrecke Rawaruska—Hornniec hinausgelangt. Sich weiterhin mit dem linken Flügel in dem Raume von Rawaruska behauptend, schwenkte sie mit dem rechten am 6. September bis Kurnicki ein und trat am 7. September in einen ernsten Kampf gegen starke, nordwärts vorgeschobene feindliche Kräfte.

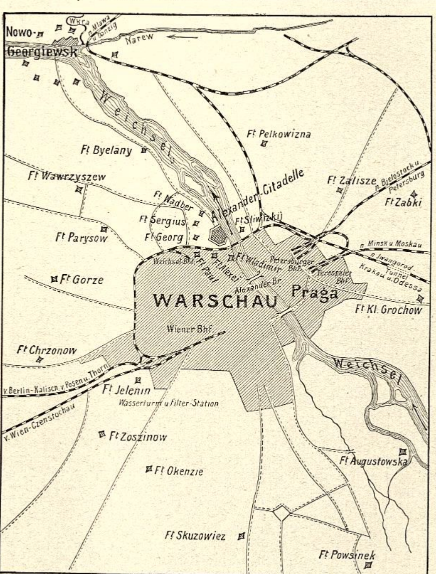
Mit Tagesanbruch des 8. September begann auf der 70 Kilometer breiten Front Komarow—Rawaruska unser allgemeiner Angriff, der bis zum 11. September durchaus erfolgreich war und namentlich am südlichen Flügel bis nahe Lemberg herangetragen wurde. Trotz dieser Erfolge wurde es notwendig, eine neue Gruppierung unseres Heeres anzuordnen, weil sein Nordflügel bei Rawaruska bedroht war und frische, weit überlegene russische Kräfte sowohl gegen die vorwärts Krasnik kämpfende Armee, als auch im Raume zwischen dieser und dem Schlachtfelde von Lemberg vorgingen.

In den schweren Kämpfen östlich Grodek am 10. September waren die Erzherzoge Armeeoberkommandant Friedrich und Karl Franz Joseph bei der dort angreifenden Division. Wie in allen bisherigen Schlachten und Gefechten, haben unsere braven, nun schon seit drei Wochen ununterbrochen kämpfenden Truppen auch vor Lemberg ihr Bestes ge-



Österreichisch-ungarische Soldaten in Galizien beim Wäschereinigen.

Phot. E. Frankl, Berlin.



Plan der Festung Warschau mit Umgebung.

leistet und ihre Bravour und Tüchtigkeit abermals erwiesen. In der fünftägigen Schlacht hatten beide Teile schwere Verluste; namentlich bei Rawaruska wurden mehrere Nachtangriffe der Russen blutig abgewiesen. Gefangene Russen, darunter viele Offiziere, wurden wieder in Massen eingebracht.

Aus den Ausweisen unserer leitenden Etappenbehörde geht hervor, daß bisher 41 000 Russen und 8000 Serben ins Innere der Monarchie abgeschoben worden sind. Bisher wurden über 300 Feldgeschütze im Kampfe erobert. Zusammenfassend kann hervorgehoben werden, daß unsere Armee bisher in tätigster Weise und heldenmütigstem Kampfe dem numerisch überlegenen, tapferen und hartnäckig kämpfenden Feinde erfolgreich entgegentreten konnte.

Der stellvertretende Chef des Generalstabs:
v. Hoefer, Generalmajor."

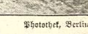
Ein hübsches Bild aus der zweiten Schlacht bei Lemberg entwirft ein Mitglied des freiwilligen Motorfahrerkorps. Dieser Krieger hatte einen Befehl für die Kampflinie zu überbringen. Am Abend des 10. September entledigte er sich seines Auftrages. Er schildert seine Erlebnisse wie folgt:

„Ich erhielt den Befehl, am nächsten Tage mit einer Sanitätskolonne unter Mitnahme meines Motorrades zurückzukehren. Doch eben, als ich gegen drei Uhr früh in meinem immerhin weichen Sandlager den so oft gestörten Schlaf in längeren Portionen genießen wollte, erscholl der Befehl zum Vorrücken. Im Nu war alles marschbereit; da ich meine Sanitätskolonne nicht fand, schloß ich mich, wie ich war, im Lederrock des Motorfahrers, mit dem Karabiner auf dem Rücken, der nächsten Infanterietruppe an. Wir gelangten bald auf festen Boden und waren froh, dem Waten im Sande entronnen zu sein. Immer ging es nordostwärts, zweimal überschritten wir einen Bahndamm. Bald waren wir in der Nähe einer anscheinend größeren Ortschaft, wo ich eine riesige Masse Kavallerie und viele Geschütze warten sah. Weiter ging es, jetzt genau östlich, der Boden war hier bald sumpfig, bald staubig, viele nasse Gräben durchzogen ihn. Eben als die ersten Strahlen der Sonne über die Wolken huschten, fiel in der Ferne der erste Schuß, von uns kaum beachtet; bald jedoch mehrten sich die Schüsse, das Gefecht wurde allgemein. Wir hatten uns längst in Gefechtsformation aufgelöst, ich lag zwischen zwei braungebrannten Bosniaken in einer Furche des Stoppelfeldes. Meine langen Nachbarn feuerten bedächtig Schuß auf Schuß gegen einen Feind, den ich mit meinen Büromenschenaugen durchaus nicht zu erspähen vermochte. Schon überlegte ich eine Anfrage an einen meiner beiden Grabengenossen, als ich endlich im Lichte der inzwischen höher steigenden Sonne das Blitzen der feindlichen Bajonette bemerkte. Jetzt sah ich auch nach und nach die kaum merkbaren Erhöhungen, von denen jede einen Russenschädel bedeutete, und konnte mich mit meinem Karabiner betätigen. Als wir dann, es mochte so gegen neun Uhr vormittags sein, zwischen den Obstbaumgruppen aus der Umgebung des Dorfes auf ein schier endloses Stoppelfeld mit zahllosen Getreide-‚Mandeln' hinauskamen, da prasselte es plötzlich mit greulichem Getöse los. Wir waren anscheinend zum Zielpunkt einer größeren Anzahl feindlicher Geschütze ausersehen worden. Das Lärmen übertönte jedes Kommandowort, nur durch Beispiel und Zeichen lenkten die Führer. Alles, was ich seit dem ersten Schuß in diesem Gefechte erlebt hatte, tritt weit in den Schatten vor der grausigen Gewalt dieses Artilleriefeuers.

Ich sehe noch den einige Meter in die Luft geschleuderten Körper eines Infanteristen, der von einer Granate unmittelbar getroffen worden war, und den blendenden Blitz der Explosion eines Hohlgeschosses zwischen den Beinen eines Husarenpferdes. Roß und Reiter verschwanden mit dem Knall, buchstäblich in tausend Stücke zerrissen. Welch



Eine Straße in Sosnowice an der polnisch-galizischen Grenze.


Photothek, Berlin.



Die Wiedererstürmung der Höhe Magiera durch die österreichisch-ungarischen Truppen am 20. Oktober 1914. Die Tiroler Landesschützen zeichneten sich hierbei durch einen Heldenmut ohnegleichen aus und lösten eine Aufgabe, die drei Regimentern gestellt war.

Nach einer Originalzeichnung von Richard Aßmann.

ungemeinen Einfluß das Verhalten des Führers in einem solchen Augenblick auf die Truppe hat, wird mir klar, wenn ich daran zurückdenke, wie sich die Soldaten, ich mitten unter ihnen, blindlings an den nächsten Offizier anschlossen, die Augen starr nach vorn gerichtet, in allem seinem Beispiel folgend. Ich muß sagen, daß unsere Verluste auch jetzt nicht so groß waren, wie die Übermacht des gegen uns losgelassenen Granatfeuers vielleicht hätte erwarten lassen. Erst als mit sausendem Pfeifen die tückischen Schrapnelle herangeflogen kamen, gab es der Toten und Verletzten nach manchem Schuß eine erschreckliche Anzahl. Kam so ein Geschoß mit dem charakteristischen Ton heran, so nahm ein jeder möglichst Deckung, ich nicht minder, ohne Rücksicht auf die scharfen Stoppeln, die mich jämmerlich zerkratzten. Ob unsere eigene Artillerie unser Vordringen unterstützte, bemerkte ich nicht; später sah ich allerdings ihre treffliche Arbeit. Meine Nachbarn hatte ich schon längst gewechselt, jetzt lagen rote und grüne Aufschläge neben mir, als es endlich zum Sturm ging. Bei dem rasenden Wettlauf gegen die feindliche Stellung blieb ich gegen meine langbeinigen Kampfgenossen im Nachteil, und als ich auf die russische Brustwehr hinaufstieg, war die Arbeit schon getan. Ein rasendes Feuer knatterte hinter den Zurückgehenden her. Mit diesem Erfolg war unsere Aufgabe aber gelöst.

Das feindliche Artilleriefeuer verzog sich langsam und uns blieb es überlassen, unser Mittagsmahl, durch die russische Brustwehr gedeckt, zu halten. Unsre Stimmung war dabei vorzüglich. Ich konnte nachher auch den Bau der Deckungen untersuchen. Da sah ich, daß die Brustwehren aus einer Art Lehmbrei, untermischt mit kurzgeschnittenem Stroh, zusammengeklebt waren. Die Masse, einmal hart, ist für Infanteriegeschosse undurchdringlich. Unsere Granaten aber hatten sich die Russen herausgeholt. Wo ich einen der bekannten, von den Hohlgeschossen gerissenen Krater im Boden sah, lagen sie manchmal zu dreien und vieren in weitem Umkreis, wie sie die Macht der Explosion aus der Deckung herausgeschleudert hatte. Unsere Sanitätsoldaten waren mittlerweile herangekommen und hatten ihr Werk aufgenommen. In dieser verhältnismäßig bequemen Stellung blieben wir bis vier oder fünf Uhr nachmittags, wobei wir nur zweimal den Besuch von kleineren Kosakenabteilungen erhielten.

Endlich hieß es: ‚Zurück‘! Wir legten die heute vormittag durchmessene Strecke nunmehr viel rascher zurück und hatten bald das bereits erwähnte Stoppelfeld erreicht. Von hier ging es mehr in südlicher Richtung weiter. Der Feind, der das Verlassen unserer Stellungen wohl bemerkt hatte, drängte auf einmal kräftig nach, und wir bezogen, gedeckt von zwei Maschinengewehren, eine Abwehrstellung auf der Krone des gestern überschrittenen Bahndammes. Eben hatte ich mich einigermaßen an das ganz unglaublich nervenerregende Feuer der beiden Gewehre zu gewöhnen begonnen, als sie mangels Kühlwasser und Munition ihre Arbeit einstellten. Also ‚Abmontieren und unter Teilbedeckung zurück!‘ Als wir eben eine breite, sumpfige Stelle überwunden hatten, ereilte mich ein niedrig gehendes Schrapnell in Gestalt zweier tiefer Streifschüsse am Oberarm. Die Wunde, die stark blutete, wurde mir sofort von Kameraden verbunden, und nach glücklichem Eintreffen im Feldspital war ich einer der ersten, die über Budapest die Reise nach der Heimat zur Ausheilung antreten konnten.“

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Unser Seesieg bei Coronel.

(Hierzu die Kunstbeilage sowie das Bild und die Karte Seite 355.)

In der richtigen Annahme, daß die Engländer nach den für ihren Handel und ihr Ansehen so verderblichen Fahrten unserer kleinen Kreuzer starke Kräfte aufbieten würden, um alle die hohe See noch haltenden deutschen Schiffe unschädlich zu machen, hatte der Chef des Kreuzergeschwaders, Vizeadmiral Graf v. Spee (siehe das Bild Seite 355), die Vereinigung seiner Schiffe mit den an der Westküste Südamerikas befindlichen angestrebt, um diese zu decken und mit größerer Macht dem auf der Lauer liegenden Gegner die Spitze bieten zu können. Nach glänzender Durchführung dieses Sammelns sichtete das aus den großen (Panzer-) Kreuzern „Scharnhorst“ und „Gneisenau“, sowie den kleinen Kreuzern „Nürnberg“, „Dresden“ und „Leipzig“ bestehende deutsche Geschwader am Sonntag, den 1. November, abends sechs Uhr bei Nordsturm und hoher See nahe der Insel Santa Maria, 60 Kilometer vom chilenischen Hafen Coronel entfernt, die in Kiellinie fahrenden englischen Panzerkreuzer „Good Hope“ und „Monmouth“, den kleinen Kreuzer „Glasgow“ sowie den Hilfskreuzer „Otranto“, unter dem Befehl des Admirals Craddock. Wie mögen die Unseren da gejubelt haben! Bot sich ihnen doch zum erstenmal die Gelegenheit, sich in einem größeren Verbande mit Schiffen der größten Flotte der Welt in offener Seeschlacht zu messen!

Auf deutscher Seite bestand nur auf große Entfernung eine beträchtliche Feuerüberlegenheit, da jedes der Schwesterschiffe „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ acht 21-cm-Geschütze führt, denen zwei 23,4-cm der „Good Hope“ gegenüberstanden. Dagegen hatten die Engländer mit sechzehn 15-cm-Geschützen der „Good Hope“, vierzehn 15-cm des „Monmouth“ und zwei 15-cm der „Glasgow“ — die Bestückung des „Otranto“ ist unbekannt — gegenüber den je sechs gleichkalibrigen Geschützen der beiden deutschen Panzerkreuzer eine weit stärkere Mittelartillerie. Die zahlreicheren 10,5-cm-Geschütze unserer kleinen Kreuzer (32 gegen 15) kamen für den Hauptkampf nicht in Betracht, da sie auf die eingehaltene Gefechtsentfernung gegen Panzerziele keine Wirkung ausüben können.

Der deutsche Admiral wählte sehr geschickt die Westseite, bei der seine Geschütze die Sonne im Rücken hatten, und eröffnete schon auf 9000 Meter das Feuer, dieses auf den stärksten der Gegner, das Flaggschiff „Good Hope“, vereinigend, das schon nach kurzer Zeit kampfunfähig war und sank. Nun ereilte den „Monmouth“ ein gleiches Geschick! Er, dessen Geschütze erst bei 6000 Meter gegen leichte Panzerziele wirken konnten, war bald derart zerschossen, daß das Wasser in Strömen eindrang und die See ihn verschlang. Die „Glasgow“ und der „Otranto“ sind, dank ihrer überlegenen Geschwindigkeit, entkommen. Ersterem Schiff gelang es, mit fünf Schußlöchern den Hafen von Rio de Janeiro zu erreichen, während über den Verbleib des „Otranto“ nichts bekannt wurde. Vielleicht ist auch er schwer beschädigt untergegangen.

Im Verlauf einer Stunde war alles vorüber! Das englische Geschwader bestand nicht mehr, während die deutschen Schiffe nur unbedeutende Beschädigungen und geringe Mannschaftsverluste erlitten hatten.

Die russischen Festungen.

Von Rittmeister a. D. Großmann.

(Hierzu der Plan von Warschau Seite 352.)

Das einheitlich angelegte, ziemlich ausgedehnte Befestigungsnetz Rußlands schließt sich, der Topographie Polens folgend, an das Flußnetz an und zeigt, wie das Stromgebiet, drei verschiedene Gruppen.

1. Die Linie des Njemen. Sie verläuft ziemlich parallel der Ostgrenze von Ostpreußen, von Norden nach Süden, 60 Kilometer östlich der ersteren, dem Flußlauf folgend; der nördlichste Stützpunkt ist die Festung erster Klasse Kowno, an der Einmündung der Wilja (siehe die Karte Seite 16). Für diese ziemlich modern ausgebaute Stromfestung sind wohl von vornherein besondere Besatzungstruppen ausgeschieden worden. Südlich anschließend decken zwei Brückenköpfe den Stromübergang: Olita, das die Eisenbahnbrücke nach dem von uns besetzten Suwalki deckt, und Merec, ohne besondere Bedeutung. Den Südpfeiler dieser Front bildet das ziemlich starke Grodno, das im Frieden schon ein großes Heerlager ist. Es deckt, hart am Flusse gelegen, die zwei wichtigen Bahnübergänge Petersburg—Warschau und Grodno—Suwalki—Olita. Letztere Bahnlinie ist in Form eines Kreises angelegt, dessen äußerster westlicher Punkt in Suwalki liegt; sie streift längs der Grenze entlang, ohne sie (echt russisch) an irgendeinem Punkte zu berühren.

Westlich anschließend, und ziemlich parallel laufend mit der Südgrenze, stoßen wir auf

2. die Linie des Narew, die auch das Flußgebiet des Bobr und des Bug umfaßt. Sie hält sich 60—100 Kilometer von der Grenze entfernt und sollte sowohl ein offensives Vorgehen erleichtern, als anderseits gegen ein Vorgehen aus Ostpreußen einen Rückhalt bieten. Tatsächlich fand ja auch der Aufmarsch der Armee Samsonow hinter dieser Linie statt und verlieh ihr den Namen einer Narewarmee, der ihr nach der Flucht bei Tannenberg in der Kriegsgeschichte in nicht gerade rühmlicher Form anhaften wird.

Auf dieser Front finden sich die befestigten Plätze Lomsha, das die Narewbrücke einer Straße sperrt, (siehe die Karte Seite 16 und die Skizze Seite 51), Ostrolenka als Bahnknotenpunkt, Rozan und Pultusk; letztere drei nur Brückenköpfe aus Erdwerken ohne Wert. Die Narewarmee ist nach ihrem Auftreten in den masurischen Sümpfen nicht mehr vorhanden; ihre wenigen abgesplitterten Teile sind hinter die Wälle von Lomsha und Ostrolenka geflüchtet.



Vizeadmiral Graf v. Spee,
der Chef des deutschen Kreuzergeschwaders, das an der chilenischen Küste ein englisches Geschwader vernichtete.

Zwischen hier und dem Befestigungsgebiet des Njemen, nach Grodno zu, klaffte eine breite Lücke, die der Flußlauf des Bobr gegen unsere Grenze hin abschließt. Diese Öffnung zu decken, führte zur Anlage der Festung von Osowiec, auch Goniondz genannt. Die ostpreußische Seenplatte setzt sich in den Gouvernements Lomsha und Suwalki fort und bannt die Operationen auf wenige Straßen, die durch befestigte Anlagen gedeckt sind. Der ziemlich modern gehaltene Sperrpunkt Osowiec beherrscht den Bobrübergang und die Bahnlinie Lyck—Grajewo—Bialystok. Der Fluß ist hier 50 Meter breit, das südliche Ufer überhöht das nördliche, was ein Vorzug genannt werden muß; auf jedem Ufer liegen zwei Forts und einige kleinere Anschlußwerke.

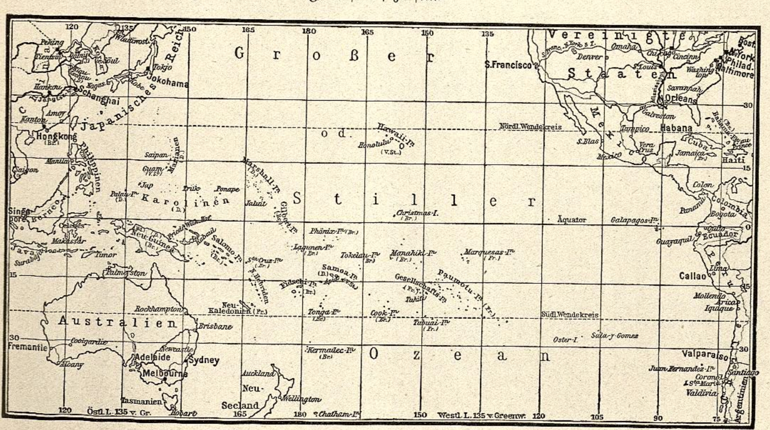
Den linken Flügel bildet

3. das befestigte Lager von Warschau. Dieser ziemlich großzügig gedachten, aber nicht streng durchgeführten Anlage galt jahrzehntelang das ganze Interesse des russischen Generalstabs und in den letzten Zeiten auch das der — französischen Regierung. Wir wissen, daß die Weichsellinie als das Aufmarschgebiet der russischen Armee gegen Deutschland in Aussicht genommen war. Zu diesem Zweck verwandte man einige Sorgfalt auf die Vervollkommnung der Werke; dann kam das Bedenken, daß man nicht rechtzeitig fertig werden würde, und so legte man den Aufmarsch zurück. Seit Herrn Poincarés Präsidentschaft wurde man wieder kühner und — schwankte! Man half sich und marschierte vor der Kriegserklärung in aller Ruhe auf. Das war das bequemste und sicherste; wieder echt russisch!

Die Anlagen bei Warschau bestehen aus drei Festungen, die, räumlich nahe, sich in ihrer Wirkung gegenseitig unterstützen (Lagerfestung). Sierok-Zegreze (Segrshe, siehe Kartenskizze Seite 51) an der Einmündung des Bug hat neue Forts erhalten. Wichtiger ist Nowo-Georgiewsk (siehe auch den Plan Seite 352); 1807 von Napoleon I. angelegt, beherrscht es die Einmündung des Bug-Narew in die Weichsel. Hier ist in den letzten Jahren viel getan worden; ein bestehender Fortsgürtel soll Erweiterungen erfahren haben. Dieser Platz verdient also Beachtung. Warschau hat auf dem linken Ufer achtzehn Werke, zum Teil modernisierte.

Diese große, wenn auch nicht allzu starke Lagerfestung bildet den rechten Stützpunkt der Weichselfront, während die linke Flanke durch Iwangorod geschützt ist; auch hier soll der Fortsgürtel modernisiert worden sein. Von diesem nicht unwichtigen Platze geht die Bahn südwestlich zur Dreikaiserecke nach Myslowitz über Radom, Bzin, Kjelzy, alles Orte, die den Vormarsch der Armee Dankl in vorteilhafte Erinnerung bringen; östlich geht die Bahn nach Brest. Die Gegend findet in der Lysa Gora einen wichtigen Abschnitt; sonst ist hier natürlich Flachland. Die polnische Eisenindustrie hat hier große Werke von Weltruf (Ostrowec).

Der Zentralpunkt des ganzen, auf breitem Raum verteilten Befestigungssystems Westrußlands liegt in Brest-Litowsk (siehe Karte Seite 16). Dieser weite, am Bug gelegene befestigte Platz deckt die drei Brücken und die wichtige Eisenbahn Moskau—Warschau, erhebt aber nicht den Anspruch, ein Werk ersten Ranges im modernen Sinne zu sein.



Zum Seesieg bei Coronel: Das Wirkungsfeld unserer Kreuzer im Stillen Ozean.



Eine Abteilung deutscher Soldaten am Strande von Ostende. Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

Der Sturm auf Dixmuiden.

(Hierzu das Bild Seite 357.)

Die Kämpfe in Flandern und in Nordfrankreich haben verhältnismäßig viele Opfer gekostet. Es hatte sich eben auch hier das große Ringen nach und nach zu einem langgestreckten Frontalkampf ausgestaltet, in dem die neuzeitliche Feldbefestigungskunst zur Geltung gelangte, die natürlich mehr dem Verteidiger als dem Angreifer zugute kommt. Dazu ist die ganze Kampffront, von Nieuport an der Nordseeküste bis Armentières und La Bassée, in der Hauptsache ein weites, mit einem dichten Netz von Kanälen und Wasserläufen durchzogenes, ödes und farbloses Flachland, das im nördlichsten Teile vom Feinde sogar künstlich unter Wasser gesetzt wurde. Brücke reiht sich an Brücke, und diese Brücken mußten eine um die andere dem verzweiflungsvoll kämpfenden, gut verschanzten Gegner abgerungen werden. Dazwischen liegen große Sumpfstrecken, die durch das herbstliche Regenwetter, das mittlerweile eingetreten war, noch ungangbarer wurden. Das alles vervielfachte die Möglichkeiten der Verteidigung; ein Schützengraben um den anderen, eine Batteriestellung um die andere mußten genommen werden.

Im Mittelpunkt dieser Kämpfe stand die Erstürmung von Dixmuiden (siehe auch die Karte Seite 292). Hier waren es überwiegend unsere jungen Regimenter, die am 10. November die Linie Nieuport—Ypern stürmend durchbrachen und so einen Keil in die feindliche Front vorschoben. Dieser Angriff wurde nach dem Zeugnis neutraler Kriegsberichterstatter mit ungeheurer Wucht durchgeführt und noch am selben Tage der Yserkanal südlich Dixmuiden überschritten. Südlich Ypern gelangte gleichzeitig Saint-Eloi, dessen Hauptstützpunkt, in unseren Besitz.

Dieser Kampf wurde mit um so größerem Nachdruck geführt, als ihm ein wochenlanges zähes Ringen vorausgegangen war. Am 10. November fühlten die Truppen schon von der ersten Stunde an auf der ganzen Linie, daß es sich um Entscheidendes handelte. Es war ein Kampf auf den Deichen um die Deiche. Unsere kampfesfreudigen Feldgrauen, die trotz dem mörderischen Feuer mit der größten Todesverachtung vorgingen, wußten die Schwierigkeiten, die ihnen die Wasserläufe entgegensetzten, geschickt zu überwinden; an manchen Stellen freilich wurde der Kampf buchstäblich im Wasser durchgeführt. Mann stand gegen Mann; Leib gegen Leib. Das Ringen war furchtbar! Und hier war es auch, worauf sich unser Bild bezieht, daß eine einzelne artilleristische Stellung achtmal hintereinander mit dem Bajonett genommen werden mußte. Das war die Waffentat überwiegend „junger deutscher Regimenter“! Der Ansturm unserer tapferen Jungen war von solcher Wucht und Hartnäckigkeit, daß ihr nichts mehr widerstehen konnte.

Aus deutschen Schützengräben.

(Hierzu die Bilder Seite 358 und 359.)

Wie schon im Siebziger Kriege befindet sich auch im gegenwärtigen Weltkrieg Bapaume mit seiner weiteren Umgebung in deutschen Händen, und um den Besitz des nördlich von Bapaume gelegenen Arras wurde von unseren Truppen heiß gekämpft. Diese Kämpfer bei Arras wurden in ihrer südlichen Flanke gedeckt durch eine andere Gruppe



Unsere Blaujacken graben auf der Kurpromenade in Ostende die Küstenbatterien ein. Phot. A. Groß, Berlin.



Unsere Freiwilligen in den Kämpfen an der Yser bei Nieuport am 10. November 1914.
(Achtmal hintereinander wiederholter Bajonettangriff auf französische Artillerie und Maschinengewehre.)
Nach Berichten von Augenzeugen gezeichnet von M. Barascudts.



Deutsche Infanterie hebt einen Schützengraben aus.

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

von Kämpfern, die ihren Kampf zunächst als „Erdbefestigungskrieg" führte; das heißt: Freund und Feind lagen einander schon seit Wochen in Feldbefestigungen gegenüber und beschossen sich vornehmlich mit der beiderseits offenbar gut versteckten Artillerie.

Einige Bilder aus solchen deutschen Schützengräben in Feindesland sollen dem Leser im folgenden vorgeführt werden. Sie sind Feldpostbriefen entnommen, die sich zeitlich jenen Kämpfen an der Somme bei Albert während der letzten Septembertage anreihen. „Endlich sind wir", heißt es in einem dieser Briefe, „an Ort und Stelle angekommen. Gleich wieder zum Einstand furchtbarer Geschützdonner! Die Exzellenz hielt zuerst eine Ansprache an die Kriegsfreiwilligen, und dann fragte sie uns aus der Heimat wieder ins Feld Zurückgekehrte jeden einzeln nach seiner Verwundung und wo er verwundet worden sei. Nach unserem Abmarsch von B. trafen wir im Vorgelände unsere Truppen eingeschanzt, so auch unseren eigenen Truppenteil, bei dem wir nachts zwölf Uhr eintrafen. Wir wurden von Kompanieführer N. und Vizefeldwebel U., die beide inzwischen das Eiserne Kreuz erhalten haben, empfangen, und es war eine große Freude, als wir einander wiedersahen."

Einem anderen Feldpostbrief desselben Verfassers entnehmen wir folgende Stelle: „Immer noch in der alten Stellung, 300 Meter vom Feinde entfernt! Morgens und abends wird geschanzt, Laufgräben usw. Gestern nacht wurden wir plötzlich geweckt, da die Franzosen angriffen. Aber unsere Maschinengewehre und unsere Artillerie schossen, daß man glauben konnte, man wäre in der Hölle. Heute schwirren den ganzen Tag Flieger über unseren Köpfen. Es ist ein wundervoller Herbsttag, und dazu die prachtvolle Gegend. Kühe und Pferde sieht man frei im Feld umherlaufen. Auch wir haben uns zwei solche grasende Kühe eingefangen, haben uns in unserem Schützengraben einen ‚Kuhstall' eingebaut und füttern nun die beiden Kühe fleißig. Wenn Ihr Euch aber die Felder anschauen könntet: sie sind durchzogen von Schützengräben, Laufgräben, Unterständen, alle tief eingegraben und nach oben sicher eingedeckt. Stellt man sich dann vor, nach Beendigung des Kriegs kommt der Bauer wieder auf sein Feld und sieht diese tiefen Gräben, gefüllt mit Matratzen, Teppichen und sogar mit Öfen! Bis das alles wiederhergerichtet ist!"

Ein weiterer Brief gibt noch deutlichere Einblicke in dieses Höhlenleben draußen im Feld und auf der Heide, so recht mitten auf dem Kriegschauplatz. Er lautet: „Liebe Eltern! Ich will Euch in meinem heutigen Brief kurz schildern, in was für Behausungen wir jetzt leben, damit Ihr Euch ein kleines Bild davon machen könnt. Wir bewohnen zu viert zwei Löcher; davon ist jedes 2,5 Meter unter der Erdoberfläche und dabei 2 Meter breit. Jedes dieser Erdlöcher hat drei Wände, die vierte Seite geht nach rückwärts ins Freie, ist aber meist verhängt; bloß wenn die Sonne scheint, bleibt diese Seite nach der ‚Veranda' zu unverhängt. Das eine Loch wird als ‚Schlafzimmer', das andere als ‚Wohnzimmer' benützt. Ausgestattet ist das Wohnzimmer folgendermaßen: Die Wände sind tapeziert, nämlich mit weißen Tüchern. In der Ecke steht ein kleiner Ofen, auf dem wir unseren Kaffee, den die Ordonnanz morgens bei der Feldküche holt, warm halten und uns warmes Wasser zum Waschen machen. Die Kohlen holen wir vom Dorf. Ferner wird die nasse Wäsche, die an Schnüren um den Ofen herum gehängt wird, hier getrocknet. Auch ein Spiegel ist im Wohnzimmer vorhanden. Sodann haben wir in die drei Wände Vertiefungen gemacht, in denen wir unsere Gläser, Teller, Tabakpfeifen und Zigarren und sonstige Gegenstände unterbringen. An einer anderen Wand steht ein Küchenkästchen, in dem wir unsere Wurstwaren, die zurzeit aber bereits zu Ende sind, ferner Brot, Salz, Kaffeemehl, Kakao, Schmalz und, was bei uns im Feld sehr wenig zu finden ist, Backsteinkäse aufbewahren. Im Wohnzimmer steht auch ein ganz nettes Tischchen mit einem weißen Tischtuch und vier schönen französischen Rohrstühlen. Die Decke unserer Zimmer besteht aus abgesägten Telephonstangen, schweren Rahmenschenkeln und einer dicken Schicht Boden, dann Heu und Stroh und wieder Boden usw., so daß wir gegen Infanterie- und Schrapnell- und allenfalls noch gegen leichtes Feldkanonenfeuer gedeckt sind. Gegen schwere Artillerie können wir



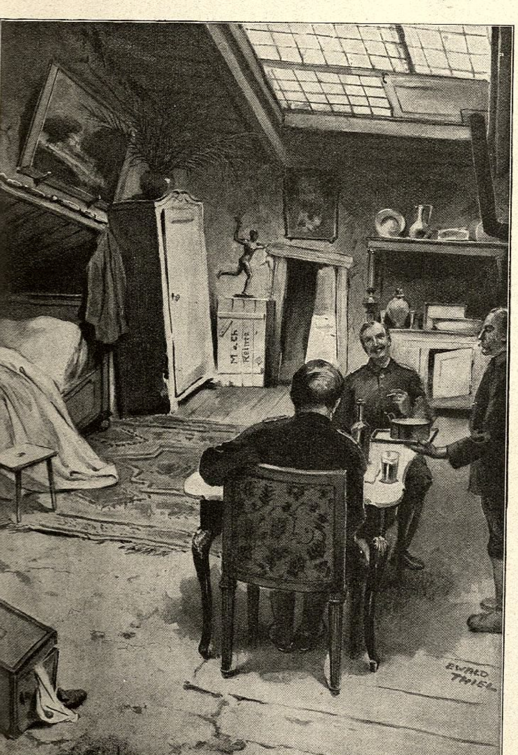
Eine Ruhepause im Schützengraben.

Phot. Benninghoven, Berlin.

uns natürlich nicht decken. So kam es, daß neulich ein Mann, den in seinem Erdloch eine solche schwere Granate traf, völlig zermalmt wurde während rechts und links seine Kameraden verschont blieben. Unser Schlafzimmer ist genau so gebaut wie das eben beschriebene Wohnzimmer. Ausgestattet ist es mit Matratzen, Teppichen, Kissen. Die ganze ‚Wohnungseinrichtung' samt dem Baumaterial haben wir aus den benachbarten Dörfern zusammengetragen."

Diese „Wohnung" ist aber noch gar nichts gegen die ebenfalls unterirdische Behausung eines genialen Batteriechefs. Einen Besuch in diesem Quartier schildert folgende Stelle aus einem anderen Feldpostbrief:

„Man schlüpfte hinein wie in einen großen Bau — und stand erstaunt: ein geräumiges Wohnzimmer, über das ein Oberlicht eine Atelierbeleuchtung breitete und das nach Atelierart abenteuerlich ausgeschmückt war, empfing den Eintretenden. In einem Seitengelaß ein solides Eichenbett mit Zubehör. Ein Märchen von Andersen oder aus Tausendundeinernacht, ganz unglaubwürdig — und plötzlich erschreckend wirklich, unleugbar in seinem realen Vorhandensein. Dann nämlich, wenn auf einmal ein gewaltiges Getöse krachend den Wald durchhallte, dessen Wipfel durchs Oberlicht niederblickten, wenn die Naturwände erbebten, das Glas des Deckenfensters aufklirrte — wenn zum Bewußtsein kam, daß Märchen und Wirklichkeit, Sein- und Nichtsein Begriffe sind, die der Krieg so und so lange gesondert nebeneinander duldet, um sie, wenn's ihm gefällt, mit einem einzigen, jähen Faustschlag ins gemeinsame Nichts zu zerstäuben. Der Kunstsinn des schöngeistigen Batteriechefs hatte die Einrichtung aus einer nahen Kantonstadt mit historischer Vergangenheit zusammengetragen, die dem Untergang geweiht war. ‚Hier sind die Sachen sicher und erfreuen mich und viele,' hatte er erklärt. ‚Alles bleibt an Ort und Stelle. Wenn abgerückt wird, wird das Palais geschlossen, zur Freude des späteren Entdeckers'." (Siehe das untenstehende Bild.)



Wie sich ein findiger Batteriechef im Schützengraben wohnlich einzurichten wußte.
Nach einer Zeichnung von Ewald Thiel.

Tiroler Landesschützen erstürmen die Höhe bei Magiera.

(Hierzu das Bild Seite 353.)

Der erfolgreiche Vorstoß der österreichisch-ungarischen Truppen gegen den San, dessen Bedeutung wir schon an anderer Stelle (Seite 334) kennzeichneten, hatte die Armeeleitung nicht gehindert, gleichzeitig auch südöstlich von Przemysl die Säuberungsarbeit bei Stary Sambor kräftig in die Hand zu nehmen. Es gelang der Angriffswucht der braven Truppen, die dortigen Höhenstellungen zu nehmen und damit den linken russischen Flügel von einem Stützpunkt, dem Karpathengebirge, vollständig abzudrängen. Die Russen hatten die Bedeutung dieser Stellung, die einen Vormarsch der Österreicher durch die Talschluchten des Stryj und der Swica mindestens sehr erschwerte, wohl erkannt, denn sie zogen offenbar Verstärkungen herbei und versuchten durch mehrfache, heftig geführte Angriffe den Verlust wieder wettzumachen. Aber umsonst, alle Anstrengungen, selbst nächtliche Angriffe, waren vergeblich.

Im innigsten Zusammenhang mit diesen Erfolgen standen die fast gleichzeitig geführten Kämpfe bei Chyrow und Przemysl, die ebenfalls mit glänzenden Siegen für die österreichisch-ungarischen Waffen endigten. In diese Gruppe von Vorstößen fällt auch die Eroberung der Höhe von Magiera, deren Besitz vom Generalstab als außerordentlich begehrenswert bezeichnet wurde, weil sie bis dahin für das weitere Vordringen ein besonders schwerwiegendes Hemmnis bildete. Ein harter Kampf war vorauszusehen, wußte man durch die Meldungen der Fesselballone doch, daß die Stellung außerordentlich stark befestigt und auf der Höhe von siebzehn russischen Schanzen gekrönt war. Aber sie mußte genommen werden, und sie wurde genommen.

Hier haben die Tiroler Landesschützen, die tapferen Nachkommen der Streiter eines Andreas Hofer, nachdem der Angriff durch die Vorarbeit der schweren Mörser bis auf Sturmnähe an die Schanzen herangetragen worden war, die Höhe mit heldenhafter Tapferkeit vollends erstürmt. Die wilden Gebirgsjuchzer der braven, stürmenden Alpensöhne mögen dabei nicht übel geklungen haben, versicherte doch ein russischer Gefangener in Gmunden, das Gejohle der Tiroler sei so schrecklich, daß es in den Schützengräben der Russen stets die größte Panik hervorrufe!

Der Sturm auf Camp des Romains.

(Hierzu das Bild Seite 348/349.)

Dem bayrischen Regiment „v. d. Tann“ war der Ruhm beschieden, den Sperrfortgürtel zwischen Verdun und Toul zu brechen und auf dem Hauptstützpunkt dieser Linie, dem Fort Camp des Romains, die blauweiße Fahne zu hissen. Diese Waffentat, die am Abend des 25. September durch die knappe Sprache des amtlichen Telegraphen nach Deutschland gemeldet wurde, reiht sich nach hohem militärischen Zeugnis würdig den besten Beispielen infanteristischer Angriffslust und bayrisch-deutschen Soldatenmutes an.

Unser Regiment „v. d. Tann“, berichtet ein Mitkämpfer in der „Frankfurter Zeitung“, hat bisher an vier großen Schlachten teilgenommen und außerdem mehr als dreißig Tage im Artilleriefeuer gelegen. Es wurde im Anfang des Krieges auf dem elsaß-lothringischen Boden verwendet und nahm dort in der Gegend von Viviers—Faxe—Delme an der lothringischen Riesenschlacht teil. Am 24. August wurden wir in einem nächtlichen Eilmarsch, der von sieben Uhr abends bis fünf Uhr in der Frühe währte, nach Frankreich gezogen. Zwei Stunden rasteten wir in Einville-au-Jard, dann zogen wir in die blutige Schlacht bei Maixe, die uns die schwersten Wunden schlug, ohne daß der achtstündige, wenig erwiderte Granatregen die Ausdauer unserer Truppen zu brechen vermochte. In der Folge wurden wir in dieser Gegend, zwischen Lunéville und Nancy, an verschiedenen Teilen der Kampffront verwendet und immer weiter an Nancy herangeschoben. Die schwersten Tage erlebten wir dort bei den Dörfern Curbessaux und Jellénoncourt, die wir in zwei großartigen, wellenförmigen Angriffen am 5. und 7. September eroberten. Dann kam der Abmarsch, am 12. September, als der große strategische Rückzug der ganzen Armee erfolgte. In gewaltigen Märschen wurden wir bei Vic über die deutsche Grenze und nach Metz unter den Schutz der Forts geführt. Am 14. September zogen wir durch die Vororte von Metz. Bis zum 18. September hatten wir dann in Lorry, einem „Franzosennest“, 5 Kilometer vor Metz, Gelegenheit, uns teilweise in Kulturmenschen zurückzuverwandeln.

Am 18. September kam, freudig begrüßt, der Befehl zu neuem Vormarsch. An diesem Tage zogen wir über das Schlachtfeld von Gravelotte.

In der folgenden Nacht schliefen wir in Rézonville, 3—4 Kilometer vor Vionville und etwa 5 Kilometer von der Reichsgrenze. Mit Anbruch des Morgens ging der Marsch durch Gorze, wo das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl nach dem Tage von Vionville lag, und hinter Gorze ging es zum zweitenmal über die Grenze — nach Frankreich hinein. Zwei, drei Dörfer weiter liegt Saint-Bénoit. Dort gingen wir in Bereitstellung, vor dem Dorfe lag der Feind. Am nächsten Tage, dem 20. September, besetzten wir den Wald hinter Bénoit, und in der Richtung Vigneulles—Hattonchâtel begann nachmittags der Angriff. Ein sehr lebhafter Infanteriekampf entwickelte sich in Hattonchâtel, wo französische Infanterie die ganze Nacht hindurch aus zwei Häusern des schon von den Unseren eroberten Dorfes schoß, bis das, was von Franzosen noch am Leben war (einige hundert Leute), gefangen genommen wurde. In der Frühe des nächsten Morgens wurde der Angriff siegreich fortgesetzt — der Gegner zog sich zurück und gab ohne den erwarteten Widerstand die beherrschenden Höhen auf, insbesondere auch eine Kuppe bei Creuë, einen einsamen Bergkegel, der das ganze Tal beherrschte und nur sehr schwer einzunehmen gewesen wäre. Nach dem Abzug des Gegners kletterten wir in einiger Gemächlichkeit durch Weinberge und Wald auf diesen steilen Kegel hinauf.

Nach einem Gefecht mit der französischen Nachhut in Chaillon wurde der Weg bis Savonnières frei, das etwa 10 Kilometer vom Fort Camp des Romains entfernt ist. Dort und auf den benachbarten Höhen wurde am 22. September unser ganzes Regiment zusammengezogen. Am 23. September, nachmittags drei Uhr, begann hier die Musik der 28-cm-Mörserbatterie, die Granatenstücke von solcher Größe und Schwere verschlang, daß man nur schaudernd an den Hunger von Nummer 42 denken konnte. Schon der dritte Schuß soll gesessen haben, wobei ein Fesselballon die Beobachtung der Geschoßwirkung unterstützte. Den nächsten Tag donnerten die Geschütze weiter; die Infanterieaufklärung ging an diesem Tage bereits bis 700 Meter vor das Fort. Um halb zwei Uhr nachmittags traten wir den Vormarsch an, immerfort durch Waldungen, Lichtungen und über Höhen, wo verlassene Schützengräben und weggeworfene französische Ausrüstungstücke lagen. Eine letzte, sehr steile Steigung führte an den Waldrand. Als wir heraustraten, war alles, was weniger kartengelehrt war, aufs höchste erstaunt, sich auf dem weißen Sande des sogenannten alten Exerzierplatzes bei Saint-Mihiel zu befinden. Rechts davon lagen die Kasernen. Im Hintergrunde aber breitete sich das vielfach verschlungene Band der Maas aus, an der Biegung eingefangen durch die hohen Häuser der schönen Stadt Saint-Mihiel, mit Brücken, Inselchen, Waldungen, Wiesen und weitem Land. Gerade vor



Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Österreichisch-ungarische Infanterie auf dem Durchmarsch in Medjedje an der bosnisch-serbischen Grenze.



Die Seeschlacht bei Coronel.
Nach einem Gemälde von Professor Hans Bohrdt.



Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Hofarkaden in der zum Reservelazarett eingerichteten Universität Wien.

uns lag das furchtbar rauchende Fort, in das fortgesetzt neue Mörsergeschosse, über unsere Köpfe sausend, niederfielen.

Mit Beginn der Dunkelheit grub sich unsere Infanterie 70 Meter vor dem Fort in Sturmstellung ein. Die uns zugeteilten 16. Pioniere begannen bereits am Abend ihre Heinzelmanntätigkeit, besonders in dem das ganze Fort umgebenden Gewirr von Drahthindernissen. Unsere zwei Sturmbataillone wurden auf die Schulterpunkte und Facen des Forts in acht Sturmkolonnen angesetzt, der Anzahl der Kompanien entsprechend; jede Sturmkolonne wurde durch zugeteilte Pioniere verstärkt. Das erste Bataillon griff rechts, das zweite links an. Der Angriff zum Sturm begann am 25. September, fünf Uhr dreißig. Am Abend vorher war das Fort als „noch nicht sturmreif“ erklärt worden, dennoch wurde der Befehl zum Angriff erteilt, und der Angriff gelang.

Nach Überwindung der Drahthindernisse gelangten die Sturmkolonnen durch Breschen und Löcher auf den äußeren Wall und von dort in den Hauptgraben, in den die Sturmleitern hinabgelassen wurden. Der Hauptgraben ist, wie ich höre, 12 Meter breit und auf der äußeren Kante 8, auf der inneren 7 Meter hoch. Aus der Tiefe dieses Grabens richtete die nachdrängende Infanterie die Sturmleitern auf das jenseitige Ufer, den Hauptwall, der mit kühnem Mut genommen wurde.

Daß alle diese Bewegungen im stärksten feindlichen Feuer erfolgten, bedarf keiner besonderen Hervorhebung. Aus allen Mauerlöchern, Schießscharten und unterirdischen Schlünden flogen die Geschosse gegen uns. Es war ein Nahkampf auf Tod und Leben. Nachdem auch die vom 6. Infanterieregiment gestellte Unterstützung an den Hauptwall herangekommen war, erkannten die Franzosen allerdings die Nutzlosigkeit weiteren Widerstandes, und die Übergabeverhandlungen begannen. Um acht Uhr zwanzig vormittags waren sie zu Ende geführt. Camp des Romains war unser.

Nach der Übergabe stieg die ganze unterirdische Welt des Forts an das Tageslicht empor. Aus allen Ecken tauchten die Verteidiger auf. Über 800 Mann Besatzung hatte das Fort gehabt, über 500 streckten die Waffen. Der Divisionsbefehl gab 5 gefangene Offiziere, 453 unverwundete und etwa 50 verwundete Mannschaften als Gefangene bekannt. Während des Sturmes hatte die 11. Infanteriebrigade feindliche Entsatzversuche siegreich zurückgeschlagen.

Durch die Übergabebedingungen wurde der tapferen Besatzung Abzug mit militärischen Ehren gestattet, die Offiziere behielten ihre Degen. Alles Gepäck, auch das Offiziergepäck, durfte mitgeführt werden, dagegen wurden die militärischen Karten abgenommen. Um zwei Uhr nachmittags vollzog sich der Abmarsch der Gefangenen. Die bayrische Flagge wehte von dem Fort. Wir standen



Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Österreichisch-ungarische Fuhrparkkolonne mit deutscher Militärbedeckung.

in Paradestellung an der Straße, die von Camp des Romains nach Saint-Mihiel führt. Zweimal, vor Mannschaften und Offizieren, präsentierten wir die Gewehre, zweimal senkten sich unsere Fahnen. —

Am Abend dieses Tages zogen wir in Saint-Mihiel ein.

Das Elsaß im Kriege.

(Hierzu die Bilder Seite 362—364.)

„Man wird einst mit Staunen und Bewunderung in der Geschichte dieses Krieges lesen, was unsere Truppen in den schwierigen Vogesenkämpfen geleistet haben," sagte mir vor wenigen Tagen ein Offizier, der verwundet von den Bergen zu uns herabkam. Der französische Operationsplan ist bekannt. Im Süden, zwischen den letzten mächtigen Erhebungen der Vogesen und der Schweiz, sollte der rechte Flügel durch die Belforter Pforte in den Sundgau einfallen, das Zentrum hatte in der Ausdehnung zwischen Metz und Straßburg vorzugehen, während der linke Flügel über die belgisch-deutsche Grenze in die Rheinlande vordringen sollte. Dieser Angriff-plan wurde vereitelt durch die eine starke französische Streitmacht durch die Belforter Pforte auf elsässisches Gebiet ein; zu gleicher Zeit zeigten sich längs des ganzen Kammes feindliche Truppen, die in großer, von langer Hand vorbereiteter Eile sich entlang der Grenze eingruben und die wichtigsten strategischen Plätze besetzten. In diesen ersten Kriegstagen soll es schon zur Besetzung des Saint-Amariner Tales und eines zweiten, mehr östlich zwischen den Ausläufern des bekannten Hohnecks und des Großen Belchen sich erstreckenden Kammes gekommen sein, dessen Steilabfall nach der deutschen Seite das Bild vom Rotenbacher Kopf auf Seite 363 zeigen möge. Dank der großen Tapferkeit unserer meist aus inaktiven Truppen bestehenden Regimenter gelang es eine Zeitlang, diese durch die Belforter Pforte und über die Kämme nach den Tälern zu vordrängenden feindlichen Heere aufzuhalten. Bei dieser Gelegenheit wurde besonders bei Altkirch und Tagsdorf erbittert gekämpft. Unsere schwachen Truppen wichen jedoch langsam vor der Übermacht zurück, während in ihrem Rücken sich neue Truppen zusamme zogen. Am Abend des 8. August zog die französische Hauptarmee in Mülhausen ein, nachdem schon am 6. August die deutschen Behörden die Stadt verlassen hatten. Gleichzeitig hatten die Franzosen die Höhen von Mülhausen besetzt. Schon am 9. August, um fünf Uhr nachmittags, begann das deutsche Vorgehen von Nordosten und Osten her. Es entwickelte sich ein für den Feind gefährliches Artilleriefeuer, der Isteiner Klotz mit seinen schweren Geschützen griff ein; in den Straßen Mülhausens und seiner Vororte wurde in der Nacht vom 9. auf den 10. August Mann gegen Mann gekämpft und schließlich am 10. August das französische Heer, dessen Stärke auf 50 000 Mann beziffert wurde, zu einem fluchtartigen Rückzug gezwungen.

Man hat im Elsaß in der Möglichkeit der feindlichen Besetzung Mülhausens einen taktischen Fehler gesehen; es liegt jedoch klar auf der Hand, daß diese Schlacht bei Mülhausen weniger ein „Gelegenheitsgefecht" darstellt, als vielmehr einen wohlerwogenen Schachzug unserer Heeresleitung. Stellte sich doch das Endergebnis so heraus, daß der gleich zu Anfang hart mitgenommene rechte französische Flügel vorerst keine weiteren Vorstöße nach dem Sundgau zu machen konnte und daß nach der großen, etwas voreiligen Freude über das gewonnene Mülhausen neben dem materiellen Verlust die moralische Niederlage für den Feind besonders empfindlich fühlbar werden mußte.



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

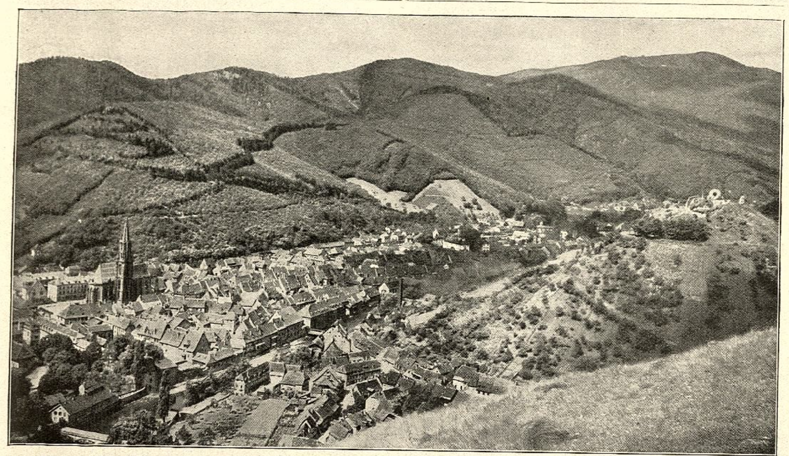
Offizierspatrouille in den Straßen einer elsässischen Stadt kurz nach der Kriegserklärung.

gewaltigen Schlachttage in Lothringen am 20. und 21. August und durch den kühnen Vorstoß nach Belgien hinein.

Die ungünstige geographisch-strategische Lage der elsässischen Grenze ließ voraussehen, daß das Elsaß und besonders der südliche Teil, das Oberelsaß, feindliche Einfälle zu erdulden haben würde. Hinter dem welligen, lieblichen, rebenbestandenen Vorland erheben sich bis zu 1200 Meter und höher ansteigend mächtige kuppige Gebirgsketten, deren Kämme nur auf schwierigen Gebirgspässen und Pfaden zu erklimmen sind. Just über diese Kämme zieht sich von Nord nach Süd der deutsch-französische Grenzgraben, während sich nach dem Feindesland das Gebirge sanft abflacht. Die ganze eigentliche Vogesengrenze ist unbeschützt, nur an wenigen Punkten sind mächtige Bollwerke dem eindringenden Gegner gegenübergestellt. Ganz im Süden, fast in einer Höhe mit Belfort, der Isteiner Klotz, weiter nördlich die befestigte Breisacher Gegend; der Zugang nach Straßburg durch das Schirmecker Tal wird durch die gigantische Feste Mutzig gewehrt, und Straßburg selbst ist durch seinen weit ausgedehnten Fortgürtel trefflich geschützt. Die Kenntnis dieser Ungunst der elsässischen Grenze ist nötig zum Verständnis der Kämpfe auf elsässischem Boden.

Schon kurz nach der Kriegserklärung, nach einigen kleinen Scharmützeln und Gefechten in den südlichsten Tälern, brach

In den nächsten Tagen erfolgten neue feindliche Vorstöße in die unbeschützten Vogesentäler hinein; das Wesserlinger, das Weiler-, das Münster- und Kaysersberger Tal wurden besetzt, schließlich rückten erneut aus dem Belforter Loch große französische Truppenmassen in den Sundgau ein. Es sollen zwei französische Korps gewesen sein, die die Aufgabe hatten, den großen Vorstoß in der Linie Metz—Straßburg zu unterstützen. Diesmal galt es für unsere schwachen, fast nur aus Landwehrtruppen bestehenden Kräfte auszuhalten. Und es gelang ihnen, den Flankenstoß zu parieren, das Feuer unserer Maschinengewehre und schweren Artillerie war vernichtend, eine Attacke von 800 afrikanischen Reitern brach im Maschinengewehrfeuer blutig zusammen. Unsere allzu schwachen Kräfte zogen sich auch diesmal langsam zurück, und wiederum



Thann im Oberelsaß, vom Raugenkreuz gesehen, mit dem umgestürzten Turm der Engelsburg rechts. Im Hintergrunde der Roßberg.

fiel der ganze Sundgau und mit ihm die Stadt Mülhausen in Feindeshand. Diesmal ist die Franzosenherrschaft recht unerfreulich. Doch sie hat wieder ein rasches Ende. Am 20. und 21. August fiel die Entscheidung in Lothringen. Zu gleicher Zeit setzte ein allgemeines deutsches Vorgehen im Elsaß ein: die Stadt Mülhausen wurde geräumt, der Sundgau aufs neue vom Feind gesäubert, die Franzosen tief in die Vogesentäler hineingetrieben, unter großen Opfern der fast 1000 Meter hohe Donon gestürmt. Die nächsten Tage galten der Erkundung. Als auf einer solchen, am 29. August, eine starke deutsche Reiterabteilung nach Delle, einige Dutzend Kilometer südlich von Belfort, vorbrach, eröffneten die Belforter Forts das Feuer, schließlich entspann sich ein wechselvoller Kampf um den letzten südlichen Eckpfeiler der Vogesen, den über 1200 Meter hohen Welschen Belchen. Die deutschen Haubitzen entschieden; es gelang uns, die südlichen Abhänge der Vogesen auf französischem Boden zu besetzen.

In der Folgezeit entwickelten sich außerordentlich wechselvolle und schwierige Kämpfe. Fast in allen Quertälern



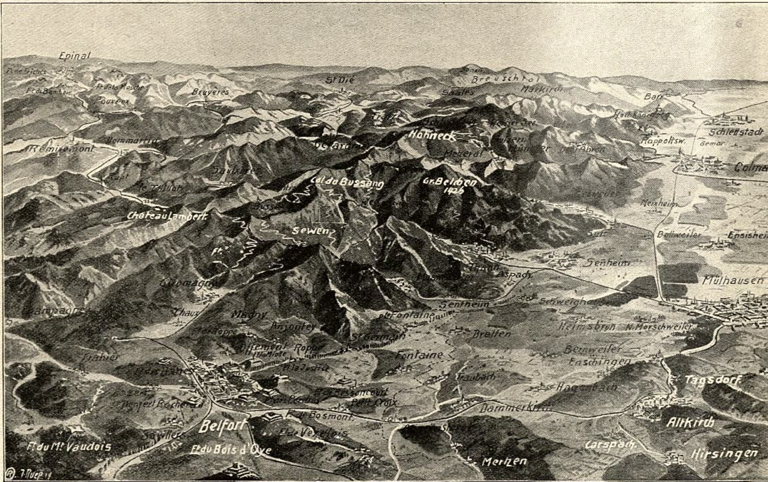
Rotenbacher Kopf (Südvogesen) mit dem Steilabfall nach der deutschen Seite; rechts ein Stück des Grenzgrabens.

wurde gekämpft. Im St.-Amariner Tal, im Gebweiler Tal hatten sich kräftige Abteilungen des Feindes zu halten vermocht; die mit dem Gebirgskampf vertrauten Alpenjäger hatten sich in diesen tief eingeschnittenen Tälern vortrefflich einzugraben, zu verschanzen und unsichtbar zu machen verstanden. In den ersten Septembertagen machten unsere Truppen einen heftigen Vorstoß gegen diese Stellungen, es kam zu erbitterten Kämpfen, in deren Verlauf dem Feind der Boden schrittweise wieder abgerungen und er selbst tief in die Täler zurückgedrängt wurde.


Grenzkamm bei Hohneck (Elsaß).

Plötzlich, am 6. September, begann wieder ein neuer, allgemeiner Vorstoß der Franzosen: unter dem Schutz von Belfort in den nun zum drittenmal vom Kriege heimgesuchten Sundgau, mit der durch aufgefangene französische Befehle erwiesenen Absicht, durch diese energische Bedrohung des ganzen Elsaß möglichst große deutsche Truppenmassen hier im Lande festzulegen und sie so anderweitiger Verwendung zu entziehen. Wieder mußten unsere schwachen Grenztruppen langsam zurückgehen, und wieder wurde Mülhausen und mit ihm alle wichtigeren Plätze, unter anderen das am Ausgang des Saint-Amariner Tals gelegene freundliche altertümliche Städtchen Thann und sein Vorort Alt-Thann, besetzt. Hier hatte der Feind ausgezeichnete Stellung genommen. Am 9. September wurde von deutscher Seite der Kampf eröffnet. Um Sennheim, Thann, Alt-Thann wurde gerungen, wobei diese Orte schwer mitgenommen wurden. Da gelang es am 12. September unseren Truppen, im Bajonettkampf sich in den Rücken der Thanner Stellung zu arbeiten durch die Besetzung des weiter südlich am Ausgang des Dollertales gelegenen Ortes Sentheim. In diesem Augenblick war die französische Stellung bei Thann durch die Möglichkeit der Verlegung der Rückzugslinie das Saint-Amariner Tal aufwärts über den Col de Bussang aufs höchste gefährdet. Der Feind schickte deshalb neue große Kräfte gegen Burnhaupt vor; bevor es jedoch zum Zusammenstoß kam, hatte ein deutscher Flieger den Anmarsch gemeldet, schwere Haubitzen empfingen den anrückenden Feind, deutsche Infanterie eilte über Schweighausen zu Hilfe, es kam zum kopflosen Rückzug der Franzosen. Eine große Kriegsbeute und über 3000 Gefangene wurden gemacht.

Doch die Franzosen schickten neue Kräfte, und noch einmal kam es in der Ausdehnung zwischen Thann und Altkirch zu schweren blutigen Zusammenstößen. In der Folge begann nun ein ständiges Hin und Her, bis schließlich zu Beginn des Oktober die Franzosen sich endgültig durch das Belforter Tor unter dem Schutze der schweren Festungsgeschütze zurückzogen.



Vogelschaukarte zu den Kämpfen im Oberelsaß und in den Vogesen.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Wir haben bereits bei der Darstellung der Kämpfe in Ostpreußen einen Aufruf der Russen wiedergegeben, worin sich diese als Befreier der Völker und als Verbreiter von Kultur und Zivilisation hinstellen. Einen gleichen Ton schlug der russische Generalissimus Nikolai Nikolajewitsch in einem Aufruf an, den er in den von den Russen besetzten Gebieten Österreichs verbreitete. Diese Kundgebung lautete:

„Völker Österreich-Ungarns! In des großen Zaren Namen erkläre ich, daß Rußland, das so manchesmal für die Befreiung der Völker von fremdem Joch sein Blut vergoß, nichts weiter will, als die Herstellung von Recht und Billigkeit. Rußland bringt euch Freiheit und die Verwirklichung eurer nationalen Wünsche! Ich fordere euch auf, die russischen Soldaten, die für ihre schönsten Ideale streiten, als treue Freunde zu empfangen."

In der ersten Hälfte des September kamen verschiedene Nachrichten in Umlauf, wonach Österreich-Ungarn auch im Kriege unter dem Nationalitätenhader zu leiden haben und es infolgedessen im Heere schon zu Meutereien gekommen sein sollte. Um diesen wahrheitswidrigen Gerüchten zu steuern, wurde folgende amtliche Bekanntmachung erlassen:

„Wien, 19. September.

Einzelne ausländische Preßorgane behaupten, in unserem Heere hätten die Truppen der einen oder anderen Nationalität im Kriege nicht voll entsprochen. Eine englische Quelle, die sich auch sonst durch die Verbreitung der unsinnigsten Tatarennachrichten auszeichnet, wußte sogar von Meuterei böhmischer Regimenter zu berichten. Diesen tendenziösen Entstellungen gegenüber, die auf die mancherorts bestehende Unkenntnis der Verhältnisse der Monarchie berechnet sind, muß mit aller Entschiedenheit erklärt werden, daß, wie in früheren Zeiten, so auch in dem gegenwärtigen aufgezwungenen Kampfe alle Völker unserer ehrwürdigen Monarchie, wie unser Soldateneid sagt, ‚gegen jeden Feind', wer es immer sei, in Tapferkeit wetteifernd einmütig zusammenstehen; ob auf den russisch-galizischen Schlachtfeldern, ob auf dem Balkankriegschauplatze, es kämpften Deutsche, Magyaren, Nord- und Südslawen, Italiener und Rumänen in treuer Anhänglichkeit an den allerhöchsten Kriegsherrn, im Bewußtsein, welch hohe Güter wir verteidigen, und mit gleich bewunderungswürdigem Heldenmut, der unseren Truppen selbst die Anerkennung unseres gefährlichsten, numerisch weit überlegenen Gegners errungen hat.

So hat im Norden, um hier ein Beispiel anzuführen, das aus Slowenen, Kroaten und Italienern zusammengesetzte Infanterieregiment Nr. 97 bei Lemberg mit hervorragender Tapferkeit und Zähigkeit gefochten und schwere Verluste standhaft ertragen. Wenn noch des Otoceaner Infanterieregiments Nr. 79, das sich ebenso wacker im Süden in den schweren Kämpfen an der unteren Drina hielt, gedacht wird, so geschieht dies nur, um den von serbischer Seite verbreiteten, sehr übertriebenen Angaben über die Verluste dieses Truppenkörpers entgegenzutreten. Während die Serben von 3000 Toten dieses Regiments berichten, beträgt der bisherige Gesamtverlust der braven Truppen nach amtlicher Feststellung 1424 Mann an Toten, Verwundeten und Vermißten. — Nachrichten, wie die aus russischer Quelle stammende von 70000 österreichisch-ungarischen Gefangenen in den Schlachten von Lemberg, bedürfen nach den bisherigen amtlichen Richtigstellungen wohl keiner Widerlegung mehr.

Der stellvertretende Chef des Generalstabs:
v. Höfer, Generalmajor."

Nach Mitte September herrschte in Ostgalizien ziemliche Ruhe. Österreicher und Russen standen sich gegenüber, den Entscheidungskampf erwartend. Während dieser Zeit versuchten kleinere Abteilungen russischer Truppen über die Karpathen in Ungarn einzudringen, was ihnen an einzelnen Stellen auch gelang. Am 25. September fand eine kleine Plänkelei bei dem Uzsoker Passe zwischen den ungarischen zur Verteidigung des Passes abgeordneten kleineren Truppen und den Russen statt. Am 26. kam es bei Toronya zu einem Zusammenstoß, ohne daß es den Russen gelungen wäre, an irgendeiner Stelle über die Grenze einzudringen. Uzsok ist ein ungarisches Dorf von etwa 1000 Einwohnern im Komitat Ung in den Ostbeskiden. Das Dorf Toronya liegt im Komitat Maramos und zählt ebenfalls etwa 1000 Einwohner. Beide Dörfer liegen dicht an der galizisch-ungarischen Grenze. Diese Plänkeleien wiederholten sich in den nächsten Tagen, aber immer gelang es den Österreichern, die Russen über die Grenze zurückzudrängen. Ein Offizier, der die Grenzsicherungstruppen an der galizischen Grenze des Unger Komitats befehligte, schilderte den Verlauf des russischen Einbruchs bei Uzsok in folgender Weise:

Die ersten Vorposten der Kosaken tauchten Donnerstag früh bei Sianki auf. Donnerstag vormittag um zehn Uhr erschienen die russischen Vortruppen, etwa 300 bis 400 Kosaken. Sie saßen von den Pferden ab und begannen das Feuer, das unsere in Schützengräben untergebrachte Infanterie erwiderte. Nach ungefähr anderthalb Stunden entwickelten sich die ersten Truppen der russischen Infanterie, und gleichzeitig wurde das Geknatter von Maschinengewehren hörbar. Nach einer weiteren halben Stunde traf


Phot. A. Menzendorf.
König Wilhelm II. von Württemberg (X) verabschiedet sich von den Offizieren seiner siegreichen Truppen im Felde.



Eine Sotnie des Nertschinski-Kosakenregiments.

auch russische Artillerie ein und begann unsere Truppen sowie die in unserem Rücken befindliche Gemeinde Uzsok zu beschießen. Die erste Granate, weit über unseren Köpfen hinwegfliegend, explodierte an der Mauer des Uzsoker Wirtshauses. Die Russen dürften, nach meiner Berechnung, insgesamt über acht Geschütze verfügt haben. Die russische Artillerie hatte sich kaum entwickelt, als die zu unserer Hilfe gesendete Feldbatterie eintraf.

Die russische Artillerie nahm sofort die Uzsoker Bahnstation unter heftiges Feuer, die ich bisher mit meiner Truppe besetzt gehalten. Trotz des russischen Feuers wurde unsere gesamte Artillerie ohne Verlust ausgeladen und aufgestellt. Ich mußte mit der Bahnschutzwache die Station verlassen, an der die russischen Granaten wenig Schaden anrichteten, ebenso wie auch der über das Tal führende Viadukt beinahe völlig unversehrt blieb. Unsere durch Artillerie verstärkten Truppen behielten bis sechs Uhr abends ihre Stellung, die sie mit Einbruch des Abends, als auch die Russen das Feuer einstellten, verlassen mußten, um sich nach Csontos zurückzuziehen. Bei Csontos war uns das Gelände unvergleichlich günstiger als bei Uzsok. Während bei Uzsok der breite Paß die Entwicklung und das Vordringen des Feindes erleichterte, konnte bei Csontos unsere Artillerie, die in der Mündung des enger werdenden Tales Aufstellung genommen hatte, die ganze Tallänge beherrschen. —

Für den Fernstehenden sah die Lage, wie sie sich Ende September zeigte, etwas zweifelhaft aus. Die galizische Hauptstadt im Besitze der Russen, und diese auch über die Karpathen in Ungarn eingedrungen, wo sie zwar oft genug vertrieben wurden, aber immer wieder zurückkehrten. Doch waren dies alles nur strategische Vorbereitungen zu einem großen Schlage, der bald genug geführt werden sollte.

* * *

Die kriegerischen Ereignisse zur See waren während der ersten vier Wochen nur Plänkeleien zu Wasser, ähnlich wie sich die Vorpostengefechte an den Landesgrenzen abspielten. Zu Wasser heißt es in erster Linie das Material schonen, denn vernichtete Schiffe sind nicht über Nacht ersetzt. Wenn auch die Menschen und nicht die Schiffe kämpfen und der Geist, der die Mannschaft beseelt, den Sieg entscheidet, so liegt es doch auf der Hand, daß eine bedeutende Überlegenheit an Schiffen und ihrer Bestückung mit Geschützen durch die schwächere Flotte nur schwer oder gar nicht ausgeglichen werden kann. England aber wußte sehr wohl, daß ihm auch ein etwaiger Sieg einen so großen Teil seiner Flotte kosten würde, daß es dadurch der Seeherrschaft möglicherweise verlustig gehen würde.

Das vorsichtige Verhalten der Gegner zeigte aber jedenfalls, daß sie uns auch zur See sehr ernst nahmen, und sie versuchten deshalb nach Möglichkeit, ihre numerische Übermacht noch zu vergrößern. Wo dies auf rechtmäßige Weise nicht anging, scheute man, wie so oft in diesem Kriege, auch Vertrags- und Rechtsbrüche nicht. Schon bei Beginn des Krieges beschlagnahmte die britische Regierung die beiden türkischen Großkampfschiffe „Osman I." und „Reschadije" auf der Werft, auf der sie gebaut wurden, obwohl sie schon bezahlt waren. Aber England begnügte sich hiermit nicht, sondern eignete sich unrechtmäßig auch zwei chilenische Riesenpanzerschiffe an von je 28 500 Tonnen Rauminhalt, die bei Armstrong gebaut wurden. Ähnlich reihte die französische Regierung ihrer Flotte vier argentinische Torpedobootszerstörer ein, die auf französischen Werften erbaut worden waren. Argentinien hatte die Schiffe nach ihrer Fertigstellung vor Anfang des Krieges deshalb nicht abgenommen, weil sie dem Bauvertrag nicht entsprachen. Ferner kaufte Großbritannien Anfang September die Flotte Portugals auf, die aus einem Panzerkreuzer, vier Kreuzern, sechs modernen Kanonenbooten, elf alten Kanonenbooten und fünf Torpedobooten bestand.

Die von Deutschen wie auch Engländern in den verschiedenen Meeresteilen gelegten Minen richteten manches Schiff zugrunde. Während aber die Engländer zum Schaden der neutralen Schiffahrt auch die Nordsee mit Minen verseuchten — die an der holländischen Küste angetriebenen Minen erwiesen sich stets als englische — haben wir unsre Minen nahe der englischen Küste, hoch im Norden von Irland gelegt, wo das Meer fast als englisches Binnengewässer anzusehen ist. Die Engländer schwammen noch in Triumphgefühlen über ihren leichten Sieg bei Helgoland (siehe Seite 140), da traf ihre Seemacht ein schwerer Verlust. Am 3. September war der Dampfer „Lindsdell" auf eine Mine gestoßen und gesunken. Ihm folgte nach einer Viertelstunde die „Speedy", ein 1893 erbautes, dem Fischereischutze dienendes Kriegsfahrzeug, das gleichfalls auf eine Mine geraten war.

Der stolze Glaube Englands, daß die britische Schiffahrt keine Verluste durch Deutschland zu befürchten habe, erwies sich bald als ein Irrtum. Schon Anfang September wurde eine größere Anzahl englischer Handelsschiffe genannt, die entweder auf deutscherseits gelegte Minen gelaufen oder von deutschen Kreuzern zum Sinken gebracht worden waren. Man gab als verloren an: „Ryades", „City of Winchester", „Argonaut", „Castor", „Riclee", „Lobbelio", „Ajax" und „Holmwood".

Aber auch die britische Kriegsmarine blieb nicht verschont. Am Sonnabend, den 5. September, befand sich der englische kleine Kreuzer „Pathfinder" 10 Meilen nördlich von St. Abbs Head. Die Besatzung saß gerade beim

Mittagessen, als das Schiff schwer erschüttert wurde und sich nach vorn neigte. Einen Augenblick später folgte eine furchtbare Explosion, die das Schiff zersprengte. Nach vier Minuten war es gesunken. Kriegschiffe und Rettungsboote von St. Abbs Head eilten herbei und retteten den Kommandanten und einen Teil der Besatzung. Wie sich später herausstellte, betrugen die Verluste 4 Tote, 13 Verwundete und 243 Vermißte, die wahrscheinlich sämtlich ertrunken sein dürften, da über ihre Rettung später nichts bekannt wurde.

Der Kreuzer „Pathfinder" entsprach an Bedeutung etwa dem deutschen Kreuzer „Ariadne", der bei Helgoland in heldenhaftem Kampfe gegen englische Übermacht zugrunde ging. In England hieß es, „Pathfinder" sei auf eine Mine gelaufen, und auch wir erhielten diese Nachricht so aus englischer Quelle. Am 10. September aber wurde im englischen Unterhaus zugegeben, daß der „Pathfinder" nicht auf eine Mine geraten, sondern von einem deutschen Unterseeboot in den Grund geschossen worden sei. Die Unglückstätte war St. Abbs Head an der Südostküste von Schottland, nicht weit von dem Eingang der Forthbai. Das Unterseeboot, das den „Pathfinder" zum Sinken brachte, war „U 21".

Fast zu gleicher Zeit, am 9. September, erfuhr man aus englischen Blättern, daß der kleine Kreuzer „Karlsruhe" in den letzten Tagen ein Scharmützel mit englischen Kreuzern gehabt habe. Ferner meldeten die Engländer, der kleine Kreuzer „Dresden" habe an der Küste Brasiliens den englischen Kohlendampfer „Holmwood", der eine wertvolle Kohlenladung an Bord führte, zum Sinken gebracht. Der Kreuzer hatte sich bereits am Anfang des Krieges dadurch bemerkbar gemacht, daß er in den Gewässern Nordamerikas den englischen Schnelldampfer „Mauretania", der vermutlich als Hilfskreuzer ausgestattet war, verfolgte und ihn zwang, die Nähe eines schützenden Hafens aufzusuchen (siehe auch Seite 213 und 221).

Eine Schwächung der feindlichen Seemacht bedeutete auch der Untergang des Hilfskreuzers „Oceanic", der am 9. September nahe der Nordküste Schottlands Schiffbruch erlitt. Offiziere und Mannschaften wurden hierbei gerettet.

Wiederum zuerst von englischer Seite erfuhren wir von den Taten eines deutschen Schiffes, das sich auch später noch mit unvergänglichem Ruhme bedeckt hat. Am 20. September machte die englische Admiralität folgende amtliche Mitteilung: „Ein deutscher Kreuzer erschien am 10. September im Golf von Bengalen, nahm sechs Schiffe, versenkte fünf davon und sandte das sechste nach Kalkutta." Der deutsche Kreuzer, von dem in dieser Meldung die Rede ist, war der kleine Kreuzer „Emden" unter Fregattenkapitän v. Müller. (Man vergleiche unseren Sonderbericht auf Seite 254.)

Die kühnen Taten der „Emden" hatten Angst und Schrecken in den indischen Gewässern verbreitet und den Handelsverkehr zwischen England und Ostindien fast ganz lahmgelegt. Vorher bereits war es unserer Marine gelungen, die Ostsee frei von feindlichen Schiffen zu erhalten, so daß die eigene und die neutrale Schiffahrt keine Unterbrechung erlitten. Diesen friedlichen Zustand unter dem Schutze der deutschen Marine versuchte ein kecker Engländer zu stören. Es bekam ihm aber schlecht. Am 11. September wurde nämlich aus Stockholm gemeldet:

„Der englische Dampfer ‚Thelma' lief auf der Fahrt von Karlshamm nach Göteborg auf die Küste auf, als er sich von deutschen Kriegschiffen verfolgt glaubte. Er hatte Gespenster gesehen: es war nur die Fähre von Saßnitz nach Trelleborg gewesen."

Um diese Zeit wurde auch das Kabel, das Kanada und Australien verbindet, zwischen Britisch-Kolumbien und der Fanninginsel durchschnitten. Die Engländer behaupteten, es sei durch den Kreuzer „Nürnberg" geschehen, der von der „Australia", dem Flaggschiff der australischen Marine, einem 18 000-Tonnen-Kreuzer, verfolgt wurde.

Eine Anerkennung der deutschen Marine bedeutet ein am 11. September erschienener Artikel des „Daily Telegraph", der unter der Spitzmarke „Schnelligkeit! Schnelligkeit!" folgendes schrieb:

„Die Nachricht, daß fünf schnelle deutsche Kreuzer ihre Arbeit, britische Handelschiffe zum Sinken zu bringen, im Atlantischen Ozean noch fortsetzen, obwohl sie von



Russische Kosaken. Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.



Erstürmung eines französischen Schützengrabens [illegible] der Aisne und dem Argonner Wald.

Nach Berichten eines Augenzeugen [illegible] von M. Barascudts.

24 englischen Kreuzern und außerdem von zahlreichen französischen Schiffen verfolgt werden, zeigt den Wert der Schnelligkeit. Viele Jahre lang hat Deutschland schnelle Kreuzer gebaut und besitzt jetzt neun, die eine Schnelligkeit von über 27 Knoten haben. Seit man genötigt war, Ersparnisse in der britischen Marine zu machen, um die Parlamentsmehrheit zu befriedigen, mußte sich die Admiralität so gut wie möglich mit älteren und langsameren Schiffen behelfen. Sie stammen aus der Zeit vor Erfindung der Schiffsturbine. Der Krieg hat uns daher wohl mit einer starken Überlegenheit von Kreuzern vorgefunden, aber kaum einer läuft schneller als 25 Knoten, die meisten langsamer. Es gibt keinen englischen Kreuzer im Atlantischen Ozean, dem die deutschen Kreuzer nicht entfliehen könnten. Unsere Geschäftsleute müssen unter diesem Mangel leiden."

Es liegt in der Natur der Sache, daß auch uns Verluste nicht erspart blieben. Am 13. September vormittags wurde S. M. kleiner Kreuzer „Hela" durch den Torpedoschuß eines englischen Unterseebootes zum Sinken gebracht. Fast die ganze Besatzung wurde gerettet, denn als Verluste wurden nur ein Toter und drei Vermißte gemeldet. Eigentümlicherweise wurde über den Ort, an dem die „Hela" unterging, tiefstes Stillschweigen bewahrt, und später erst wird man erfahren, welche Früchte der Untergang der „Hela" uns gebracht hat. Vielleicht wird man dann sehen, daß dieses Unglück, das unsere Marine betroffen hat, gar nicht als solches zu betrachten ist, zumal der kleine Kreuzer „Hela" bereits 1895 vom Stapel gelaufen war und es sich bei ihm um ein Schiff von ganz geringem Gefechtswert handelt, das nicht mehr in unserem rechnungsmäßigen Bestand aufgezählt wurde. Da es schon 1896 seinen Dienst aufnahm, hatte es ein höheres als das flottengesetzmäßige Alter erreicht. Der Untergang der „Hela" war gewiß schmerzlich, aber ohne jede Bedeutung für den weiteren Verlauf der Dinge.

Sehr geschickt verstand es unsere Marine, Minen und Unterseeboote zu verwenden. So geriet der englische Dampfer „Imperialist" vor Hull auf der Höhe von South Shilds auf eine Mine und sank bald darauf. Von der Grinsby-Linie gerieten ebenfalls zwei Dampfer, der „Revigo" und der „Ceylon", auf Minen. Am 17. September sank im Kanal, angeblich durch Sturm, das englische Schulschiff „Fisgard II", wobei von der 64 Mann betragenden Besatzung 21 ertranken. Gleichzeitig meldete die englische Admiralität den Verlust des australischen Unterseebootes „A E 1". Das Schulschiff „Fisgard II" war ein als Hulk für Maschinenpersonal benutztes altes Panzerschiff und hieß früher „Invincible". Das Unterseeboot „A E 1" war 1913 vom Stapel gelaufen.

Die Vernichtung so zahlreicher englischer Schiffe erweckte in England große Beunruhigung. Der Handel litt noch mehr, als er ohnehin infolge des Krieges leiden mußte. Als Beispiel sei erwähnt, daß in den beiden Monaten August und September der englische Ein- und Ausfuhrhandel um 1500 Millionen Mark gegenüber den gleichen Ziffern im Vorjahre abgenommen hat.

Das englische Regierungsorgan „Westminster Gazette" gestand am 21. September zu, daß die deutsche Flotte gute Arbeit verrichte. Der Untergang englischer Schiffe sei nicht bloß auf deutsche Minen zurückzuführen, sondern offenbar sei auch die deutsche Unterseeflotte gehörig an der Arbeit. England sei zwar unstreitig Herrin des Meeres, aber was nütze das, wenn Deutschland sich zum Herrn des Meeresgrundes mache.

Das englische Blatt ahnte gar nicht, wie es den Nagel auf den Kopf getroffen hatte, denn schon einen Tag später vollbrachte ein deutsches Unterseeboot eine Tat, die bewies, daß Deutschland wirklich Herr des Meeresgrundes ist. Die ganze Welt horchte auf, als am 22. September das Wolffsche Telegraphenbüro folgende amtliche Londoner Nachricht in die Welt sandte:

„Deutsche Unterseeboote schossen in der Nordsee die englischen Panzerkreuzer ‚Cressy', ‚Aboukir' und ‚Hogue' in den Grund. Eine beträchtliche Anzahl Mannschaften wurde durch herbeigeeilte englische Kriegschiffe und holländische Dampfer gerettet."

Eine weitere deutsche amtliche Meldung stellte fest, daß nicht mehrere deutsche Unterseeboote, sondern nur ein einziges, nämlich das Unterseeboot „U 9", dies Heldenstück vollbracht hatte, über das wir schon auf Seite 140 eingehend berichtet haben.

Die Vernichtung der drei englischen Panzerkreuzer war eine neue glänzende Tat der deutschen Marine, würdig des Geistes, der unsere Flotte vom Admiral bis zum letzten Heizer beseelt, und ein schwerer Schlag für den englischen Feind, vor allem auch im Hinblick auf seine Eitelkeit und seine Überhebung gegenüber der deutschen „Luxusflotte". Mit den Unterseebooten haben England und Frankreich wirklich geglaubt, uns weit voraus zu sein. Aber mehr als alles sonst hat unser Seekrieg gegen England die Wahrheit des Wortes erhärtet, daß nicht die Waffe an sich den Sieg entscheidet, sondern der Mann, der hinter der Waffe steht.

Gleich nach der Tat des U 9 sah sich die englische Admiralität genötigt, weitere Nachrichten von Schiffsverlusten zu geben, die allerdings auch mit Verlusten für uns verknüpft waren. Im Kriege kommt es aber nur auf das Verhältnis der beiderseitigen Verluste an. Wie aus nachstehendem ersichtlich, hat auch hier wieder England den kürzeren gezogen. Am 20. September gab die englische Admiralität bekannt, daß der englische kleine Kreuzer „Pegasus" Daressalam zerstört und dabei das deutsche Kanonenboot „Möwe" vernichtet habe. Bald darauf wurde er aber von dem deutschen Kreuzer „Königsberg" in der Bucht von Sansibar angegriffen und unbrauchbar gemacht. Dem „Pegasus" war die Aufgabe zugefallen, die bedeutende Handelstadt Daressalam in Deutsch-Ostafrika anzugreifen. Nach vollbrachter Tat zog er sich nach Sansibar zurück. Dort ereilte ihn sein Schicksal. Der deutsche kleine Kreuzer „Königsberg" griff den Feind mit seinen zehn 10,5-cm-Geschützen an. Nur wenig kleiner als die „Emden" und auf gleiche Weise geschützt, war er dem „Pegasus" überlegen, doch nicht in dem Maße, daß das Ergebnis des Kampfes von vornherein mit Sicherheit vorauszusehen war. Jedenfalls hat er „ganze Arbeit" verrichtet und den „Pegasus", wie die englische Admiralität meldete, gänzlich unbrauchbar gemacht. 25 Tote und 30 Verwundete zählte der Gegner. Das war mehr als ein Fünftel der 234 Köpfe zählenden Bemannung und wog vollkommen den Verlust des nach Kriegsausbruch als militärisch wertlos abgerüsteten kleinen deutschen Vermessungsschiffes „Möwe" auf, das der „Pegasus" in Daressalam zerstört hatte.

Neben den glänzenden Erfolgen im Indischen Ozean hatten die Deutschen allerdings an der brasilianischen Küste einen Schiffsverlust zu verzeichnen, der aber nicht allzu schwer ins Gewicht fiel. Der deutsche Hilfskreuzer „Kap Trafalgar" war im südlichen Atlantischen Ozean damit beschäftigt, den englischen Seehandel nach Kräften zu belästigen. Er war ein neues Schiff der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft. Zu Beginn des Krieges war das Schiff armiert und zum Handelskrieg entsendet worden. Solche Armierungen von Handelsdampfern lassen sich in so kurzer Zeit nicht völlig ausreichend für alle Fälle bewirken, und so war unser Kreuzer, als er von einem feindlichen, lange vor Kriegsausbruch mit Geschützen ausgerüsteten Hilfskreuzer angegriffen wurde, diesem in Hinsicht auf seine Bewaffnung noch unterlegen. Der Engländer war der große wohlbekannte Dampfer der Cunardlinie „Caramania". Aber zwei Stunden lang wehrte sich das deutsche Schiff in heldenmütigem Kampf gegen den stärkeren Gegner, ehe es endlich unterlag. Während die „Emden" im Golf von Bengalen die Mannschaft der weggenommenen Dampfer, die sie versenkt hatte, sammelte und auf einem eigens zu diesem Zwecke aufgesparten Fahrzeug nach einem Hafen reisen ließ, mußte ein deutscher, des Weges daherkommender Dampfer, die „Eleonore Woermann" der Woermannlinie, die Schiffbrüchigen von „Kap Trafalgar" retten. War auch der Verlust des schönen Dampfers zu beklagen, so bewährte sich doch bei dieser Gelegenheit der deutsche Heldengeist zur See von neuem aufs trefflichste.

Die Vergeltung für die Vernichtung des schönen „Kap Trafalgar" blieb nicht aus. Am 26. September kam die Nachricht, daß der deutsche Hilfskreuzer „Kronprinz Wilhelm" das englische Schiff „Indian Prince", das nach New York unterwegs war, in den Grund gebohrt und die Besatzung durch den deutschen Dampfer „Preußen" nach Santos gebracht habe. Der „Kronprinz Wilhelm" ist ein Lloyddampfer, der 1901 vom Stapel lief. Gleichzeitig

meldete das Reutersche Büro aus Singapore, daß infolge der Kaperfahrten der „Emden" im Golf von Bengalen die ganze Schiffahrt westwärts von Penang eingestellt werden mußte. Der Handelsverkehr zur See zwischen Vorder- und Hinterindien war vollständig unterbunden. Darunter litt hauptsächlich die Reiszufuhr nach Vorderindien, namentlich von Rangoon aus. Die Reisversorgung war aber für viele Teile des indischen Kaiserreiches geradezu eine Lebensfrage.

Die Lorbeeren der „Emden" ließen auch ihre Schwesterschiffe nicht ruhen. Am 2. Oktober erfuhren wir aus Amsterdam, daß unser kleiner Kreuzer „Karlsruhe" im Atlantischen Ozean sieben englische Dampfer versenkt habe. Zu den beiden Kreuzern gesellte sich noch ein drittes Schiff, nämlich die „Leipzig", von der wir am 4. Oktober erfuhren, daß sie an der Nordküste Perus den englischen Dampfer „Bankfield" in den Grund gebohrt und die Mannschaft dieses Schiffes durch den deutschen Dampfer „Maria" nach Galla gesandt habe. Gleichzeitig wurde bekannt, daß derselbe Kreuzer in den chilenischen Gewässern das englische Ölschiff „Elsinor" versenkt habe. Die Engländer gedachten den deutschen Seehandel lahmzulegen. Gewiß, er ist gestört, aber noch viel schwerer wurde der englische Seehandel durch unsere wackeren Kreuzer „Emden", „Karlsruhe" und „Leipzig" getroffen, die fern von der Heimat den Engländern durch ihr Zerstörungswerk schlimm zusetzten.

Am 4. Oktober machte die englische Admiralität Mitteilung von einer Maßnahme, die einen weiteren Bruch des Völkerrechts bedeutete. Die Meldung lautete:

„Die deutsche Politik des Minenlegens in Verbindung mit der Tätigkeit von Unterseebooten zwingt die Admiralität dazu, aus militärischen Gründen Gegenmaßregeln zu ergreifen. Deshalb hat die Regierung die Genehmigung zum Minenlegen in gewissen Gebieten erteilt. Ein System von Minenfeldern ist ausgelegt worden und wird in großem Maßstabe entwickelt. Um die Gefahr für die Dampfer zu verringern, teilt die Admiralität mit, daß es von jetzt an für alle Schiffe gefährlich ist, das Gebiet zwischen 51 Grad 15 Minuten und 51 Grad 40 Minuten nördlicher Breite und zwischen 1 Grad 35 Minuten und 3 Grad östlicher Länge zu durchfahren. Im Zusammenhang hiermit muß daran erinnert werden, daß die südliche Grenze der deutschen Minenfelder bei 52 Grad nördlicher Breite liegt. Obwohl die Grenzen des gefährlichen Gebiets hierdurch bestimmt sind, darf doch nicht angenommen werden, daß die Schiffahrt in irgendeinem Teile der Gewässer südlich davon ungefährlich sei. An S. M. Schiffe ist Befehl ergangen, ostwärts segelnde Schiffe vor den neu ausgelegten Minenfeldern zu warnen."

Durch diesen Bruch des Völkerrechts wurde übrigens nicht Deutschland geschädigt, sondern die Schiffahrt der neutralen Staaten, in erster Linie Hollands.

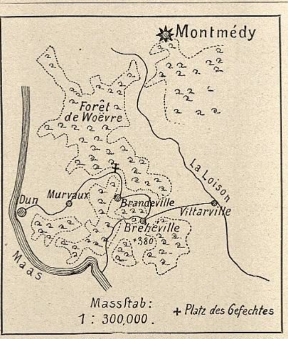
Ein bedauerlicher, wenn auch nicht schwerer Verlust betraf unsere Marine am 6. Oktober. Das englische Unterseeboot „E 9", dasselbe, das auch unseren Kreuzer „Hela" vernichtet hatte, brachte das deutsche Torpedoboot „S 116" zum Sinken. Die aus 56 Mann bestehende Besatzung wurde zum größten Teile gerettet. Das Boot war bereits 1902 vom Stapel gelaufen, war also schon ersatzpflichtig, da die Lebensdauer dieser Schiffsklasse 12 Jahre beträgt.

Am 10. Oktober erhielten wir durch die französische Presse Nachricht von einer Tat unserer beiden Kreuzer „Scharnhorst" und „Gneisenau", die schon fast drei Wochen zurücklag. Es war der 22. September. Langsam begann die Morgenröte dem aufsteigenden Tage zu weichen. Doch nicht friedlich war das Bild, das das Gestirn des Südens auf den französischen Gesellschaftsinseln im Stillen Ozean bestrahlte. Furchtbarer Geschützdonner war weithin vernehmbar und jagte der Bewohnerschaft von Papeete, der Hauptstadt von Tahiti, einen nicht gelinden Schrecken ein. Auf der Reede des Hafens von Papeete befanden sich die deutschen Kreuzer „Gneisenau" und „Scharnhorst", die sich von Tsingtau durchgeschlagen hatten, um hier zuerst ihr Zerstörungswerk zu beginnen. Hintereinander sich entwickelnd, spien ihre Geschütze verderbenbringende Geschosse aus. Ihr Ziel war das im Hafen vor Anker liegende französische Kanonenboot „Zelée", das nach einigen schwachen



Die 27 bei der Reiterattacke bei Tagsdorf (Oberelsaß) gefangen genommenen Chasseurs d'Afrique (afrikanische Jäger) auf dem Abmarsch vom Bezirkskommando in Lörrach zum Bahnhof.

Versuchen, das Feuer zu erwidern, bald in Grund gebohrt war. Ein lebhaftes Echo weckte der Geschützdonner in den gleich hinter der Hafenstadt sich steil erhebenden Bergen. Nun erwiderten auch das Fort von Papeete und die drei Batterien (zusammen 20 Geschütze) das Feuer der deutschen Kreuzer. Schuß auf Schuß sauste über die Wasserfläche. Doch die Franzosen schossen schlecht, das zeigten die Wassergarben, die vor und hinter den Kriegschiffen aufstiegen (sieh: das Bild Seite 382/383); sämtliche Geschosse verfehlten ihr Ziel. Die deutschen Treffer saßen um so sicherer. Wenige Minuten noch, und die feindlichen Geschütze schwiegen! — S. M. S. „Gneisenau" und „Scharnhorst", unsere wackeren Seehusaren, aber dampften weiter, bereit zu neuen Taten — ein Schrecken der Feinde!



Wegeskizze zum Pionierüberfall bei Brandeville (S. 375).

Wieder eine Großtat eines unserer Unterseeboote ist vom 11. Oktober zu melden. Das Unterseeboot „U 26" bohrte den russischen Kreuzer „Pallada" mit einem Torpedoschusse in den Grund. Der Kreuzer sank so schnell in die Tiefe, daß niemand gerettet werden konnte. 565 Mann sind untergegangen, und nur sieben und ein Mechaniker, die sich am Lande befanden, dem sicheren Tode entgangen. Für diese Heldentat hat die Besatzung des „U 26" das Eiserne Kreuz erhalten. Im Unterschied von den drei englischen Kreuzern, die einige Wochen vorher durch ein deutsches Unterseeboot in der Nordsee in den Grund gebohrt worden sind, ist die „Pallada" ein verhältnismäßig kleines Fahrzeug. Jene stammten aber aus dem Jahre 1901, während dieses im Jahre 1906 gebaut ist. Für die erheblich schwächere russische Flotte war der Verlust des Kreuzers um so empfindlicher. Russische Techniker behaupteten, es sei nicht möglich, einen Kreuzer einer Klasse, wie die „Pallada" sie vertrat, durch einen Torpedoschuß zum Sinken zu bringen, und so sei die „Pallada" von mehreren Torpedos getroffen worden. Das eine deutsche Unterseeboot hatte heldenmütig und mit Erfolg eine ganze Kreuzerdivision angegriffen. Der in den Grund gebohrte Kreuzer gehörte der Bajanklasse an, zu der außer ihm noch die beiden Kreuzer „Admiral Makaroff" und „Bajan" zählen. Die „Pallada" war mit zwei 20,3-cm-Geschützen, acht 15,2-cm- und zweiundzwanzig 7,5-cm-Geschützen bestückt.

Über eine weitere Heldentat unserer Marine haben wir schon an anderer Stelle berichtet: die Vernichtung des englischen Kreuzers „Hawke" durch unser „U 9" (Seite 300).

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Ein Todesritt afrikanischer Jäger im Oberelsaß.

(Hierzu die Kunstbeilage und das Bild Seite 371.)

Am 20. August kam, so berichtet ein Teilnehmer in der „Frankfurter Zeitung", der Befehl an ein Bataillon eines Landwehrregiments, das sich schon seit Tagen mit den in den Sundgau vordringenden Franzosen schlug, gegen Tagsdorf vorzugehen. Während einiger Tage versuchten zwei französische Armeekorps gegen Mülhausen vorzudringen. Diesen starken Kräften standen nur geringe deutsche Landwehrtruppen auf der linken Rheinseite gegen-



Phot. Kühlewindt Hofphot.

Vernehmung russischer Gefangener durch einen deutschen Generalstabsoffizier und einen Dolmetscher in Goldap.



Zusammenbruch der Attacke afrikanischer Jäger unter dem Feuer deutscher Landwehr bei Mülhausen am 20. August 1914.

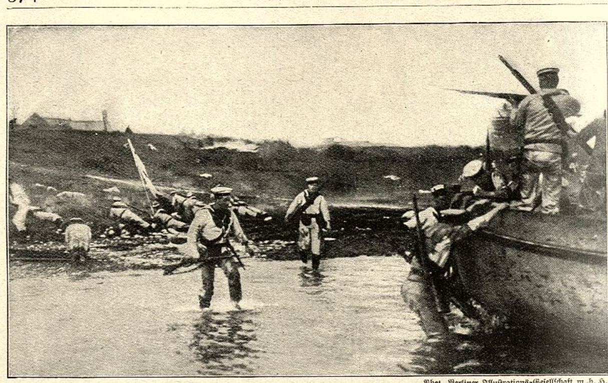
Nach einem Gemälde von Professor Hans W. Schmidt.



Pionierüberfall bei Brandeville. Nach der Skizze eines mitkämpfenden Offiziers gezeichnet von E. Klein.

über. Die Verteidigung mußte zudem noch auf die unglaublich lange Front von Pfirt (am Südende des Elsaß) bis Mülhausen verteilt werden. Wie über alles Erwarten gut sich diese alten Soldaten geschlagen haben, wurde bereits berichtet (siehe unsern Artikel Seite 74), auch daß sie ihre Aufgabe glänzend gelöst haben.

Das Landwehrbataillon marschierte mit Sicherung rasch vorwärts, stieß über Helfranzkirch vor, nachdem die Deutschen dort ein kurzes Gefecht mit französischer Infanterie und abgesessenen afrikanischen Jägern zu bestehen hatten. Die Franzosen mußten sich zurückziehen, und in denkbar schnellster Zeit waren die Verwundeten, Freund und Feind, gegen den Rhein abgeführt. Die Landwehr hatte nur Verwundete, und zwar bedeutend weniger als der Feind, da dessen Infanteriefeuer wenig gut geschult ist: zu rasch, daher unsicher. Langsam gingen die Deutschen vor gegen Tagsdorf. Ihrer Hauptmacht sandten sie vorwärts und seitwärts starke Sicherung voraus. Nach einer Stunde kam die Meldung, daß die Franzosen östlich Tagsdorf scheinbar in großer Zahl Stellung bezogen hatten. Das Bataillon löste sich nun in Kompanien auf und diese wieder in Züge. Die Landwehr ging in Deckung vor, jeder Strauch, jede Erdwelle wurde benutzt. Das französische Feuer knatterte ununterbrochen. Aber wie lang auch die deutsche Linie wurde, sie reichte nicht aus,



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Englische Marineinfanterie bei den Kämpfen am Yserkanal.
Engländer versuchen auf ein Kanalschiff zu entfliehen.

denn immer weiter dehnten sich die von den Franzosen angelegten Schützengräben. Die letzte Kompanie der Deutschen entwickelte sich aus einem Wäldchen heraus, um die Linie zu verlängern. Das war ein kühnes taktisches Manöver der Deutschen. Doch wurde es erst unternommen, nachdem französische Artillerie das Wäldchen, aus dem die letzten Deutschen vorgingen, unter ständiges Feuer genommen hatte. Wahrscheinlich vermuteten die Franzosen in diesem Gehölz die deutschen Reserven. Vorwärts kamen nun die Deutschen nicht mehr, jedoch machten auch die Franzosen keinen Vorstoß. So stand das Gefecht etwa eine Stunde still. Das Kleingewehrfeuer wurde ruhiger, von den Deutschen sparsam abgegeben.

Es scheint, daß aus diesem Grunde auf der französischen Seite angenommen wurde, die deutsche Schützenlinie sei im gegnerischen Feuer wankend geworden. Denn plötzlich zeigten sich dem Zentrum der deutschen Linie gegenüber etwa 700—800 Mann Kavallerie, Chasseurs d'Afrique (afrikanische Jäger). Sofort wurde auf deutscher Seite die Sachlage erkannt: Eine Attacke! — Im Augenblick war der Befehl ausgegeben: „Ruhig schießen, sicher zielen, immer zuerst auf das Pferd, dann auf den Mann." — Auch wurde jeder Abteilung ein gewisses Schußfeld zugewiesen. Die Maschinengewehre richteten sich ebenfalls ein.

Kaum waren die Anordnungen getroffen, da dröhnte der Boden von den Pferdehufen, die Waffen der Reiter klirrten und ihr Schreien gellte. Aber die Schwadronen ritten nicht in derselben aufgeschlossenen Formation, wie die Deutschen eine Attacke reiten. Ihre Verbände begannen sich zu lösen und wurden getrennt, noch ehe sie auf 800 Meter an die deutsche Linie herangekommen waren. Aber immer noch wurde das deutsche Feuer nicht eröffnet. Ruhig lagen die Landwehrmänner hinter ihren Gewehren. Die Maschinengewehre waren eingestellt und begannen zuerst ziemlich langsam, aber zielsicher ein mörderisches Feuer, als die Franzosen auf 500 Meter heran waren. Das Kleingewehrfeuer setzte auf 350—400 Meter ein. Die Wirkung war fürchterlich, der Feuerkampf dauerte höchstens zwei bis drei Minuten. Aber kein rasches, rasendes Schnellfeuer wurde gegeben, die Schüsse fielen langsam, doch mit immer sicher genommenem Ziel. Keine Kerntruppe hätte ein ruhigeres Feuer entwickeln können. Immer die vorderen Reihen wurden weggeschossen, die hinter den fallenden Pferden jagenden Reiter konnten öfters nicht mehr ausweichen und stürzten mit dem Pferd über das vor ihnen zusammengebrochene Tier. Gelles Wiehern, Röcheln und dröhnendes Stöhnen der abgeschossenen Pferde, die auf dem Boden liegend um sich schlugen, wieder aufsprangen, zusammenbrachen, zuckten. Ebenso schnellte da und dort ein gestürzter Reiter in die Höhe, um gleich darauf zu fallen. Und dazwischen das pünktliche Feuer der deutschen Schützenlinie. Kein Reiter konnte wenden, sie waren zu nahe dem feindlichen Feuer. So war aus dem schönen und starken Bild der vor zwei, drei Minuten zur Attacke heranrasenden Schwadron eine unsäglich traurige Masse geworden, zerschmettert und zertrümmert.

Ehe die Franzosen noch weitere Angriffe unternehmen konnten, hatte ein zweites Bataillon deutscher Landwehr den französischen rechten Flügel überfallen können. So mußten sich die Franzosen zurückziehen. Von den afrikanischen Jägern, die diese Attacke ritten, blieben unverletzt 27 Mann als Gefangene in den Händen der Deutschen, über die Hälfte war schwer verwundet, die anderen tot.

Die wenigen bei jenem Todesritt heil davongekommenen gefangenen Reiter wurden über Lörrach nach Ulm auf die Festung gebracht.

Zwischen der Aisne und dem Argonner Wald.

(Hierzu das Bild Seite 368/369.)

In der Kampffront Soissons—Vailly und längs der Aisne, nördlich Reims, traten die modernen Feldbefestigungen, gestützt auf beherrschende Höhen und rückwärts liegende Ortschaften, die als Stützpunkte dienen konnten, erstmals in größerem Umfange in Geltung. Hier hatten unsere braven Feldgrauen, trotz der steten Feuerbereitschaft, in kurzer Zeit weitgestreckte Erdbauten hergestellt und sich in ihnen häuslich eingerichtet. Noch ausgeprägter gestaltete sich dieses halb unterirdische Leben in dem östlich unmittelbar sich anschließenden Abschnitte, der von Reims, in der allgemeinen Richtung auf Verdun, den Argonner Wald seiner ganzen Breite nach durchschneidet. Während entlang der Aisne immer kleinere und größere Gefechtspausen eintraten, mußten hier fortgesetzt sehr hartnäckige Waldgefechte geführt werden. Es galt, das ganze Gebiet vom Feinde zu säubern, um den sehr starken Festungskomplex Verdun—Toul auch von Westen her ungestört in Angriff nehmen zu können oder die Besatzungstruppen mindestens im Schach zu halten. Der Umstand, daß diese ganze, fast urwaldartige, mit dichtem Unterholz besetzte Kampfzone vom Feinde mit sorgfältig gewählten Feldbefestigungen förmlich bespickt war, gestattete nur ein ganz allmähliches Vordringen, das oft genug schon zum erbitterten Handgemenge führte. Um den Gegner zu fassen, war es nötig, seine Stellung, die oft nur 100 Meter weit entfernt lag, möglichst genau zu erkunden. Dabei hatten sich die Franzosen obendrein mit Drahthindernissen, Astverhauen und vorgeschobenen Horchposten, die teils in Erdlöchern, teils in den Wipfeln der Bäume untergebracht waren, vortrefflich gesichert. Dieser fortgesetzte Kundschafterdienst bei Tag und Nacht erforderte ganze Männer voll Umsicht, Opfermut und Tapferkeit. War die Stellung erkundet und der Angriffsplan darauf aufgebaut, so wurde natürlich nicht lange gezögert, den Gegner wieder einmal aus einem oder mehreren Laufgräben in blutigem Ringen hinauszuwerfen.

Bei einem solchen Angriff haben sich am 27. Oktober unsere tapferen Schwaben besonders ausgezeichnet, so daß der Befehlshaber der Truppen im Argonner Wald sich veranlaßt sah, dem König von Württemberg durch ein besonderes Telegramm davon Kenntnis zu geben: „Die Regimenter der ... Infanteriedivision haben heute seit wenigen Tagen bereits die dritte starke feindliche Stellung im Sturm genommen. Ich freue mich, Eurer Majestät

von dieser ausgezeichneten Leistung und von dem hervorragenden Geist, der die Truppen beseelt, untertänigst Meldung zu machen." Worauf König Wilhelm II. erwiderte: „Sehr beglückt durch Eurer Exzellenz Mitteilung, danke ich bestens und bin stolz, daß die ... Infanteriedivision sich Ihre volle Zufriedenheit erworben hat."

Der Pionierüberfall bei Brandeville.

Nach den Aufzeichnungen eines Ordonnanzoffiziers.

(Hierzu das Bild Seite 373 und die Wegeskizze Seite 372.)

„O diese französischen Urwälder!" rief eben Major N., als ich am 28. August nachmittags mit meinem ziemlich ermatteten Pferd beim Ende der großen, vielgewundenen Steige anlangte, die von Bréhéville zur Höhe 380 führte. „Jetzt bin ich schon reichlich hundert Meter höher geklettert als mein Regiment in Bréhéville, um hier oben wieder jede Aussicht durch dunkle, undurchdringliche Waldungen vernagelt zu finden! Wie soll man da das Gros sichern?"

Ich mußte ihm recht geben. Es war ein verantwortungsvoller Auftrag. Auch bei taktisch unanfechtbarer Ausführung kam es hier auf das Glück an, denn Flieger- und Kavallerieaufklärung mußten in diesen, teilweise 20 Kilometer langen, unbewirtschafteten Forsten völlig versagen, und die Infanteriepatrouillen ließen sich vom wegekundigen Feind leicht abfangen, bevor sie Meldung bringen konnten.

Waren doch diese Waldungen zwischen der Maas und dem Loisonbach alle mit frischgehauenen, auf keiner Karte eingezeichneten Schleichwegen durchzogen; sie führten dann irgendwo auf größere Kolonnenwege, die sich ihrerseits fortsetzten, bis sie hinter tiefeingeschnittenen, vortrefflich mit Buschwerk verdeckten Schützengräben an Waldrändern, Lichtungen, Straßenknotenpunkten mündeten. Bisher waren jene prachtvollen französischen Stellungen stets vom Gegner im Stich gelassen worden, da er eine Umfassung seines linken Flügels durch die deutschen Armeekorps nordwestlich von uns befürchtete. Auch diesmal hatten unsere Flieger den feindlichen Rückzug über die Maas bei Dun gemeldet.

Die Vorpostenkompanien marschierten nun an ihre Sicherungsabschnitte, stellten Feldwachen und Posten aus und sandten Patrouillen in südlicher und westlicher Richtung bis zur Maas. Nichts fand man außer noch frischen Spuren der Franzosen, sowie leeren Konservenbüchsen und — einigen vergessenen Gewehren. Letzteres überraschte uns alle. Wir waren stutzig geworden. Wo mochten die Besitzer der Waffen sein?

Nachdenklich verließ ich die eifrig schanzenden Kompanien und ritt die Steige hinunter nach Bréhéville. Nur die Feldküchen des Bataillons begegneten mir, deren Pferde langsam den Berg hinaufkeuchten. Sonst war alles still. Hart bis an beide Seiten der Straße zogen sich die dunklen Wälder. Erst kurz vor dem Dörfchen, das 500 Bewohner zählen mochte, traf ich einige Zivilisten, die mir jedoch auswichen. Es schienen verhältnismäßig noch junge Männer zu sein. Warum sie wohl nicht eingezogen worden waren?

Unten angekommen, versuchte ich bei den Bewohnern für die Truppen Brot, Lichter, Streichhölzer, Butter, Salz oder Zucker aufzutreiben. Vergebliche Mühe! Im ganzen Dorf war nichts zu bekommen. Die frühere französische Einquartierung mußte rücksichtslos die eigenen Landsleute ausgeplündert haben.

Eben trat ich wieder aus einem Haus, dessen Besitzer mir trotz angebotener Bezahlung versichert hatte, daß er „rien du tout, du tout, du tout" (rein gar nichts) habe, als ein Unteroffizier mit einigen Musketieren eine Gruppe junger Zivilisten vor sich hertrieb. Es waren französische Infanteristen, die sich beim Rückzug in den Häusern versteckt und die Uniform abgelegt hatten, als ihnen das Kriegführen keinen Spaß mehr machte. Für uns konnten sie natürlich eine ernste Gefahr bedeuten. Und plötzlich kamen mir die gefundenen Gewehre in den Sinn und die Zivilisten am Eingang des Dorfes. Im Galopp ging es zurück. Man hatte sie schon festgenommen. Ihre Soldbücher hatten sie verraten. Alle Männer wurden in die Kirche gesperrt. Vielleicht ist dadurch ein großes Unheil noch glücklich vermieden worden.

Es dämmerte noch, als ich am nächsten Morgen wieder auf Höhe 380 stand. Die Kompanien hatten die ganze Nacht



Phot. Boedecker, Berlin.

Gefangene Turkos von der Kampffront bei Nieuport.

geschanzt. Im steinigen Boden war es mit dem kleinen Infanterieschanzzeug eine mühevolle Aufgabe gewesen, die man sich gewandt dadurch erleichtert hatte, daß man einige Holzstöße zur Brustwehr des Schützengrabens verwendete. Sonst war nichts Besonderes vorgefallen. „Meine Patrouillen haben gemeldet, daß jenseits der Maas kilometerlange Schützengräben ausgehoben worden sind. Das kann einen bösen Maasübergang geben," prophezeite der Major, „aber die Wälder vor uns sind anscheinend gefahrlos."

„Rrrrrr!" Fernes Gewehrfeuer schlug an unser Ohr und hallte in den Wäldern wider. Es kam aus nördlicher Richtung. Wir waren sehr ernst geworden. „Wieviel schätzen Herr Major?" unterbrach ich das Schweigen. Er zuckte mit den Achseln. „Man kann es von hier aus nicht beurteilen. Nach der taktischen Lage ist mir das Feuern ganz unverständlich. Ob das Regiment im Gefecht steht? Das Bataillon muß vorerst leider hierbleiben, bis die ... Division eintrifft." Er sah nach der Uhr. „In anderthalb Stunden kann sie da sein."

Die Kompanien hatten inzwischen die Schützengräben besetzt und horchten gespannt auf das gleichmäßige, wenige Kilometer entfernte Knattern. Plötzlich packt mich der Major am Arm. „Es muß ein Feuerüberfall gewesen sein! Haben Sie etwa einzelne Schüsse gehört? Auf einmal ging das tolle Schießen los wie eine Salve und hörte nicht mehr auf." Ich nickte zustimmend. Er hatte recht. „Soll ich nicht hinüberreiten und mich unterrichten?" Er sah nach der Karte. „Sie sind heute schon der dritte Offizier, den ich in diese heimtückischen Wälder schicken muß, und dabei kann ich Ihnen nur einen Radfahrer als Begleiter mitgeben. Erkunden Sie gleichzeitig einen Anmarschweg zum Regiment für mein Bataillon und die Gefechtsbagage. Auf Wiedersehen und viel Glück!"

Ein kurzes Händeschütteln, dann trabte ich die Straße entlang, bog in einen Feldweg ein, ritt an vorgeschobenen Posten vorbei und war allein mit meinem Radfahrer, der mir folgte, so rasch es eben auf den überwucherten Schneisen ging. Bald waren wir jedoch so in das Dickicht geraten, daß wir abstiegen und mit Degen, Seitengewehr und Taschenmesser unseren Weg bahnen mußten, bis wir zufällig auf einen Kolonnenweg stießen. Die am Fuße abgesägten Bäume waren rechts und links wie zwei schützende Wälle aufgehäuft. Ihr Laub war schon vertrocknet. Da bäumte sich mein Pferd hoch auf, schnaubte und tänzelte angstvoll rückwärts. In einem mit Zweigen überdeckten Graben lag ein totes Pferd mit französischem Zaumzeug. Nur widerwillig ging mein Rappe weiter, bis er seinen toten Kameraden nicht mehr sah. Zehn Minuten später — ich wollte eben um eine Wegbiegung galoppieren — konnte ich mein Pferd gerade noch in die Büsche zurückreißen. Mehrere hundert Meter vor uns standen einige Leute auf dem Weg. Dunkel hoben sie sich wie Silhouetten gegen den hellen Hintergrund ab. Ich band mein Pferd an und kroch auf allen vieren näher durch die Büsche, bis ich die Uniformen deutlich unterscheiden konnte. Es waren Deutsche. Durch Rufe machte ich mich bemerkbar, band mein Pferd los und ritt zu ihnen hin. Es waren 24er Dragoner, die zum Fußgefecht abgesessen waren. Ringsum knallte es fortwährend in den Wäldern. Geschosse bestreichen jetzt den Weg. „St, st, st," sausen sie am Ohr vorbei, daß man immer ein wenig zusammenzuckt. Ein Dragoner schreit auf und fällt vornüber, durch einen Querschläger getroffen. Ich ergreife seinen Karabiner und nehme seine Patronen. Wir eilen der Lichtung zu. Noch eine steile Böschung klettern wir hinunter, während der Radfahrer mein Pferd hält. Hier bietet sich uns ein spannender Anblick.

Vor uns im Sonnenschein ein Wiesental, umsäumt von dunkeln Bergwäldern. Rechts vor uns eine eigene Schützenlinie im Gefecht gegen die jenseitigen Waldränder und gegen die Franzosen, die einzeln und in Rudeln über die Straße Brandeville—Murvaux zurückspringen. Dabei werden sie jedoch von unsern Kugeln erreicht und fallen vornüber in die Straßengräben. Sie sind völlig kopflos geworden, weil sie überall auseinandergesprengt sind.

„Tut, tut," klingen ihre Signale bald hier, bald dort. Dazwischen hört man Rufe: „Nicht schießen, eigene Truppen!" Sie stammen von einigen Kompanien, die die Verfolgung in den Wäldern aufgenommen haben.

Während wir die Bäume als Deckung benutzen und die Franzosen beschießen, erzählt mir ein Dragoner die Vorgeschichte dieses Gefechts. Arglos hätten die Pioniere am Schützengraben bei der Straße gearbeitet, als sie von Franzosen überrascht worden seien, die aus den Büschen der Waldränder und von den Bäumen auf sie geschossen hätten. Der Kampf sei anfangs so unerwartet und verlustreich gewesen, daß man die 23er und 24er Dragoner, die weiter rückwärts biwakierten, mit ihren Karabinern zur Säuberung der Wälder befohlen habe. Auch ein Infanterieregiment sei alarmiert.

Deutlich vernahm man jetzt das schnelle Hämmern der eingreifenden deutschen Maschinengewehre, und als bald darauf zuerst vereinzelt, dann immer vielstimmiger der Ruf hörbar wurde: „à bas les armes", wußte ich genug für meine Meldung. Ich kletterte rückwärts, bestieg mein Pferd und jagte zum Bataillon. Der Radfahrer vermochte kaum zu folgen. An einer Waldecke prallten drei französische Reiter entsetzt zurück, als ich vorbeigaloppierte. Ich entsicherte meinen Revolver. Doch sie folgten nicht nach. Eine Eskadron der 8. Dragoner begegnete mir, die singend zu Fuß ins Gefecht zog. Eben marschierte der Anfang der erwarteten ... Division am Bataillon vorbei, als ich melden konnte: „Feindlicher Infanterieüberfall aus den Wäldern an Straße Brandeville—Murvaux erfolgreich abgewiesen. Weg durch die Wälder zum Regiment für Bataillon unbenutzbar wegen versprengter Franzosen und Bodenverhältnissen."

Als das Bataillon eine Stunde später die Straße Bréhéville—Brandeville—Murvaux dem Regiment nachmarschierte, sah es auf dem Kampfplatz schlimm aus. Furchtbar hatten sich die Pioniere für den Überfall gerächt. Mit Beilen, Spaten und Kolben hatten sie die Angreifer niedergeschlagen. Einen alten weißhaarigen General und über tausend französische Soldaten hatte man in den Wäldern gefangen. Es war die Besatzung von — Montmédy, die aus der Festung ausgerückt war und sich in die Wälder von Woëvre zurückgezogen hatte.

Paul Otto Ebe.

Das Heldenmädchen von Rawaruska.

(Hierzu das Bild Seite 378.)

Es war während der Riesenschlacht bei Lemberg, im Anfang des Monats September. Während die Russen nach fünftägigem heißen Ringen an der Grodeker Straße endlich weichen mußten, warfen sie eine gewaltige Übermacht gegen den Nordflügel jener österreichisch-ungarischen Armee, die bei Rawaruska stand, und in den Raum zwischen ihm und der Armee Dankl, die weiter nördlich kämpfte. Um jeden Preis wollten sie die gegnerische Front in der Mitte durchbrechen. Aber die Truppen bei Rawaruska hielten, wie bereits im vorigen Heft Seite 350 geschildert, mit zähester Ausdauer, mit heldenhaftem Opfermut im fürchterlichsten Schrapnell- und Granatregen stand, bis die Flügelarmeen in günstiges Gelände zurückgenommen und gesichert waren. Das Blut zahlloser Opfer hat jene öde Gegend getrunken, aber wieviele Söhne Österreich-Ungarns dort auch ihren letzten Atemzug taten, eins haben sie mit ihrer Preisgabe des Lebens erreicht: die Russen waren so geschwächt, daß sie keinen Angriff mehr wagten, sondern dem Feinde Zeit lassen mußten, sich zu neuem Vorstoß genügend vorzubereiten.

Und dort vor Rawaruska hat auch die junge Heldin Rosa Zenoch den Fuß verloren. Zwölf Jahre alt, hatte sie keine Ahnung, was für das große Vaterland an jenem schrecklichen Tage auf dem Spiele stand. Aber ihr Bruder war selbst Soldat, und so wußte sie, wie der Durst schon im gewöhnlichen Manöver peinigen kann. Als nun um ihre heimatliche Hütte der Kampf wogte, ging sie mit ihrem Krüglein unermüdlich vom Brunnen zu den Schützenlinien und brachte den tapferen Streitern einen Labetrunk um den anderen, nur erfüllt von dem einen großen Gedanken: zu helfen und wieder zu helfen, bis eins der tückischen Geschosse in nächster Nähe platzte und ihr den linken Fuß zerschmetterte. Dankbare Soldatenarme trugen sie aus dem feindlichen Feuer fort nach Hause. Die Mutter wollte sie nach Wien bringen, zu erfahrenen Ärzten; aber noch im Eisenbahnzug mußte ihr der Fuß oberhalb des Knöchels abgenommen werden. In der Kaiserstadt haben dann der greise Monarch, auch ein Erzherzog und eine Erzherzogin die junge Dulderin besucht; ein kostbares Zeichen der Erinne-



Abwehr eines Durchbruchversuchs der französischen Ostarmee im Vorgelände der Festung Epinal.

Nach dem Bericht eines Mitkämpfers gezeichnet von A. Roloff.



Phot. Kilophot. G. m. b. H, Wien.

Rosa Zenoch, die Heldin von Rawaruska.

rung und des Dankes ließ ihr der Kaiser Franz Joseph zurück, zugleich mit dem Versprechen, für ihre Zukunft zu sorgen. Und wenn man den Namen Rosa Zenoch auch im Laufe der Zeit vergessen sollte, des Heldenmädchens von Rawaruska wird man stets gedenken, wie des Mädchens von Spinges und der tapferen Lüneburgerin Johanna Stegen, die den Soldaten Dörnbergs im Jahre 1813 Patronen zutrug.

Ein Durchbruchsversuch der französischen Ostarmee.

Von Dr. Colin Roß.

(Hierzu das Bild Seite 377.)

Das müssen früher doch schöne Zeiten gewesen sein, als die Schlacht noch mit Morgengrauen begann und mit der sinkenden Sonne endete. Da war ein großes Gefühl in eine kurze Zeitspanne gepreßt und überwältigend der Eindruck eines gewonnenen Sieges.

Seit unserer Ankunft im Aufmarschgebiet sind wir nun in engster Fühlung mit dem Feind. Und seit acht Tagen wütet die Schlacht, die bei Saarburg begann. Wir dringen siegreich vor und hören, daß es auf der ganzen Linie gut steht. Allein es ist ein zäher Feind, der uns gegenüberliegt. Und je weiter wir vordringen, desto unangenehmer macht sich der Forts- und Festungsgürtel bemerkbar. Es ist augenscheinlich, daß die Franzosen uns immer wieder frische Truppen entgegenwerfen, wohl auch schwerere Geschütze aus der Sperrfortslinie. Noch haben sie ihre Absicht nicht aufgegeben, ins Elsaß durchzubrechen, um ihre arg bedrängte Nordarmee zu entlasten.

Es sind starke Kräfte, die die Franzosen uns entgegenstellen, und ihre besten Truppen. Da wird nicht viel aus den Rasttagen, die uns die Heeresleitung zugedacht hat. Immer wieder heißt es, die Vorstöße und Gegenangriffe des geworfenen Feindes abzuwehren. Ein schwieriges Gelände, in dem wir uns halten müssen. Die weiten Wälder bieten gerade der französischen Verteidigungstaktik mit ihren zeitweiligen Gegenstößen die besten Aussichten. Und stürmt unsere Infanterie, so klettern die Franzosen auf die Bäume und schießen von dort unsere Leute ab.

Wir reiten durch herrlichen Buchen- und Eichenwald, aber sein Ausgang steht unter Feuer. Die Franzosen kennen hier im Vorgelände der Festung Epinal jede Entfernung und haben sich auf alle wichtigen Geländepunkte eingeschossen. Wie eine Sense mäht das französische Streufeuer den Waldrand ab. Trotzdem gelingt es, die Batterien in Stellung zu bringen. Allein kaum stehen sie, so faßt sie das feindliche Granatfeuer mit einer Heftigkeit, daß die Bedienung sich eng an die Schutzschilde schmiegen muß.

Die gegnerische Artillerie ist nicht zu entdecken. Flieger werden zu ihrer Erkundung ausgesandt. Doch auch sie bringen heute nur unbefriedigende Meldungen. Die Franzosen sind Meister in dem verdeckten Aufstellen ihrer Batterien.

Eine ungemütliche Lage, wenn man dem Gegner so gar nicht an den Leib kann! Überdies fängt es an zu regnen, tröpfelnd erst, dann stärker und stärker, bis ein wahrer Wolkenbruch uns bis auf die Haut durchnäßt. Mit dem Einbruch der Nacht ist das Feuer verstummt. Wie nasse Schleier hängt es vor unseren Augen. Mit gesenkten Köpfen gehen die Pferde auf grundlosen Wegen. Irgendwo im Wald suchen wir uns unser Nachtquartier. Zu essen hat es heute nichts gegeben; Feuer dürfen wir uns nicht machen. Wir haben kein Stroh und keine Zelte. Von unten läuft das Wasser in unsere Kleider. Durch das Blätterdach plätschert der Regen im Takt auf die Gesichter. — Und doch umfängt uns der Schlaf, wohltuend und Frieden bringend ...

Während der Morgendämmerung wurden die Batterien vorgeholt. Auch der Regimentsstab ging vor und grub sich am Hang in einer Hecke eine Beobachtungsstelle.

Es war dasselbe Spiel wie gestern, nur daß auch wir heute gut gedeckt und eingegraben waren. Mit einem riesigen Munitionsaufwand streuten die Franzosen den Wald und die Hänge ab. Unsere Hecke mußte ihnen besonders verdächtig erscheinen; denn wir erhielten verschiedene Male so dichtes Feuer, daß wir unser Scherenfernrohr einzogen und uns eng an die Wandung unseres kleinen Unterstandes drückten.

Am Nachmittag überflog uns ein französischer Eindecker. Er flog so tief, daß man deutlich die Rosetten des nationalen Abzeichens erkennen konnte. Ohnmächtig zerplatzten neben ihm unsere Schrapnelle. Und gleich darauf machte er die gefürchtete Schwenkung, die der eigenen Artillerie anzeigt, wo der Gegner steht.

Wir wußten, jetzt bekamen wir Feuer, kein Streufeuer, sondern gezieltes. Und es ließ nicht lange auf sich warten. Das Singen in den Lüften begann wieder. Mit der Zeit bekommt man eine solche Übung, daß man aus dem pfeifenden Laut der die Luft durchschneidenden Granaten



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Aus Frankreich zurückgekehrte Deutsche begeben sich in die in Singen bereitgestellten Unterkunftsräume.



Österreichisch-ungarische Regimenter vor dem Abmarsch nach dem russisch-galizischen Kriegschauplatz.

und Schrapnelle nicht nur die Richtung, sondern auch Zeit und Ort des Krepierens ziemlich genau bestimmen kann. So hörten wir, noch eh' die großen Vögel da waren, wohin sie flogen.

Mit hohlem Plumps fuhren die „Ausbläser" und „Blindgänger" in den lehmigen Boden. Das Krachen der krepierenden Geschosse gellte in den Ohren. Vor und neben unserer kleinen Insel im Feuermeer krachte und platzte es. Allein es kam näher. Dem brechenden Krachen folgte es wie Hufschlag galoppierender Pferde. Das waren die Erdschollen, die die einschlagenden Geschosse aufwarfen. Wir duckten uns hinter den Wall. Da fuhr die erste Granate in die Hecke. Schwarz und drohend stieg die Fontäne auf.

Und Schuß auf Schuß. Ein jähes Reißen in den Ohren, ein dumpfer Druck um den Kopf. In der Böschung schlug die Granate ein. Polternd fällt ein Lehm- und Erdregen auf die Zusammengekauerten. Einen Meldegänger traf ein Sprengstück tödlich in den Kopf; dem neben ihm Liegenden rann es warm und rot über die Schulter. Widerlich zieht der Pulverdampf durch die Grube.

Einen feindlichen Vorstoß sollte das heftige Feuer vorbereiten. Nicht weit kamen die französischen Schützen. Dagegen tönt es jetzt hell und klar mit der Abenddämmerung aus dem Grund: „Rasch vorwärts gehn! Rasch vorwärts gehn! Rasch! Rasch! Rasch!" — das Sturmsignal unserer Infanterie.

Aus Frankreich zurück.

(Hierzu das Bild Seite 378 unten.)

Erst nach längeren Verhandlungen hat sich die französische Regierung dazu verstanden, den deutschen Mädchen und Frauen, sowie den männlichen Deutschen unter 17 und über 60 Jahre, die gefangen gesetzt worden waren, die Heimkehr nach Deutschland zu gestatten.

Das Reichsamt des Innern hatte sich mit den Schweizer Behörden in Verbindung gesetzt, damit geeignete Vorkehrungen für den Empfang der Zurückkehrenden in Genf und ihre Weiterbeförderung durch die Schweiz getroffen wurden. Als deutsche Übernahmestation war Singen in Baden bestimmt worden. Der dortige Stadtvorstand und das „Rote Kreuz" hatten in umsichtiger Weise für die Erfrischung, Versorgung mit Leibwäsche und einstweilige Unterbringung der Ankömmlinge gesorgt. Von Singen aus erfolgte dann die Ableitung nach den 28 Aufnahmestationen der einzelnen Bundesstaaten.

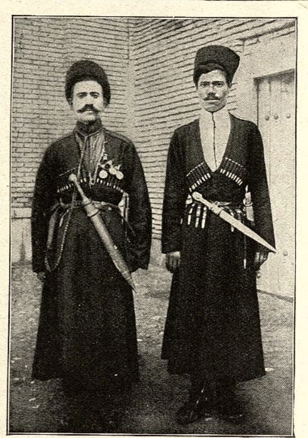
Die Eingetroffenen, die überwiegend aus Mädchen und



Österreichisch-ungarische Vorposten bei Frampol in Russisch-Polen.

Frauen bestanden, machten bis auf wenige Ausnahmen äußerlich den Eindruck des Wohlbefindens. Zwar beklagte sich ein Teil über die schmähliche Behandlung in der französischen Gefangenschaft, andere hingegen berichteten, daß ihr Los erträglich gewesen sei. Einstimmig war das Lob über den freundlichen Empfang in der Schweiz.

Gegen 200 völlig mittellose Personen wurden nach Stuttgart befördert, wo das „Rote Kreuz“ für die Schwergeprüften eine Erfrischungstation eingerichtet und die Stadt Unterkunftsräume bereitgestellt hatte. Doch wurden diese nur vereinzelt in Anspruch genommen, da die Mehrzahl der Eingetroffenen nach einer kurzen Erholung die Weiterreise fortsetzte.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Zwei Typen persischer Kosaken, die, als tapfer bekannt, im jetzigen Kriege gegen Rußland zu Felde ziehen.

Das Schwarze Meer und der Kaukasus.

Von Rittmeister a. D. Großmann.

(Hierzu die Karte Seite 342 und die Bilder Seite 380 unten und 381.)

Neben zwei Kriegschauplätzen zu Lande, dem ägyptischen und dem kaukasischen, erstehen der Türkei in diesem Weltkriege zwei Kriegstheater zur See: das Mittelländische Meer in seinem östlichen Teil und das Schwarze Meer in seiner ganzen Ausdehnung. Während auf dem ersteren, das die englisch-französische Flotte vollkommen beherrscht, die Verteidigung am Platze ist, gestattet die weite Fläche des letzteren mit seinen verlockenden Angriffspunkten der mangelhaften russischen Flotte gegenüber ein frisches Vorgehen, das mit dem kurzen Besuch in Odessa und Sebastopol seine Einleitung gefunden hat.

Das Schwarze Meer ist ein Binnenmeer, das nur durch zwei schmale Wasserrinnen mit dem Weltmeere in Verbindung steht. Es sind der Bosporus und, über das Marmarameer hinaus, die Dardanellen, die der Schiffahrt den Weg sperren können, wenn es dem Beherrscher dieser Engen — und das ist die Türkei — beliebt. Solches tritt im Kriegsfalle ein. Und darin liegt für die Türkei eine Machtfülle, die Rußland ihr neidete und zu durchbrechen gewillt war seit Bestehen des Londoner Vertrages von 1841! Auch im Pariser Frieden von 1856 verpflichteten sich Rußland und die Türkei, nur je zehn Schiffe im Schwarzen Meer zu halten. Doch sagte sich Rußland 1870 von diesem Vertrage los und erreichte auf der Pontuskonferenz 1871, daß es im Schwarzen Meere Kriegschiffe in beliebiger Zahl halten durfte. Dagegen blieb die Durchfahrt durch beide Meerengen auch ferner von der Zustimmung der Pforte abhängig. Die Macht und das Ansehen des Osmanischen Reiches steht und fällt mit der unumschränkten Gewalt über die Meerengen, nicht nur über die Dardanellen, wie man irrtümlich immer zu sagen beliebt.

Das Schwarze Meer umspült russisches Gelände in weit



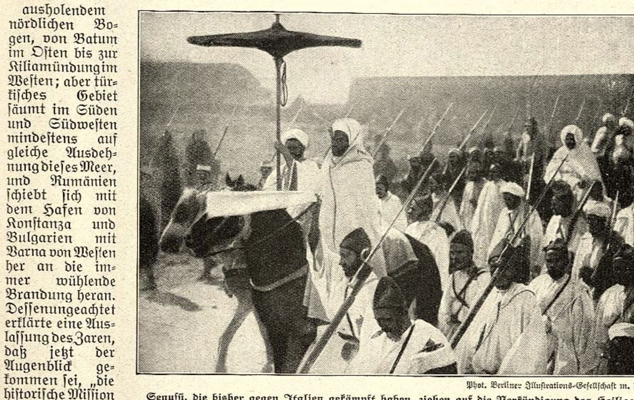
Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Türkische Kavallerie.

ausholendem nördlichen Bogen, von Batum im Osten bis zur Kiliamündung im Westen; aber türkisches Gebiet säumt im Süden und Südwesten mindestens auf gleiche Ausdehnung dieses Meer, und Rumänien schiebt sich mit dem Hafen von Konstanza und Bulgarien mit Varna von Westen her an die immer wühlende Brandung heran. Dessenungeachtet erklärte eine Auslassung des Zaren, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, „die historische Mission auf dem Schwarzen Meere nunmehr zu erfüllen“, das heißt soviel, als die Türkei von diesen Gestaden zu verdrängen; mit den kleineren Staaten, mit Bulgarien und Rumänien, wird man sich dann später schon abfinden.

Richtig ist, daß die wichtigsten und reichsten Siedlungen am Meer in russischem Besitz sind. Da ist das volkreiche und industriell entwickelte Odessa mit einer halben Million Einwohnern und seinem großen Kornhandel, zugleich aber auch der Sitz einer kühnen Revolutionspartei; dann auf der schönen Krim der stärkste Kriegshafen Sebastopol, die köstliche russische Riviera mit Jalta und Livadia; Noworossiisk und endlich im Ostwinkel Batum, die Ölstadt, während das türkische Ufer nur in Trapezunt einen Ort von Bedeutung hat. Diese herrlich gelegene Stadt mit 50 000 Einwohnern ist ein Hauptstapelplatz des Handels zwischen Europa und Vorderasien, der aber durch die Bahn Batum—Tiflis sehr zurückgegangen ist.

Unter dem Gesichtspunkt militärischer Maßnahmen kann man das Schwarze Meer nicht behandeln, ohne das Gebiet des Kaukasus zu erwähnen; das sind zwei Gebiete, die untrennbar sind. Dieses Hochgebirge streicht vom Schwarzen nach dem Kaspischen Meer, etwa von Batum nach Baku, hier die Endpunkte der großen kaukasischen Bahn bildend. Wir zählen südlich vom Kaukasus fünf russische Festungen: die wichtigste ist Kars, die auch im Kriege 1878 eine große Rolle spielte; sie liegt 70 Kilometer von der Grenze und deckt die einzige gangbare Straße nach dem



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Senussi, die bisher gegen Italien gekämpft haben, ziehen auf die Verkündigung des Heiligen Krieges hin über die ägyptische Grenze, um gegen die Engländer zu kämpfen.



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Eine Gruppe Kaschkainomaden, die jetzigen Kämpfer gegen die Engländer und Russen in Persien.

türkischen befestigten Erzerum. Nördlich davon die kleinere Festung Alexandropol; im Herzen des Landes Tiflis mit 250 000 Einwohnern, stark befestigt, der Mittelpunkt der russischen Stellung, gleichsam der Brückenkopf für den Übergang über den Kura.

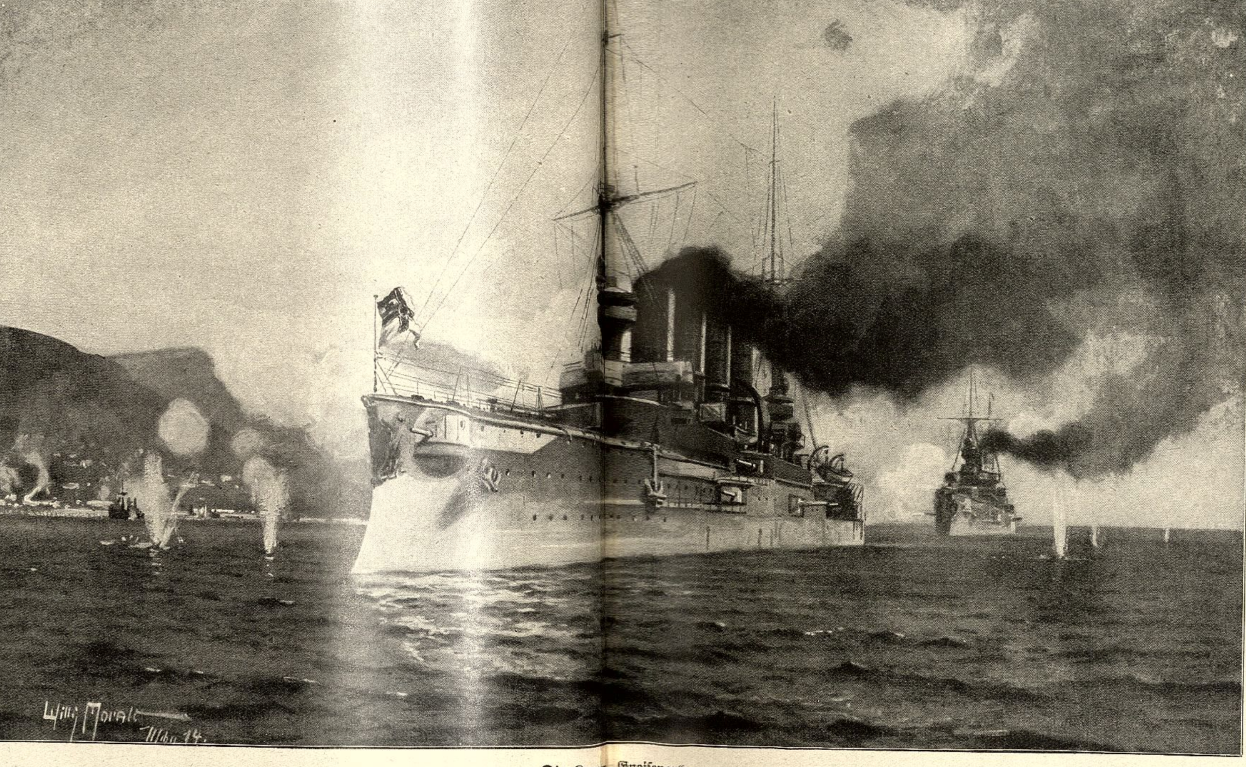
Es ist unschwer zu erraten, daß der Schauplatz der kriegerischen Ereignisse zu Lande zwischen der Türkei und Rußland in Transkaukasien liegt. Als Transkaukasien pflegt man das südlich vom Kaukasus gelegene, bis zum armenischen Hochland reichende Gebiet zu bezeichnen. Vom Norden her führt keine Eisenbahnverbindung über den Kaukasus nach Transkaukasien hinein, sondern der Übergang wird durch eine hervorragende Kunststraße, die sogenannte Grusinische Heerstraße, vermittelt, die in einer Länge von ungefähr 200 Kilometern die Verbindung zwischen der Hauptstadt Ciskaukasiens, Wladikawkas, und der Hauptstadt Transkaukasiens, nämlich Tiflis, vermittelt. Tiflis ist eine gewaltige Stadt, deren deutsche Kolonie an 2000 Köpfe zählt. In Tiflis reichen sich Europa und Asien die Hand. Endlich an der Küste, nur 15 Kilometer von der türkischen Grenze entfernt, das gewerbreiche Batum, der wichtigste Hafen dieses Gebietes, die Naphthastadt Rothschilds.

Der westliche Teil von Transkaukasien ist von den herrlichsten Waldungen bedeckt, der Osten wird von weiten Steppen ausgefüllt.

Bezeichnend für dieses Grenzgebiet zwischen Asien und Europa ist auch das Völkergemisch, das sich hier zusammengefunden hat. Wohl an die vierzig verschiedene Volksstämme könnte man aufzählen, wenn man sich in Einzelheiten verlieren wollte.

Rußland hält in Kaukasien drei Armeekorps, also etwa 120 000 Mann, außerdem die Grenzwache von 5000 Mann. Das unwegsame Gebirgsland bietet dem Angreifer, zumal wenn er mit den örtlichen Verhältnissen nicht vertraut ist, große Schwierigkeiten.

Sollten die Kerntruppen an anderer Stelle verwendet werden, so wäre jedenfalls für Ersatz durch Reserven ausgiebig gesorgt; Rußland wird auch hier an Zahl nicht schwach sein. Es wird jedoch, nachdem einmal der türkische Sultan den Dschihad, den Heiligen Krieg verkündet hat, hier voraussichtlich nicht allein die Türken als Gegner finden, sondern auch die gesamte mohammedanische Bevölkerung des Kaukasus, der transkaukasischen Niederung Armeniens und auch Persiens. Haben doch die schiitischen Perser ihre jahrhundertelange Feindschaft gegen die sunnitischen Türken beigelegt und sich mit diesen verbündet gegen den gemeinsamen russischen Erbfeind. Auch die innere politische Zerrissenheit Persiens wird hinter der Forderung des Heiligen Krieges zurücktreten. Da dieser aber nicht nur gegen Rußland, sondern auch gegen England geführt wird, so werden, wenn es zum Schlagen kommt, diejenigen Volksstämme Persiens, die der britischen Einflußzone näher sind, so beispielsweise die kriegerischen, halbnomadischen Kaschkai, die in der Provinz Farsistan in den Tälern und auf den Höhen des südwestiranischen Randgebirges bis in die Steppen Innerirans hinein wohnen, wohl eher mit den von Indien und dem Persischen Meer anrückenden Engländern als mit den Russen die Waffen kreuzen. Wie die englische Herrschaft in Ägypten durch die Senussi, jene kriegerische, gut organisierte Sekte, die den größten Einfluß auf die Mohammedaner Nordafrikas bis tief in den Sudan ausübt, bedroht wird, so in Indien durch die Stämme Südirans.



Die Kreuzer „Gneisenau“ und „Scharnhorst“ beschießen Papeete, die Hauptstadt von Tahiti.
Nach einer Originalzeichnung von Willy Moralt.

Kosaken.

Von Dr. Wolfram Waldschmidt.

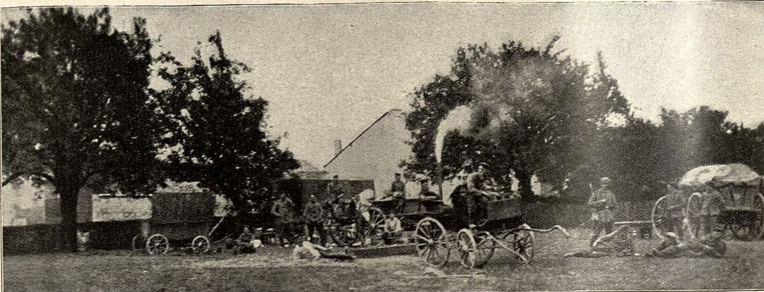
(Hierzu die Bilder Seite 366, 367 und 380 oben.)

Leo Tolstoi hat einmal gesagt, die Liebe zur Freiheit zum Müßiggang, zum Raube und zum Kriege seien die bemerkenswertesten Charakterzüge eines Kosaken. Der Dichter deutete damit an, daß dieser mit einer gewissen blutigen Romantik umgebene Soldatentyp noch heute seine Herkunft vom asiatischen Nomaden nicht verleugne, und die Geschichte liefert in der Tat den Beweis, daß der Kosak, den man nicht ohne weiteres als den Vertreter des reinen Russentums auffassen darf, nur langsam und fast widerwillig vom ungebundenen Lagerleben der Steppe zur Kolonisation und zum festen Grundbesitz übergegangen ist.

Um das Wesen des Kosakentums zu begreifen, müssen wir auf die Anfänge der merkwürdigen Organisation zurückblicken. Das ursprünglich tatarische Wort — russisch kasák ausgesprochen — bedeutet etwa „der Umherschweifende“ oder „der Räuber“; vielleicht war es gleichbedeutend mit „Tscherkesse“, das heißt „Kopfabschneider“. Erinnert doch die Hauptstadt des Donschen Heeres, wo es ein Kosakenmuseum voll Waffen und Trophäen gibt, durch ihren Namen Nowo-Tscherkask an jenen kaukasischen Volksstamm. Mit der Eroberung Sibiriens treten die Kosaken zur Zeit Iwans des Schrecklichen, im 16. Jahrhundert, in die Geschichte ein. Diese kühnen Männer bildeten eine bunte Schar von Überläufern, Banditen und Verbrechern, die sich innerhalb des moskowitischen Großfürstentums in der Ausübung ihrer gesellschaftsfeindlichen Tätigkeit bedroht sahen. Abenteurer aus aller Herren Länder, Russen und Polen, Litauer und Walachen wie auch Kaukasier verbrüderten sich zu einem internationalen Bunde, angeblich um die Tataren zu bekämpfen und die rechtgläubige Kirche zu beschützen, in Wahrheit aber nur, um nach Herzenslust stehlen, plündern und morden zu können. Am liebsten hausten sie an den Ufern der großen Ströme, diesen natürlichen Verkehrswegen des ungeheuren Russenlandes, und erhielten auch meist von ihnen die Namen; so spricht man von Donschen Kosaken, Wolgakosaken, Terek-, Kuban-, Ural-, Ussurikosaken usw.

Die älteste und berühmteste Kosakengemeinschaft hauste am Dnjepr. Einen Teil dieser Horden rief Stephan Bathory zum Schutze der südöstlichen Grenze Polens herbei; das ihnen zugewiesene Gebiet erhielt deshalb den Namen Ukraine, das heißt Grenzland, auch Kleinrußland genannt, bis auf den heutigen Tag der Herd revolutionärer Bewegungen. Die Schaffung der Ukraine rief die kleinrussische Frage hervor, die noch immer ihrer Lösung harrt. Die übrigen Kosaken, die auf ihren Sitzen an den Stromschnellen des Dnjepr blieben, hießen die Saporoger (die „hinter den Schnellen“ Wohnenden). Ihre Sjetsch, das heißt Freistätte, bestand aus sorglos gebauten, mit Rasen bedeckten Hütten und wechselte beständig den Ort. Unter den Einwohnern herrschte völlige Gleichheit und Besitzlosigkeit; sie wählten aus ihrer Mitte einen Häuptling, den Ataman (polnisch Hetman), der das Vermögen des Heeres in kommunistischem Sinne verwaltete und dem einzelnen Kosaken nur das zum Leben Erforderliche aushändigte. Für die praktischen Bedürfnisse sorgte die Judenschar, die dem Heere ständig folgte. Wenn der Kosak kaufte, so bezahlte er jedesmal mit der Summe, die er mit der Hand gerade aus der Tasche griff; war kein Geld da, so nahm er sich einfach, was er wollte, und prügelte überdies den Händler. Natürlich fehlten bei der völligen Aufhebung jeglichen Eigentums auch die Bande der Familie. Alle Kosaken waren unverheiratet. Nicht die Liebe, sondern Spiel, wilde Tänze und sinnlose Trinkgelage bildeten die Unterhaltung in den kurzen Friedenszeiten. Die Streifzüge der sengenden und brennenden Horden ließen es der moskowitischen Politik ratsam erscheinen, die Kosaken in den Dienst des Zarismus zu locken und damit unschädlich zu machen. So ist aus den Freiesten der Freien schließlich eine Prätorianergarde der Despoten aus dem Hause Romanow geworden.

Die Kosaken bilden weder einen besonderen Volksstamm noch auch eine bestimmte Waffengattung, sondern eine Art Miliz auf agrarischer Grundlage. Man bezeichnet sie deshalb auch als „irreguläre“ Truppen, die den regulären Truppen äußerlich völlig angegliedert sind. Seit der Unterwerfung unter Moskau hat der ursprüngliche Kommunismus natürlich aufgehört. Unter Nikolaus I. begann die Verteilung des Landes, das früher Gemeingut gewesen war; jeder Kosak erhielt einige Hektar und wurde dafür zur Heeresfolge verpflichtet. Hieraus erklärt sich die noch heute bestehende Bestimmung, daß sich der Kosak Bewaffnung, Bekleidung und Pferd selbst zu stellen hat. Im Frieden betätigt er sich als Jäger, Viehzüchter und Ackerbauer, ist aber vom achtzehnten bis zum achtunddreißigsten Lebensjahre wehrpflichtig, und zwar drei Jahre in der Vorbereitung im Heimatdorf, der „Staniza“, vier Jahre aktiv im ersten Aufgebot, vier im zweiten, vier im dritten Aufgebot und fünf Jahre in der Ersatzkategorie. Die Regimenter sind in Sotnien eingeteilt (Sotnja = das Hundert);



Phot. Het Leven, Amsterdam.

Rast nach einem Gefecht in der Nähe von Verdun.

Hetman sämtlicher Heere ist der Zessarewitsch oder Thronfolger. Die Uniform besteht aus einem Waffenrock von dunkelgrüner oder dunkelblauer Farbe, Stiefeln, Pluderhosen und Mütze; nur die Kuban- und die Terekkosaken tragen die Tscherkesska, einen langen Rock mit zwei Patronenreihen auf der Brust, und die hohe Lammfellmütze.

An dem Kriegsruhm ihrer Ahnen haben die heutigen Kosaken keinen Anteil. Der russische Generalstab wird wohl selbst die Nutzlosigkeit des diebischen Gesindels eingesehen haben, das überdies einen Heeresballast bedeutet, der zur Kalamität werden kann. Im Frieden verwendet man die Kosaken mit Vorliebe bei inneren Unruhen, damit sie ihre berüchtigten Nagaiken in Tätigkeit setzen, und als Grenzschutztruppe, deren Wachtposten von phantastisch gebauten Holztürmen Ausschau halten. —

Die Bezeichnung Kosaken ist auch auf einen Teil der persischen Wehrmacht übertragen worden, nämlich auf diejenigen Truppen, die seinerzeit durch Offiziere der russischen Militärkommission in Teheran aus Untertanen des Schahs neu gebildet und ganz nach russisch-kosakischem Muster eingerichtet wurden. Sie umfassen — oder, weil das persische Heer gegenwärtig noch in einer vollständigen Umänderung begriffen ist, vielleicht richtiger: umfaßten bisher eine berittene Brigade von vier Regimentern zu je 400 Mann und zwei Kompanien Fußkosaken zu je 150 Mann, die ganz und gar unter russischem Einfluß standen, bis sie 1909 unmittelbar dem persischen Kriegsminister unterstellt wurden. Die persischen Kosaken tragen die oben erwähnte Uniform der Kubankosaken (siehe das Bild Seite 380 oben).

Verdun.

(Hierzu Bild und Karte auf dieser Seite.)

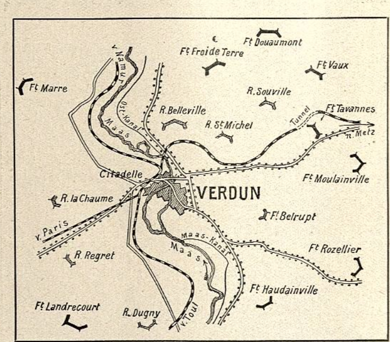
Die starke Festung Verdun, die das nördliche Ende der rund 80 Kilometer langen befestigten Maasstellung Toul—Verdun bildet (siehe auch Seite 264), gehörte früher zu Deutschland.

Im Vertrag zu Verdun fiel 843 die Stadt an Lothringen, mit diesem bald an Ostfranken und damit zum Deutschen Reich, wo es bis 1552 verblieb. Damals kam es nach dem Kriege Heinrichs II. mit Karl V. unter französische Herrschaft, endgültig aber erst 1648 mit Metz und Toul, als das von Uneinigkeit zerrissene, durch den Dreißigjährigen Krieg entvölkerte Deutschland jeder Willkür ausgeliefert war. 1870 wurde der Platz am 25. September eingeschlossen, vom 13. Oktober an belagert und kapitulierte am 8. November mit 4000 Mann und 136 Geschützen.

Von der Maas durchflossen, beherrscht Verdun die Eisenbahnen Metz—Paris und Lyon—Toul—Namur—Antwerpen, die sich hier kreuzen. In den letzten Septembertagen fiel dort, wie schon auf Seite 360 geschildert, das tapfer verteidigte Sperrfort Camp des Romains, halbwegs Verdun—Toul gelegen.

Der so vollzogene deutsche Durchbruch trennt Verdun von Toul und ermöglicht, sobald dies nötig wird, die Einschließung dieser Plätze auch von Westen her. Im Anschluß an Camp des Romains nach Norden liegen, ebenfalls auf dem rechten Maasufer, die Forts Troyon und, zwei deutsche Meilen von Verdun, Génicourt; sodann, 6 Kilometer südöstlich vom Mittelpunkt der Stadt, das Fort Haudainville und 4,5 Kilometer östlich von diesem das Fort Rozellier. Halbwegs von letzterem nach Verdun zu das Fort Belrupt. Genau eine deutsche Meile östlich der Stadt befindet sich das Fort Moulainville und nahe nordwestlich von diesem das Fort Tavannes. 4,5 Kilometer nördlich Verdun liegt das Fort Froide Terre und in der Lücke zwischen diesem und Fort Tavannes die Redoute Souville. Halbwegs von letzterer nach der Stadt zu bildet die Redoute St. Michel mit der ebenfalls nur 2—3 Kilometer nach Norden vorgeschobenen Redoute Belleville eine Zwischenstellung zwischen der tief im Kessel gelegenen, an sich nicht haltbaren alten Kernbefestigung und der Hauptkampflinie Tavannes—Froide Terre, über welche man schließlich noch eine dritte, Vaux—Douaumont, auf 9 Kilometer von der Stadt vorgeschoben hat. Auf dem linken Ufer der Maas liegt 7 Kilometer nordwestlich von der Stadt das Fort Marre, 4,5 Kilometer westlich die Redoute La Chaume, ebensoweit südwestlich die Redoute Regret, sodann aber weitere 3 Kilometer südlich von dieser das Fort Landrecourt und gleich östlich davon die Redoute Dugny.

Unter Redouten haben wir uns kleinere Forts vorzustellen, die aber zum Teil während der Vorbereitung auf diesen langgeplanten Krieg zu richtigen Forts ausgebaut, zum Teil seit diesem Frühjahr durch Batterien und Schützengräben ergänzt, alle aber, samt den großen Forts, je nach den in Frankreich bekannt gewordenen Fortschritten unserer schweren Artillerie durch Betonbauten und stärkere Panzer modernisiert worden sind.



Die Festung Verdun und ihre Forts.

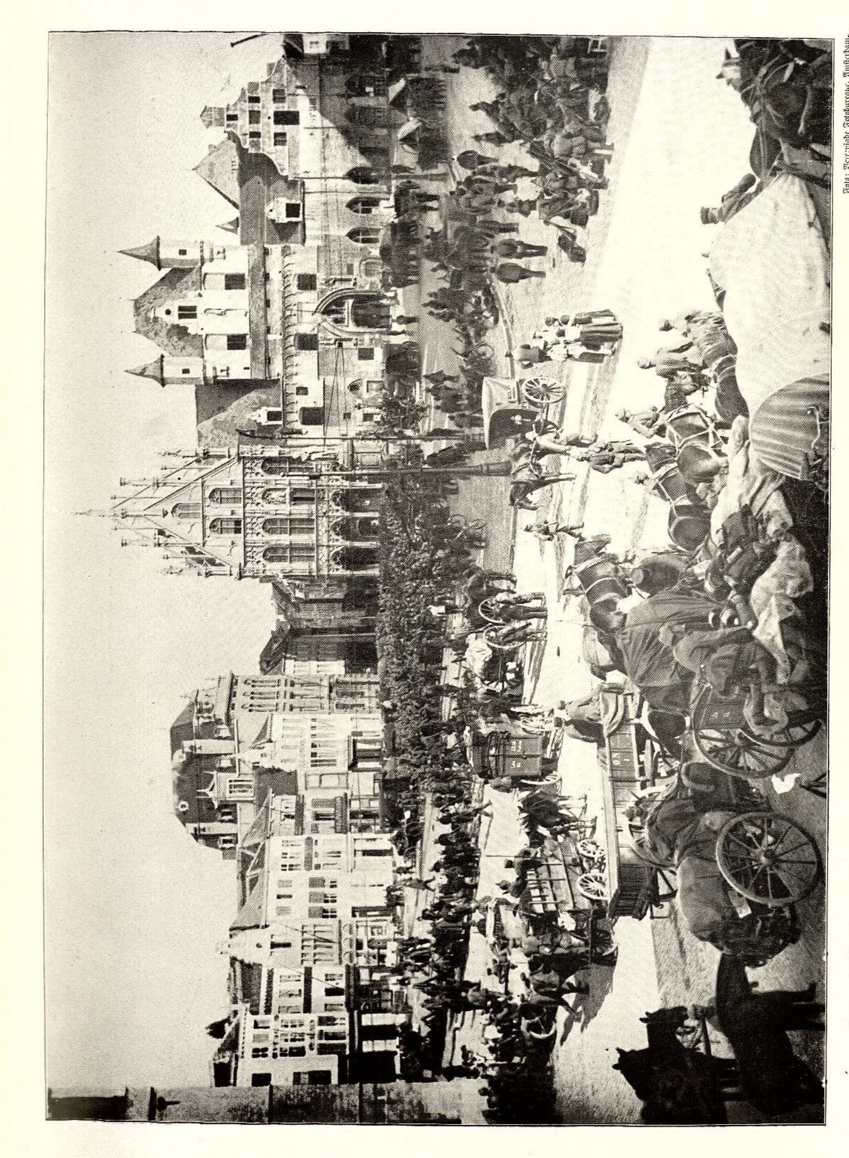


Foto: Vereinigde Fotobureaux, Amsterdam.

Der große Marktplatz in Mecheln mit Tausenden von belgischen Soldaten, die bei der Eroberung Antwerpens gefangen genommen wurden.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Nach so vielen schönen Erfolgen unserer Schiffe kam am 18. Oktober eine betrübende Kunde. An diesem Tage wurde amtlich gemeldet:

„Am 17. Oktober gerieten unsere Torpedoboote ‚S 115‘, ‚S 117‘, ‚S 118‘ und ‚S 119‘ unweit der holländischen Küste in Kampf mit dem englischen Kreuzer ‚Undaunted‘ und vier englischen Zerstörern. Nach amtlichen englischen Nachrichten wurden die deutschen Torpedoboote zum Sinken gebracht und von ihren Besatzungen 31 Mann in England gelandet.

Der stellvertretende Chef des Admiralstabes
Behncke.“

Der geschützte englische Kreuzer „Undaunted“ lag noch vor sechs Monaten auf der Helling. Sein Bau begann erst im Oktober 1912. Es muß also ungemein schnell gearbeitet worden sein, um das Schiff bereits jetzt in der Front verwenden zu können. „Undaunted“ ist ein geschützter Kreuzer, hat ein horizontales Panzerdeck und außerdem, wie alle modernen geschützten Kreuzer, einen leichten vertikalen Seitenschutz von 76 Millimeter Stärke. Die Bestückung besteht aus zwei 15,2-cm- und sechs 10,2-cm-Geschützen, sowie vier 53-cm-Lancierrohren. Die Besatzung ist etwa 300 Mann stark. Die vier gegen unsere Torpedoboote aufgetretenen englischen Zerstörer — „Lance“, „Lennox“, „Legion“ und „Loyal“ — liefen erst Anfang dieses Jahres vom Stapel. Sie sind sämtlich vom gleichen Typ und mit je drei 10,2-cm-Geschützen, sowie vier 53-cm-Lancierrohren bestückt; die Besatzung besteht aus je 100 Mann.

Die vier deutschen Torpedoboote, die leider verloren gingen, waren im Gegensatz zu dem modernen englischen Material recht alte Fahrzeuge. „S 115“, „117“, „118“ und „119“ liefen in den Jahren 1902 und 1903 vom Stapel. Der Verlust von etwa 11 Offizieren und 200 Mann war sehr schmerzlich, während der Materialschaden bei unserem großen Torpedobootbestand weniger in die Wagschale fiel.

Insassen von Fischerbooten, die Augenzeugen dieses Gefechts waren, berichteten, daß sie nachmittags drei Uhr plötzlich heftigen Kanonendonner vernommen und bald darauf bemerkt hätten, wie die Geschosse über ihre Schiffe hinwegflogen. Einem Fischereidampfer wurde sogar die Schiffswand durch eine Granate zerschlagen. Die kämpfenden Schiffe sollen mit großer Geschwindigkeit gefahren sein.

Doch auch ein Erfolg war uns am gleichen Tage beschieden. Es wurde gemeldet:

„Das englische Unterseeboot ‚E 3‘ ist am 18. Oktober nachmittags in der deutschen Bucht der Nordsee vernichtet worden.

Der stellvertretende Chef des Admiralstabes
Behncke.“



Generaloberst v. Moltke, zu Beginn des Krieges Chef des Generalstabs der deutschen Armee.
Nach einer Aufnahme im Großen Hauptquartier von H. Menzel, Koblenz

Weiteres erfuhr man über diesen Vorgang nicht, und alle Nebenumstände blieben unbekannt. „E 3“ ist 1912 vom Stapel gelaufen. Es hatte eine Länge von 53,6 Meter und eine Besatzung von 27 Mann.

Bald lenkte wieder der mit großem Erfolge von unseren Kreuzern „Emden“ und „Karlsruhe“ geführte Kaperkrieg die Augen der Welt auf sich und erfüllte uns mit ebensolcher Freude wie die Engländer mit schweren Sorgen. Wo blieb das „Geschäft“, wenn den Engländern, den Beherrschern des Weltmeeres, der Handel durch deutsche Kreuzer abgeschnitten wurde? Am 22. Oktober telegraphierte der Lloydagent in Kolombo an die britische Admiralität, daß sechs britische Dampfer, „Hilka“, „Troilus“, „Benbow“, „Clan Grant“ und der für Tasmanien bestimmte Bagger „Pohrabbel“, von dem deutschen Kreuzer „Emden“ versenkt und der Dampfer „Exford“ gekapert worden seien. Aber nicht genug damit. Schon am Tage darauf meldete das Reuterbüro aus Las Palmas, daß der deutsche Dampfer „Krefeld“ in Teneriffa mit den Mannschaften von dreizehn britischen Dampfern

an Bord eingelaufen sei, die der deutsche Kreuzer „Karlsruhe" im Atlantischen Meere versenkt hatte. Der gesamte Raumgehalt der versenkten Dampfer belief sich auf 60 000 Tonnen. Ferner erfuhr man am 24. Oktober, daß bereits vier Tage früher der englische Dampfer „Glitra" an der norwegischen Küste von einem deutschen Unterseeboot durch Öffnen der Ventile versenkt wurde, nachdem die Besatzung das Schiff auf Aufforderung in den Schiffsbooten verlassen hatte. Es ist einleuchtend, daß derartige Verluste, die die englische Handelschiffahrt erlitt, der englischen Wehrkraft ebenso schwere Wunden schlugen, wie die Vernichtung von einem oder zwei großen Kreuzern. Das Wirtschaftsleben Englands wurde durch diese Kaperfahrten unserer Kreuzer so schwer geschädigt und die englische Volksstimmung darüber derartig erregt, daß man bereits überall in England den so leichtsinnig heraufbeschworenen Krieg zu verwünschen anfing. Das war mehr, als man voraussehen konnte. Einer Schätzung der englischen Admiralität zufolge sollten sich im Atlantischen, Großen und Indischen Ozean acht oder neun deutsche Kreuzer befinden, zu deren Auffindung und Verfolgung über siebzig englische, japanische, französische und russische Kreuzer, ungerechnet die Hilfskreuzer, zusammenwirkten.

Nach einer in Petersburg erschienenen Verlustliste wurde Ende Oktober die Besatzung eines Torpedobootes vermißt. Unter den Vermißten befanden sich sechs Offiziere. Man glaubte, daß das Boot gesunken sei, aber Erzählungen von drei Geretteten ließen darauf schließen, daß es auf eine Mine gestoßen war.

Neben zahlreichen Handelschiffen hat die „Emden" sich mit Erfolg auch an Kriegschiffe gewagt: sie vernichtete, wie schon auf Seite 255 mitgeteilt, Ende Oktober den russischen Kreuzer „Schemtschug" und den französischen Torpedojäger „d'Iberville".

Ein weiterer erfreulicher Erfolg unserer Marine besteht in der Vernichtung des englischen geschützten Kreuzers „Hermes". Dieser wurde am 31. Oktober acht Uhr morgens, als er von Dünkirchen kam, im Kanal von einem deutschen Unterseeboot beschossen und versank nach 45 Minuten. Torpedojäger, die zu Hilfe eilten, retteten den größten Teil der Besatzung, bis auf etwa 40 Mann. In Dover herrschte über den Verlust des Kreuzers große Trauer. In der Stadt und auf den Schiffen im Hafen wehten die Flaggen halbmast. Der größte Teil der Besatzung des gesunkenen Kreuzers war in Dover beheimatet. Von englischer Seite stellte man den Verlust des alten Kreuzers als unbedeutend hin. Die Bedeutung bestand aber für uns darin, daß die englischen Kriegschiffe sogar in dem von ihnen bisher beherrschten Kanal nicht mehr vor den Angriffen der deutschen Unterseeboote sicher waren. Auch das ganze Ausland war erstaunt darüber, daß unsere Unterseeboote sich in den Kanal hineinwagten, und für die Engländer war es eine Lehre, in dieser Gegend nicht etwa neue Schiffe den Angriffen unserer Unterseeboote auszusetzen. Der Kreuzer „Hermes" wurde im Jahre 1899 in Dienst gestellt und war mit elf 15,2-cm-, acht 7,6-cm-Geschützen, zwei Maschinenkanonen, sowie zwei Unterwasser-Torpedolancierrohren von 45 Zentimeter Kaliber bestückt; seine Besatzung bestand aus 418 Mann. Welches Unterseeboot den englischen Kreuzer vernichtet hat, ist nicht bekannt geworden.

Ein Unglücksfall betraf unsere Marine am 4. November. In der Jade geriet S. M. großer Kreuzer „Yorck" auf eine deutsche Hafenminensperre und sank bald darauf. Obwohl die Rettungsarbeiten durch dicken Nebel sehr erschwert wurden, konnten etwa 400 Mann gerettet werden. Der Kreuzer „Yorck" ist 1904 vom Stapel gelaufen und hatte eine Besatzung von 633 Mann.

Prinz Ludwig Battenberg, der Lord der britischen Admiralität, mußte sich wegen seiner deutschen Abstammung mancherlei Angriffe der englischen Presse gefallen lassen, obwohl keine seiner Handlungen dazu Anlaß gegeben hatte, an seiner englisch-nationalen Gesinnung zu zweifeln. Er wurde durch Lord Fisher ersetzt, einen 76jährigen Veteranen von rücksichtsloser Energie. Dieser erwartete alles von der Gewalt. Seine erste Anordnung war die bereits erwähnte Sperrung der Nordsee durch Minen, womit er den Protest aller neutralen Staaten herausforderte. Sprach schon diese Einführung in sein Amt nicht zu seinen Gunsten, so erregte es noch viel peinlicheres Aufsehen, als gerade nach seinem Antritte ein Ereignis eintrat, das den britischen Stolz ganz besonders verletzen mußte. Seit einem Jahrhundert hatte es kein Feind gewagt, die englische Küste anzugreifen. Der Boden Englands schien geheiligt zu sein, den Deutschen aber war es vorbehalten, dieses Heiligtum zu verletzen. Dies zeigt folgende amtliche Meldung:

„Am 3. November machten unsere großen und kleinen Kreuzer einen Angriff auf die englische Küste bei Yarmouth. Sie beschossen die dortigen Küstenwerke und einige kleinere Fahrzeuge, die in der Nähe vor Anker lagen und augenscheinlich einen Angriff nicht erwarteten. Starke englische Streitkräfte waren zum Schutze dieses wichtigen Hafens nicht zur Stelle. Das unseren Kreuzern folgende englische Unterseeboot ‚D 5' ist, wie die englische Admiralität bekannt gibt, auf eine Mine gelaufen und gesunken.

Der Chef des Admiralstabes
v. Pohl."

An dem genannten Tage wurde die Bevölkerung von Lowestoft und Yarmouth in aller Frühe durch heftigen Kanonendonner geweckt. In dichtem Nebel, 10 Meilen von der Küste entfernt, feuerten sieben oder acht deutsche Schiffe auf die britischen. Die Kanonade war so lebhaft, daß die Häuser erschüttert wurden und die Fensterscheiben zersprangen. Von den Klippen sah man die Kanonen aufblitzen und Granaten nahe der Küste ins Meer fallen. Während des Gefechts fürchtete die militärische Obrigkeit offenbar einen Landungsversuch der Deutschen. Die Truppen mußten antreten. Sie empfingen scharfe Patronen und besetzten die Wege von der Küste nach der Stadt Yarmouth. Als englische Kreuzer und Torpedojäger herankamen, dampften die deutschen Schiffe weiter, doch hörte man im Laufe des Vormittags bei Lowestoft lebhaften Kanonendonner. Nach einiger Zeit kam das Wachtschiff „Halcyon" beschädigt mit Verwundeten an. Wie nahe an die Küste unsere Schiffe gelangten, geht schon daraus hervor, daß ein Schrapnell in der Nähe der Promenade von Yarmouth in den dortigen Festungsturm (Peel) traf.

Welchen Schrecken die deutschen Granaten an der englischen Küste erweckt hatten, ist daraus zu ersehen, daß man sich veranlaßt sah, am 4. November eine amtliche Beruhigungsnote zu verbreiten. Das Kriegsamt teilte an diesem Tage mit, nichts rechtfertige in der gegenwärtigen Lage die Annahme, daß eine Invasion wahrscheinlich sei oder bevorstehe. Verschiedene Verteidigungswerke, die im Vereinigten Königreich errichtet worden seien, bedeuteten nur notwendige Vorsichtsmaßregeln, die jede Seemacht in Kriegszeiten ergreife. Die Behörde werde Weisung erteilen, wenn der Feind eine Invasion versuchen würde.

Mit dieser ersten Beschießung eines wichtigen englischen Küstenplatzes war in der Tat die Gefahr einer deutschen Invasion in greifbare Nähe gerückt. Die deutsche Marine war also doch kein Luxusartikel oder Spielzeug, als das sie die Engländer in ihrem Hochmut früher hingestellt hatten. Man mußte allen Ernstes mit ihr rechnen, obwohl die Engländer noch die russische, französische und japanische Marine zu Bundesgenossen zählten. Diese Erkenntnis wurde sehr bald durch einen größeren Seekampf an der chilenischen Küste furchtbar bestärkt. Wie wir schon erwähnten, hatten sich über siebzig englische, französische, japanische und russische Schiffe auf die Jagd gemacht nach den deutschen Kreuzern, die dem englischen Handel so schwere Wunden geschlagen hatten. Besonders unsere „Emden" war es, die den Gegner zu höchstem Eifer reizte, aber mit dem Erfolge, daß die Jäger bald zu Gejagten und Vernichteten wurden. Die Seeschlacht, von der hier die Rede ist, hat sich allerdings schon vor der Beschießung der englischen Küste ereignet, aber erst am 6. November verbreitete unser Admiralstab folgende amtliche Meldung:

„Nach einer Meldung des amtlichen englischen Pressebüros ist am 1. November durch unser Kreuzergeschwader in der Nähe der chilenischen Küste der englische Panzerkreuzer ‚Monmouth' vernichtet und der Panzerkreuzer ‚Good Hope' schwer beschädigt worden. Der kleine Kreuzer ‚Glasgow' ist beschädigt entkommen. Auf deutscher Seite waren beteiligt: S. M. große Kreuzer ‚Scharnhorst' und ‚Gneisenau' und S. M. kleine Kreuzer ‚Nürnberg', ‚Leipzig' und ‚Dresden'. Unsere Schiffe haben anscheinend nicht gelitten.

Der stellvertretende Chef des Admiralstabes
Behncke."



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Erzherzog Friedrich und Conrad v. Hötzendorf nehmen im Hauptquartier eine Meldung entgegen.

Auch diese Meldung eines größeren Erfolges Deutschlands zur See stammte ursprünglich aus englischer Quelle. Erst einige Tage später liefen Nachrichten von Augenzeugen ein. — Hiernach hatten die Chefs beider Geschwader offenbar den Wunsch, es zu einer Schlacht kommen zu lassen. Wir haben darüber bereits auf Seite 354 berichtet und lassen hier noch einige Angaben über den Befehlshaber unseres Geschwaders folgen, dessen Bild unsere Leser ebenso wie eine Karte vom Schauplatz des Seegefechts auf Seite 355 finden. Vizeadmiral Graf v. Spee wurde am 22. Juni 1861 in Kopenhagen geboren und gehört unserer Marine seit Frühjahr 1878 an. Als Leutnant zur See war er 1884/85 an Bord der „Möwe" kommandiert. 1897 wurde er, nachdem er 1892 zum Kapitänleutnant aufgerückt war, Flaggleutnant bei dem Kommando der aus Anlaß der Besitzergreifung des Kiautschougebietes gebildeten 2. Division des Kreuzergeschwaders, die unter dem Befehl des Prinzen Heinrich im Dezember 1897 die Ausreise antrat. Später war er als Korvettenkapitän Erster Offizier des Linienschiffes „Brandenburg" und mit diesem Schiff anläßlich der Chinawirren wieder in Ostasien tätig. In die Heimat zurückgekehrt, war er als Fregattenkapitän und Kapitän zur See Dezernent bei der Waffenabteilung des Reichsmarineamts. Hierauf befehligte er das Linienschiff „Wittelsbach" und wurde 1908 Chef des Stabes beim Kommando der Nordseestation. Nachdem er dann zweiter Admiral der Aufklärungschiffe gewesen war, wurde er im September 1912 mit der Führung des Kreuzergeschwaders beauftragt. Anfang 1913 erfolgte seine Ernennung zum Vizeadmiral und damit zum Chef des Geschwaders. Er sollte in diesem Herbst, da die Zeit seines Kommandos abgelaufen war, in die Heimat zurückkehren und hatte bereits in dem Konteradmiral Gaedeke einen Nachfolger erhalten. In der Seeschlacht bei den Falklandinseln, über die wir noch berichten werden, hat der tapfere Admiral dann den Heldentod des Seemanns gefunden.

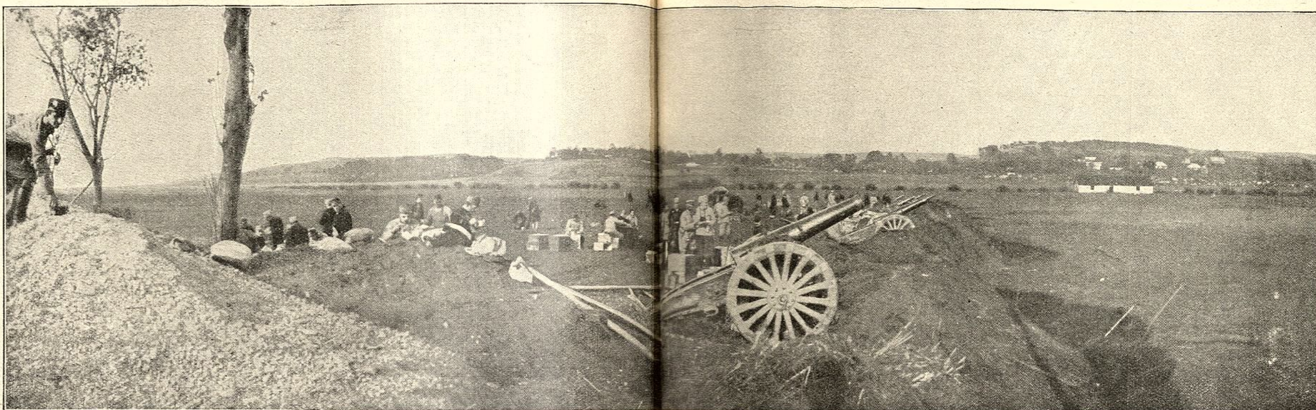
Den Engländern wurde es allmählich bange vor den Taten unserer Marine, und kein Londoner Blatt wagte es mehr, die deutsche Marine zu schmähen oder zu bespötteln, wie man es früher so gerne tat. Freilich suchte man auch nach den Ursachen unserer Erfolge, und da war nach Ansicht der Engländer zweierlei möglich. Entweder wir mußten von außergewöhnlich viel Spionen bedient sein, die uns alles und jedes verrieten, was uns im Seekriege nützlich sein konnte, oder wir mußten im Besitze besonderer Erfindungen und Geheimnisse sein. Letzteres nahm man bezüglich unserer Unterseeboote an, da man sich nicht erklären konnte, daß diese, ebenso wie auch unsere Schiffe bei ihrem Angriff auf die Küste von Yarmouth, durch die Minensperre kommen konnten, ohne Schaden zu erleiden. Man nahm also an, wir müßten ein Mittel haben, um die Minen unschädlich zu machen. Wir wollen es den Engländern überlassen, sich darüber den Kopf zu zerbrechen, und weiter vertrauen auf die Fähigkeit, den Mut und die Tatkraft unserer Führer und unserer „blauen Jungen". In der ganzen Welt machten die Taten unserer Marine den Eindruck, den der „Nieuwe Rotterdamsche Courant" in folgenden Worten zusammenfaßt: „Die deutsche Kriegsflotte vollbrachte in den ersten 93 Kriegstagen große Taten, während die Flotte der Bundesgenossen nicht einen Erfolg erzielen konnte, der nur einigermaßen mit ihrer Übermacht im Einklang steht. Bei den Außenstehenden kann das Gebaren der deutschen Seestreitkräfte nur Sympathien erwecken, die dem Schwächeren entgegengebracht werden, der sich seiner Haut tapfer gegen einen übermächtigen Feind wehrt."

* * *

Der österreichisch-ungarische Seekrieg ist auf das Adriatische Meer beschränkt. Am 1. September wollte, wie die Franzosen berichteten, die französische Flotte Cattaro beschossen und dabei „großen Schaden" angerichtet haben.



Österreichisch-ungarische Truppen in ihren in die Erde eingegrabenen Höhlenwohnungen bei Diszkovica.



Eine österreichisch-ungarische Batterie in gedeckter Feuerstellung.

Phot. Seebald, Wien.

Irgendwelche Einzelheiten meldeten die französischen Blätter nicht, aber es war bekannt, daß die französische Flotte bis dahin weiter nichts ausgerichtet hatte, als die Zerstörung des alten österreichisch-ungarischen Kreuzers „Zenta" (vgl. Seite 172). Über die neue Tat der französischen Flotte wurde nun unterm 3. September in Wien amtlich bekanntgegeben:

„Am 1. September morgens erschien die französische Mittelmeerflotte, bestehend aus sechzehn großen Einheiten, nämlich Schlachtschiffen und Panzerkreuzern, sowie zahlreichen Torpedobootfahrzeugen, auf große Entfernung vor der Einfahrt in die Bucht von Cattaro. Sie gab vierzig Schüsse aus schwerem Kaliber gegen das veraltete Fort auf Punta d'Ostro ab, ohne den dortigen Werken Schaden zuzufügen. Von der Besatzung wurden drei Mann leicht verwundet. Die Flotte dampfte nun eine Zeitlang in nordwestlicher Richtung und wandte dann in südlichem Kurse, anscheinend, um die Adria zu verlassen. Es handelt sich daher offenbar um eine wirkungslose Demonstration der französischen Streitkräfte an unserer südlichen Küste."

Nach privaten Meldungen soll Anfang September der englische Kreuzer „Warrior" im Adriatischen Meerbusen auf eine österreichische Seemine gelaufen und vernichtet worden sein. Amtlich wurde darüber nichts bekanntgegeben, es konnte aber an dieser Meldung nicht gezweifelt werden, weil man zahlreiche Rettungsgürtel sowie havarierte Rettungsboote fand und Leichen englischer Matrosen an Land gespült wurden. Der Panzerkreuzer war ein Schiff der Jahresklasse 1905 mit 34 Geschützen und 720 Mann Besatzung.

Gegen Mitte September tauchte ein Gerücht auf, wonach an der Adria ein Seegefecht zwischen der österreichisch-ungarischen und der englischen Flotte stattgefunden haben sollte, das für die Engländer ungünstig abgelaufen sei. Entstanden ist das Gerücht aus der Tatsache, daß in den Hafen von Brindisi mehrere beschädigte englische Torpedobootzerstörer einliefen. Näheres über dieses Seegefecht wurde nicht bekannt, und ebensowenig erfuhr man, wo diese englischen Torpedobootzerstörer sich ihre Beschädigungen geholt hatten. Die französische Flotte, die bei all ihren Maßnahmen gegen Österreich-Ungarn es immer nur auf den Hafen von Cattaro abgesehen hatte, wo sie den Montenegrinern Hilfe bringen wollte, fand sich am 19. September wieder dort ein. Näheres darüber berichteten wir schon auf Seite 238.

Ihr Vorgehen hier war durch besondere Roheit aus-



Französische Artillerie und französische Flugmaschine im Felde.

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

gezeichnet. Sie begnügten sich nicht damit, die Leuchtvorrichtungen zu zerstören, sondern plünderten auch den Leuchtturmwächter vollständig aus, ja sie scheuten sich nicht einmal, das Trinkwasser auf der Insel durch Verunreinigung unbrauchbar zu machen.

Von Cattaro begaben sich die Franzosen in die südliche Adria, zu der etwa ein Drittel Quadratkilometer großen Insel Pelagosa, einem Eilande, das dem internationalen Wetter- und Leuchtturmdienst gewidmet ist. Die kleine einsame Insel ist arm an Pflanzenwuchs und nur von der Familie des Leuchtturmwächters, etwa einem Dutzend Menschen, bewohnt. Militärischen Wert besitzt sie nicht. Aber Krieg ist Krieg, und da suchten eben die Franzosen zu schaden, wo sie konnten.

Jedenfalls vermochte die englisch-französische Flotte, die im Adriatischen Meer an der dalmatinischen Küste kreuzte, die Arbeit der österreichisch-ungarischen Schiffe nicht zu beeinträchtigen, die in Gegenwart des Feindes sich durchaus frei bewegten. Die Beschießung von Antivari durch die österreichisch-ungarische Flotte, die am 28. September gemeldet wurde, erfolgte durch ein Geschwader, das aus sechs größeren Torpedobooten und einem der Monarchklasse angehörenden Kreuzer bestand. Die k. u. k. Schiffe bombardierten bei Woljewitza die befestigte montenegrinische Küste und gaben Schüsse auf die Funkenstation von Antivari sowie auf Antivari selbst ab. Dann fuhren die österreichisch-ungarischen Schiffe vor Spizza. Hier sichteten sie eine neuerschienene französische Flotte, die in großer Übermacht herandampfte. Das Geschwader zog sich darauf in eine geschützte Stellung zurück.

Am 4. Oktober erschienen drei französische Panzerschiffe vor dem Hafen von Cattaro und nahmen sofort das Bombardement auf die Forts der Bocche di Cattaro auf. Das Fort Lustica erwiderte das Feuer, das bis abends dauerte. Die Beschädigung der Forts war gering. Dagegen sollen zwei Kreuzer, die während der letzten drei Jahre gebaut wurden, erheblich beschädigt worden sein; zum Teil waren die Maschinen zerstört und die Schornsteine zertrümmert. Die beiden Kreuzer fuhren langsam im Schlepptau anderer Kreuzer nach dem Kanal von Korfu.

Mit solchen zwecklosen Schießereien verschwendete die französische Flotte ihre Munition und wurde hierbei zuweilen auch von den Engländern unterstützt. Bei dem Mangel eines Flottenstützpunktes im Adriatischen Meer können unsere verbündeten Feinde kaum etwas Nennenswertes zur See gegen Österreich-Ungarn unternehmen, und so zeigt die



Schwere Feldhaubitzen im Argonnenwald beschießen die feindlichen Stellungen. Links und rechts im Vordergrund Flechtkörbe zum Herbeischaffen der Geschosse.

Phot. Leipziger Presse-Büro.

englisch-französische Flotte Österreich-Ungarn gegenüber das Bild großer Hilflosigkeit.

* * *

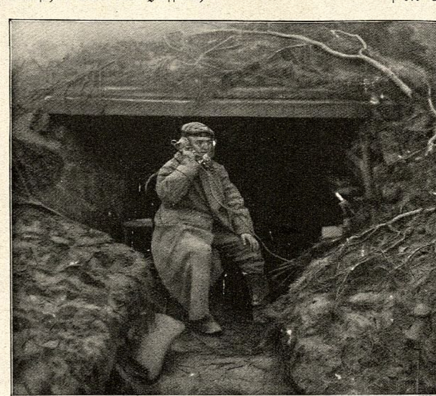
Es ist selbstverständlich, daß, nachdem Lüttich und Namur gefallen und Brüssel im Besitz der Deutschen war, von einer belgischen Armee nur noch in Antwerpen die Rede sein konnte, wohin sich alle Truppen zurückgezogen hatten. Das belgische Hauptquartier, das vorerst nach Mecheln verlegt worden war, schlug seinen Sitz bereits vor dem Falle Namurs in Antwerpen auf.

Während der ersten drei Kriegswochen wütete in Belgien ein schrecklicher Franktireurkrieg, an dem sich auch Frauen und Kinder in bestialischer Weise beteiligten. Die Einzelheiten dieses Krieges sind nichts als eine Kette von Greueltaten, die die Empörung eines jeden gesitteten Menschen erwecken mußten (vgl. S. 40). Verderbliche Folgen hatte der Franktireurkrieg für die Stadt Löwen. Diese durch ihre Kunstschätze berühmte Stadt war bereits von deutschen Truppen besetzt, und zwar ohne jeden Kampf, da sie ja nicht befestigt ist. Bis zum 24. August herrschte in der Stadt völlige Ruhe. Unsere Truppen waren einquartiert wie in Lüttich und Brüssel und in geordnetem Verkehr mit der Bürgerschaft. Am Dienstag, den 25. August, traf die Meldung über den Ausfall starker Kräfte aus Antwerpen ein.

Darauf gingen die Truppen aus Löwen rasch nach Norden ab zur Zurückweisung des Ausfalls mit Ausnahme des Landsturmbataillons Neuß, das zum Bahnschutz und zur Sicherheit in Löwen verblieb. Plötzlich überschüttete die bis dahin friedliche Bevölkerung aus allen Fenstern, aus Kellern, von Dächern herab die in den Straßen befindlichen ahnungslosen deutschen Wachen, Kolonnen und durchmarschierenden Truppen mit Gewehr- und Pistolenfeuer. Es entwickelte sich sodann ein fürchterliches Handgemenge, an dem die gesamte Zivilbevölkerung sich beteiligte. Unseren Soldaten gelang es in kürzester Zeit, der Rasenden Herr zu werden. Leider ist auch bei diesem hinterlistigen Überfall viel deutsches Blut geflossen. Das Gebot der Selbsterhaltung verlangte hier, daß die Stadt Löwen, die schwere Schuld auf sich geladen hatte, sofort und unnachsichtlich bestraft wurde.

In den ersten Nachrichten von den Kämpfen in Löwen hieß es, daß die ganze Stadt von den Deutschen vernichtet worden sei. Selbstverständlich bauschte die Presse unserer Gegner die Sache außerordentlich auf. Man hatte kein Wort der Verdammung für die Franktireure, wohl aber schien der Beweis erbracht, daß die Deutschen die schändlichsten Barbaren seien, wenn sie es über sich brachten, diese an Kunstschätzen so überreiche Stadt zu vernichten.

Wie sehr die ersten Meldungen übertrieben hatten, zeigt der folgende Bericht eines Augenzeugen, des Direktors der Deutschen Bank Dr. Helfferich:



Feldtelephon im Schützengraben. Phot. Benninghoven, Berlin.

„Zerschossen und niedergebrannt sind nur die östlichen Viertel, wo nach der friedlichen Übergabe der Stadt unsere Truppen in heimtückischer Weise planmäßig und anhaltend beschossen worden sind, vor allem die Straßenzüge, die vom Bahnhof und aus der Richtung von Tirlemont nach dem Stadtinnern führen. Eine grausame Ironie des Schicksals will, daß die Straße von Tirlemont nach dem Stadtinnern den Namen ‚Rue des Joyeuses Entrées‘ (‚Straße des fröhlichen Einzuges‘) führt, wie noch auf den weißblauen Straßenschildern zu lesen ist. Alle Häuser in dieser Straße sind mit Kugelspuren dicht übersät, ein Beweis, wie jedes einzelne Straßenviertel erstürmt werden mußte. Dagegen sind die ganze südliche Hälfte der Stadt und auch ein Teil des Westens so gut wie unversehrt geblieben. Zahlreiche Häuser tragen hier Inschriften wie: ‚Hier wohnen gute Leute, bitte schonen‘. Das Rathaus, die Perle Löwens (siehe Seite 101), ist völlig erhalten. Es ist durch unsere Truppen gerettet worden. Offiziere, die an den Straßenkämpfen beteiligt waren, erzählen, daß unsere Leute die Dampfspritze hervorholten, um den Brand der dem Rathaus benachbarten Häuser zu löschen und so dieses architektonische Kleinod vor dem Untergang zu bewahren. Sie führten das Rettungswerk durch, obwohl sie bei der Löscharbeit fortgesetzt von den Löwener Bürgern weiter beschossen wurden. Leider gelang es nicht, die wertvolle Universitätsbibliothek zu retten. Von der Kathedrale ist der Turm eingestürzt; das Schiff ist gerettet.“

Auch der Sonderberichterstatter der „Frankfurter Zeitung“ meldete, daß die Stadt Löwen zu vier Fünfteln unversehrt sei und die Zahl der zerstörten Häuser 150 schwerlich übersteige.

Es kann nach alle dem nicht zweifelhaft sein, daß auch hier das deutsche Vorgehen lediglich ein Ausfluß bitterster Notwehr gewesen ist. Mit der Bestrafung Löwens war dem Franktireurkrieg in Belgien, von vereinzelten Fällen abgesehen, endlich ein Ziel gesetzt, da er nun nicht mehr, wie es früher zweifellos geschehen war, von der belgischen Regierung unterstützt wurde.

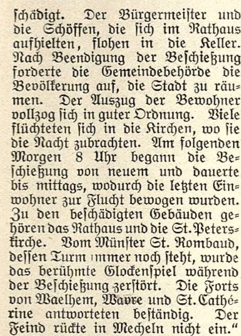
Deutscherseits ging man jetzt daran, Belgien, soweit es von uns besetzt war, unter deutsche Verwaltung zu stellen. Schon am 1. September konnte die Zusammensetzung des Verwaltungskörpers bekanntgegeben werden.

Deutschland hatte sich also, trotz Antwerpen, in Belgien häuslich niedergelassen. Dies konnte um so eher geschehen, als von Frankreich aus ein ernstlicher Vorstoß kaum mehr zu fürchten war. Schon am 28. August hatte der Brüsseler Bürgermeister dem deutschen Kommandanten in Brüssel mitgeteilt, daß die französische Regierung der belgischen die Unmöglichkeit eröffnet habe, sie irgendwie tatkräftig zu unterstützen, da sie selbst vollständig in die Verteidigung gedrängt sei. Generalgouverneur v. d. Goltz führte die Verwaltung ganz nach deutschem Muster. Eine seiner Anordnungen, obwohl an sich weniger belangreich, wurde von den Deutschen in Belgien, der begleitenden Umstände wegen, mit besonderem Beifall aufgenommen. Die belgischen Uhren wurden eine Stunde zurück, also auf deutsche Zeit gestellt, und als sich einige Bürger Brüssels darüber beschwerten, erhielten sie zur Antwort, Deutschland müsse doch eine einheitliche Zeit haben. Schließlich gab man in Brüssel zu, daß im deutschen Heere glänzende Manneszucht herrsche. Alle Zahlungen erfolgten in Gold oder in Anweisungen auf die Deutsche Reichsbank. —

Als die wichtigste militärische Aufgabe der Deutschen in Belgien galt nunmehr die Eroberung Antwerpens, und es wurden alle Vorbereitungen getroffen, um dieses Bollwerk Belgiens zu Falle zu bringen. Schon Ende August und Anfang September flüchteten große Scharen der Zivilbevölkerung aus Antwerpen. Wie nötig es war, sich Antwerpens zu bemächtigen, dessen Besitz nach einem Wort Napoleons I. die Pistole auf der Brust Englands bedeutet, bewies unter anderem der oben erwähnte Ausfall gegen Löwen. Der Belagerung der Stadt ging aber noch eine Reihe anderer kriegerischer Maßnahmen vorher. So meldete das offiziöse französische Depeschenbüro:

„Am 28. August abends 11 Uhr beschoß die deutsche Artillerie während 40 Minuten Mecheln. Die Mehrzahl der öffentlichen Gebäude wurde be-

schädigt. Der Bürgermeister und die Schöffen, die sich im Rathaus aufhielten, flohen in die Keller. Nach Beendigung der Beschießung forderte die Gemeindebehörde die Bevölkerung auf, die Stadt zu räumen. Der Auszug der Bewohner vollzog sich in guter Ordnung. Viele flüchteten sich in die Kirchen, wo sie die Nacht zubrachten. Am folgenden Morgen 8 Uhr begann die Beschießung von neuem und dauerte bis mittags, wodurch die letzten Einwohner zur Flucht bewogen wurden. Zu den beschädigten Gebäuden gehören das Rathaus und die St. Peterskirche. Vom Münster St. Rombaud, dessen Turm immer noch steht, wurde das berühmte Glockenspiel während der Beschießung zerstört. Die Forts von Waelhem, Wavre und St. Cathérine antworteten beständig. Der Feind rückte in Mecheln nicht ein.“



Eine Artillerie-Telephonstation im Straßengraben. Phot. Boedecker, Berlin.
Sämtliche Befehle werden den zurückliegenden Batterien oft auf 2—3000 Meter telephonisch übermittelt.

Diese in der Hauptsache erlogene Meldung enthält doch, richtig gelesen, manches Wichtige. Wahr an ihr ist, daß Mecheln allerdings beschossen wurde, aber nicht von den Deutschen, sondern von den Belgiern. Man beachte in obiger Darstellung, daß darin gesagt ist, das Feuer der Deutschen sei von den Forts Waelhem, Wavre und St. Cathérine erwidert worden. Die genannten Forts sind aber die Außenwerke von Antwerpen. Die Deutschen standen vor Mecheln und beschossen über die Stadt hinweg die Antwerpener Forts. Von Antwerpen aus wurde das Feuer erwidert. Da aber die belgischen Festungsgeschütze nicht so weit trugen wie die deutschen, so fielen die Geschosse in die Stadt Mecheln. Offenbar lag dem die Absicht zugrunde, die Deutschen nicht in den Besitz der schönen, unzerstörten Stadt gelangen zu lassen. Mecheln, eine Stadt mit großer geschichtlicher Vergangenheit, war reich an herrlichen Kunstwerken: unter anderem barg es in seinen Mauern Gemälde von Rubens und van Dyck; unter den Gebäuden verdient namentlich das aus dem 15. Jahrhundert stammende Stadthaus hervorgehoben zu werden. (Siehe auch unsere Kunstbeilage.)

Am 5. September begannen die Deutschen die kleine belgische Festung Dendremonde (franz.: Termonde) zu beschießen. Sie liegt südwestlich von Antwerpen an der Schelde und hat als Knotenpunkt verschiedener Bahnen eine gewisse Bedeutung. — Schon wenige Stunden nach Beginn der Beschießung am 6. September ergab sich die Stadt. In einer amtlichen belgischen Meldung wurde darüber berichtet: „Die Garnison zog sich vor der Übermacht auf die Schelde zurück. Die Räumung der unbrauchbaren Festung hat auf die Verteidigung Antwerpens keinen unmittelbaren Einfluß.“ Dem Berichterstatter eines holländischen Blattes gelang es, als Fischer verkleidet während des Kampfes um Termonde nach St. Nikolas nördlich der Stadt zu entkommen. Er erzählte, daß ihm hier gewaltige Scharen fliehender belgischer Soldaten in voller Unordnung entgegengekommen seien. Termonde selbst sah er von weitem in Brand stehen. Die Deutschen hatten freien Durchzug verlangt. Der Bürgermeister und die Gemeindevertretung waren dafür, der Militärkommandant dagegen. Bei Tagesanbruch erschienen die Deutschen vor Termonde, das durch die Antwerpener Außenforts Willebrock, Londerszeel und Lebbeke geschützt ist. Die Belgier verteidigten ihre Stellung gut, doch mußten sie unter schweren Verlusten zurückweichen, und zwar so rasch, daß sie keine Zeit mehr hatten, die Brücke über die Schelde bei Hamme zu sprengen.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

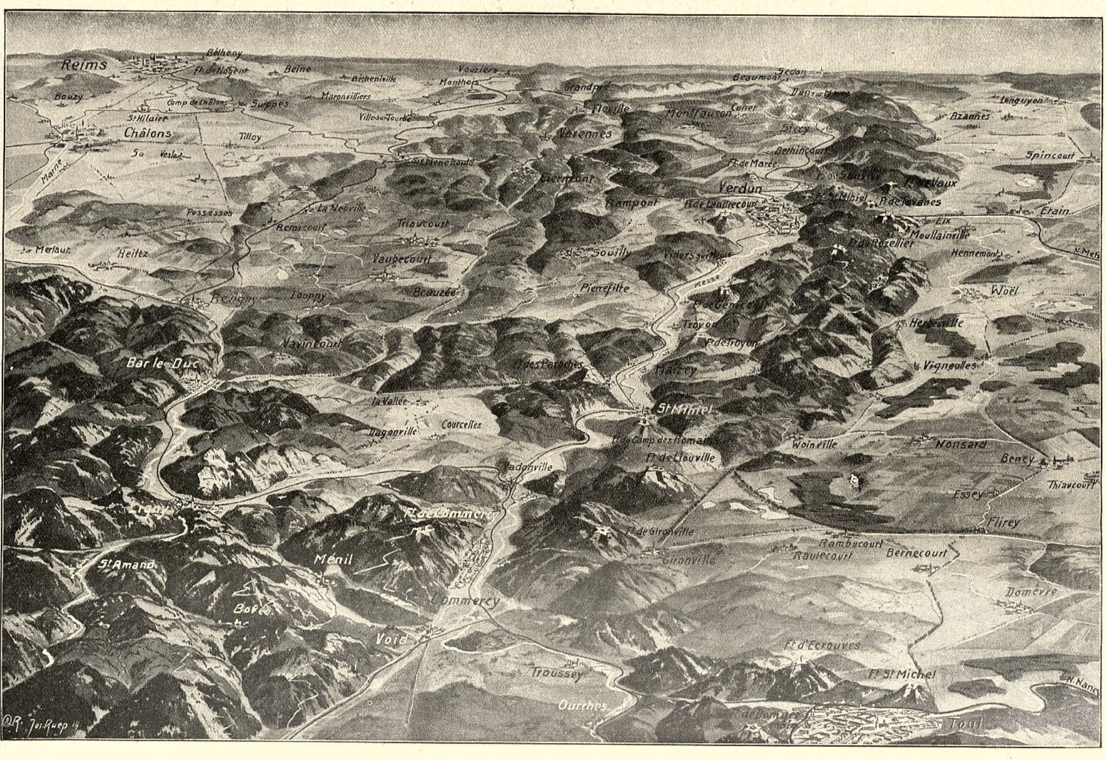
Zu den Kämpfen in den Argonnen.

(Hierzu die Karte Seite 392 und das Bild Seite 393.)

In dem Argonnenwald, dem Schauplatz langandauernder, heftiger Kämpfe, hatten sich die Franzosen, wie schon auf Seite 374 kurz geschildert, in der Anlehnung an die starke Festung Verdun und an das große Truppenlager in Chalons gut verschanzt in Stellungen, aus denen sie nur schwer und mit den größten Opfern vertrieben werden konnten. Fast täglich kamen aus dem Großen Hauptquartier Berichte von unseren Kämpfen in den Argonnen und ließen erkennen, daß es nur ein schrittweises Vorgehen war, das unsere braven Truppen in einem sehr schwierigen Gelände unter Aufbietung unerschütterlicher Tapferkeit und großen Kampfesmutes erzwingen mußten.

Meisterhaft hatten die Franzosen es verstanden, sich hier festzusetzen und alle Vorteile sich zunutze zu machen, die dieses Gelände mit seinen undurchdringlichen Unterholzbeständen einem vorwärtsstrebenden Gegner bietet. Der ganze Wald war durchzogen von Laufgräben und Wolfsgruben, Verhauen und Barrikaden. Große Schwierigkeit bot es schon, den östlichen Waldrand zu besetzen, da unsere Truppen hier in offenem Gelände vorgehen mußten, während die Franzosen von ihren gedeckten Waldstellungen das vorgelagerte Gebiet beherrschten. Deutscher Angriffszähigkeit gelang es aber trotzdem, sich heranzuarbeiten und festen Fuß zu fassen. Ein Mitkämpfer schildert diesen Angriff recht anschaulich: „Kaum waren wir aus der Talmulde, die uns Deckung bot, heraus und gegen den Wald vorgerückt, als uns die feindlichen Infanteriegeschosse auch schon um die Ohren pfiffen. Die Franzosen schossen diesmal recht gut und fügten uns starke Verluste zu. Ich ließ den mir gegenüberliegenden Waldrand beschießen, obwohl ich selbst mit meinem Glase von dem Gegner nichts entdecken konnte. Das ganze Gelände vor uns war dicht mit Strohhaufen bedeckt, die man ohne Glas für feindliche Schützen hätte halten können. Einzelne aus ihrer Deckung zurückspringende Franzosen verrieten uns endlich ihre Stellung, die nun gehörig unter Feuer genommen wurde. Es dauerte dann nicht mehr lange, bis wir auf der ganzen Linie vorrücken konnten. Die feindliche Stellung wurde genommen, und bald war von den Franzosen nichts mehr zu sehen. Doch wurden wir jetzt unter heftiges Artilleriefeuer genommen, das schauerlich im Walde widerhallte. Trotzdem gelang es uns, unter unsäglichen Anstrengungen und Verlusten das erworbene Terrain zu behaupten.“

So weit die Schilderung des Angriffs, der sich auf der ganzen Front ähnlich abspielte. Doch nun begann in dem Waldgebiet erst ein blutiges Ringen Schritt für Schritt, das wochenlang anhielt. Sämtliche Waldwege waren, wie schon erwähnt, durch Verhaue, Schützengräben und Barrikaden



Karte des Kriegschauplatzes: Toul—Verdun—Reims.



Erstürmung eines Bauerngehöfts in den Argonnen.
Nach der Skizze eines Augenzeugen gezeichnet von A. Roloff.



Phot. R. Sennecke, Berlin.

In weit vorgeschobener Stellung durch das Feldtelephon in Verbindung mit dem Kommando.

gesperrt. Sogar auf Bäumen hatten die Franzosen ihre Maschinengewehre angebracht, von denen herab sie ein wirksames Feuer auf den Gegner eröffnen konnten. Überall im Walde waren geräumige Baumhütten mit Kochstätten errichtet, die erkennen ließen, daß sich die Franzosen hier für eine längere Verteidigung wohl vorbereitet hatten. Durch Sturmangriffe war den im Walde eingenisteten Franzosen nicht beizukommen, da in dem dicht verzweigten Unterholzgestrüpp ein geschlossenes, kräftiges Vorwärtsdringen einfach ausgeschlossen war. Einer erfolgreichen Beschießung durch die Artillerie stellten sich ebenfalls große Schwierigkeiten in den Weg, und auch die Aufklärung durch unsere Flieger versagte hier. So entspann sich denn ein Einzelkampf von Stellung zu Stellung, häufig Mann gegen Mann, ein gegenseitiges Überlisten, bei dem es bald vorwärts, bald rückwärts ging. Aber unaufhaltsam wühlten sich unsere Truppen doch tiefer in den Wald ein, gewannen hier und dort an Boden in einem Kampfe, der an Romantik und Eigenart sonst nicht seinesgleichen hat. „Wir haben", schreibt ein anderer Kampfteilnehmer, „hauptsächlich gegen die französischen Alpenjäger gefochten, die eine sehr gute Truppe und vorzüglich für diesen Waldkampf vorgeübt sind. Sie gleiten durch das Strauchwerk der Wälder, ohne einen Laut hören zu lassen, und kämpfen mit der größten Zähigkeit. Wenn sie herankommen, da gibt es kein Pfeifen, keinen geflüsterten Befehl. Alles ist still, bis sie sich mit der Wut von wilden Tieren auf uns stürzen. Von allen Seiten hagelt das Feuer auf uns ein, und wir denken manchmal im ersten Augenblick, daß in der Dunkelheit unsere eigenen Kameraden auf uns schießen. So kämpfen wir den ganzen Tag lang, stets in der Erwartung eines Überfalles oder eines Hinterhaltes, und wir müssen furchtbar auf der Hut sein. Es herrscht ein aufregendes Hin und Her, eine Atmosphäre der Spannung und der Überraschung, die bisweilen an die romantischen Abenteuer aus den Indianergeschichten und an die Kämpfe im Urwald denken läßt."

Besonders heftig waren auch die Kämpfe in der Umgegend der Forsthäuser, Blockhütten und Ansiedlungen, die, einsam und verborgen im Walde gelegen, von den Franzosen zu kleinen Festungen ausgestaltet worden waren. Unser Bild auf Seite 393 zeigt uns einen von einem Augenzeugen skizzierten Angriff unserer Truppen auf solch ein einsames Gehöft im Argonnenwald. Siegreich sind die Deutschen in dem Waldabschnitt vorgedrungen, da stoßen sie plötzlich auf das mitten im Walde gelegene Gehöft, in dem sich die Franzosen verschanzt haben. Alle Fenster und Dachluken sind zu Schießscharten benutzt, aus denen ein heftiger Kugelregen auf die Vordringenden herniederprasselt. Da hilft kein Stutzen und Zaudern, das Gehöft muß genommen werden, soll der Angriff weiter vorwärts getragen werden können. Und mutvoll stürzen unsere braven Truppen vorwärts, nicht achtend der Kugeln, die bald hier, bald da ihr Opfer finden. Aber schon ist die Tür erreicht, die mit wuchtigen Kolbenschlägen eingeschlagen wird. Der Eingang ist erzwungen, und nun beginnt in den engen Gängen und Räumen ein letzter erbitterter Kampf mit dem Bajonett, bis dem Feind die schützende Stellung genommen ist.

Wie Ulanen und Husaren zwei französische Kavalleriebrigaden vernichteten.

(Hierzu das Bild Seite 396/397.)

Wir ritten am 4. Oktober auf einer Landstraße in Frankreich in aller Ruhe dahin, wir: die ... Ulanen und das Husarenregiment Nr. .. nebst einer Abteilung Dragoner. Auf einmal kommt ein Meldereiter dahergejagt und bringt die Nachricht, daß 2000 Meter vor uns zwei feindliche Kavalleriebrigaden, also doppelt so viel als wir, gesichtet worden sind. Wir ritten noch 500 Meter Schritt, dann stellten wir uns zugweise auf. Und nun ging es im Galopp, die Lanze gefällt und den Säbel am Faustriemen am Arm, vorwärts. Wie schlugen unsere Herzen! Ein jeder von uns wußte, was es heißt, gegen eine zweifache Übermacht zu kämpfen. Dem Kameraden schnell noch einmal die Hand gedrückt, ein letztes stilles Gebet, dem treuen Pferde noch einmal den Hals geklopft, und dann hurra drauf los! Die Trompete blies zum verstärkten Galopp. Bald waren wir in einer Talmulde, dann ging's über einen Hügel, und auf 200 Meter erblickten wir den Feind. Auch er kam im Galopp auf uns zu: wir hörten schon die Pferde schnaufen. Auf 100 Meter ruft unser Rittmeister: „Festsitzen!", auf 30 Meter sehe ich, wie er seinen Revolver zieht: ein Krach, und der Führer der französischen Reiterei



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Prinz Leopold von Bayern (×), der Führer der Bayern vor Verdun, kehrt von einer Truppenbesichtigung in sein Hauptquartier zurück.

sinkt getroffen vom Pferde. Ein furchtbarer Zusammenprall erfolgt: Lanze gegen Lanze, Degen gegen Degen, Roß gegen Roß, Mann gegen Mann; dazwischen krachen in Pausen Revolverschüsse. Ich sehe plötzlich, wie mein Wachtmeister von acht Feinden umringt ist. Im Galopp stürme ich mit zwei Kameraden zu ihm. Wir hauen ihn heraus, und in wenigen Sekunden liegen acht Feinde, junge Menschen, auf dem mit Blut getränkten Rasen. Unser Wachtmeister ist frei, und weiter stürmen wir vorwärts. Die Lanzen haben die meisten von uns im Getümmel schon verloren.

Doch halt, was ist das? Die Trompete bläst zum Sammeln? Zurück geht es im Fluge. Der Feind, noch ohne rechte Besinnung, jagt 50 Meter hinter uns her. Er stößt Rufe aus, denn er glaubt, er hätte uns in die Flucht geschlagen, und freut sich offenbar. Er hat keine Ahnung, was Sekunden später mit ihm geschieht.

Rechts neben uns ist eine Waldecke. Dort halten in Deckung — was wir selbst nicht gewußt haben — acht Maschinengewehre. Ihr unheimliches Knattern ertönt, und Mann für Mann mähen sie nieder. Wir machen halt. Karabiner heraus, und auch unsere Kugeln sausen zwischen die Feinde. Jetzt, wie sie merken, daß ihrer immer weniger werden, reißen sie nach links aus. Keine 200 Meter von uns liegen zwei Kompanien Infanterie, die nehmen sie in Empfang. Langsam, aber sicher schießen deutsche Büchsen; für den Feind ist kein Durchkommen. Er will zurück und den Weg über den Marnekanal nehmen, woher er gekommen ist. Doch der Weg ist von vier deutschen Maschinengewehren besetzt. Diese halten dazwischen und hören nicht auf, bis der letzte Mann vom Pferde sinkt. Die sich uns zuwandten, fielen unter den Schüssen unserer Karabiner. Das alles hat knapp eine Stunde gedauert. In dieser Spanne Zeit haben 3000 Feinde ihr Leben lassen müssen.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Aus der Verteidigungstellung von Toul übergelaufene französische Soldaten werden durch bayrische schwere Reiter als Gefangene abgeführt.

Unsere Haubitzen.

Von Major a. D. Schmahl.

(Hierzu die Bilder Seite 388 und 389.)

Unseren Artilleristen von 1870 wird das Wort kaum geläufig gewesen sein, denn der schöne alte Name für die „kurze Kanone", also das Mittelding zwischen Kanone und Mörser, wurde erst in letzter Zeit wieder ausgegraben. Aber auch die Verwendung solcher Geschütze „im Felde" ist neu. Im Kriege 1870/71 wurden sie nur vor Festungen von uns verwendet und nur von der Fußartillerie bedient. Jetzt aber hat auch die Feldartillerie Haubitzen, und zwar jedes Armeekorps eine Abteilung von drei Batterien zu sechs Geschützen.

Man hat sich nur schweren Herzens dazu entschlossen, in die Feldartillerie wieder zwei verschiedene Kaliber einzuführen, nachdem man gerade erst dadurch eine Vereinheitlichung erreicht hatte, daß man der reitenden Artillerie dasselbe Geschütz wie der fahrenden gab. Nun ist also wieder mit der Verschiedenartigkeit der Bedienung zweier Kaliber zu rechnen. Auch der Mannschaftsersatz wird bei zwei Kalibern schwieriger, da man immer fragen muß: „Ist der Mann an der Kanone oder an der Haubitze ausgebildet?" Das schlimmste aber ist im Kriege der Munitionsersatz: das größere Kaliber braucht andere Geschosse und andere Ladungen, also andere Verpackung, andere Munitionskolonnen, und es kann im Schlachtgewühl vorkommen, daß der Schießbedarf gerade dort fehlt, wo man ihn braucht, weil er sich verfahren hat und zu dem anderen Kaliber gelangt ist.

Was hat uns nun doch dazu bewegen können, uns die Sache so zu erschweren? Es waren die Erfahrungen, die unsere lieben Freunde, die Russen, bei Plewna 1877 gemacht hatten, wo sie sich gegen die befestigte türkische Feldstellung Osman Paschas vom 20. Juli bis 10. Dezember blutige Köpfe holten. Der Grund war, daß die Türken in ihren Gräben gegen die flach schießenden russischen Kanonen durchaus sicher saßen und, wenn die Russen nach einer Höllenkanonade stürmten, ungeschwächt aufstanden und die dicken russischen Sturmkolonnen mit ihrem Infanterieschnellfeuer niedermähten. Die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gingen mit Versuchen hin. Die Erfindung eines Doppelzünders, der das Geschoß sowohl beim Aufschlag wie in der Luft zum Sprengen bringen konnte, ermöglichte die Abschaffung der alten Pulvergranate zugunsten des Schrapnells, aber die Hoffnung, durch ein neues Geschoß, die Sprenggranate, später einfach „Granate" genannt, um zweierlei Kaliber herumzukommen, führte zur Einführung dieses Geschosses, das man in der Luft über dem feindlichen Schützengraben sprengen wollte. Während nämlich das mit Schwarzpulver geladene Schrapnell



Die Vernichtung zweier französischer Kavalleriebrigaden durch deutsche Reiter am 4. Oktober 1914.

Nach einer Originalzeichnung von O. Merte.

bei der Feldartillerie seine Kugeln flach vorwärts wirft, gelang es, der Granate eine Sprengladung zu geben, die ähnlich dem Dynamit so heftig wirkt, daß man hoffte, die senkrecht herabgeschleuderten Sprengstücke würden die Schützen im Graben treffen. Die Wirkung befriedigte aber nicht, und zwar hauptsächlich wegen der flachen Flugbahn der Kanone, die man anderseits gegen ungedeckte, sichtbare Ziele, besonders solche in Bewegung, bei der Feldartillerie nicht entbehren konnte.

Das änderte sich durch endliche Einführung der Haubitze neben der Kanone. Schon die leichte Feldhaubitze (10,5 Zentimeter), die flach und im hohen Bogen schießen kann, hat bei Bogenschuß gegen Feldwerke eine recht gute Wirkung. Man hat noch nicht gelesen, wie sie sich in diesem Kriege bewährt hat. Dagegen haben wir Nachrichten über die vorzügliche Wirkung der schweren (15 Zentimeter-) Feldhaubitze, die von der Fußartillerie geführt wird und, von schweren Kaltblütern gezogen, der Feldarmee zugeteilt ist. Dieses Geschütz führt nur eine Art von Geschossen, nämlich die Granate, nur mit einem Aufschlagzünder. Die Granaten werden nur in hohem Bogen geschleudert und haben Granatfüllung 88, die wie Dynamit wirkt. Wo eine solche Granate einschlägt — und das mit Rohrrücklauf versehene, schnell feuernde Geschütz hat eine sehr gute Treffgenauigkeit — da „wächst kein Gras mehr". Mehr als das: die große Durchschlagskraft des schweren und mit großer Geschwindigkeit auftreffenden Geschosses dringt in das Ziel ein, um es durch die heftige Gaswirkung der entzündeten Sprengladung auseinanderzureißen. Es wurde schon erwähnt, daß diese Ladung dynamitähnlich wirkt. Das Dynamit, das aus Glyzerin hergestellt wird, ist aber gefährlich, sowohl gegen Stöße wie gegen Temperaturwechsel empfindlich, und so zu Selbstentzündungen geneigt. Es wird deshalb bei uns nicht mehr verwendet, auch die Pioniere gebrauchen zu ihren Sprengungen ebendieselbe Sprengmunition, reine Pikrinsäure, die auch in Färbereien zum Gelb- und Grünfärben verwendet wird. Bei den Franzosen heißt das Sprengmittel Melinit. In anderen Ländern gibt es Roburit, Ekrasit usw., die in der Wirkung ähnlich sind. Der Luftdruck der plötzlichen Gasentwicklung dieser Ladungen ist so stark, daß allein schon durch ihn lebende Wesen, auch wenn sie nicht getroffen sind, schwere Schäden, besonders der Nerven, davontragen können.

Batterien der schweren Feldhaubitze werden von dem Oberkommando der betreffenden Armee meist einer Infanteriedivision zugeteilt, bei der sie eine für sie passende Tätigkeit ausüben können. Meist wird dies die Zerstörung einer Festung oder von Feldschanzen sein, aber auch in der offenen Feldschlacht ist ihre Mitwirkung erwünscht, zum Beispiel zum Bekämpfen der feindlichen Artillerie oder dem „Sturmreifmachen", wie es so schön heißt, eines Dorfes. Darunter versteht man, den Dorfrand derart mit Granaten zuzudecken, daß die Verteidiger durch Verluste, die Vernichtung ihrer Deckungen, das Getöse der Explosionen, den Gestank der Gase und den Brand der Häuser in einem Grade erschüttert sind, daß sie unserer stürmenden Infanterie keinen bedeutenden Widerstand mehr leisten können.

Unsere Haubitzer nennen das Vernichten feindlicher Feldbatterien durch die wie Hammerschläge auf sie niedersausenden Granaten: „Wir haben sie gefunkt." Der Ausdruck kommt daher, daß eine sprengende Granate nur ganz kurz, viel kürzer als ein Schrapnell, das mit Schwarzpulver gefüllt ist, einen Feuerschein zeigt, um dann eine große Rauchwolke, vermischt mit Zielteilen, die in der Luft umherfliegen, zurückzulassen. Sie sind auch stolz darauf, daß die Gefangenen erzählen, sie könnten wohl der Feldartillerie standhalten, wenn aber die schweren Granaten kämen, fühlten sie sich verloren.



In jeder Familie unseres deutschen Vaterlandes befindet sich heute wohl eine Karte vom Kriegschauplatz. Mit regem Interesse verfolgt alt und jung, wie auf unserem Bilde, die allgemeine Kriegslage und freut sich, wenn unsere Truppen weiter in Feindesland vorrücken.

Generaloberst v. Moltke.

Von Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne.

(Hierzu das Bild Seite 385.)

Der verstorbene Generalfeldmarschall Graf Helmut v. Moltke — der Sieger in den Kriegen 1866 und 1870/71 — ist vom deutschen Volke nicht nur mit dem Strahlenkranz des Ruhmes, sondern mit allen Äußerungen rührender und dankbarer nationaler Verehrung belohnt worden. Ein Teil der letzteren hat sich unwillkürlich auf seinen Neffen und Nachfolger, zu Beginn des Krieges Chef des Großen Generalstabes, Helmut Johannes Ludwig v. Moltke, übertragen. Das Volk denkt ihn sich wie seinen großen Oheim als wortkargen Schweiger, der seine strategischen Entschließungen mit unfehlbarer Sicherheit trifft und zur Geltung zu bringen versteht.

Helmut Johannes Ludwig v. Moltke wurde am 29. Mai 1848 zu Gersdorf in Mecklenburg-Schwerin geboren als zweiter Sohn des einzigen Bruders des späteren Generalfeldmarschalls. Sein Vater war Landrat und starb 1871. Die geistige Ausbildung erhielt der Knabe zunächst auf einem Realgymnasium, nach dessen Absolvierung er als Fahnenjunker in das Füsilierregiment Nr. 86 in Flensburg eintrat. Im Feldzug 1870 wurde er Leutnant. Der Friede brachte ihm zunächst die Versetzung in das Königsgrenadierregiment Nr. 7 und 1872 in das 1. Garderegiment zu Fuß. 1876 bis 1879 war er als Oberleutnant zur Kriegsakademie kommandiert. Die Versetzung in den Großen Generalstab 1880 legte den Grund zu seiner Ausbildung als Generalstabsoffizier. 1881 erfolgte seine Beförderung zum Hauptmann. Ein Jahr später wurde er zweiter Adjutant bei seinem berühmten Oheim und verblieb bis zu dessen Tode 1891 in dieser Stellung. Während dieser Zeit, 1888, rückte er zum Major auf; der jahrelange, innige und vertraute Verkehr mit dem Generalfeldmarschall brachte reiche und wohl benutzte Gelegenheit, um dessen Gedanken, Wissen und Können sich selbst zu eigen zu machen, um so mehr, als der Feldmarschall im Kreise seiner Verwandten keineswegs der eisige Schweiger war, sondern in angeregter Unterhaltung einen reichen Born aus seiner Gedankenwelt den gespannt aufhorchenden Zuhörern zuströmen ließ. Nach dem Tode seines Oheims wurde H. v. Moltke Flügeladjutant des Kaisers und 1890 als Oberst Kommandeur des Kaiser-Alexander-Gardegrenadierregiments Nr. 1. Diese Stellung hatte er bis 1899 inne und vertauschte sie dann bis 1902 mit der des Kommandeurs der 1. Gardeinfanteriebrigade. In diesem Jahre erhielt er als Generalleutnant und Generaladjutant des Kaisers das Kommando der 1. Gardeinfanteriedivision, wurde 1904 Generalquartiermeister und am 1. Januar 1906 als Nachfolger des hochverdienten Grafen v. Schlieffen Chef des Generalstabes und General der Infanterie. Am 27. Januar 1914 erfolgte seine Beförderung zum Generalobersten.

Auf den längst erwarteten Weltkrieg hat H. v. Moltke die Armee in steter Verbindung mit dem Kriegsministerium in ebenso sorgsamer und pflichttreuer wie genialer Art vorbereitet. Das Laienpublikum glaubt, es ließe sich ein Operationsplan für die ganze Dauer eines Feldzugs entwerfen. Diesen Glauben hat schon der alte Feldmarschall zu zerstören gesucht und ausgeführt, daß das erreichbare Ziel in der ungestörten Vollendung des Aufmarsches der Armeen

liege, daß aber dann die Strategie in einer ununterbrochenen Folge von „Kompromissen" bestehe. Jeder Akt des Kampfes erfordert je nach seinem Ausfall neue Entschlüsse. Diese folgerichtig zu fassen und auszuführen, ist die Kunst des Feldherrn. — Die zermürbende Geistesarbeit des ersten Kriegsvierteljahrs hatte H. v. Moltke im Oktober auf das Krankenlager geworfen, so daß er die Geschäfte des Chefs des Generalstabes des Feldheeres anderen Händen überlassen mußte. Zu seinem Nachfolger wurde der Kriegsminister, Generalleutnant v. Falkenhayn ernannt.

Die Operationsziele der Türkei.

Von Rittmeister a. D. Großmann.

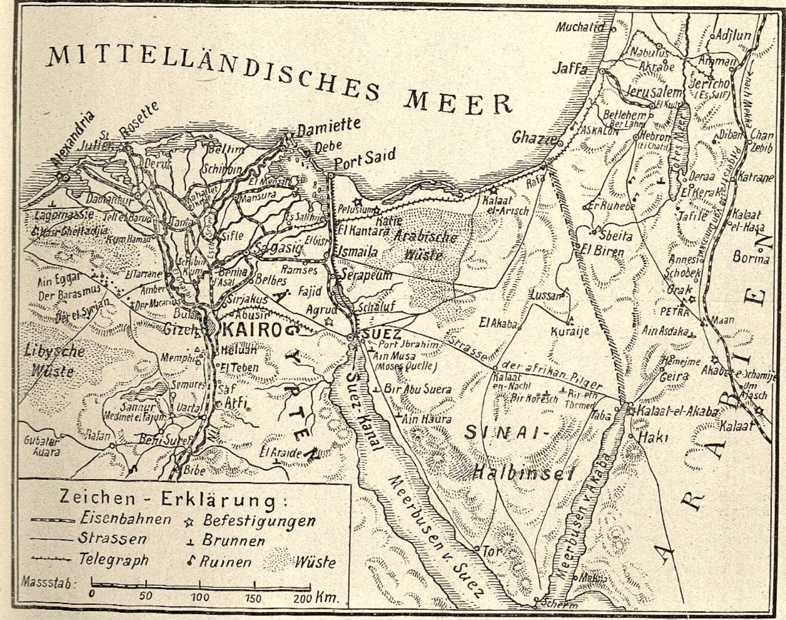
(Hierzu die Karten Seite 342 und 399, sowie das Bild Seite 400)

Von den drei Landesgrenzen der Türkei soll die europäische, von Bulgarien umsäumte hier ausscheiden, da bei der heutigen politischen Lage dieses Land nicht zu den Feinden der Türkei zählt und wohl auch nicht zu ihnen zählen wird, solange der jetzige Zustand anhält und ein russischer Durchmarsch durch diese Zone als ausgeschlossen zu betrachten ist. Es bliebe also die Grenze am Kaukasus und die gegen Ägypten. An der ersteren erfolgten bereits Zusammenstöße mit dem Feinde; der Hauptangriff der Türken bewegte sich auf der Linie Erzerum—Kars vor und hatte nach den siegreichen Gefechten von Köpriköi und Liman Sisi die Grenze bereits überschritten; gleichzeitig war eine Nebenaktion längs der Küste mit der Basis Trapezunt gegen Batum eingeleitet.

Das Gebiet des Kaukasus ist, wie die politischen und militärischen Verhältnisse nun einmal liegen, das vorgezeichnete Kriegstheater, aber ein ideales oder auch nur ein „gangbares" ist es nicht, ebensowenig wie für Rußland ein Vorstoß gegen Erzerum nach den weiten Gebieten Armeniens und darüber hinaus in das Massiv von Anatolien hinein irgend etwas Verlockendes hat. Rußlands Ziel, Konstantinopel, ist nur erreichbar durch einen nördlichen Landangriff. Die unmittelbare Berührungslinie beider Mächte beträgt 400 Kilometer und wird von einem alpenhohen Bergland ausgefüllt, Armenien, dessen Hauptorte Kars (russisch; in Rigihöhe) und Erzerum (türkisch; 200 Meter höher) ein ungewöhnlich rauhes Winterklima haben. Als Zentralpunkt Armeniens ist Eriwan anzusehen, dessen militärische Bedeutung darin liegt, daß von hier die einzigen Straßen nach Kars und nach dem nordwestlichen Persien führen. Jenseits leitet die Schwelle von Tiflis hinüber zum Kaukasus, der einen sicheren Schutzwall für das europäische Rußland darstellt. Der Weg nach Tiflis und darüber hinaus auf der Grusinischen Heerstraße nach Wladikawkas ist ungeheuer schwierig. Dann tritt man in ein unendliches, schwach bevölkertes Steppengebiet ein, das sich um das Kaspische Meer zur Wolgamündung dehnt. Aber auch der schmale Pfad längs der Küste, das unwirtliche Hochgebirge im Osten, die See im Westen, bildet keine Operationslinie, da man bis Novorossisk, an die 400 Kilometer, einen höchst unsicheren, auf beiden Flanken gefährdeten Anmarsch hätte. Dann allerdings träfe ein türkischer Stoß auf ein wirtschaftlich sehr wichtiges Gebiet, den unteren Don mit Rostow als Zentrum.

Das erstrebenswerte Ziel eines türkischen Einfalls ist zweifellos die Bahnlinie Batum—Baku. In Tiflis schlägt das Herz dieses mit Naturschätzen gesegneten Gebietes; mit Batum hätte man den wichtigsten Handelsplatz des Ostbeckens des Pontus in Besitz, und in Baku legte man die Hand auf diese an Erdöl so reiche Zone des östlichen Transkaukasiens. Hier wäre das Zarenreich weit empfindlicher getroffen, als etwa durch eine Besetzung der endlosen Wolgasteppen.

Batum, die Rothschildstadt, war einst türkisch und hieß



Karte des türkisch-ägyptischen Kriegschauplatzes.

Bathumi; 1878 sprach der Berliner Kongreß diese Eingangspforte Rußland zu. Tiflis mit seinen 250000 Einwohnern ist der Hauptstapelplatz dieser weiten Gebiete, bis hinab nach Persien; Baku ist durch sein Petroleum steinreich — alle drei also sehr begehrenswert.

Die Schwierigkeiten, die sich einem Eindringen der Russen in die lebenswichtigen Teile der Türkei entgegenstellen, sind aber gewiß nicht geringer als die vor den Osmanen sich türmenden Hindernisse, weil das wichtigste Gebiet der Türkei — Anatolien — weitab auf dem westlichen Teile der kleinasiatischen Halbinsel sich dehnt, und von hier aus gen Osten hohe Bergketten, von Wüstenstrecken durchsetzt, in öder, wasserarmer Gegend ziehen.

Ganz andere, weit größere Aussichten bieten sich im Süden der asiatischen Türkei, zu dem Syrien eine so geeignete Landbrücke bildet, zum Pharaonenlande hinüber. Hier liegt auf türkischem Gebiete die endlose Wüste bis hinan zum eisernen Strang der Hedschahsbahn, und auch diese selbst berührt erst in Palästina und in Syrien für Engländer, oder wohl besser für Franzosen begehrenswerte Objekte. Aber dieser Weg ist für die ersteren weit und bedürfte sorgsamster Vorbereitung, die jetzt nicht mehr möglich sein dürfte.

Ist aber die Wüste auf Sinai überwunden, so winkt dem Halbmond ein auf engem Raume zusammengedrängtes Gebiet, ein altes Kulturland, dessen Reichtümer im Nilbecken zusammengepreßt sind, ein Land, das ungeheuren Wert für seinen heutigen unrechtmäßigen Besitzer hat und militärisch sehr verwundbar ist. Allerdings: wie ein künstlicher Festungsgraben legt sich jene künstliche Wasserstraße schützend quer vor, auf 160 Kilometer langer Front zwischen Port Said und Suez, und wehrt den Angriff; aber der Weg von hier ist nicht mehr weit, nur etwa 150 Kilometer bis Kairo und etwa 200 Kilometer bis Alexandria, das ägyptische Einfallstor, das 1882 unter dem Feuer englischer Raubfahrzeuge erzitterte.

Wer aber Kairo besitzt, hat Suez und mit diesem den Schlüssel zur halben Welt.


Blick auf Tiflis im Kaukasus.

Das Gefecht bei Soldau.

(Hierzu die Bilder Seite 402 und 403.)

Daß die Russen nach ihren gewaltigen Niederlagen bei den Masurischen Seen in den letzten Augusttagen und bei Lyck in der ersten Septemberhälfte mit neuen Heeresteilen gegen Ost- und Westpreußen wie auch Posen heranziehen würden, ließ sich voraussehen. Sie kamen in größerer Zahl, als man erwartet hatte. Die neue Schlachtlinie zog sich vom ostpreußischen Städtchen Stallupönen herab bis nach Galizien hinein. An verschiedenen Stellen begannen Kämpfe, und das Große Hauptquartier meldete in den ersten Novembertagen kurz und doch vielsagend: „Auf dem östlichen Kriegschauplatze dauern die Kämpfe fort. Eine Entscheidung ist noch nicht gefallen."

Aber sie rückte näher. Schon am 7. November drang die Siegesbotschaft durch die Welt, daß in Russisch-Polen drei russische Kavalleriedivisionen über die Warta bis Kolo zurückgeworfen worden seien. Am 9. November fielen südlich von Eydtkuhnen beim Wysztyter See über 4000 Russen in unsere Hände.

Die Bewohner von Ostpreußen wußten bei diesen Nachrichten, daß im Osten wieder etwas Großes im Gange war. Die Unsicherheit hielt an, die Spannung stieg von Stunde zu Stunde. Da kam die Erlösung: die anstürmenden Russen wurden nicht nur überall aufgehalten, sondern auch zurückgedrängt. In Ostpreußen atmete alles erleichtert auf.

Dort, wo die Provinz Ostpreußen in einer stumpfen Spitze am tiefsten nach Süden vorspringt und sich nordöstlich vom Städtchen Neidenburg her der Soldaufluß hinschlängelt, tritt aus Rußland eine Eisenbahnlinie ein. Jenes Grenzgebiet ist in diesem Kriege wiederholt von den Russen berannt worden, zuletzt gegen die Mitte des Monats November. Die vorgeschobenen russischen Heeresteile waren mit starken Reitermassen durchsetzt, die indessen nicht in die Provinz Ostpreußen vordringen sollten.

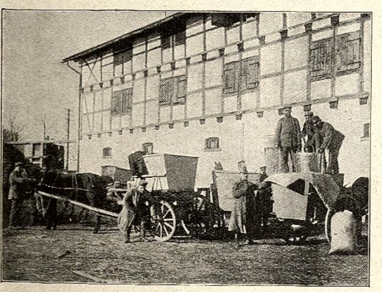
Die Gegend bei Soldau besteht meist aus leichtem Boden mit reichlichem Buschwerk, das unseren Truppen vorzügliche Deckungen gab. Beim Eindringen der feind-

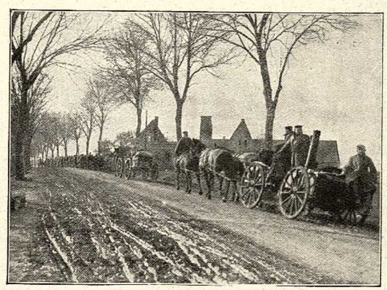

Gefangene Russen auf dem Bahnhof Eydtkuhnen.


Das Dorf Wirballen; Zugang von der Gefechtslinie aus.


Fliegende Händler in Eydtkuhnen.


Durch Granaten zerstörtes Haus in Pillkallen.


Kochkisten auf erbeuteten Russenkarren.
Das Essen wird über dem Feuer angekocht und dann in die Kochkisten gestellt.


Truppenkolonnen auf dem Marsch.
Den Schluß bildet die Feldküche.

Bilder von der ostpreußischen Grenze.



Das Schlachtfeld bei Soldau wird von deutschen Landsturmmännern nach Gefallenen abgesucht.

Phot. Leipziger Presse-Büro.

lichen Reiter wurde auf einmal jeder Busch und Baum lebendig, und unter dem mörderischen Feuer unserer Gewehre und Geschütze wälzte sich bald ein dichter Knäuel der vorgedrungenen Russen.

Am Sonnabend, den 14. November, meldete die oberste deutsche Heeresleitung, daß die Entscheidung bei Soldau noch nicht gefallen sei. Allein am 18. November durcheilte unerwartet die Siegesbotschaft die Lande, daß der Feind südöstlich Soldau bis Mlawa zurückgeworfen sei. Diese Siegesbotschaft löste namentlich bei den geängstigten Grenzbewohnern Ostpreußens lauten Jubel aus. Hatten sich doch wieder zahlreiche Bewohner zur Flucht gewandt, auch in Soldau, wo der Bahnhofvorsteher durch seine Besonnenheit und Ruhe viel Unheil verhütete. Als die russischen Geschosse schon zwischen dem Soldauflusse und dem Bahnhofstellwerk einschlugen, meldete er seiner Dienstbehörde, daß noch keine Gefahr vorhanden sei. So konnten viele Bewohner in aller Ruhe die Stadt verlassen.

Die Krönung aller Operationen stellte die Gefangennahme von etwa 30 000 Russen und der Verlust zahlreicher Geschütze dar. Die russische Kavallerie hatte vor Soldau keinen glücklichen Tag, und statt der erhofften Lorbeeren wurden ihr blutige Rosen.

Das Telephon im Kriege.

Aus Feldpostbriefen.

(Hierzu die Bilder Seite 390, 391, 394 oben.)

„Am 25. Oktober rief mich unser Batteriechef zu sich und erklärte mir, daß er gerne eine Beobachtungstelle errichten wollte, und zwar weiter vorne vor der Batterie. Ich erwiderte, daß wir keine Elemente und keinen Draht mehr hätten. Er sagte nur: Ich muß die Leitung haben und verlasse mich auf Sie, sehen Sie zu, wie Sie es anfangen. Um halb fünf Uhr (es war elf Uhr vormittags) muß die Telephonleitung fertig sein, um sechs Uhr will ich schießen. Punkt! So, nun stand ich da! Zum Überlegen hatte ich nicht lange Zeit, sondern ich warf mich auf mein Pferd und ritt 15 Kilometer weit in die nächste Stadt. Hier bekam ich unter größten Schwierigkeiten drei Elemente und etwa 2000 Meter Draht. Schnellstens sauste ich wieder zurück, meldete mich und erntete Dank von meinem Oberleutnant. Jetzt wurde mir an Hand der Karte die Lage des Feindes gezeigt, damit ich mich nicht verlaufen konnte. Ich trat nun um zwei Uhr den gefährlichen Weg an. Ausgerüstet mit meinem Apparat, einem Revolver und Säbel zog ich nun



Deutsche Infanterie zieht auf dem Marsche nach Mlawa durch das von den Russen zerstörte Städtchen Soldau.

Phot. Leipziger Presse-Büro.



Russische Kavallerie wird von deutscher Infanterie in den Kämpfen bei Soldau am 18. November 1914 zurückgeworfen.

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Neumann.

meine Leitung. Kaum 500 Meter von der Batterie entfernt, bekam ich Feuer, da ich auf freiem Felde gehen mußte. Ich war bemerkt worden. Plötzlich krachten Schrapnelle über mir, die mir wunderbarerweise keinen Schaden zufügten. Ein kurzes Gebet, und auf dem Leibe kriechend ging es vorwärts! Über Wiesen, Felder, Rübenäcker und Gräben lief mein überaus mühsamer Weg. Ich mußte noch weiter, da ich die deutschen Vorposten noch nicht erreicht hatte. 1000 Meter hatte ich schon gelegt, und es gelang mir, auch die zweiten tausend Meter noch zu legen. Nach einigen Stunden erreichte ich unseren Vorposten. Es waren Jäger. Die sahen mich groß an und glaubten nicht an meine Aufgabe.

Ich erfuhr, daß ein Haus, das noch 500 Meter weiter lag, Tags zuvor von den Engländern verlassen worden war. Dies Haus ist von uns in Brand geschossen worden. Nur das Dach war noch ziemlich gut. Ich nahm es mir zum Ziel. Die Jäger warnten mich vor weiterem Vorgehen. Ich ließ mich aber nicht halten. Unter äußerster Vorsicht erreichte ich das Haus, stieg auf den Dachboden und erkannte von hier, daß ich bis auf 120 Meter vor dem englischen Schützengraben vorgedrungen war. Ich konnte die Gesichter deutlich unterscheiden und hörte die Feinde sprechen. Also mußte ich mich ruhig verhalten. Ich stieg wieder hinab und telephonierte meine Beobachtung zurück, worauf mir der Oberleutnant zu meinem kühnen Vordringen gratulierte. Ich sollte nun aushalten und warten, bis die Beobachtungsoffiziere kämen mit den Instrumenten. Als diese anlangten, freuten sie sich ungemein über die wunderbare Beobachtungstelle. Nun wurden unsere Geschütze gerichtet, und wir schossen. Jetzt erst habe ich gesehen, welch heillose Verwüstung unsere Granaten anrichten können. Wir hatten unter 30 Schuß 21 Volltreffer, ein Ergebnis, das noch von keiner Batterie erreicht wurde. Das lag natürlich an unserer großartigen Beobachtungstelle. Wir sahen zum Beispiel einige Granaten direkt im Schützengraben krepieren. Ferner sahen wir etwa 25 Mann in eine Deckung flüchten, darunter drei Offiziere. Auch diese Deckung beschossen wir. Drei Granaten schossen wir hinein, worauf sie in die Luft flog. Fünf Tage lagen wir auf diesem Haus und schossen immer mit demselben Erfolg. Unsere Lebensmittel bekamen wir ganz heimlich bei Nacht zugesteckt. Jedes Geräusch war mit Lebensgefahr verbunden, denn wären wir entdeckt worden, hätte uns der Feind mit Leichtigkeit vernichtet. Am 1. November mußte ich zur Batterie zurück. Der Major heftete mir das Eiserne Kreuz auf die Brust. Ich habe geweint vor Freude. Um zwei Uhr nachts war ich wieder auf meinem Pulverfaß und versehe meinen Dienst noch mutiger als vorher.“ —

Welche Helden wir unter unseren Telephonisten im Felde zählen, geht aus einem weiteren Feldpostbrief hervor, der über einen jungen Konstanzer berichtet. Es heißt da: „Beim Stab unseres Bataillons, der sich in einem Hause eingenistet hatte, war plötzlich die Telephonleitung unterbrochen. Ein junger Telephonist, ein kleiner Kriegsfreiwilliger von 19 Jahren, nahm sein Werkzeug auf, das Gewehr über und zog los, ohne den Befehl dazu abzuwarten. Nach einer Viertelstunde arbeitete der Fernsprecher wieder; kurz darauf brachten vier Mann den kleinen Telephonisten auf einer Zeltbahn daher, eine Granate hatte ihm die ganze linke Bauchseite aufgerissen. Der todwunde kleine Mann schaute den Major nochmals an, meldete vorschriftsmäßig: ‚Leitung wieder hergestellt!‘ und starb. Ein alter Landstürmer, der ebenfalls als Kriegsfreiwilliger mitgezogen ist, sagte noch in gutem Badisch: ‚Erscht melde, dann schterbe, so ischs recht!‘ — Welch ein Held starb doch mit dem kleinen Mann!“

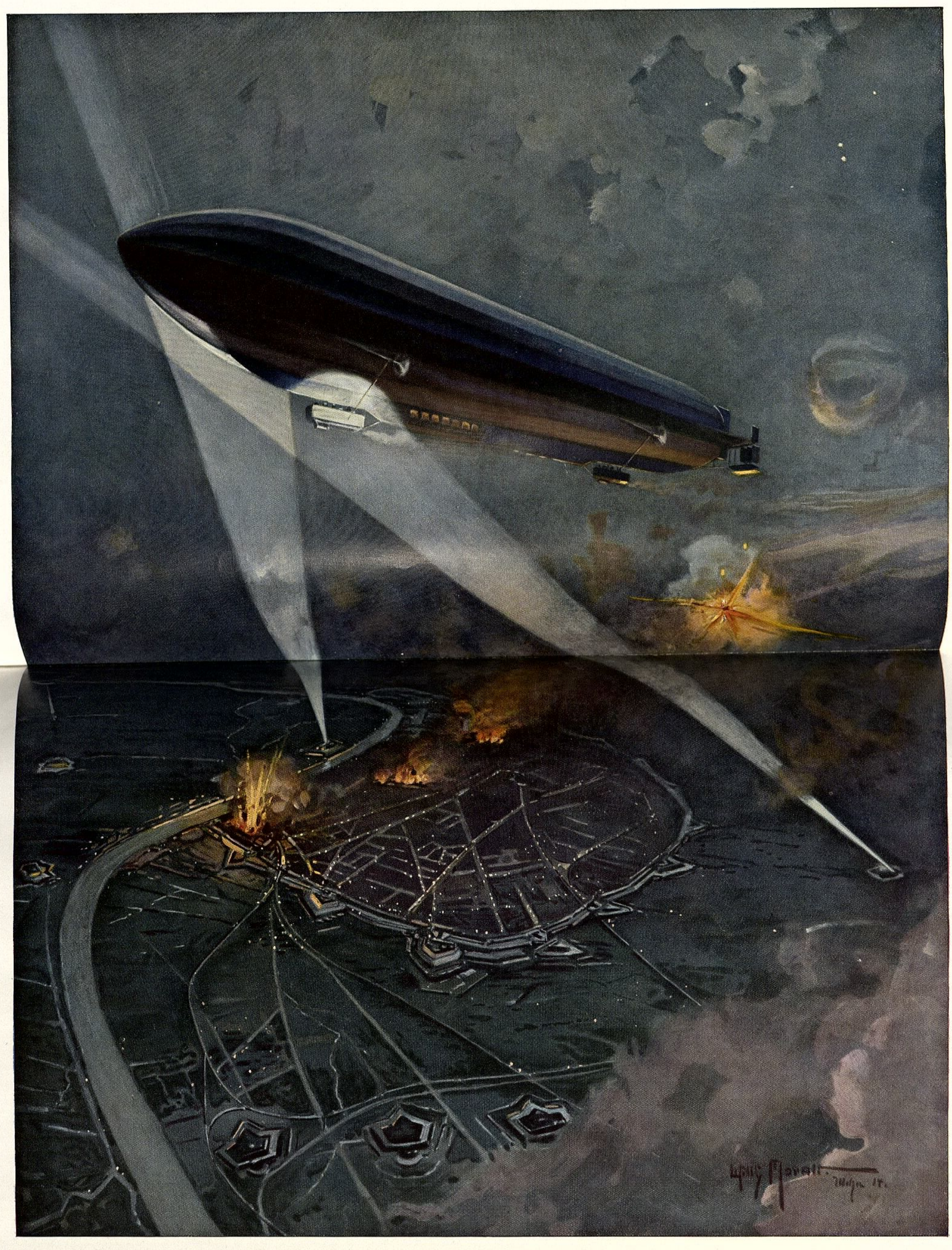


Phot. Leipziger Presse-Büro.

Feldkriegskasse eines bayrischen Armeekorps, die einen Wert von mehreren Millionen Mark darstellt.
Die Regimenter sowie die höheren Verbände führen sehr große Kriegskassen mit sich, da die Überweisungen der Löhne und Gehälter an die Truppen regelmäßig in bar erfolgen.

Frieden mitten im Krieg. Der „Mannheimer Generalanzeiger“ veröffentlicht folgende ihm zugegangene Feldpostkarte vom 19. November 1914: Heute drückten sich unsere Leute von der 11. Kompanie mit den Franzosen die Hände. Wir liegen nämlich an einer Stelle den Franzosen 30 Meter gegenüber. Da wird öfters beiderseits gerufen. Jetzt rief ein Franzose, daß wir aufhören sollten zu schießen, um gemeinsam drei Tote zu beerdigen, die dazwischen liegen. Wir hörten auf zu schießen. 8—10 Franzosen und ein französischer Offizier legten die Waffen ab, und von uns geschah das gleiche.

Man reichte sich die Hände, begrub die Toten gemeinsam, tauschte Zigarren, Zigaretten und Zeitungen aus, sprach miteinander. Und da sagten die Franzosen, wir sollten nicht mehr schießen, sie schössen auch nicht mehr. Aber auf die Engländer sollten wir fest draufgehen. Man reichte sich die Hände, hob die Waffen auf und kroch wieder in den Graben.



Ein Zeppelinkreuzer über Antwerpen.
Nach einem Gemälde von W. Moralt.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Am 7. September wurde Gent von den Deutschen besetzt. Auch diese Stadt blickt auf eine wechselvolle glänzende Vergangenheit zurück. Bis zuletzt war sie Hauptstadt der belgischen Provinz Ostflandern. Das heutige Gent hat einen Flächeninhalt von 3000 Hektar und eine Bevölkerung von 170 000 Seelen.

Bei der Besetzung der Stadt wurden als Kriegsentschädigung gefordert: 10 000 Liter Benzin, 1000 Liter Mineralwasser, 150 000 Kilogramm Hafer, Fahrräder, Autoreserveteile und 100 000 Zigarren. Die Stadt wurde dann mit weiteren Kriegsabgaben und dem Durchzug von Truppen verschont. Bald nachdem der Bürgermeister von seiner Unterredung mit dem Führer der deutschen Besatzungstruppen nach der Stadt zurückgekehrt war, wurde dort von einem Automobil, auf dem ein Maschinengewehr befestigt war, auf zwei deutsche Offiziere gefeuert, von denen einer getötet, der andere verwundet wurde. Der Bürgermeister fuhr sofort wieder zur Truppe, um etwaige üble Folgen dieses Mißverständnisses abzuwenden.

Durch das Vordringen deutscher Truppen in Nordbelgien, wobei ständig Gefechte geliefert werden mußten, wurde Antwerpen von der Landseite vollständig abgeschnitten. Der Entsatz der Stadt auf dem Landwege war dadurch unmöglich gemacht. Die Ostender tägliche Dampfschiffahrtverbindung mit England wurde eingestellt, da von deutschen Fischereifahrzeugen, die man als belgische angesehen hatte, eine große Anzahl Minen gelegt worden war. Südlich von Antwerpen wurde das Land in einer Ausdehnung von 70 Quadratmeilen überschwemmt, um die deutschen Truppen am Einmarsch zu hindern.

Die Einschließung Antwerpens von der Landseite hatte also schon begonnen, wenn auch die Beschießung noch einige Zeit auf sich warten ließ, weil die Deutschen erst ihre großen Belagerungsgeschütze herbeischaffen mußten. Den Einwohnern wurde der Ernst der Lage allmählich klar, und vielen schwand die Hoffnung, daß das Eindringen der deutschen Truppen noch lange verhindert werden könnte. Flugzeuge, und zwar vor allem Zeppelinluftschiffe (siehe Kunstbeilage), erschienen wiederholt über der Festung und warfen Bomben nieder, die neben dem Schaden, den sie anrichteten, eine ungeheure Panik unter der Bevölkerung hervorriefen. Am 12. September wurde ein Ausfall versucht, der aber von den deutschen Belagerungstruppen kräftig zurückgewiesen wurde. Eine lebhafte Schilderung dieses Ausfalls, bei dem sich die Belgier blutige Köpfe holten, enthält der nachstehende Feldpostbrief:

„Meine lieben Eltern!

Das war gestern wieder ein bedeutungsvoller und in mehr als einer Beziehung hochinteressanter Tag. Wie sich heute herausstellte, hat die Antwerpener Ausfallarmee versucht, unseren Umzinglungsgürtel zu durchbrechen, nach Brüssel zu marschieren und in Gemeinschaft mit dem Mob ein großes Gemetzel unter den Deutschen zu veranstalten. Telegraphisch war die Brüsseler Bevölkerung wohl benachrichtigt worden, daß die Belgier spätestens am Sonntag in Brüssel einziehen würden. Nun, ihr Plan ist glänzend mißglückt.

Schon mehrere Tage war rechts und links von unserer Stellung starkes Artilleriefeuer im Gange. Was es zu bedeuten hatte, wurde uns natürlich nicht verraten. Wir bauten inzwischen unsere Schützengräben zu starken Feldbefestigungen mit Drahthindernissen, Unterständen und so weiter aus. Gestern (Sonnabend) früh nun lagen wir in Reserve zur Verfügung des Regiments. Unsere Unterbringung war recht drollig. Wir lagen nämlich in einem großen Straßenbahndepot, einer riesigen Eisenhalle mit zahlreichen Glasfenstern. Auf den Schienen standen — 8 Gleise nebeneinander — zahlreiche Wagen der ‚Elektrischen', die als unsere Wohnung galten. In einem solchen Wagen hatte ich mit zwei Kameraden, auf der harten Bank schlafend, die kalte Nacht zum 12. ziemlich ungemütlich verbracht. Jedoch der Berliner Humor findet sich in alle Lagen. Später beobachteten wir auf einem solchen Wagen stehend



Phot. Max Wipperling, Vohwinkel.

Panzerturm auf Fort Lierre, den ein Schuß eines 42-cm-Mörsers völlig bloßlegte.



Phot. Boedecker, Berlin.

Maschinengewehre und Infanterie im Schützengraben beim Angriff auf Fort Wavre bei Antwerpen.

von der Landstraße aus durchs Glas unsere Schützengräben. Die belgische Artillerie feuerte heftig auf uns. Plötzlich hörten wir über unseren Köpfen das bekannte singende Pfeifen einer fliegenden Granate. Unwillkürlich duckten wir uns. 50 Meter vor uns fuhr das Geschoß in den Boden und krepierte dort, ohne irgendwelchen Schaden zu stiften. Wir hielten es aber doch für ratsamer, wieder in den Schuppen zurückzugehen. Von hier aus konnten wir nun sehr schön beobachten, wie zahlreiche Artilleriegeschosse über uns wegsausten — ohne jedoch zu krepieren. Unsere Schützengräben trafen sie nicht, wohl aber Bäume und Häuser. Wir standen in der Tür und lachten, wenn wieder so ein Ding geflogen kam. Uns wunderte nur, daß unsere eigene Artillerie schwieg. Das hatte aber eine tiefere Bedeutung und war ein feiner Trick.

Inzwischen hatte vorn ein lebhaftes Gewehrfeuer eingesetzt. Mehrere feindliche Geschosse sausten seitlich durch die Fensterscheiben in unseren Schuppen. Uns störte indessen die Schießerei nicht, bis plötzlich die Lage doch bedenklich wurde. Eine Kugel kam nämlich durchs Schuppenfenster in den Wagen geflogen, zertrümmerte eine Scheibe und blieb dann in nächster Nähe von mir in der Wand des Wagens stecken. Ich habe sie mir zum Andenken aufbewahrt. Jetzt verließen wir doch im ‚Marsch, marsch!' unseren Skattisch — den Tornister — und setzten uns dicht an die Mauer, wo wir gegen weitere Schüsse gedeckt waren. Gleich darauf kam auch vom Kompanieführer der Befehl: ‚Alles hinlegen!' Die Dunkelheit brach herein und mit ihr Sturm und heftiger Regen. Das Gewehrfeuer vorn wurde immer lebhafter. Mit Spannung warteten wir, was kommen würde. Immer noch schwieg unsere Artillerie. Plötzlich der Befehl: ‚Es wird umfassend angegriffen. Die . . . Brigade greift um den linken, die . . . Brigade um den rechten Flügel des Feindes und treibt diesen auf unsere Stellung zu.' Und nun nahte die Katastrophe. Unsere Feldartillerie kam in sausendem Galopp angesprengt. Von der Chaussee aufs Feld abbiegen, auffahren, abprotzen war eins. Jetzt begann ein Schnellfeuer, wie ich es von der Artillerie noch nicht gehört habe. Der ganze Boden dröhnte. Auch die schweren Feldhaubitzen, die 3 Kilometer von uns abstanden, begannen ihre eindringliche Sprache zu reden. Tatsächlich hatte sich der Feind durch das Schweigen der Artillerie am Nachmittag dazu verleiten lassen, anzunehmen, daß wir erschüttert seien. Er hatte sich in dichten Kolonnen aus seinem Versteck hervorgewagt und wollte unsere Stellung stürmen. Da begannen nun unsere Granaten und Schrapnelle hineinzufunken. Und sie trafen aufs Haar. Sie haben in den Reihen des Feindes ganz furchtbar aufgeräumt. Den packte das Entsetzen. Tornister, Munition, Waffen, alles wurde im Stich gelassen. In wilder Flucht raste der Feind im strömenden Regen davon, von unserer Artillerie verfolgt. Der schöne Plan der Belgier, nach Brüssel durchzubrechen, war mißglückt.

Gegen halb elf Uhr kam das tröstliche Kommando: ‚In die alten Quartiere zurück!' So ging es denn wieder zum Bahnschuppen, den aber inzwischen schon die Artillerie mit Beschlag belegt hatte. Doch fanden wir noch genügend leere Wagen. Mein Rock war zum Auswinden naß. Ich zog ihn aus, hüllte mich in meinen Mantel und schlief auf dem Boden des Wagens. Wir wärmten uns gegenseitig. So verbrachte ich, den Umständen angemessen, eine recht angenehme Nacht. Das erste am heutigen Morgen war, daß ich um fünf Uhr zur Schmiede ging und über dem Feuer meinen Rock trocknete. Hier in der Schmiede spielten sich buntbewegte Bilder ab. Die Artillerie kochte in ihren Kesseln Kaffee. Eine Anzahl von uns stand ums Feuer und trocknete Sachen, nebenan wurden Pferde beschlagen. Im großen, dunklen Raum mit den leuchtenden Feuern höchst malerische Bilder! Bald gab's den wärmenden Kaffee. Nichts klappt auch so vorzüglich wie unsere Verpflegung. Täglich zweimal kräftige Bouillon, Gemüse, Reis und so weiter. Schmalz, Marmelade ist stets vorrätig. Brot und Speck gibt's mehr als reichlich. Dazu kommen noch die auf eigene Hand zubereiteten Hühner und Tauben und der Wein. Also von Nahrungssorgen keine Rede."

Hatten die Belgier zuerst geglaubt, daß Antwerpen uneinnehmbar sei, so wurden sie durch den Fall Lüttichs in diesem Glauben doch wankend. Die gesamte wohlhabende

Bevölkerung war geflüchtet, so daß der Mob sich ungestört breit machen konnte. Ein großer Teil der belgischen Armee, etwa 20 000 Mann, umlagerte die Stadt. Zeitungsjungen liefen ab und zu und schrien neue Ausgaben des „Matin" aus. Die Leute rannten sofort auf sie zu und rissen ihnen die Blätter aus den Händen: Abermals Siege der Deutschen! Die Zeitungen schienen übrigens sehr streng zensiert zu werden. Es fehlten ganze Zeilen und ganze Stücke, die aus den fertig gesetzten Blättern herausgenommen worden waren. Man murrte über diese Zensur, weil sie in Ungewißheit halte über das, was im Lande vorgehe. Die Nachricht von der Einnahme Lüttichs zum Beispiel war mehrere Tage unterdrückt worden. Um acht Uhr begann es allmählich finster zu werden. Die Gendarmerie ging umher und sah nach, ob das Licht überall ausgelöscht sei. Diese Vorsicht wurde wegen der Zeppeline geübt. Einmal erschien ein solches „höllisches" Fahrzeug mitten in der Nacht über der Stadt und warf Bomben nieder, die mehrere Menschen töteten. Die Explosionen erschütterten mehrere hundert Häuser. Zeitig ging man schon zur Ruhe, aber viele Menschen blieben in den Kleidern, um jeden Augenblick bereit zu sein und auf die Straße laufen zu können, andere lagerten in Kellern.

Auf Seite 84 haben wir einen Plan von Antwerpen gebracht, sowie Angaben über die Stärke der Besatzung und der in der Festung vorhandenen Artillerie.

Nachdem Antwerpen schon unter Napoleon I. zu einer starken Festung ausgebaut worden war, erfuhren diese Befestigungswerke seit 1859 durch den General Brialmont, der später auch die Festungen Lüttich und Namur anlegte, eine weitere Ausdehnung. Brialmont nahm von der bisherigen Methode der Festungsanlagen, dem besonders in Frankreich beliebten bastionierten Grundriß, Abstand und umgab die alte Festung mit einer Anzahl Forts. Seit 1877 wurde der erste Fortgürtel durch einen zweiten, noch weiter ins Land hinausgeschobenen ergänzt. Weitere Verbesserungen folgten, so daß schließlich Antwerpen immer mehr zu einer Lagerfestung größten Stils ausgestaltet wurde, die der belgischen Armee als Stütze und Zufluchtsstätte dienen sollte.

Zugleich ist Antwerpen der bedeutendste Seehafen Belgiens und einer der ersten Handelsplätze Europas. Der große Hafen gibt etwa 2000 Schiffen zugleich Raum. Mit 400 000 Einwohnern ist Antwerpen die zweitgrößte Stadt Belgiens; es wird nur von Brüssel übertroffen, das 700 000 Einwohner hat. In Handel und Industrie aber ist Antwerpen bedeutender als Brüssel. Die großstädtische Eleganz der Hauptstadt fehlt in Antwerpen. Die Straßen der neuen Stadt sind zwar breit und regelmäßig, die der inneren Stadt aber meist eng. Die oberen Klassen sprechen meist Französisch, die unteren Flämisch. Sehr reich ist Antwerpen an Kunstwerken von van Dyck und Rubens sowie anderen berühmten belgischen Meistern, wie auch an alten architektonischen Meisterwerken. An der großen Place Verte befinden sich einige solcher Glanzbauten: die Kathedrale Notre-Dame, Belgiens herrlichste Kirche, die Kirche St. Jacob, die Börse, das Rathaus.

Zur Vereitelung eines Versuchs deutscher Truppen, bei Termonde den Übergang über die Schelde zu erzwingen, machte das Antwerpener Besatzungsheer am 27. September wieder einen großen Ausfall. Es gelang den Deutschen, die belgischen Truppen dreimal zurückzuwerfen. Auf beiden Seiten traten starke Abteilungen Artillerie und zahlreiche Maschinengewehre in Tätigkeit. Die Belgier hatten sich in der Ortschaft Edeghem festgesetzt, die in Brand geschossen wurde. Obwohl die Deutschen in der Minderzahl waren, mißlang auch dieser zweite Ausfall aus Antwerpen völlig.

Nachdem unsere 42-cm-Geschütze und die österreichischen Motorbatterien in die geeigneten Stellungen gebracht worden waren, begann am Nachmittag des 28. September die Beschießung der drei Forts Waelhem, St.-Cathérine und Wavre. Am 29. September wurde die Beschießung fortgesetzt. Zeitweise verschwanden die drei Forts gänzlich in den Rauchwolken, die durch die Explosion der deutschen Granaten entstanden. Vereinzelte Granaten fielen auch in die Forts Liezele und Breendonk. Auch von Moll aus rückten unsere Truppen aus Turnhout vor, und von Heyst op den Berg aus begann die Beschießung der Antwerpener Außenforts. Am 30. September wurden zwei der von uns unter Feuer genommenen Forts zerstört. Bei Fort Waelhem sprengten die Deutschen das Pulvermagazin, zerstörten das Wasserwerk und besetzten die Plätze Lierre und Herenthals. In der Nacht vom 30. September zum 1. Oktober bombardierten die Deutschen die Befestigungen die ganze Nacht hindurch. Halb vier Uhr erschien wieder ein Zeppelinluftschiff über den Befestigungswerken, warf Bomben nieder und verbreitete nicht geringen Schrecken.

Über die Pulverexplosion in Fort Waelhem berichtete ein verwundeter Belgier folgendes: „Am 29. September



Phot. Max Wipperling, Vohwinkel.

Straßenbild aus Lierre nach der Beschießung.



Im Kampf [illegible]thons.

Nach einer Originalzeichnung [illegible]fessor Anton Hoffmann.



Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

Von englischen Seesoldaten und belgischen Artilleristen bediente Panzerkanonen auf den Wällen der Forts von Antwerpen.

wurde die Lage bedenklich. Ein Höllenlärm umtobte uns. Wir waren völlig machtlos. Mittags zertrümmerte ein Schuß die Kuppel. Zwanzig Minuten später zerstörten drei Geschosse die Kaserne. Wir flüchteten in einen unterirdischen Gang, um das klägliche Ende abzuwarten. Da ereignete sich die Explosion. Ein feindlicher Schuß genügte, um das Pulvermagazin in die Luft zu sprengen und die Dynamomaschine zu zertrümmern. 300 Mann kamen ums Leben. Viele stürzten nieder und wurden von den flüchtenden Mannschaften zertreten, da in dem Gewölbe undurchdringliche Finsternis herrschte."

Die Stadt Lierre hat durch die Beschießung des gleichnamigen Forts (siehe Bilder Seite 405 und 407) sehr gelitten, besonders ein Gasthaus, in dem 150 Verwundete lagen. Zehn Soldaten und mehrere Frauen wurden getötet. Viele verwundete Soldaten mußten in den Keller flüchten. Es regnete geradezu Bomben, so daß die Verwundeten in Autos nach Antwerpen geführt werden mußten.

Am 2. Oktober erschien eine Taube über Antwerpen. Bei der Verfolgung wurde großer Schaden angerichtet. Die auf die Taube gerichteten Granaten fielen teilweise in die Straßen, verletzten und töteten mehrere Menschen. Eine Granate durchschlug das Dach eines Hauses, ohne zu explodieren. Die Taube warf von General v. Beseler gezeichnete Aufrufe in französischer und flämischer Sprache nieder, worin den Soldaten mitgeteilt wurde, daß sie durch die Franzosen und Engländer betrogen würden und die Russensiege eine Erfindung der belgischen Presse seien. Schon am 3. Oktober wurde die Lage Antwerpens als sehr kritisch betrachtet. Der äußere Fortgürtel war gefallen und die Stimmung sehr gedrückt. Der Kommandant der Festung erließ einen Aufruf, der die Bevölkerung ermahnte, die Ruhe zu bewahren. Die belgischen Truppen zogen sich hinter den inneren Fortgürtel zurück, und man befürchtete, daß die Deutschen die Wasserzufuhr abschneiden würden. Am 5. Oktober traf die belgische Regierung bereits alle Vorbereitungen, um die Stadt auf dem Wasserwege zu verlassen und nach London überzusiedeln. Die inneren Werke wurden seit dem 4. Oktober mit schwerer Artillerie beschossen, die an diesem Tage kaum 18 Kilometer von den wichtigsten Anlagen entfernt stand. Auch die Stadt Lanaeken an der holländischen Grenze wurde von den Deutschen besetzt. In der Nacht zum 5. Oktober hielt der Kanonendonner an.

Am 5. Oktober gab eine amtliche belgische Meldung bekannt, daß Verstärkungen in Antwerpen eingetroffen seien, wodurch die Widerstandskraft der Stadt erhöht werde. Die Bevölkerung müsse aber wissen, daß das Schicksal des Landes und somit Antwerpens in diesem Augenblick an der Aisne entschieden werde und daß die Verbündeten unter diesen Umständen eine allzu große Schwächung ihrer Kräfte vermeiden müßten. Die Antwerpener Garnison sei überdies hinlänglich stark. Ferner gab der Kommandant von Antwerpen bekannt, daß es jedem Bürger freistehe, die Stadt zu verlassen, daß er aber, solange die Belagerung dauere, nicht dorthin zurückkehren dürfe.

Infolge der Zerstörung der Wasserleitung durch die Unsrigen war die Stadt seit Anfang Oktober ohne Trinkwasser, wodurch in den ärmeren Stadtteilen die Gefahr einer Epidemie naherückte. Am 6. Oktober gelang unseren Truppen der Übergang über die Nethe, nachdem die Artillerie ein langandauerndes, heftiges Gefecht gegen die Feste Puers geliefert hatte. Die Deutschen operierten in dem Dreieck Lierre—Puers—Antwerpen und ließen Pionierabteilungen schwimmend das andere Ufer erreichen. Es gelang nach wiederholten Versuchen unter großen Anstrengungen. Sobald der Übergang über die Nethe hergestellt war, wurde auf dem anderen Ufer schwere Artillerie aufgefahren und in Tätigkeit gesetzt. Stürmische Infanterieangriffe folgten auf die Kanonade zugleich mit Flankenangriffen auf das Fort Puers. Die Belgier sprengten mehrere Male die über die Nethe gelegten Brücken, aber mit Todesverachtung schlugen die Pioniere neue starke Übergänge über den Fluß.

Gemäß Artikel 26 des Haager Abkommens betreffend die Gesetze des Landkrieges ließ General v. Beseler, der Befehlshaber der Belagerungsarmee von Antwerpen, durch Vermittlung der in Brüssel beglaubigten Vertreter neutraler Staaten am 7. Oktober nachmittags die Behörden Antwerpens von dem Bevorstehen der Beschießung verständigen. Um Mitternacht wurde dann mit ihr begonnen.

Die inzwischen erfolgte Ankunft der englischen Hilfstruppen in Antwerpen hatte die Einwohner sehr beruhigt. Drei Tage lang ging ein ununterbrochener Aufzug englischer Truppen mit Geschützen durch die Stadt. Sie wurden von der Bevölkerung mit Begeisterung empfangen und begrüßt; auch mehrere Autobusse aus London, die noch ihre farbigen Reklamen zeigten, waren dabei. Die Einwohner Antwerpens schätzten die Zahl der englischen Truppen mit 30- bis 40000 jedenfalls zu hoch, da dieselben immer im

Kreise marschierten und so den Eindruck hervorriefen, als seien sie ein schier endloser Zug. Auch andere Stimmen aus neutralen Ländern hielten die angegebene Zahl für übertrieben. Die Bekanntmachung des Kommandanten, Generalleutnants de Guise, an die Bürgermeister der Gemeinden, die innerhalb der Befestigungen liegen, lautete:

„Ich habe die Ehre, zur Kenntnis der Einwohner zu bringen, daß das Bombardement des Stadtbezirks Antwerpen und der Umgebung unabwendbar ist. Die Drohung mit dem Bombardement oder die Ausführung dieser Drohung werden auf die Dauer der Verteidigung keinen Einfluß haben, die bis zum Äußersten fortgesetzt werden wird. Personen, die sich der Wirkung der Beschießung entziehen wollen, müssen sich so bald wie möglich in nördlicher oder nordöstlicher Richtung entfernen."

Der Befehlshaber der deutschen Truppen hatte sich schon Anfang Oktober an den Antwerpener Kommandanten gewandt mit der Bitte, ihm die Gebäude zu bezeichnen, die wegen ihrer Kunstschätze oder aus anderen Gründen (Spitäler, Kirchen usw.) bei einer Beschießung geschont werden sollten. Diesem Wunsche wurde entsprochen. In der Tat wurden dann die bezeichneten Gebäude zu schonen versucht, doch ließ sich nicht hindern, daß hier und da ein Geschoß abirrte und ein unerwünschtes Ziel traf. Jedenfalls hatten wir das Unsrige getan, um selbst den Schein zu meiden, als sei unsere Kriegführung barbarisch.

Am 7. Oktober um Mitternacht begann, wie bemerkt, die Beschießung und dauerte die ganze Nacht hindurch. Am anderen Morgen brannte Antwerpen an verschiedenen Stellen. Es hieß, daß wir die Georgskaserne, die Petroleumbehälter am Hafen und das Munitionslager in Brand gesteckt hätten. Wie sich aber später herausstellte, waren die Brände von den Engländern und Belgiern selbst angelegt worden. Einer der Geflüchteten gab von der ersten Wirkung des Bombardements folgende anschauliche Schilderung:

„Ein ungeheures Surren und Singen zog durch die Luft. Aus den Häusern stürzten wie vom Wahnsinn besessene



Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

Englische Soldaten in Laufgräben vor Antwerpen. Im Vordergrund ein Maschinengewehr.



Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

Englische und belgische Verwundete verlassen die Laufgräben vor Antwerpen.

Vorn ein Engländer, der durch eine Granate schwer am Kopf verwundet ist.

Menschen, die schon seit mehreren Tagen Kellerräume bewohnt und dieselben mit Matratzen schalldicht abgeschlossen hatten. Die Unglücklichen rannten ziellos in den vereinsamten Straßen umher. Niemand kümmerte sich um sie. Viele gerieten in brennende Straßenzüge und wurden Opfer der schrecklichen Panik, die nicht mehr eingedämmt werden konnte. An vielen Stellen begegnete man englischen Abteilungen, denen schwarze Fahnen mit einem in Weiß eingezeichneten Totenschädel vorangetragen wurden. Es wurde mir erzählt, daß diese Soldaten ausgelost worden seien, die Forts bis zum letzten Mann zu verteidigen und sich in die Luft sprengen zu lassen.

Einen furchtbaren Anblick bot die Schelde. Sie war gerötet von Blut. Massenweise wurden Leichen ans Land geworfen. Aus den Gefängnissen entflohen die Fahnenflüchtigen zum zweiten Male. Sie entkamen alle nach Holland. Als ich Antwerpen verließ, schien mir die brennende Stadt wie ein Krater. Die Kleider wurden mir versengt, die Augen brannten, und ein greulicher Gestank machte mir das Atmen schier unmöglich. Die Luft war von einem gelblichen Dampf erfüllt, der sich bis auf 7 Kilometer hinaus erstreckte. Kein Elementarereignis kann fürchterlicher sein. Als gegen Mittag die letzten Antwerpener nach einem siebenstündigen Marsch hier ankamen, verbreitete sich die Unheilbotschaft, Antwerpen brenne an allen Ecken. Nun konnte es für die vielen Tausende, die noch immer auf eine Rettung der Stadt hofften, keinen Zweifel mehr geben. Hab und Gut waren verloren. An eine Rückkehr nach dem verwüsteten Antwerpen dachte keiner mehr. Die Wut gegen die Engländer brach sich in ungestümer Weise Bahn. ‚Die Briten haben uns die Suppe eingebrockt,' schrie ein fahnenflüchtiger Belgier. ‚Seit zehn Tagen gab es bei uns keinen anderen Herrn mehr als den englischen Befehlshaber.' Am Bahnhof spielten sich schreckliche Szenen ab. An 40 000 Menschen harrten der Abfahrt. Die furchtbaren Detonationen riefen in der Menschenmenge eine Panik hervor, die in wildes Stoßen und Drängen ausartete. Hunderte wurden in der Halle niedergetreten, und am Bahnhof erfuhr man erst, daß der Zugverkehr infolge Mangels an Dienstpersonal eingestellt werden mußte."

Wie auch aus dem Bericht über das erste Bombardement der Stadt Antwerpen hervorgeht, hatte der Befehlshaber der englischen Truppen das Kommando über die Verteidigung der Stadt übernommen. Der Bürgermeister wollte bald nach Beginn der Beschießung kapitulieren, aber der englische Kommandant duldete es nicht. Daß die Belgier mit dem Mute der Verzweiflung kämpften, ist den Engländern zuzuschreiben. Diese wußten sehr wohl, was es bedeutete, wenn Deutschland in den Besitz von Antwerpen kam. Deshalb lautete die Weisung von London aus, die Stadt unter allen Umständen zu halten. Freilich die Truppen der Engländer und Belgier waren weder nach Zahl noch Tüchtigkeit geeignet, diese große Aufgabe zu erfüllen. Hieß es doch sogar, daß nach Antwerpen völlig unausgebildete englische Truppen gesandt worden seien, die teilweise noch nie ein Gewehr in Händen gehabt hätten. Bei einem solchen Truppenmaterial war das Schicksal der Stadt von vornherein besiegelt. Die Engländer hatten wohl den Willen, aber nicht die Kraft zur Erfüllung ihrer Aufgabe; dagegen waren die Deutschen unter Führung des bekannten Strategen und Festungsbausachverständigen Generals v. Beseler nicht nur fest entschlossen, Antwerpen zu nehmen, sondern sie hatten auch die Mittel und Kräfte dazu. Augenzeugen berichteten, daß der Donner der Geschütze zuweilen mit zehn Schlägen in der Minute anhielt und die rote Glut am Himmel sich immer mehr ausbreitete, ein Zeichen, daß immer größere Teile in Brand gerieten. Und wie aus einer Hölle flohen Tausende von Bewohnern aus der Stadt. An der Schelde brannten die Petroleumtanks und beleuchteten die ganze Umgegend in finsterer Nacht taghell. König Albert und seine Gemahlin wollten, wie aus Antwerpen berichtet wurde, in der Stadt bleiben. Man überzeugte sie aber, daß es zwecklos sei und für das Land unheilvoll werden könne, wenn sie länger in der Stadt weilten. Denn sollte der König verwundet oder gefangen genommen werden, so werde das für die Unabhängigkeit Belgiens und für die Widerstandsfähigkeit der Armee schlimmer sein, als wenn Antwerpen selbst falle. So verließ das Königspaar denn im Automobil die brennende Stadt.

Am 9. Oktober vormittags fielen mehrere Forts der inneren Befestigungslinie, und schon am Nachmittag konnten die Deutschen sich in den Besitz der Stadt setzen. Der Kommandant und die Besatzung hatten bereits den Festungsbereich verlassen. Einzelne Forts waren noch vom Feind besetzt, aber diese beeinträchtigten nicht im geringsten den Besitz der Stadt.

Der herrliche Erfolg wurde dem deutschen Volke durch die nachstehende amtliche Bekanntmachung verkündet:

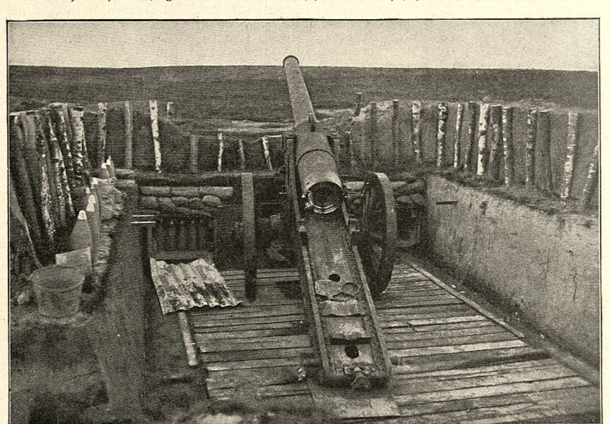
Großes Hauptquartier, 10. Oktober, abends.

Nach nur zwölftägiger Belagerung ist Antwerpen in unsere Hände gefallen. Am 28. September fiel der erste Schuß gegen die Forts der äußeren Linie. Am 1. Oktober wurden die ersten Forts erstürmt, am 6. und 7. Oktober der starke, angestaute, meist 400 Meter breite Netheabschnitt von unserer Infanterie und Artillerie überwunden. Am 7. Oktober wurde entsprechend dem Haager Abkommen die Beschießung der Stadt angekündigt. Da der Kommandant erklärte, die Verantwortung für die Beschießung übernehmen zu wollen, begann Mitternacht vom 7. zum 8. Oktober die Beschießung der Stadt. Zu gleicher Zeit setzte der Angriff gegen die innere Fortslinie ein. Schon am 9. Oktober früh waren zwei Forts der inneren Linie genommen, und am 9. Oktober nachmittags konnte die Stadt ohne ernsthaften Widerstand besetzt werden. Die vermutlich sehr starke Besatzung hatte sich anfänglich tapfer verteidigt. Da sie sich jedoch dem Ansturm unserer Infanterie und der Marinedivision sowie der Wirkung unserer gewaltigen Artillerie schließlich nicht gewachsen fühlte, war sie in voller Auflösung geflohen. Unter der Besatzung befand sich auch eine unlängst eingetroffene englische Marinebrigade. Sie sollte nach englischen Zeitungsberichten das Rückgrat der Verteidigung sein. Der Grad der Auflösung der englischen und belgischen Truppen wird durch die Tatsache bezeichnet, daß die Übergabeverhandlungen mit dem Bürgermeister geführt werden mußten, da keine militärische Behörde aufzufinden war. Die vollzogene Übergabe wurde am 10. Oktober vom Chef des Stabes des bisherigen Gouvernements von Antwerpen bestätigt. Die letzten noch nicht übergebenen Forts wurden von unseren Truppen besetzt. Die Zahl der Gefangenen läßt sich noch nicht übersehen. Viele belgische und englische Soldaten sind nach Holland entflohen, wo sie interniert werden. Gewaltige Vorräte aller Art sind erbeutet.

Die letzte belgische Festung, das „uneinnehmbare“ Antwerpen, ist bezwungen. Die Angriffstruppen haben eine außerordentliche Leistung vollbracht, die von Seiner Majestät dadurch belohnt wurde, daß ihrem Führer, dem General der Infanterie v. Beseler, der Orden Pour le mérite verliehen wurde. —

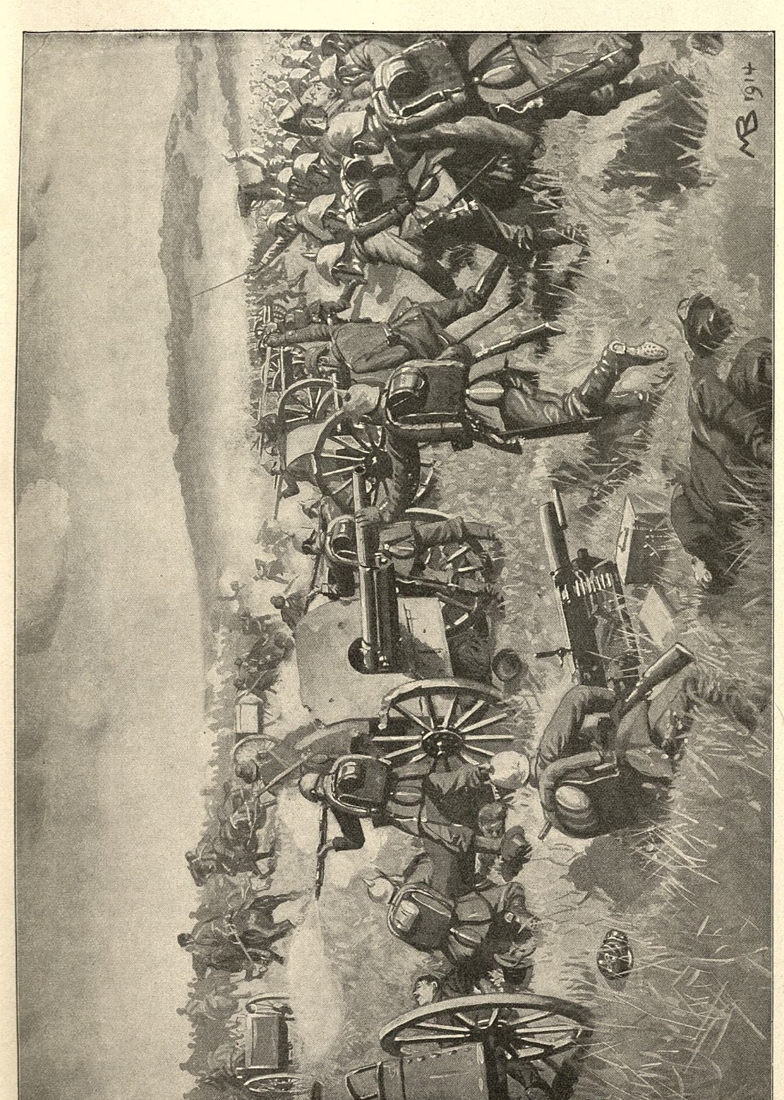
Wir hatten kaum soviel Tage gebraucht, als einst der Herzog Alba Monate, um die stolze Feste, die als uneinnehmbar galt, zu Fall zu bringen. Diesen Erfolg verdanken wir vor allem dem Heldenmut unserer Truppen, die sich durch keine Mühen und Gefahren abschrecken ließen, wo es galt, für das Vaterland zu kämpfen. Aber wir dürfen auch des großen Führers nicht vergessen, des Generals v. Beseler, dessen Bild wir auf Seite 223 brachten.

Er ist am 27. April 1850 in Greifswald geboren, zählte also bei seinem Einzug in Antwerpen 64 Jahre. Ganz wie Generaloberst v. Hindenburg war er bereits in den Ruhestand getreten, ist aber bei Beginn des Krieges wieder aktiv geworden. Sein Vater war der 1888 verstorbene Geheime Justizrat und Professor der Rechte Georg Beseler. Nach Absolvierung des Gymnasiums trat der junge Beseler 1868 bei den Gardepionieren ein. Er machte den Krieg von 1870 als Leutnant bei dieser Truppe mit, nahm an der Belagerung von Paris teil und erwarb sich das Eiserne Kreuz. Nach dem



Phot. A. Grohs, Berlin.

Eine von den Engländern auf ihrer Flucht verlassene Artilleriestellung vor Antwerpen.



Wegnahme englischer Geschütze vor Antwerpen.

Nach einer Originalzeichnung von M. Barascudts.



Phot. Max Wipperling, Vohwinkel.

Vom Einzug der deutschen Truppen in Antwerpen.
Im Hintergrund die berühmte Kathedrale, auf deren höchster Kreuzblume ein wagemutiger Krieger eine große deutsche Flagge hißte.

Kriege kam er zur Kriegsakademie, 1880 in den Großen Generalstab, 1887 zum Infanterieregiment 74 und ein Jahr später, als Major, wieder zum Großen Generalstab. 1893 wurde er, nachdem er Oberstleutnant geworden war, in das Kriegsministerium versetzt, 1897 wurde er Oberst, 1898 Kommandeur des 65. Infanterieregiments in Köln, und wieder ein Jahr darauf wurde er zum Oberquartiermeister beim Großen Generalstab ernannt. In den folgenden Jahren gehörte er, als Generalmajor, der Studienkommission der Kriegsakademie an, 1902 wurde er Generalleutnant und, ebenso wie 1905, Schiedsrichter bei den Kaisermanövern. Dann erhielt er die 6. Division in Brandenburg, und bald darauf wurde er Chef des Ingenieur- und Pionierkorps, sowie Generalinspekteur der Festungen. Nachdem ihm 1904 der erbliche Adel verliehen und er im Jahre 1907 zum General der Infanterie ernannt worden war, wurde er 1911 auf seinen Wunsch zur Disposition gestellt und dann in das Herrenhaus berufen. Man ersieht aus der kurzen Schilderung seiner Laufbahn, wie er durch all seine Studien und Erfahrungen gerade für die Aufgabe der geeignete Mann sein mußte, die ihm jetzt anvertraut wurde und die er so glänzend gelöst hat.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Gefechte bei Curtigny und Lihons.

(Hierzu das Bild Seite 408/409.)

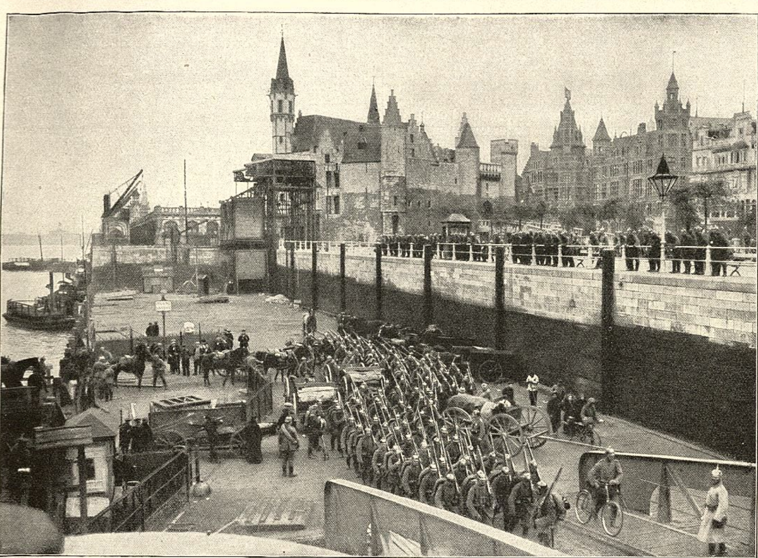
Vor Lihons, den 5. Oktober 1914.

In das gleichmäßige Vorwärtsschieben der Divisionen auf der staubigen Marschstraße kommt ein plötzliches Stocken. Gewehrfeuer knattert auf. Im nächsten Augenblick kommt an Vorhutführer und Artilleriekommandeur, die an der Spitze des Haupttrupps der Vorhut reiten, die Meldung, daß die Infanteriespitze auf feindliche Kräfte gestoßen sei.

Die Vorhut entwickelt sich zum Gefecht, Kavalleriepatrouillen werden rechts und links weit hinausgeschoben, Infanteriezüge folgen. Das Vortruppbataillon hat Roisel — den Ort vor uns im Grunde — bereits passiert und geht in Schützenlinien die jenseitigen Hänge hinauf.

Die Artillerie soll baldmöglichst in Stellung. Ein Artillerieoffizier reitet zur Erkundung vor. Im Dorf sieht man nur die grauen Uniformen unserer Infanteriepatrouillen, die den Ort nach zurückgebliebenen Feinden absuchen. Die Bewohner haben sich in die Häuser geflüchtet. Auf dem Marktplatz steht der erste Gefangene, ein Kürassier, ein prächtiger, stämmiger Bursche. Seines Pallasches, Kürasses und Helmes hat man ihn beraubt. Trotzig steht er neben dem ihn bewachenden Infanteristen. Auf der Brust trägt er die wattierte Kürasßunterlage. Sonderbar muten uns doch diese veralteten, prächtigen, aber unpraktischen Uniformen an. Nach Möglichkeit sucht die französische Heeresverwaltung ihre ärgsten Mängel zu beheben. So verdecken graue Überzüge das blanke Metall von Küraß, Helm und Säbelscheiden. Die Infanterie bindet sich, wo die blaugrauen Schutzüberzüge fehlen, Tücher über die weithin sichtbaren roten Käppis. Aber das alles sind doch nur Hilfsmittel. Aus den Aussagen aller Gefangenen hört man immer wieder heraus, wie unheimlich ihnen die schwer sichtbaren grauen Uniformen der Unseren sind.

Die Infanterie ist in flottem Vorschreiten; auch die Artillerie bleibt nur kurze Zeit in der erkundeten Stellung. Anscheinend stehen nur schwächere feindliche Kräfte, Kavalleriekörper, uns gegenüber. Es sieht lustig aus, wie die Infanterie in langen Linien die Hügelketten hinaufkriecht. Mit einem Male hemmt Schrapnellfeuer ihr Vordringen. Die Schützenlinien legen sich hin, die nachdrängenden Unterstützungstrupps decken sich am Hang, in einer Mulde, hinter kleinen Erhöhungen.



Phot. Max Wipperling, Vohwinkel.

Vom Einzug der deutschen Truppen in Antwerpen.
Im Hintergrund das Musée de Steen.

Der Gegner hat seine reitenden Batterien in Stellung gebracht, mit gewohnter Geschicklichkeit in dem unübersichtlichen Gelände unauffindbar aufgestellt. Eine Artilleriepatrouille soll sie, wie auch eine Stellung für die eigenen Geschütze erkunden. — Die große Straße den Hang hinauf steht unter Feuer. Die Franzosen schießen mit Schrapnellen auf jeden einzelnen Reiter. Hier kommen die Batterien unmöglich durch. Ein zweiter Weg wird versucht. Wieder schlagen Geschosse in nächster Nähe ein. Auf einem dritten geht's. Nur ein kurzes Stück liegt frei, das im Galopp zurückgelegt wird. Dann kommt man in die Deckung eines Waldstückes auf der Höhe. Hier liegt seit längerer Zeit die Spitzenkompanie, und mit Hilfe ihrer Beobachtungen läßt sich wenigstens ungefähr die Lage der feindlichen Batterien feststellen.

Sobald unsere Geschütze feuern, leisten die Franzosen nur noch kurzen Widerstand. Gegen Abend können wir in Curtigny einziehen, das gute Quartiere und noch erstaunlich viel Vorräte bietet. Ein altes Mütterlein ist zu Tode erschrocken über das Eindringen der Quartiermacher. Endlich läßt sie sich beruhigen und faßt Zutrauen. — „Vous n'êtes pas méchant, n'est ce pas?" (Ihr seid nicht bösartig, nicht wahr?) — Und sie streichelt vorsichtig den vor ihr stehenden Krieger, so wie man etwa einen großen fremden Hund streichelt, den man beruhigen will, dem man aber noch nicht recht traut. —

Am nächsten Morgen setzt die Division über die Somme. Sonderbarerweise suchen die Franzosen dies nicht zu hindern. So kann die starke Artilleriemasse, die zur Sicherung des Übergangs auf den diesseitigen Höhen steht, wieder aufprotzen, ohne einen Schuß abgefeuert zu haben. Wir sind vorgetrabt und reiten dicht hinter der vordersten Infanterie. Nur in einzelnen Dörfern versuchen zurückgebliebene Kavalleriepatrouillen Widerstand zu leisten. Es gelingt, eine abzufangen. Es sind Dragoner.

Auf der großen Landstraße nach Amiens ziehen wir schnurgerade weiter nach Westen. Wir sollen an den rechten Flügel der Armee. Die Franzosen müssen wohl Kunde von unserem Marsch bekommen haben. Sie suchen uns mit rasch entgegengeworfener Kavallerie aufzuhalten, bis sie stärkere Kräfte herangezogen haben. Nach übereinstimmenden Meldungen und Gefangenenaussagen ist es eine Kavalleriedivision mit einem Radfahrerbataillon, das uns gegenübersteht. Leider sind sie nicht zu fassen, sie sitzen immer wieder rechtzeitig auf und ziehen ab, während ihre reitenden Batterien uns aus großen Entfernungen beschießen und zu starker Artillerieentwicklung zwingen.

Trotz alledem wird der Vormarsch möglichst in Fluß gehalten; die herausgezogenen Batterien werden im Trabe nachgeführt, sogar beim Vortrupp marschiert ein Zug. Bald knattert es vorne wieder auf. Zur Rechten ist hinter einem Walde Kavallerie gemeldet. Infanterie geht dagegen vor. Im nächsten Dorfe pfeift es von allen Seiten. Wir kommen nicht über den Ortsausgang hinaus. Neben einer Scheune stehend, sehen wir, wie sich die Infanterie zum Angriff entwickelt. In dünnen Schützenlinien schiebt sie sich über den Grund. Von unserem Standpunkt aus läßt sich der Infanterieangriff glänzend beobachten. Sss, Sss! pfeifen die verlorenen Kugeln. Zur Seite kracht es. Da ist in einem Obstgarten der Artilleriezug aufgefahren.

Lihons, das Dorf vor uns, das sich hinter Gärten und Hecken, Busch- und Baumgruppen fast verkriecht, scheint stärker besetzt zu sein. Feindliche Infanterie ist gemeldet worden; wir haben es nicht mehr allein mit der Kavalleriedivision zu tun. Einerlei, der Ort ist uns durch den eben eingetroffenen Divisionsbefehl als Quartier zugewiesen; das wollen wir uns bis zum Anbruch der Nacht noch rasch nehmen.

Wir haben es nicht genommen. Der Feind saß in Büschen und Hecken. Unsere Artillerie konnte ihn nicht fassen. Unsere Infanterie litt schwer unter flankierenden Maschinengewehren, und bald sammelten sich die Tapferen neben uns, wo in einem Gehöft ein Feldlazarett eingerichtet ist. Wie aus einer Wunde das Blut unaufhaltsam zu Boden tropft, so treffen hintereinander die Verwundeten ein: Tropfen auf Tropfen ohne Ende. Mit leidlichem Humor kommen die mit Schüssen in Arm und Hand, schwer humpeln die in Fuß und Bein Getroffenen.

Der neue Tag bringt keine neue Hoffnung. Der Feind hat frische Truppen herangebracht, mit der Bahn bis hinter die Front geworfen. Schwere Artillerie ist aufgefahren. Sie wirft ihre Granaten ins Dorf. Kreck! Kreck! krepiert es in nächster Nähe. Der Dorfteich vor uns spritzt als Fontäne auf; von dem Dach hinter uns rieseln Schutt und Ziegelbrocken herab. Der Ort steht voller Fahrzeuge: Protzen, Patronenwagen, Feldküchen. Sie müssen schleunigst in Deckung. Vor den sich bäumenden Pferden schlagen die Granaten ein. Die Verwundeten sind gefährdet. Das Feldlazarett muß weiter zurück. Im Torweg steht in Schürze und Gummihandschuhen der Assistenzarzt, ein junger Gynäkologe, und gibt ruhig, fast heiter seine Anweisungen.

Kreck! fährt neben ihm eine Granate in die Mauer. Ein zackiges Loch gähnt, Rauch wirbelt hervor. — „Die Verwundeten!" — Wir stürzen in den Hof, sie aus dem brennenden Hause zu tragen. Im Rahmen der Tür kommt uns ein Sanitätsunteroffizier entgegen. Zwei Kameraden stützen ihn, den beim Verbinden die Granate in den Oberschenkel traf. Hinter ihnen zieht der Rauch aus der Türöffnung. C. Roß.

Überfall eines sächsischen Liebesgabentransports.

(Hierzu das nebenstehende Bild.)

Mitte Oktober konnte man in den Zeitungen des feindlichen Auslandes die Jubelnachricht lesen, daß die Russen in der Gegend von Lowicz einen deutschen kommandierenden General gefangen hätten. Aber es dauerte nicht acht Tage, da stellte sich der große „Erfolg" als ein Gegenstück zu der in Marggrabowa eroberten Fahne (siehe Seite 90) heraus. In Wirklichkeit verhielten sich die Dinge folgendermaßen: Unter Führung des Königlich Sächsischen Oberstallmeisters v. Haugk war ein großer Liebesgabentransport nach dem Osten abgegangen. Er sollte die bedachten Landsleute möglichst bis in die vordere Schlachtlinie zu erreichen suchen. Bei dem bekannten Mangel Russisch-Polens an Eisenbahnlinien wurde es notwendig, die reiche Sendung auf rund 20 Kraftwagen und 12 Pferdegespanne zu verladen, die sich unter militärischer Bedeckung am 18. Oktober in aller Frühe in Bewegung setzten. Den Befehl über die Autokolonne hatte General Barth, während Exzellenz v. Haugk im königlichen Auto an der Spitze fuhr. Kurz vor Lowicz wurde nun der ganze Liebesgabentransport von russischer Kavallerie gesichtet und sofort aus etwa 500 Meter Entfernung unter Feuer genommen. Die Bedeckung des Transportes erwiderte den Angriff aus Karabinern und brachte ihn zunächst auch zum Stehen, während die Wagen rückwärts wendeten. Bald aber tauchte immer mehr feindliche Reiterei (Gardekavallerie) auf, die Vorhut einer starken Abteilung, die bei einem Umgehungsversuch gegen die deutsche Stellung Lowicz genommen hatte. Der Liebesgabentransport konnte trotzdem in Sicherheit gebracht werden bis auf zwei Kraftwagen, die man, weil unbrauchbar geworden, stehen lassen mußte. General v. Haugk hatte indessen versucht, zur deutschen Stellung durchzustoßen; es gelang leider nicht. Der Chauffeur Manig wurde laut Bericht eines österreichisch-ungarischen Dragonerrittmeisters, der am 20. Oktober mit seiner Schwadron durch Lowicz ritt, von russischen Kugeln getötet und am 22. Oktober im genannten Ort begraben; Exzellenz v. Haugk, der durch Glassplitter im Gesicht verletzt worden war, wurde in ein Lazarett verbracht. Es handelte sich also keineswegs um das krönende Schlußergebnis eines groß angelegten russischen Schlachtenplanes, sondern um das persönliche Erlebnis eines hochgestellten Deutschen, der während der Ausübung verdienstvoller Liebestätigkeit von einem beklagenswerten Mißgeschick betroffen wurde.

Englische Artillerie vor Antwerpen.

(Hierzu die Bilder Seite 410, 412 und 413.)

Schon im letzten Burenkriege spielten die englischen Schiffskanonen eine große Rolle. Sie wurden damals, der schwachen Feldartillerie der Buren gegenüber, als schwerere und weitertragende Geschütze mit großem Erfolg zur

PROCLAMATION

Da der Krieg nur zwischen den Armeeen geführt werden soll, so gewaehrleiste ich unbedingte Sicherheit des Lebens und des Privateigentums aller Einwahner bei Einhaltung der in nebenstehender Verordnung seiner Excellenz des Herrn Etappeninspekteurs, Generalleutenant von Hellingrath, gegebenen Bestimmungen, auf die ich ausdruecklich verweise.

Im Besonderen bestimme ich fuer Roubaix und Tourcoing und die zu meinem Etappenbezirk gehoerigen Gemeinden folgendes:

1° Die Waffenablieferung hat sofort auf den Rathaeusern zu erfolgen. Die schriftliche Bestaetigung der betr. Buergermeister, dass in ihren Gemeinden keine Waffen, keine Munition oder Sprengstoffe mehr vorhanden sind, geht an mich spaetestens 24 Stunden nach Anschlag dieser Bestaetigung ab. Fuer schnellste und sicherste Befoerderung dieser Meldung haftet der Buergermeister und die Gemeinde.

Auf die Strafbestimmung Punkt III der neben stehenden Verordnung des Herrn Etappeninspecteurs mache ich besonders aufmerksam.

2° Das Glocken gelaeute, auch an Sonn-und Feiertagen, sowie bei Beerdigungen, ist verboten.

3° Ich bestimme fuer die Staedte Roubaix-Tourcoing, dass jeder Verkehr der Civilbevoelkerung auf der Strasse von 9 Uhr abends bis 6 Uhr morgens nach deutscher Zeit - bezw. von 8 Uhr abends bis 5 Uhr morgens nach franzosischer Zeit - untersagt ist. Wer trotzdem in besonderen Notfaellen oder mit einem Erlaubnisschein von mir, innerhalb der verbotenen Zeit auf der Strasse sich zeigt, hat eine brennende Laterne zu tragen. Iedermann hat auf Anruf von Posten oder Patrouillen zu halten. Zuwiderhandelnde muessen gewaertig sein, dass auf sie geschossen wird.

4° In der gleichen Zeit - von 9 Uhr abends bis 6 Uhr morgens nach deutscher Zeit - muessen alle Wirtschaften, die keine besondere Erlaubnis von mir haben, geschlossen sein.

5° Requisitionen duerfen nur auf schriftliche Anweisung der Kommandantur erfolgen. Ueber das Empfangene wird hiedureh Quittung gegeben, auf Grund deren spaeter Entschaedigung erfolgt.

Privateinkaeufe von Militaerpersonen muessen bar bezahlt werden.

6° Das Abreissen oder Beschaedigen der Bekanntmachungen der deutschen Heeresverwaltung wird streng bestraft. Wird der Taeter nicht ermittelt, so haftet die Gemeinde.

7° Ebenso wie der friedliche Buerger meines Schutzes gewaertig sein darf, werde ich auch jeden Ungehorsam und jede Widersetzlichkeit der Einwohnerschaft auf das allerstrengste bestrafen.

Roubaix, den 20 Okt. 1914.

La guerre n'étant faite qu'entre les armées, je garantis en bonne forme la sûreté absolue de la vie et de la propriété privée de tous les habitants, s'ils obéissent aux ordres contenus dans l'ordonnance de son Excellence le Generalleutnant von Hellingrath Inspecteur des étapes. Cette ordonnance est affichée à côté de la proclamation et on est prié de la lire très attentivement.

En outre, j'ordonne aux villes de Roubaix-Tourcoing et à toutes les communes qui dépendent de ma circonscription de se conformer aux ordres suivants :

1. — Les armes seront remises immédiatement aux mairies. Les maires devront me faire parvenir une attestation écrite certifiant qu'il n'y a plus ni armes, ni munitions, ni explosifs dans leurs communes, au plus tard dans les 24 heures après l'apposition de cette affiche. Si l'attestation ne me parvient pas aussi rapidement et aussi sûrement que possible, le maire et la commune en seront rendus responsables.

J'attire toute votre attention sur l'ARTICLE III de l'ordonnance de M. l'Inspecteur des Etapes.

2. — Il est défendu de sonner les cloches même le dimanche et les jours de fête et aux enterrements.

3. — Je décide que la circulation dans les villes de Roubaix-Tourcoing est absolument interdite de 9 heures du soir à 6 heures du matin (heure allemande) c'est-à-dire de 8 heures du soir à 5 heures du matin, heure française. Tout individu qui circulera pendant le temps interdit pour un motif urgent devra se munir d'une lumière, bougie, chandelle, etc., même s'il est pourvu de mon autorisation.

A l'appel des sentinelles, ou des postes tout individu s'arrêtera immédiatement sinon il pourra être fusillé.

4. — Pendant les mêmes heures de 9 heures du soir à 6 heures du matin, (heure allemande), toutes les auberges et tous les estaminets qui n'ont pas mon autorisation spéciale devront être fermés.

5. — Des réquisitions ne peuvent se faire que par ordre écrit du commandant. Cet ordre servira de quittance pour les objets reçus, sur le vu duquel on sera indemnisé plus tard.

Les achats pour les besoins particuliers des militaires doivent être payés comptant.

6. — L'enlèvement ou la détérioration des proclamations et avis de l'armée allemande entraînera des peines très rigoureuses. Si le coupable n'est pas saisi, c'est la commune qui en sera responsable.

7. — Si les habitants paisibles peuvent compter sur ma protection, par contre je punirai des peines les plus sévères les cas de désobéissance ou de résistance.

Roubaix, le 20 Octobre 1914.

HOFMANN
Major und Etappenkommandant



Überfall eines sächsischen Liebesgabentransports.
Nach einer Originalzeichnung von Fritz Bergen.

Geltung gebracht. Die Buren nannten sie „die langen Toms“. Auch jetzt hatten im letzten Augenblick die Engländer die langen Feuerrohre auf den Wällen der Forts von Antwerpen aufgestellt, da die Belgier dem Vernehmen nach seinerzeit wohl beabsichtigt hatten, Kruppgeschütze zu diesem Zweck anzukaufen, wegen eines jetzt leicht zu erklärenden Widerstandes aber noch nicht zur Ausführung der Armierung gelangt waren, als die Kanonen hätten da sein müssen.

Bei ihrem vorsichtig-klugen und rechtzeitigen Rückzuge sollen die Engländer den größeren Teil dieser Artillerie wieder mitgenommen haben, so daß wir in den heftigen Stellungskämpfen am Yserabschnitt ihnen wieder begegneten.

Unser Bild auf Seite 410 zeigt uns die von englischen Matrosenartilleristen und belgischen Kanonieren bedienten Kanonen im Feuer. Außer großen Schutzschilden für die tätige Bedienung sehen wir eine fortlaufende Panzerung, die den gesicherten Verkehr von Stück zu Stück gestattet und der ruhenden Bemannung, besonders auch nach oben, ausgiebigen Schutz bietet. Dieser beschränkt sich übrigens auf Schrapnellkugeln, Sprengstücke und Gewehrgeschosse. Volltreffer der deutschen Belagerungsgeschütze schlagen glatt durch und richten, da sie beim Auftreffen springen, in der Panzerbatterie durch ihre Sprengwirkung je nach ihrem Kaliber neueren Geschützen aus Messing bestehen und die Pulverladung samt Zündhütchen aufnehmen, darf man auch daraus auf eine veraltete Bauart schließen. Nach oben sind die Geschoßkammern durch einige unordentlich hingelegte Sandsäcke mangelhaft gedeckt. Sodann läuft eine „Berme“, die die Grasnarbe des gewachsenen Bodens zeigt, rings um den Geschützstand. Auf ihr stehen einige Geschosse. Die ausgeschachtete Erde ist als Wall nach außen geworfen; dessen innere Böschung wird durch Birkenhölzer steil erhalten. Zwischen diesen und der lockeren Erde sind wahrscheinlich Rasenstücke als „Verkleidung“ aufgeschichtet. Vorn hat der Wall eine breite Scharte, die ermöglichen soll, weit nach rechts und links die Schußrichtung zu ändern. —

Im Gegensatz zu diesem Bilde der Verlassenheit und des Schweigens führt uns der Künstler Seite 413 mitten hinein in die frische fröhliche Feldschlacht. Vor Antwerpen tobt sie, zwischen dem äußeren und inneren Fortgürtel, wo die Belgier, verstärkt durch eine englische Brigade, unseren über die Nethe gegangenen Truppen entgegentraten. Außer vier schweren Batterien sind unserem stürmenden Fußvolk viele Maschinengewehre und 52 Feldgeschütze neuester Art mit Schutzschilden und Rohrrücklauf in die Hände gefallen. Wir sehen, wie die Bespannungen mit den Protzen eiligst Reißaus nehmen. Unsere Schützen werden in der feindlichen Feuerlinie haltmachen und, solange noch etwas vom Gegner in Schußweite zu sehen ist, ihre Patrontaschen darauf leer schießen. Während es sonst in der Feldschlacht Sache unserer Reiterei ist, mit flinken Rossen seitlich herumgreifend dem fliehenden Feinde den Weg abzuschneiden, müssen hier im Festungsgelände die noch flinkeren Geschosse der Feuerwaffen die schnelle Verfolgung allein übernehmen. Bald wird unsere Feldartillerie heranbrausen, um die Schützen im Verfolgungsfeuer abzulösen. Dann ordnen diese ihre Verbände, empfangen gleichzeitig neue Patronen aus den nachgekommenen Kompaniepatronenwagen und rücken soweit nach, als es das Feuer der feindlichen schweren Geschütze vorläufig erlaubt.



Kilophot G. m. b. H., Wien.

Serbische Gefangene.

verschieden großen Schaden an. Genau so sind die an der belgischen Nordseeküste in Tätigkeit befindlichen englischen Panzerzüge beschaffen, so daß es möglich ist, daß wir einen solchen vor uns haben, den die Engländer vor Antwerpen verwendeten.

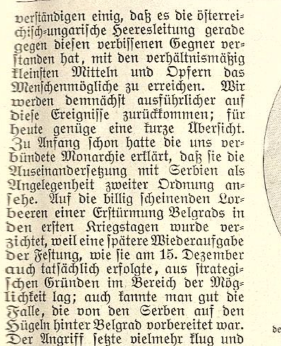
Eine weniger von moderner Technik zeugende Hinterlassenschaft der „Beschützer Belgiens“ zeigt uns das Bild auf Seite 412: ein langes Kanonenrohr ohne Rohrrücklauf oder Schießbremse und ohne moderne Richtmittel auf einer ebenso veralteten Lafette. Der Verschluß ist entfernt, damit wir außerstande sein sollten, uns des kostbaren Instruments zu bedienen. Die Sorge wäre unbegründet gewesen. Wenn das Rohr aus Bronze besteht, können wir Friedensglocken daraus gießen. Ist es aber Stahl, dann muß es zum alten Eisen wandern, wenn nicht Medaillen als Ehrenzeichen daraus geprägt werden sollen.

Auf der oberflächlich hergestellten Bettung hat das Geschütz gewiß nicht lange gefeuert. Da die Hemmkeile fehlen, wäre es bei jedem Schuß weit zurückgelaufen und hätte bald den Bretterbelag übereinander geworfen. Wir sehen, daß der Geschützstand in einer Tiefe, die etwa der Höhe der Lafettenräder entspricht, in den „gewachsenen Boden“, wie man die an Ort und Stelle angetroffene natürliche Erdoberfläche nennt, eingeschnitten ist. Dieser gewachsene Boden gibt bessere Deckung als ein hoher künstlicher Wall und unter Umständen selbst ein Panzer. An der bestgeschützten Stelle sind denn auch Geschoßkammern eingebaut. Da keine Kartuschhülsen sichtbar sind, die bei

Feldzeugmeister Potiorek und der Feldzug gegen Serbien.

(Hierzu die Bilder Seite 418 und 419.)

Die Strategen in der Heimat haben sich oft genug mit einem gewissen Achselzucken gefragt, warum denn die Donaumonarchie so lange mit dem kleinen Serbien nicht fertig werde. Aber abgesehen davon, daß das Gelände dort unten an Schwierigkeit vielfach mit den Vogesen wetteifern kann und die Serben sich bei jeder Gelegenheit als höchst zähe und tapfere Gegner erwiesen, sind sich die militärischen Sachverständigen einig, daß es die österreichisch-ungarische Heeresleitung gerade gegen diesen verbissenen Gegner verstanden hat, mit den verhältnismäßig kleinsten Mitteln und Opfern das Menschenmögliche zu erreichen. Wir werden demnächst ausführlicher auf diese Ereignisse zurückkommen; für heute genüge eine kurze Übersicht. Zu Anfang schon hatte die uns verbündete Monarchie erklärt, daß sie die Auseinandersetzung mit Serbien als Angelegenheit zweiter Ordnung ansehe. Auf die billig scheinenden Lorbeeren einer Erstürmung Belgrads in den ersten Kriegstagen wurde verzichtet, weil eine spätere Wiederaufgabe der Festung, wie sie am 15. Dezember auch tatsächlich erfolgte, aus strategischen Gründen im Bereich der Möglichkeit lag; auch kannte man gut die Falle, die von den Serben auf den Hügeln hinter Belgrad vorbereitet war. Der Angriff setzte vielmehr klug und erfolgreich in der Gegend des Zusammenflusses von Drina und Save ein (Schabatz, Obrenowatz, Lieschnitza und Loschnitza; Mitte August). Dann mußte man sich auf die Verteidigung beschränken, um alle verfügbaren Kräfte den Russen entgegenzuwerfen. Doch blieb man nicht untätig; man lockte die Serben über die Grenzflüsse und brachte ihnen in Bosnien, in Syrmien und im Banat empfindliche Schläge bei, die für einzelne Divisionen geradezu vernichtend waren. Im Oktober wurden dann die in Bosnien eingedrungenen serbischen und montenegrinischen Abteilungen gründlich abgefertigt (Zwornik, Romanja Planina, Fotscha, Bajna Baschta, Rogalitza) und das Reichsgebiet endgültig gesäubert. Mit der Erleichterung im Norden (Vorstoß gegen Warschau) begann schließlich die entschiedene Angriffsbewegung der österreichisch-ungarischen Armeen im serbischen Land, das dessen Verteidiger allerdings inzwischen mit großartigen Erd- und Betonverschanzungen ausgerüstet hatten. Trotzdem wurde im heldenmütigsten Sturm Stellung um Stellung — wir nennen nur kurz die Namen Schabatz (2. November), Krupanja (9. November), Valjevo, Obrenowatz, Maljen- und Suvorplanina — genommen, wobei, von Südwesten bedroht, auch Belgrad fiel. All das hat die österreichisch-ungarische Armee, sobald sie ernstlich wollte, in wenig Wochen zustande gebracht.



Feldzeugmeister Oskar Potiorek,
der siegreiche Oberbefehlshaber der österreichisch-ungarischen Balkanarmee.

Der Dank für diese Erfolge gebührt neben den tapferen Truppen ihrem weitblickenden Führer, Feldzeugmeister Oskar Potiorek. Am 20. November 1853 zu Bleiberg in Kärnten geboren, wandte er sich bei seinem Eintritt ins Heer der Geniewaffe zu, wurde bald in den Generalstab berufen und stieg rasch auf der Stufenleiter der militärischen Würden, war auch eine Zeitlang Vertreter des Generalstabschefs. Bei Ausbruch des Krieges war er Armeeinspektor in Sarajevo, zugleich Chef der Landesregierung von Bosnien und der Herzegowina. Kaiser Franz Joseph hat ihm Mitte November für seine Verdienste als erstem das neueingeführte Militärverdienstkreuz erster Klasse mit der Kriegsdekoration verliehen, das im Rang noch vor dem Großkreuz des Leopoldsordens steht. Bedenkt man, daß die Kommandeure der letztgenannten Auszeichnung bis 1884 das Recht hatten, um Verleihung des Freiherrnstandes nachzusuchen, so wird man den Wert des neuen Militärverdienstkreuzes erster Klasse erst recht einschätzen und damit auch den ersten Träger.

Der Maasübergang der 26. Infanteriedivision.

(Hierzu die Wegeskizze Seite 420 und das Bild Seite 421.)

Es läßt sich leicht denken, wie gespannt Offiziere und Mannschaften der 26. (1. Königl. Württ.) Infanteriedivision waren, als der Befehl erteilt wurde: In der Nacht von Sonnabend auf Sonntag, nämlich vom 29. auf den 30. August, überschreiten wir die Maas.

Am 29., gegen vier Uhr nachmittags, gingen wir in lichten Schützenlinien mit weiten Zwischenräumen aus den Wäldern gegen den Strom vor, um bei dem erwarteten feindlichen Artilleriefeuer möglichst wenig Verluste im deckungslosen Gelände zu erleiden. Unsere Nerven waren aufs höchste gespannt. Wir warteten von Minute zu Minute. Die 7 Kilometer über die Ebene dünkten uns ein unendlicher Marsch. Doch wir erhielten kein Feuer. Nur drei bis vier Franzosen sprangen wie aufgescheuchte



Kilophot G. m. b. H., Wien.

Truppenlager in Serbien.

Hasen aus dem hohen Gras und ließen sich mühelos als Gefangene mitnehmen, da sie versprengt waren und keine Ahnung hatten, wo sie sich nach der Karte befanden. So erzählten sie wenigstens. Doch ist es auch möglich, daß es vorgeschobene Patrouillen waren, die keinen Rückweg mehr über die Maas gefunden hatten, weil die Brücken alle zerstört waren.

Schon tauchte eine der großen französischen Straßen mit ihren hohen Bäumen an beiden Seiten vor uns auf, die „Route nationale Nr. 64", die sich entlang der Maas hinzieht. Schon schlossen sich die Schützenlinien wieder zu Kolonnen zusammen. Da macht plötzlich das Pferd eines dicht vor mir reitenden Arztes einen Satz und versinkt bis zum Knie im Sumpf, in den die Wiese ganz plötzlich überging. Ein Arm der Maas, „La Vielle Meuse", überschwemmt hier zusammen mit dem Laisonbach die Niederungen. Ein Musketier, der dem wie auf einer Insel thronenden Doktor Hilfe bringen wollte, tauchte — die Zuschauer mußten trotz der ernsten Lage herzlich lachen — bis zur Koppel in den Morast, wo auch er wie angewurzelt stehen blieb. Doch wir fanden rasch ein gutes Mittel. Holz und Bretter waren nicht zur Stelle. Deshalb trugen einige Kompanien Heuhaufen zusammen, die zuerst spurlos versanken, allmählich aber eine gute Unterlage bildeten, auf der man dem Arzt, dem Musketier und dem Pferd Rettung bringen konnte. Die Kompanien ahmten dieses Beispiel nach, indem sie von neuem Heubündel auf die Brücke warfen, wenn diese wieder im wahrsten Sinn des Wortes in Grund und Boden gestampft worden war.

Es war schon Abend geworden. Die Truppen der 51. Infanteriebrigade lagen Sassey gegenüber hinter der hohen Straßenböschung der Route nationale Nr. 64 und hinter den gleichlaufenden Kanaldämmen gut gedeckt gegen etwaiges Feuer vom jenseitigen Ufer. Wir waren äußerst vorsichtig: die Telephonleitung wurde sofort durchschnitten, niemand sprach ein lautes Wort, kein Lichtschein durfte uns den Feinden verraten. Ein Infanteriezug nistete sich zum Schutz der Brigade ausgeschwärmt am Flußufer zu beiden Seiten der Straße nach Sassey ein, indem er sich zuerst möglichst leise Gewehrauflagen und dann Schützenlöcher schuf. Ein feiner Regen sprühte vom Himmel. Finster brodelte das Wasser in den Kanälen. Schmutzig waren die aufgeweichten Wege, rutschig die steil abfallenden Ränder der Brückenstege.

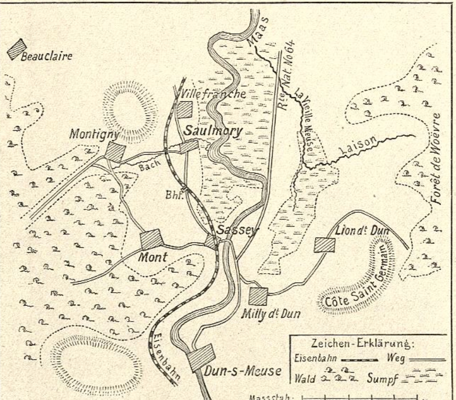
Langsam schlich ich mit vier Freiwilligen den Weg entlang über einen Bauplatz, dessen weiße Balken uns fast zum Narren gehalten hätten, und betrat den Anfang der großen, steinernen Maasbrücke. Schon konnten wir die ersten Häuser des Dörfchens Sassey am anderen Ufer unterscheiden, die verlassen schienen. Man sah nirgends Licht in den Fenstern. Totenstille herrschte ringsum. Plötzlich ruft der vorderste Mann der Patrouille halblaut: „Vorsicht!" Noch einige Schritte — und die Brücke hört auf. Vor uns gähnt die Tiefe. Man sieht, wie die dunkle Maas, die an dieser Stelle 30 bis 40 Meter breit sein mag, sich gurgelnd und schäumend über große Steinquadern wälzt. Die Brücke ist durch Sprengung eines Pfeilers ungangbar gemacht worden. Seine Bestandteile sind tief ins Flußbett gestürzt, und wir stehen auf einem frei in die Luft überhängenden Bogen. Furchtlos hatten wir bisher in drei Gefechten in vorderster Linie gelegen, umbraust vom Sturm der feindlichen Geschosse. Aber diesmal konnten wir uns einer Gänsehaut nicht erwehren. Einzeln sandte ich die Leute meiner Patrouille zurück, um den Bogen zu entlasten. Ich selbst legte mich hin, um mein Gewicht möglichst zu verteilen und so meine Aufzeichnungen und Abmessungen für eine neue Brücke in aller Ruhe erledigen zu können. Dauernd bröckelte Gestein ab und schlug unten mit hellem Klang auf den Trümmern auf, um nachher beim Abprallen im Fluß zu verschwinden. Ein Gewehr hatte ich entsichert neben mich gelegt, um nicht bei dieser wichtigen Arbeit abgeschossen zu werden. Doch diese Vorsichtsmaßregel war unnötig. Die Dorfstraße blieb menschenleer, und in den Binsen des jenseitigen Ufers raschelte nur der Wind. Aber südlich Sassey in den Wäldern flammte schüchtern ein Licht auf und verschwand wieder, blitzte und erlosch. Das waren Lichtsignale! Leider konnte ich sie von meinem Posten aus nur schlecht beobachten und sie weder ablesen noch feststellen, ob sie von deutschen Patrouillen stammten oder französische Zeichen waren.

Immer dunkler wurde die Nacht. Zurückgekehrt, erhielt ich den neuen Auftrag, möglichst rasch zum Divisionsstab nach Lion-devant-Dun zu eilen und dort um den Divisionsbrückentrain zu bitten, auf den man schon längere Zeit wartete. Ein einsames Fahrrad lag an der Straße. Ich nahm es in Anbetracht der Wichtigkeit meiner Aufgabe, bestieg es und war eben im Begriff abzufahren, als plötzlich ein Musketier neben mir aufspringt und in der Dunkelheit zornig das Rad hinten packt, daß ich in weitem Bogen dicht vor die Pferde einer langsam vorbeifahrenden Feldküche falle. Als ich mich aus den Pfützen erhebe, steht er vergnügt da und schimpft halblaut: „I will scho' sehe, ob du mit mei'm Rad so mir nex, dir nex dervo' fährst!" Im nämlichen Augenblick kam ein Radfahrer zu mir, den General... mir nachgesandt hatte, um mich zu begleiten. So merkte der empörte Radbesitzer, daß sich im schlichten Mannschaftsmantel ein Offizier barg, der wichtige Nachrichten zu befördern hatte. Für unsere Fahrt benutzte ich den besseren Weg über Milly-devant-Dun, da wir sonst zu leicht bei der dunklen Nacht in die Sümpfe der Vielle Meuse geraten wären.

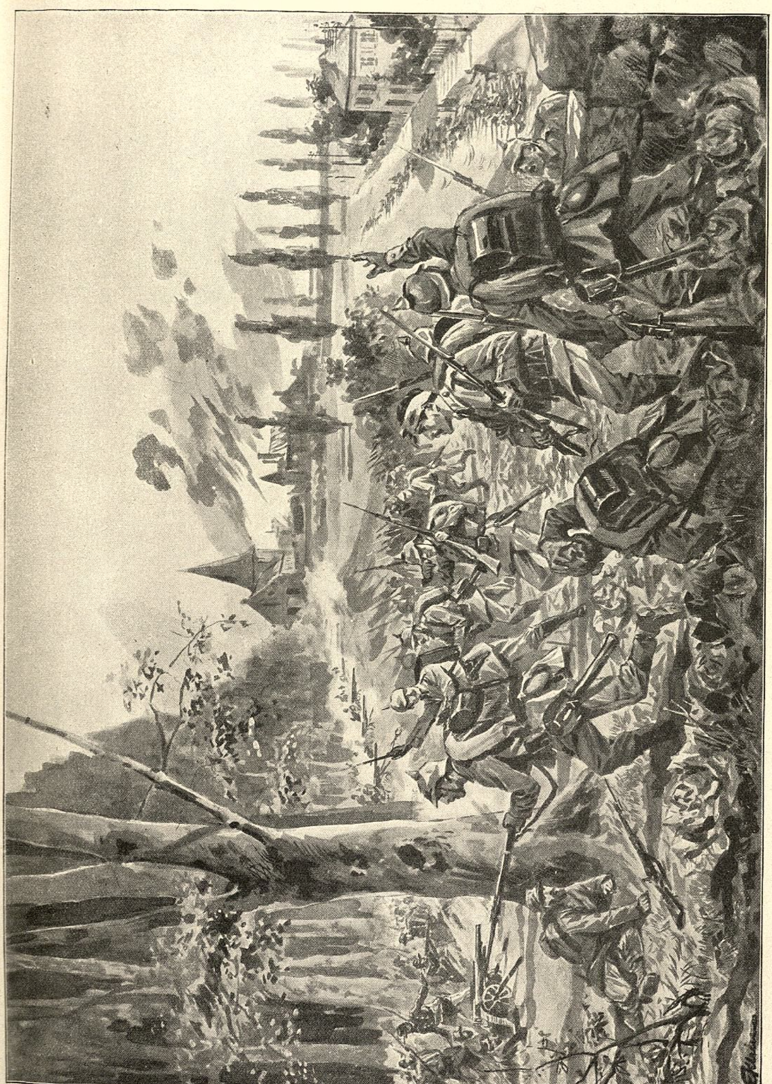
Auf halbem Wege kam mir der Divisionsbrückentrain entgegen, den ich zum Brigadestab an die frühere Maasbrücke führte. Es war eine halsbrecherische Fahrt ohne Licht, tiefer Schmutz auf dem Weg, der von Munitionskolonnen, Feldküchen und Artilleriekolonnen so gesperrt war, daß man kaum durchkommen konnte. —

Am 30. August zwei Uhr zehn Minuten morgens wurden die Truppen des Regiments Kaiser Friedrich in Pontons leise auf das jenseitige Ufer gefahren, von wo ein Bataillon sofort die Wälder von Mont in Besitz nahm, während ein anderes Bataillon Sassey selbst sicherte bis zum Morgengrauen. Inzwischen war schon die Kriegsbrücke von den Pionieren in anerkennenswert kurzer Zeit fertiggestellt worden. Immer neue Bataillone und Batterien strömten über Sassey hinaus und bildeten einen weiten Halbkreis um die Brückenstelle. Nur hinderten die dichten Bergwälder und die überragenden Höhen ringsum die Aussicht.

Ein französischer Anmarsch — Stärke unbekannt — wird gemeldet gegen die Höhe nördlich Montigny. Wir sollen also ange-



Wegeskizze zum Maasübergang der 26. Infanteriedivision.



Der Maasübergang der 26. Infanteriedivision.

Nach der Skizze eines mitkämpfenden Offiziers gezeichnet von E. Klein.

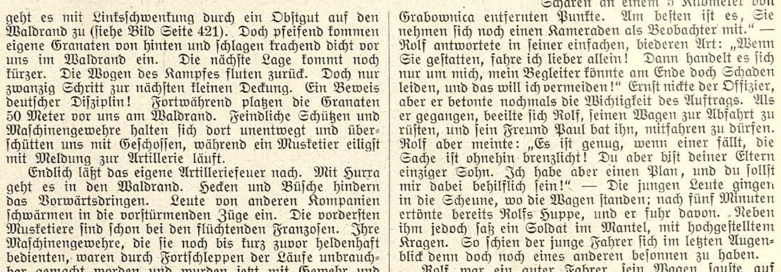
griffen und in die Maas zurückgeworfen werden. Die Kompanien und Batterien schanzen die ganze Nacht. Nächsten Morgen kehrt eine deutsche Kavalleriedivision von ihrem Aufklärungsritt gegen Beauclaire zurück nach Ville Franche, nachdem sie feindliches Schrapnellfeuer erhalten hatte. Bald darauf erscheinen auch die weißen Wölkchen über unseren Schützengräben. Unsere Artillerie antwortet. Der Kirchturm von Montigny wird beschossen, da sich dort feindliche Beobachter zeigen. Ville Franche geht in Flammen auf. Die Bewohner haben — wie üblich — auf unsere Truppen geschossen. In der Richtung über dem Bergrücken der Côte St. Germain sieht man einen unserer gelben Fesselballone emporsteigen, der anscheinend die schwere Artillerie durch Beobachtungen unterstützt.

Allmählich beginnen wir vom rechten Flügel her anzugreifen. Es war schon nachmittags fünf Uhr geworden. Leutnant d. R. Lerch fällt beim ersten Sprung mit Kopfschuß nieder. Aus Montigny pfeifen Infanteriegeschosse herüber. Auch französische Maschinengewehre scheinen sich dort in den Häusern eingenistet zu haben. Man hört es am langsamen Klopfen und merkt es an unseren Verlusten. Plötzlich erhält die Kompanie am weitesten links (4./125) vom Wald von Montigny her rasendes Flankenfeuer aus nächster Nähe. Da gibt es kein Besinnen mehr. Im Sturm



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Zurückkehrende Bewohner von Antwerpen zeigen den deutschen Wachtposten ihre Pässe vor.



geht es mit Linksschwenkung durch ein Obstgut auf den Waldrand zu (siehe Bild Seite 421). Doch pfeifend kommen eigene Granaten von hinten und schlagen krachend dicht vor uns im Waldrand ein. Die nächste Lage kommt noch kürzer. Die Wogen des Kampfes fluten zurück. Doch nur zwanzig Schritt zur nächsten kleinen Deckung. Ein Beweis deutscher Disziplin! Fortwährend platzen die Granaten 50 Meter vor uns am Waldrand. Feindliche Schützen und Maschinengewehre halten sich dort unentwegt und überschütten uns mit Geschossen, während ein Musketier eiligst mit Meldung zur Artillerie läuft.

Endlich läßt das eigene Artilleriefeuer nach. Mit Hurra geht es in den Waldrand. Hecken und Büsche hindern das Vorwärtsdringen. Leute von anderen Kompanien schwärmen in die vorstürmenden Züge ein. Die vordersten Musketiere sind schon bei den flüchtenden Franzosen. Ihre Maschinengewehre, die sie noch bis kurz zuvor heldenhaft bedienten, waren durch Fortschleppen der Läufe unbrauchbar gemacht worden und wurden jetzt mit Gewehr und Bajonett verteidigt. Doch fielen uns Kisten mit neunhundert Patronen in Blechstreifen sowie zwei allerdings kampfunfähig gemachte Maschinengewehre in die Hände. Dabei lagen sieben Verwundete und Tote, die bis zum letzten Augenblick Widerstand geleistet hatten. Wahrlich ein schöner Erfolg. Wir klommen weiter empor bis zum Gipfel und sahen unter uns, wie auch Montigny gestürmt wurde. Die Franzosen sprangen aus den brennenden Häusern, in denen sie sich verschanzt hatten, wobei sie niedergeschossen oder gefangen genommen wurden. Es mögen etwa sechshundert gewesen sein.

Paul Otto Ebe.

Eine Eilbotenfahrt in der Nähe von Przemysl.

Schlecht sind die Straßen in dieser Gegend für die Kraftwagenfahrer, und besonders schlecht sind sie es in der Jahreszeit, wo es sehr häufig regnet und die Wege schmierig werden. Von des Tages Mühe und Arbeit genießen denn auch gerne unsere „freiwilligen Fahrer“ ein wenig der Ruhe. So saßen und lagen eines Tages einige von ihnen in einem großen Raume, den sie sich so gemütlich wie möglich herzurichten bemüht gewesen waren. Es war in einer großen Sägemühle unweit Debromil, wo man sie untergebracht hatte. Der Inhalt einiger Konservenbüchsen hatte zur bescheidenen Mittagsmahlzeit gedient. Man versicherte sich gegenseitig, daß es großartig geschmeckt habe, und Rolf H. entzündete sich die letzte Virginia, die ihm von einer Liebesgabe geblieben war. Paul E. sah ihm etwas verstimmt zu, denn er hatte nichts Rauchbares mehr, weshalb ihm sein Freund den Antrag stellte, man wolle die Zigarre abwechselnd rauchen. Paul wehrte bescheiden ab, und es entstand ein Wettstreit „edler Seelen“. Da betrat ein höherer Offizier das Gemach und fragte: „Welcher der Herren wäre vielleicht so freundlich, so schnell als nur möglich zu General D. hinüber nach Nowemiasto zu fahren und dieses Schreiben zu überbringen? Die Sache ist von großer Wichtigkeit!“ — Sofort meldeten sich alle Fahrer. Der Offizier lächelte über diesen Eifer und meinte dann, wer den zuverlässigsten und schnellsten Wagen besitze, der solle die Fahrt unternehmen. Rolf mit seinem funkelneuen „Mercedeswagen“ konnte wohl seinem Daimlermotor am meisten zumuten, deshalb nannte er auch sofort seinen Namen. Der Offizier trat nun mit dem Fahrer beiseite und gab ihm genaue Anweisungen. Halblaut meinte er, den jungen Mann zu größter Vorsicht ermahnend: „Sie werden jedenfalls eine kleine Strecke mitten durch die feindlichen Vorposten fahren müssen. Wir waren zwar der Meinung, die Russen hier in der Gegend vollständig vertrieben zu haben, aber nun zeigen sie sich wieder in Scharen an einem 5 Kilometer von Grabownica entfernten Punkte. Am besten ist es, Sie nehmen sich noch einen Kameraden als Beobachter mit.“ — Rolf antwortete in seiner einfachen, biederen Art: „Wenn Sie gestatten, fahre ich lieber allein! Dann handelt es sich nur um mich, mein Begleiter könnte am Ende doch Schaden leiden, und das will ich vermeiden!“ Ernst nickte der Offizier, aber er betonte nochmals die Wichtigkeit des Auftrags. Als er gegangen, beeilte sich Rolf, seinen Wagen zur Abfahrt zu rüsten, und sein Freund Paul bat ihn, mitfahren zu dürfen. Rolf aber meinte: „Es ist genug, wenn einer fällt, die Sache ist ohnehin brenzlicht! Du aber bist deiner Eltern einziger Sohn. Ich habe aber einen Plan, und du sollst mir dabei behilflich sein!“ — Die jungen Leute gingen in die Scheune, wo die Wagen standen; nach fünf Minuten ertönte bereits Rolfs Huppe, und er fuhr davon. Neben ihm jedoch saß ein Soldat im Mantel, mit hochgestelltem Kragen. So schien der junge Fahrer sich im letzten Augenblick denn doch noch eines anderen besonnen zu haben.

Rolf war ein guter Fahrer, sein Wagen sauste auf der Landstraße nur so dahin. Anfangs ging die Sache auch ganz glatt. Einen flüchtigen Blick warf Rolf auf die im Sonnenschein ganz anmutig und friedlich erscheinende Landschaft. Rechts aber stiegen aus den Häusern eines Dorfes dunkle Rauchwolken auf, ein Zeichen, daß dort wieder Russen ihre Visitenkarte abgegeben hatten. Eine lange Kastanienallee zieht sich von Nizankowice nach Grabownica. Hier wurde der Weg etwas schlechter, aber



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

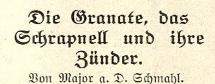
Landleute bringen von der Militärbehörde verlangtes Getreide, das von dieser sofort bei Übernahme bezahlt wird.

trotzdem fuhr unser Held mit rasender Geschwindigkeit, denn es kam ihm vor, als sei in der Ferne ein Schuß gefallen. Hatte er ihm gegolten? Der Begleiter Rolfs verhielt sich stumm und starr. Wie sollte er auch nicht? Es war ja gar kein lebendes Wesen, sondern ein Strohmann, dem Paul und Rolf den Mantel angezogen und eine Mütze aufgesetzt hatten. Der Strohmann aber sollte unserem Helden noch gute Dienste leisten. 200 Meter ungefähr von Grabownica bemerkte Rolf im freien Felde einen Trupp Kosaken. Sie schickten ihm alsbald einen Gruß aus ihren Flinten herüber. Glücklicherweise traf keine Kugel. In schnellster Fahrt nahm nun der junge Mann den Weg durch das Dorf. Er war darauf gefaßt, von Kosaken angehalten zu werden, und tatsächlich suchten ihm einige den Weg zu versperren; aber der Wagen fuhr mitten durch, und Rolf ließ sich nicht aus seiner Gemütsruhe bringen, soviel die Soldaten auch schrien und schossen. Er duckte sich ganz nieder, so daß kaum der Mützenrand noch zu sehen war. Nun beschossen die Kosaken wie wütend den Strohmann. Es war gut, daß dessen Mütze fest angesteckt war, sonst wäre sie in der sausenden Fahrt längst heruntergeflogen. Endlich war der Fahrer aus dem Bereich der Kosaken heraus und konnte aufatmen. Er blickte sich um, ob er auch nicht weiter verfolgt werde, und setzte sich dann wieder an seinen Platz. Kurze Zeit danach erschallte schon seine Huppe vor den Toren von Nowemiasto, und Rolf übergab dem General persönlich das Schreiben. Nun betrachtete er aber seinen Strohmann! Der war von fünf Kugeln getroffen worden, ebenso saßen in den Seitenwänden des Wagens drei Kugeln. Es kamen Kameraden herzu, die Rolf zu seiner Fahrt mitten durch die Feinde beglückwünschten. Sie machten ihn aber auch darauf aufmerksam, daß seine Mütze von einer Kugel durchlöchert sei. Da nahm sie Rolf ab und betrachtete nachdenklich das kleine Loch. Der General aber schüttelte ihm die Hand und sprach: „Sie haben uns einen großen, einen außerordentlichen Dienst geleistet! Mit großer Lebensgefahr haben Sie diese Botschaft überbracht. Diesen gefahrvollen Weg sollen Sie aber nicht noch einmal machen! Sie fahren einfach über die Landstraße von E. zurück. Sie ist allerdings ein Umweg, aber vollständig sicher.“ — Rolf sagte „Ja“ und wartete auf die Antwort, die er zu überbringen hatte. Die Kameraden bewirteten ihn unterdessen mit einer Tasse guten Kaffees, was für Rolf ein ganz seltener Genuß geworden war. Nach zehn Minuten sauste er wieder ab, und weil ihm sein Chef anbefohlen, so schnell als nur möglich den Auftrag auszuführen, nahm er trotzdem wieder den vorigen Weg über Grabownica. Der Wagen ratterte und flog nur so dahin, und Rolf schaute so scharf er konnte nach den Kosaken aus, sie waren aber nicht mehr zu sehen. Jedenfalls hatten sie sich inzwischen schon wieder einen anderen Ort für ihre Tätigkeit ausgesucht. — Groß war die Freude Pauls, als Rolf unversehrt zurückkam. Der sagte trocken, auf die Strohpuppe deutend: „Na, siehst du, wie gut es war, daß ich den da anstatt deiner mitgenommen habe!“



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Unsere Feldgrauen bei einer russischen Teeverkäuferin.



Die Granate, das Schrapnell und ihre Zünder.

Von Major a. D. Schmahl.

Wiederholt werden bei Schilderung der Kriegsbegebenheiten die beiden Geschoßarten der Geschütze erwähnt; man weiß auch, daß ein Teil der Geschosse bei leichtem Auftreffen, andere erst, nachdem sie in ein festes Ziel eingedrungen, wieder an-

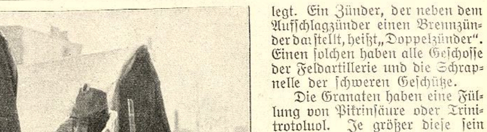


Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Zwei Landsturmleute beim Obstkaufen.

dere schon vor dem Einschlagen — in der Luft — springen. Eine Betrachtung, wie dies zugeht, dürfte sich wohl verlohnen.

Wie bekannt, bestehen die Artilleriegeschosse heutzutage aus walzenförmigen Stahlhüllen mit eiförmiger Spitze, das heißt: die äußerste Spitze besteht aus dem unter möglichster Schonung der glatten Eiform aufgeschraubten, in der Regel aus Messing bestehenden Zünder. Da dieser immer wieder genannt werden muß, wollen wir ihn zuerst etwas näher betrachten. Aus sehr einfachen Anfängen haben wir mit der Zeit einen Zünder entwickelt, der ein Genauigkeitswerk ersten Ranges darstellt. Von dem „Aufschlagzünder“ zunächst verlangt man, daß er durchaus transportsicher ist und doch bei der leichtesten Verzögerung (siehe unten) des abgeschossenen Geschosses dieses zum Springen bringt, indem er die in dem Geschoß befindliche Sprengladung entzündet. Dies hat man in sehr geistreicher Weise dadurch zuwege gebracht, daß der Zünder nur und erst durch den äußerst starken Stoß, den das Geschoß beim Abfeuern des Geschützes bekommt, „fertig“ wird. Vorher könnte man das Geschoß, das schon in der Fabrik mit dem ganzen Zünder versehen wird, aus dem Fenster auf die Straße werfen, ohne daß der Zünder „fertig“ würde. Erst das abgeschossene Geschoß also trägt eine freie Nadel, die bei dem Aufschlag das Zündhütchen durchsticht und die Sprengladung entzündet.



Phototbek, Berlin.

Deutscher Landsturmmann auf Wachtposten in Winterausrüstung.

Zum Schutz gegen die Kälte sind die Posten mit Schafpelzen und Ohrenschützern versehen.

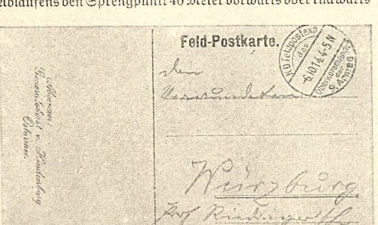
Für gewisse Zwecke ist es nun nötig, daß das Geschoß erst springt, nachdem es etwas in das Ziel, zum Beispiel Mauerwerk, eingedrungen ist — „mit Verzögerung“. Da läßt man denn den Feuerstrahl sich erst durch einen Zündsatz durchfressen, ehe er an die Sprengladung gelangen kann. Am interessantesten aber ist die Rolle eines derartigen Zündsatzes beim „Zeit-“ oder „Brennzünder“. Da brennt er so genau ab, daß seine Flamme, je nachdem der Brennzünder gestellt ist, auf einer bestimmten Entfernung vom Ziele zur Sprengladung durchschlägt. Das Abbrennen des Zündsatzes vertritt also das Ablaufen der Sanduhr, die die Vorläuferin unserer heutigen Uhr war. Die Kriegsfeuerwerkerei fertigt aber jetzt auch Zeitzünder, die durch ein Räderuhrwerk ihren Zweck erfüllen.

Man kann also das Geschoß in der Luft auf jeder beliebigen Entfernung springen lassen. Wie genau die Zünder arbeiten, geht daraus hervor, daß zum Beispiel bei einer Fluggeschwindigkeit des Geschosses von 400 Meter schon eine Zehntelsekunde langsameren oder schnelleren Abbrennens oder Ablaufens den Sprengpunkt 40 Meter vorwärts oder rückwärts legt. Ein Zünder, der neben dem Aufschlagzünder einen Brennzünder darstellt, heißt „Doppelzünder“. Einen solchen haben alle Geschosse der Feldartillerie und die Schrapnelle der schweren Geschütze.

Die Granaten haben eine Füllung von Pikrinsäure oder Trinitrotoluol. Je größer diese sein soll, um so dünner wird die Stahlhülle. Die Verstärkung der „Minenwirkung“ geht also auf Kosten der Zahl und Größe der „Sprengstücke“. Auch die Schrapnelle haben eine dünne Stahlhülle, damit sie recht viele Bleikugeln — etwa 10 Gramm schwer — aufnehmen können. Die Sprengladung der Schrapnelle besteht aus Schwarzpulver und ist ganz hinten untergebracht, so daß sie die Kugeln — je nach dem Kaliber 300 bis 1600 Stück und mehr — nach vorn aus der Hülle hinausschießt, wenn sie diese sprengt. Dadurch erhalten die Kugeln, wie man sieht, noch eine Beschleunigung. So eignet sich das Schrapnell zum Beschießen lebender Ziele, die ganz oder teilweise ungedeckt sind, indem es seine Kugeln von dem Sprengpunkt, der am besten einige Meter über und 50—75 Meter vor dem Ziele liegt, seitwärts, besonders aber vorwärts — mehrere hundert Meter von den hintersten bis zu den vordersten Kugeln — flach, etwa in der bisherigen Richtung des Schrapnells, hinfegen läßt.

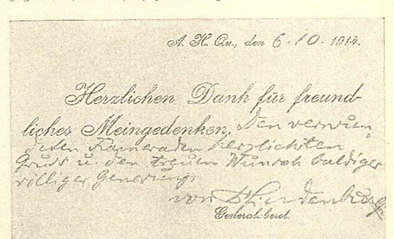
Sind die lebenden Ziele gegen diese flachen Flugbahnen der Schrapnellkugeln gedeckt, wie es die Türken in den Schützengräben von Plewna im letzten Russisch-Türkischen Kriege waren, dann muß man mit Granaten schießen und die Sprengpunkte in die Luft fast genau über die Schützengräben legen. Die heftige Sprengwirkung schleudert dann die Stücke der Stahlhülle ziemlich senkrecht nach unten. Dies ist aber ein sehr schwieriges Schießen, und es ist zu vermuten, daß unsere Gegner die großkalibrigen Granaten mit **Aufschlagzünder** mehr scheuen, da diese auch die stärksten feldmäßigen Eindeckungen durchschlagen, Riesenlöcher auswerfen, die in der Nähe befindlichen Menschen, die sie nicht äußerlich verletzen, in ihren Nerven bedenklich stören und außerdem stinkende Gase verbreiten.

Daß es von unserer Heeresleitung richtig war, zahlreiche solcher schweren Geschütze, mit den Kaltblütern der Brauer und Müller bespannt, der Feldarmee zuzuteilen, hat der bisherige Verlauf des Krieges im Westen schon unzweifelhaft dargetan. Wie sich die Sache in Rußland gestalten wird, wo man gute Straßen nur vom Hörensagen kennt, ist eines von den Rätseln, die uns der Feldzug im Osten reichlich zu lösen gibt.



Feld-Postkarte.

Würzburg



A. H. Qu., den 6. 10. 1914.

Herzlichen Dank für freundliches Meingedenken.

Verkleinerte Wiedergabe einer von Generalfeldmarschall v. Hindenburg eigenhändig geschriebenen Feldpostkarte an die Verwundeten in der Prof. Riedingerschen Privatklinik in Würzburg.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Bei der Beschießung von Antwerpen haben auch österreichisch-ungarische Motorbatterien (siehe Seite 201) mitgewirkt und hier im Verein mit den Unsrigen wieder Großartiges geleistet.

Die Zielsicherheit, mit der die Antwerpener Südforts in Trümmer gelegt worden sind, grenzt ans Wunderbare. Bei einem der östlichsten Forts von Antwerpen fuhr der erste Schuß mitten in den Hauptpanzerturm, schlug den ellendicken Stahldeckel glatt durch und fuhr innen durch die Kasematten und Gänge bis zur Munitionskammer. Die vielfachen Sicherungstüren aus dicken Stahlschichten flogen wie Kartenblätter auseinander. Die Verteidiger in abgelegenen Kasematten wurden durch den Luftdruck gegen die Wände geschleudert und zerquetscht.

Der Kommandant einer der kleineren Befestigungen der äußeren Verteidigungslinie von Antwerpen, der Redoute Chemin de Fer, sprengte sich mit der ihm anvertrauten Feste selbst in die Luft, nachdem er die Beschießung eines benachbarten größeren Forts beobachtet hatte und nun das Feuer auf ihn eröffnet werden sollte.

Über die Siegesbeute wurde durch das Wolffsche Büro folgende amtliche Meldung verbreitet:

Großes Hauptquartier, 15. Oktober, mittags.

Bei Antwerpen wurden im ganzen 4000 bis 5000 Gefangene gemacht. Es ist anzunehmen, daß in nächster Zeit noch eine große Zahl belgischer Soldaten, die Zivilkleidung angezogen haben, dingfest gemacht wird. Nach Mitteilung des Konsuls von Terneuzen sind etwa 20 000 belgische Soldaten und 2000 Engländer auf holländisches Gebiet übergetreten, wo sie entwaffnet wurden. Ihre Flucht muß in größter Hast vor sich gegangen sein. Hierfür zeugen Massen weggeworfener Kleidungsstücke, besonders von der englischen Royal Naval-Division.

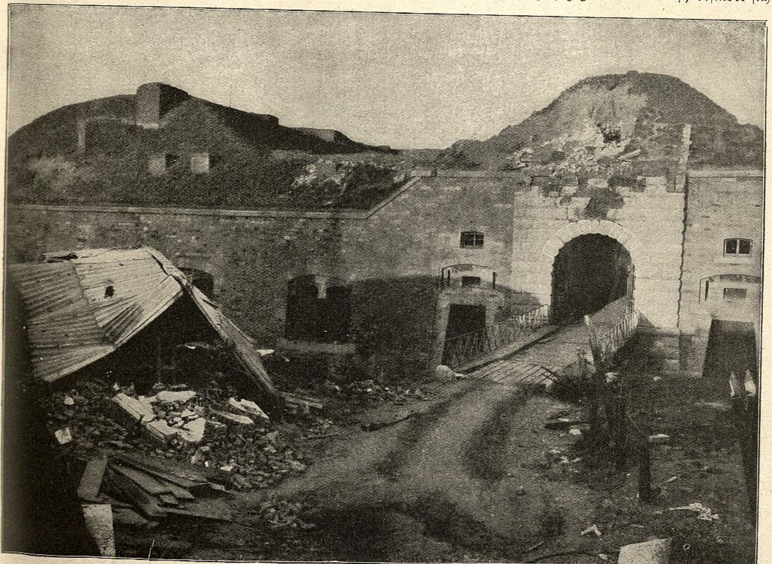
Die Kriegsbeute in Antwerpen ist groß: mindestens 500 Geschütze, eine Unmenge Munition, Massen von Sätteln und Woilachs, sehr viel Sanitätsmaterial, zahlreiche Kraftwagen, viele Lokomotiven und Wagen, viele Millionen Kilogramm Getreide, viel Mehl, Kohlen, Flachs, für zehn Millionen Mark Wolle, Kupfer und Silber im Werte von einer halben Million Mark, ein Panzereisenbahnzug, mehrere gefüllte Verpflegungszüge, große Viehbestände. Belgische und englische Schiffe befinden sich nicht mehr in Antwerpen.

Die bei Kriegsausbruch im Hafen von Antwerpen befindlichen vierunddreißig deutschen Dampfer und drei Segler sind mit einer Ausnahme vorhanden, doch sind die Maschinen unbrauchbar gemacht. Angebohrt und versenkt wurde nur die „Gneisenau“ des Norddeutschen Lloyd. Die große Hafenschleuse ist intakt, aber zunächst durch mit Steinen beschwerte, versenkte Kähne nicht benutzbar. Die Hafenanlagen sind unbeschädigt. Die Stadt Antwerpen hat wenig gelitten. Die Bevölkerung verhält sich ruhig und scheint froh zu sein, daß die Tage des Schreckens zu Ende sind, besonders, da der Pöbel bereits zu plündern begonnen hatte. —

General v. Beseler erließ nach seinem Einzug folgenden Aufruf:

„Einwohner von Antwerpen! Das deutsche Heer betritt eure Stadt als Sieger. Keinem eurer Mitbürger wird ein Leid geschehen und euer Eigentum wird geschont werden, wenn ihr euch jeder Feindseligkeit enthaltet. Jede Widersetzlichkeit dagegen wird nach Kriegsrecht bestraft und kann die Zerstörung eurer schönen Stadt zur Folge haben.“

Ein unzweifelhaft echtes Dokument, das aktenmäßig feststellt, daß den belgischen Soldaten der Befehl, Parlamentäre niederzuschießen, gegeben worden ist, befindet sich



Fort Boussois bei Maubeuge.



Österreichisch-ungarische Sappeure beim Festungsbau. Phot. Schuhmann, Wien.

in den Händen der Deutschen. Das auch in anderer Beziehung wichtige Dokument wurde in der Antwerpener Redoute Chemin de Fer aufgefunden und hat folgenden Wortlaut:

Befestigte Stellung von Duffel, 28. September 1914. Antwerpen. Dritter Abschnitt.
Generalstab.

An die Abschnitts-Kommandanten für die Forts- und Redouten-Kommandanten.

1. Jedes Fort oder jede Redoute bleibt ein brauchbarer Stützpunkt, um einen Sturm auszuhalten, selbst im Fall, daß zerstört wurden:
a) Panzerungen, die Geschütze für Nah- und Fernkampf decken,
b) Überführungskasematten,
c) Flankierungsanlagen.

2. Jeder Fort- und Redouten-Kommandant, der das Werk aufgibt, das er befehligt, oder der sein Werk verläßt, wird mit dem Tode bestraft.

3. Jeder Offizier, Unteroffizier, Korporal oder Soldat, der sein Fort oder seine Redoute verläßt, wird mit dem Tode bestraft.

4. Es ist ausdrücklich jedem, der ein ständiges Festungswerk besetzt hält, verboten, in Verhandlungen mit feindlichen Parlamentären einzutreten. Es wird ohne Ausnahme auf jeden feindlichen Parlamentär Feuer gegeben, der sich irgendeinem Punkte der Umwallung des ständigen Festungswerkes nähert.

Generalleutnant und Kommandant
de Guise.

In Ergänzung unserer Darstellung des Falles von Antwerpen verweisen wir noch auf den Sonderbericht aus fachmännischer Feder, den wir auf Seite 221 brachten.

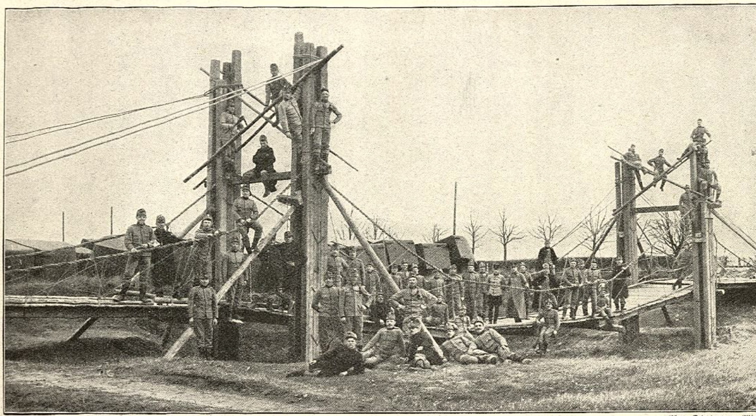
* * *

So groß der Erfolg war, den wir mit der Eroberung von Maubeuge (siehe Bild Seite 425) errungen hatten, war es doch nur ein Teilerfolg, und während der Belagerung der genannten Festung schwebten noch schwere Kämpfe in Nordfrankreich. Wir haben auf Seite 328 mitgeteilt, daß die Kavallerie des Generalobersten v. Kluck bereits bis vor Paris streifte. Als am 5. September die rechte Flügelarmee die Linie von Paris passierte, erfolgte von dort ein starker Ausfall in der Richtung Crépy-en-Valois—Meaux unter Mitwirkung zahlreicher Artillerie, darunter viele aus Paris mitgebrachte schwere Batterien. Dieser Ausfall wurde abgewiesen, und die Deutschen drängten auf Paris nach. Im Anschluß an diesen Ausfall und im Verein mit den hierbei geworfenen Kräften unternahm am 6. September eine stark überlegene englisch-französische Streitmacht einen Vorstoß gegen die Linie Meaux—Montmirail. Die erdrückende Übermacht der nordöstlich von Paris versammelten gegnerischen Streitkräfte nötigte die deutschen Truppen, ihren rechten Flügel zurückzubiegen. Die Unsrigen hielten hierbei den gewaltig überlegenen Angriff mit solcher Unerschütterlichkeit aus, daß nicht nur unsere Kolonnen in voller Ruhe zurückgenommen werden konnten, sondern auch der feindliche Vorstoß zusammenbrach. Der Gegner konnte nicht nur nicht folgen, sondern unsere rechte Armee nahm bei der Zurücknahme des Flügels sogar 50 feindliche Geschütze und 4000 Gefangene mit.

Crépy-en-Valois liegt im französischen Departement Oise und ist Knotenpunkt der Nordbahn. Gegenwärtig hat es etwa 5000 Einwohner. Die Reste eines Schlosses und einer Abtei, mehrere Kirchen und mittelalterliche Häuser erinnern noch an die frühere Bedeutung dieser Stadt, die ehemals Hauptstadt des Herzogtums Valois war. — Meaux, die Hauptstadt des Arrondissements Meaux et Brie, liegt an der Marne, etwa 35 Kilometer Luftlinie nordöstlich von Paris, von dessen Außenfestungsgürtel nur 15 Kilometer entfernt. Es wird von der wichtigen Linie Paris—Reims der französischen Ostbahn berührt. Die Bevölkerung arbeitet größtenteils in Getreidemühlen und Baumwollfabriken. Bedeutend ist auch der Handel mit Getreide und Käse, dem sogenannten Fromage de Brie. — Montmirail ist eine kleine Kantonshauptstadt im französischen Departement Marne. Es liegt ungefähr 80 Kilometer östlich von Paris an dem Petit Morin und wird von der französischen Ostbahn berührt.

Kurze Zeit vor der Abweisung des Ausfalls aus Paris waren die Städte Amiens und Rouen besetzt worden, wodurch gewissermaßen die Kontrolle über den Zugang zum Meere in unsere Hände geriet. Der Kampf um Amiens währte drei Tage und erreichte seinen Höhepunkt in einem blutigen Treffen bei Moreuil, 20 Kilometer südöstlich von Amiens an der Avre.

Als die Deutschen in Amiens einmarschiert waren, begab sich der die Truppen befehligende Offizier sofort nach dem Rathaus und erließ einen Aufruf, in dem er der Bevölkerung gute Behandlung zusicherte, falls keine feindseligen Handlungen begangen würden. Einige Stunden später hatte die Stadt ihr gewohntes Aussehen wieder. Frauen standen an den Türen und strickten, und die Männer besprachen die Ereignisse. Ein Franzose, der in seinem Automobil in die Stadt hineinfuhr, ohne zu wissen, daß Amiens von den Deutschen besetzt war, sagte, abgesehen von dem Aufruf habe er an nichts bemerken können, daß die Deutschen von der Stadt Besitz ergriffen hätten.



Bau einer Seilhängebrücke zum Überqueren von Schluchten im Gebirge durch Pioniere der österreichisch-ungarischen Armee. Phot. Schuhmann, Wien.

Amiens ist die Hauptstadt des französischen Departements Somme und liegt an der schiffbaren, mehrfach geteilten Somme, die hier die Celle aufnimmt. Die Stadt hat ungefähr 90000 Einwohner. Hier gewann General Manteuffel mit dem 1. und 8. Korps am 27. November 1870 einen entscheidenden Sieg über die 30 000 Mann starke französische Nordarmee. Tags darauf wurde vom General v. Goeben die Stadt besetzt, und am 30. November ergab sich auch die Zitadelle.

Welchen Eindruck unsere Truppen in der dortigen Gegend selbst auf unsere Feinde machten, ergibt sich am besten aus einer Schilderung, die der Berichterstatter der „Times" am 2. September seinem Blatte sandte. Er schrieb: „Das Anrücken der Deutschen vollzieht sich mit beinahe unglaublicher Schnelligkeit. Nachdem General Joffre ein Zurückgehen auf der ganzen Linie anbefohlen hatte, ließen die Deutschen, den besten Kriegsregeln folgend, dem zurückziehenden Heere keinen Augenblick Ruhe und setzten die Verfolgung unaufhörlich fort. Flugzeuge, Zeppelinluftschiffe und gepanzerte Automobile wurden gegen den Feind wie Bogenpfeile abgesandt. Über die Tapferkeit der Deutschen zu sprechen erübrigt sich. Sie marschieren in tiefen Abteilungen beinahe geschlossen vor. Fallen die Reihen unter dem Artilleriefeuer, so stürzen neue Mannschaften vor. Die Übermacht der Deutschen ist so groß, daß man sie ebensowenig wie die Wogen des Meeres aufhalten könnte. Die Überlegenheit der Deutschen in der Zahl der Geschütze, besonders der Maschinengewehre, die sie mit außerordentlicher Wirkung gebrauchen, der ausgezeichnet geregelte Erkundungsdienst mit Flugzeugen und Zeppelinluftschiffen, sowie ihre außerordentliche Beweglichkeit sind die Gründe für das Glück der Deutschen."

Es entwickelte sich nunmehr eine neue große Schlacht zwischen Nanteuil (nördlich von Meaux) und Vitry le Français (südöstlich von Châlons a. d. Marne); hier hatten die Franzosen eine starke Stellung eingenommen, die ihnen große Vorteile bot, während die vorgehenden Deutschen zu fortgesetzten Fluß- und Kanalübergängen gezwungen waren. Die Deutschen erkannten rechtzeitig diese Sachlage und nahmen ihre Truppen zurück. Vergeblich versuchte General Joffre, durch eine Umgehung des deutschen rechten Flügels den Feind festzuhalten und vernichtend zu schlagen. Der deutsche Flankenschutz am Ourcq hielt stand, mußte aber angesichts des Anmarsches neuer starker Kräfte aus Paris zurückgenommen werden; dem rechten Flügel folgte das Zentrum der Deutschen, die damit den Schauplatz der Kämpfe an einen für sie günstigeren Ort, das Aisnegebiet, verlegten.

Nach italienisch-französischen Meldungen sollen sich bei dieser Schlacht zusammen anderthalb Millionen Mann gegenübergestanden haben. Am 10. September nahm der deutsche Kronprinz die befestigte Stellung der Franzosen südwestlich von Verdun. Gleichzeitig griffen Teile seiner Armee die südlich Verdun gelegenen Sperrforts an, die schon seit dem 9. September von unserer schweren Artillerie beschossen worden waren. Dieser außerordentlich heftige Angriff war gegen den Mittelpunkt der berühmten französischen Festungslinie gerichtet, die von Verdun nach Toul läuft. Der Angriff war vom Kronprinzen geleitet und von der Armee von Metz ausgeführt, nachdem schwere Kanonen in der Ebene von Wcëvre in Stellung gebracht worden waren. Das Feuer wurde hauptsächlich auf das Fort Gironville gerichtet, mit der deutlichen Absicht, an jener Stelle die Festungslinie der zu Verdun gehörigen Sperrforts zu durchbrechen.

Daß sich Verdun, über dessen Bedeutung unser Artikel auf Seite 384 Aufschluß gibt, so lange halten konnte, lag weniger an der Stärke der Festung und ihrer Besatzung oder an deren Verteidigungsmitteln, als vielmehr daran, daß wir nicht sogleich eine andauernde Beschießung unternehmen konnten, weil unsere schwere Artillerie anderweitig gebraucht wurde.

Überdies ist es das Bestreben unserer Heeresleitung, das Leben der Soldaten nach Möglichkeit zu schonen, weshalb tollkühne Sturmangriffe vermieden werden.

An heftigen Kämpfen um Verdun hat es nicht gefehlt. Ein englischer Berichterstatter schildert sie wie folgt: Der Kampf, der am Fluß, in Wäldern und auf Wiesen tobte, dauerte vier Tage. Die Aisne führte infolge Platzregens Hochwasser, und es war den Verbündeten unmöglich, in die Schlachtfront, auf die ein heftiges Artillerie- und Gewehrfeuer gerichtet war, einzurücken. Das heftigste Feuer galt dem Punkt, wo britische und französische Genietruppen eine Brücke zu bauen versuchten. Dort erlitten mehrere Regimenter, die das nördliche Ufer der Aisne erreichten, sehr starke Verluste. Es war ein furchtbares Duell zwischen britischen Batterien, die den Übergang beschützten, und deutscher Artillerie.

Der Berichterstatter des „Daily Chronicle" meldete, daß die Deutschen eine sehr vorteilhafte Stellung die Eisenbahn entlang einnahmen. In den „Times" wurde gesagt, daß schreckliche Schilderungen nach Paris gelangt seien. Reihen von Toten und Verwundeten bedeckten die Schlachtfelder an der Marne. Die Eisenbahnzüge nach Paris waren überfüllt mit Verwundeten. Die Leichen von 7000 Gefallenen bezeichneten später den Schauplatz dieses Kampfes.

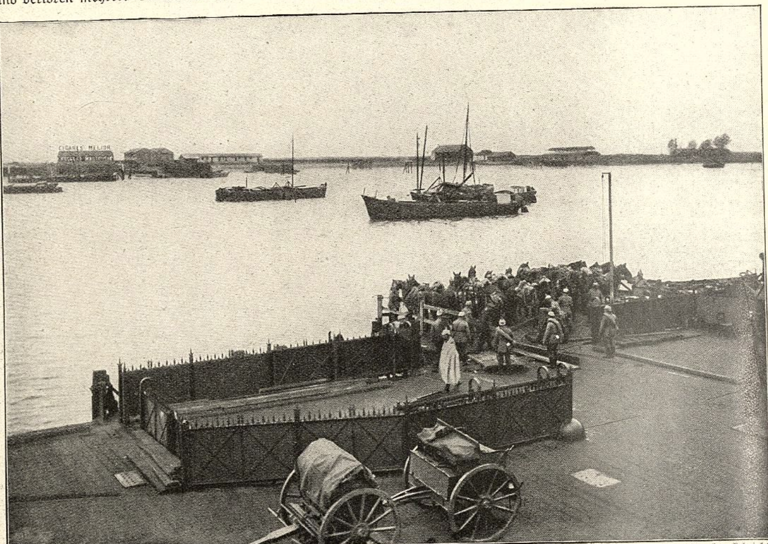


Kavallerieschlacht bei Kolo 6. November 1914.

Nach einer Originalzeichn n Georg Hänel.

Im Verfolg der französischen Angriffe dehnte sich der Kampf nunmehr auf die nach Osten sich anschließenden Truppen bis nach Verdun heran aus, so daß eine Kampffront von etwa 180 Kilometer Länge entstand. An einigen Stellen des Schlachtfeldes wurden deutsche Teilerfolge errungen. Bis zum 17. September blieben nun die Franzosen noch in der Offensive. Sie unternahmen täglich Angriffe, die zurückgewiesen wurden, ohne daß es jedoch zu einer Entscheidung kam. Immerhin hatten einzelne deutsche Gegenangriffe Erfolg. Am 17. September machten sich Anzeichen bemerkbar, daß die Widerstandskraft des Feindes zu erlahmen begann. Ein mit großer Tapferkeit ausgeführter französischer Durchbruchsversuch auf den äußersten deutschen rechten Flügel brach ohne besondere Anstrengung der deutschen Truppen in sich selbst zusammen. Das 4. und 13. französische Armeekorps sowie Teile einer weiteren Division wurden südlich von Noyon entscheidend geschlagen und verloren mehrere Batterien. Der Rückwärtsbewegung Hände. Damit ist gesagt, daß wir das Schlachtfeld behauptet und gewonnen hatten. Auch an anderen Stellen der Schlachtfront ist der Feind mit seinen Angriffen abgewiesen worden. Und gleichzeitig wurden Ausfälle der in Verdun belagerten französischen Streitkräfte, die den allgemeinen Angriff unterstützen sollten, mit Leichtigkeit zurückgeschlagen. Am 18. September kam auch die Nachricht, daß unseren Braven beim Sturm auf das Chateau Brimont bei Reims 2500 Gefangene in die Hände fielen.

Am 19. September konnte die deutsche oberste Heeresleitung feststellen, daß auf der ganzen Schlachtfront das englisch-französische Heer in die Verteidigungstellung gedrängt worden war. Beide Teile befinden sich von nun an in wohlbefestigten Feldstellungen. Der Kampf hat sich aus einer offenen Feldschlacht gewissermaßen in einen Festungskampf umgewandelt. Eine Umgehung der englisch-französischen Streitkräfte war nicht möglich, da sie auf beiden Flügeln durch starke Festungen geschützt waren. So



Phot. Max Wipperling, Vohwinkel.

Übersetzen deutscher Truppen über die Schelde.
Die Schiffe im Flusse waren zuvor durch Eisenbrücken verbunden, um den Belgiern und Engländern zur Flucht zu dienen.

unseres aus dem Raume um Paris überraschend angegriffenen rechten Flügels hatte sich unsere ganze Front angeschlossen. Eine solche Rückwärtsbewegung hat, solange sie aus eigenem Entschluß hervorgeht, durchaus nichts Bedenkliches, und es muß angesichts dieser Entwicklung nachdrücklich betont werden, daß der Zweck der Kriegführung die Besiegung und Vernichtung der feindlichen Armee ist und daß sich diesem Zweck schlechterdings alles unterzuordnen hat, auch die Gefühle und Empfindungen der eigenen Armee.

Noyon liegt westlich von Laon, unweit der Oise, eines Nebenflusses der Seine. Hier also ist der Feind in der Stärke von mehr als zwei Armeekorps entscheidend geschlagen worden. Das dabei beteiligte 4. französische Armeekorps, dessen Rekrutierungsgebiet in Le Mans liegt, gehört zu den besten Truppen Frankreichs. Um so bedeutender ist unser Sieg. Gegen unseren rechten Flügel hatte der mit weit überlegenen Kräften unternommene Vorstoß aus Paris eine schwierige Lage für uns zu schaffen gedroht. Diese Gefahr wurde nun durch unseren entscheidenden Sieg abgewandt. Mehrere Batterien bekamen wir in unsere erklärt es sich ohne weiteres, daß der deutsche Angriff nur langsam fortschreiten konnte.

Mit welcher Tapferkeit unsere Truppen vom Führer bis zum letzten Mann kämpften und von welch unerschütterlichem Mute sie beseelt waren trotz aller Hindernisse und Fährlichkeiten, die sich der Lösung ihrer ohnehin schweren Aufgaben entgegentürmten, davon zeugt ein Bericht über einen einzelnen Vorgang in der Schlacht an der Aisne, den Sturm auf Chevillecourt. Wir lassen die anschauliche Schilderung im Wortlaut folgen:

„Schon acht Tage hatte die Riesenschlacht an der Aisne gedauert, da endlich erhielten am Abend des 19. September zwei Reservekorps sowie das ... Korps den Befehl, bei Tagesanbruch zum Angriff vorzugehen. Unserem Reservekorps ist die schwere und ehrenvolle Aufgabe zugefallen, den Feind aus dem von Vie-sur-Aisne nordöstlich sich erstreckenden Seitental herauszutreiben, aus einer starken Stellung, deren Schlüssel das Dorf Chevillecourt bildet. Das ziemlich hoch gelegene, für unsere Artillerie kaum erreichbare Dorf ist als Verteidigungstellung wie geschaffen. Rings ist der Ort von bewaldeten Anhöhen umgeben. Bei dem Dorf tritt der Wald zweimal bis an die Straße heran, die von beiden Seiten unter Feuer gehalten werden kann. Französische Elitetruppen, die 63. Alpenjäger aus Grasse sowie das 53. und 60. Linienregiment — frisch von Belfort hergeführt — halten Ort und Waldgürtel besetzt.

Ein Reserveleutnant wird mit einer Patrouille, darunter ich, vom Regiment abgesandt, um die Verbindung mit der angreifenden Division herzustellen und um gleichzeitig dem Brigadekommandeur einige unserer Jäger als Meldereiter zur Verfügung zu stellen. Früh um halb vier Uhr reiten wir von unserem Quartier aus gegen Morsain, den äußersten von uns besetzten Ort. Wir reiten an langen, dunklen Abteilungen Infanterie vorbei — es sind dies Sturmkolonnen, die mit aufgepflanztem Bajonett gegen Chevillecourt vorrücken sollen.

Kurz hinter Morsain, in einer offenen Feldscheune, sitzt der Brigadekommandeur, dessen Stab wir uns anschließen. Bald darauf, um fünf Uhr, eröffnen unsere Geschütze das Feuer, und sogleich ist auch das feindliche Gewehrfeuer vernehmbar. Der Stab geht hinter den ersten Kolonnen vor, durch einen engen Waldweg, wo eine weggeräumte Barrikade von hartem Kampfe zeugt, bis etwa zwei Kilometer von Chevillecourt. Hier hält der Stab auf der Landstraße, indes ein Teil der Patrouille mit den Kämpfenden am Waldesrande in Deckung geht. Der General beordert Maschinengewehre und einen Zug Artillerie nach vorn. In dem Augenblick erhalten wir heftiges Schützenfeuer von der anderen Waldseite her. Da, im rechten Augenblick, erscheint eine frische Kompanie und beginnt mit der Säuberung des Waldes.

Als die Meldung eintrifft, daß wieder ein neues Regiment den Dorfrand erreicht hat, geht es vor gegen einen dicht beim Orte gelegenen Holzstapelplatz, der wenigstens gegen eine Seite leidliche Deckung gewährt. Den General hielt es nicht lange an der Stelle; er eilte in dichtem Kugelregen vorwärts, gefolgt von seinem Stabe und meiner Patrouille. Jenseit des Straßengrabens will er Deckung suchen. In dem Augenblick rasseln die Kugeln der Alpenjäger aus den 150 Meter entfernten Häusern nur so auf die Straße. Der General taumelt, durch einen Querschläger am Schenkel verwundet, und wird von uns rasch in Deckung geführt, wo wir einen Notverband anlegen und das Bein abschnüren. Meldung auf Meldung kommt von vorne, daß ohne Artillerie gegen die Häuser, von denen jedes in eine kleine Festung verwandelt ist, kein Fortschritt zu erzielen sei. Gleichzeitig kommt auch ein Teil der ... zurück, der vergeblich versucht hat, das Dorf von links her zu umfassen, der dort liegende bewaldete Grund ist durch den anhaltenden Regen in einen unpassierbaren Sumpf verwandelt worden. Endlich hat die Artillerie eine leidliche Stellung erreicht, doch muß, um nicht ins eigene Feuer zu geraten, ein Teil der Sturmkolonnen zurückbeordert werden, was uns ziemliche Verluste verursacht. Schuß auf Schuß senden unsere braven Kanoniere aus ihren zwei Geschützen gegen das Dorf, gegen dessen dicke, vielfach mit Schießscharten versehene Mauern unsere Brigade jetzt von neuem anstürmt. Inzwischen beginnt auch die gegnerische Artillerie zu feuern und einige Brummer schlagen hinter uns nahe bei dem Verbandplatz ein, wo sich die Verwundeten drängen. Zu unserem Glück aber hat es damit sein Bewenden; offenbar mit Rücksicht auf die im Dorf befindlichen Franzosen wird das Feuer nicht fortgesetzt. Jetzt endlich geht auch auf unserem rechten Flügel das 2. Bataillon in günstigerem Gelände vor, was den Ausschlag bringt. Ein Feldwebel dringt mit ein paar Mann in den Keller eines Hauses ein, säubert es und schießt vom Dach aus auf die hinter Hecken und Zäunen in den Gärten liegenden Franzosen. So wird hart um jedes Haus gekämpft — eine bewunderungswürdige Leistung unserer braven thüringischen Reservisten! Unser Oberst setzt sich selbst, das Gewehr in

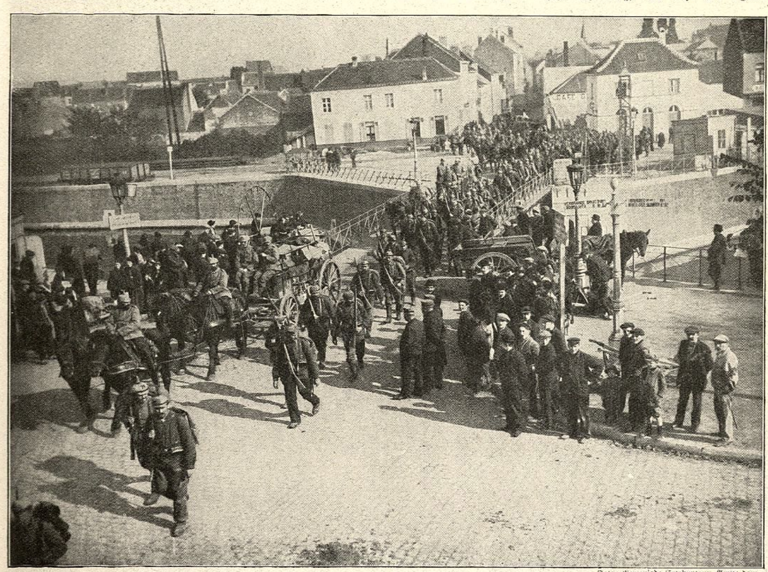


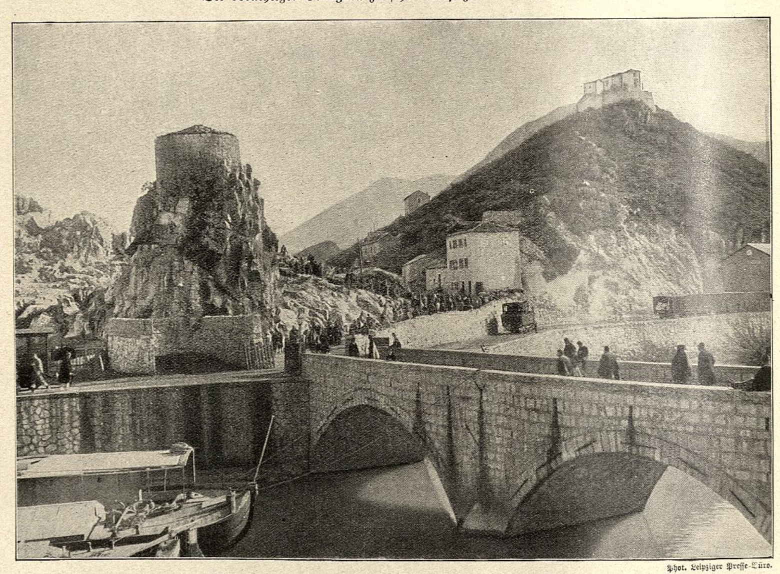
Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

Die deutschen Truppen auf dem Wege von Antwerpen nach Gent und Ostende.
Der Übergang über die schmale Brücke in Vilvorde dauerte siebeneinhalb Stunden.



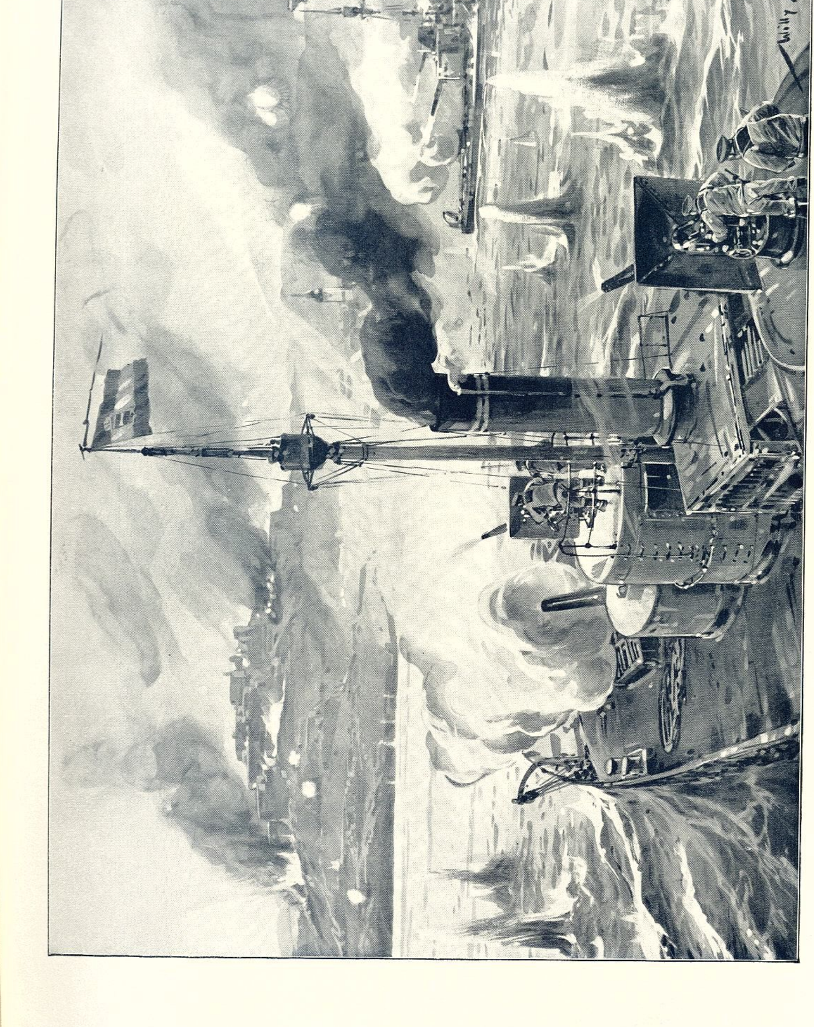
Phot. Leipziger Presse-Büro.

Die berüchtigte Crnagora zwischen Virpazar und Antivari.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Die montenegrinische Grenzfeste Virpazar am Scutarisee.



Beschießung Belgrads durch österreichisch-ungarische Monitore.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Willy Stöwer.

der Hand, mit wehendem Umhang an die Spitze seines Zuges und erstürmt eine stark besetzte Scheune.

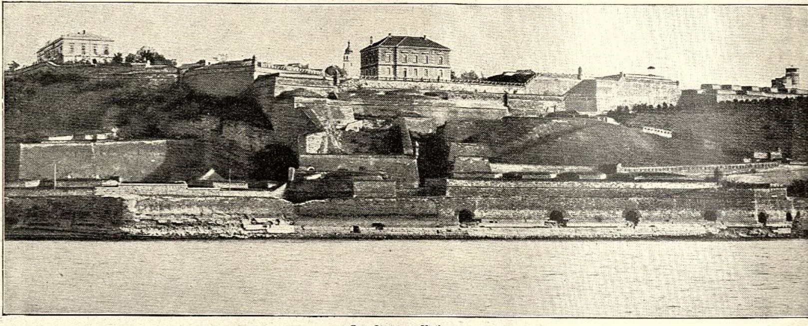
Da der Straßenkampf immer weiter geht, läßt der Oberst das eine Geschütz in das Dorf vorrücken, und auch wir schließen uns mit einem Teil der Patrouille an. Unsere braven Reiter haben sich durch Überbringen von Meldungen äußerst verdient gemacht. Unbekümmert um den Kugelregen haben sie die Verbindung mit der Artillerie und den seitwärts kämpfenden Divisionen hergestellt und so zum endgültigen Erfolg beigetragen. Grauenhaft ist das Bild, das sich uns im Dorfe bietet, die zerschossenen, zum Teil brennenden Häuser und die große Zahl der Gefallenen, unter ihnen auch viele Offiziere.

Unsere Patrouille reitet am Abend auf Befehl des Obersten zu unserem Regiment zurück, um die Meldung von der Einnahme von Chevillecourt, nach den Worten des Obersten ein zweites Bazeilles, zu überbringen. Unsere Reiter erfüllt das freudige Bewußtsein, an einem Tage mit dabei gewesen zu sein, der sich den vielen Ruhmestaten unserer Armee würdig anreiht." (Hierzu unser Bild auf Seite 437.)

Auf Seite 330 teilten wir mit, daß Reims am 4. September ohne Kampf besetzt worden war und eine willkommene Siegesbeute, Flugzeuge und Motoren, im dortigen Luftschifferpark gemacht wurde. Wir haben aber diese Stadt zunächst nicht gehalten, denn unterm 20. September meldete das Große Hauptquartier: „Im Angriff gegen das französisch-englische Heer sind an einzelnen Stellen Fort-



Wegnahme des montenegrinischen „Langen Tom" bei Bileca. Nach einer Originalzeichnung von Fritz Bergen.



Die Festung Belgrad.

schritte gemacht. Reims liegt in der Kampffront der Franzosen. Gezwungen, das Feuer zu erwidern, beklagen wir, daß die Stadt dadurch Schaden nimmt. Anweisung zur möglichsten Schonung der Kathedrale ist gegeben."

Die Franzosen verbreiteten die Nachricht, daß von den Deutschen aus Barbarei auf die geschichtlich und kunsthistorisch denkwürdige Kathedrale geschossen werde, sie verschwiegen aber dabei die Tatsache, daß sie selbst auf dem Gotteshaus einen Beobachtungsposten errichtet hatten, was natürlich die Beschießung unvermeidlich machte. In folgendem Schreiben an die Mächte erhob die französische Regierung Einspruch:

„Ohne den Schein der militärischen Notwendigkeit anführen zu können, haben deutsche Truppen aus reiner Zerstörungsucht den Dom von Reims planmäßig heftig beschossen. Augenblicklich ist die berühmte Hauptkirche eine Ruine. Es ist Pflicht der französischen Regierung, diese abscheuliche Tat des Vandalismus, der dadurch, daß ein Heiligtum unserer Geschichte dem Feuer übergeben wurde, die Menschheit eines unvergleichlichen künstlerischen Erbteiles beraubte, der allgemeinen Entrüstung preiszugeben.

Delcassé."

Die deutsche Regierung gab darauf folgende Erklärung ab:

„Die französische Regierung hat sich leider nicht vor einer verleumderischen Entstellung der Tatsachen gescheut, wenn sie behauptet, daß deutsche Truppen ohne militärische Notwendigkeit den Dom von Reims zur Zielscheibe eines systematischen Bombardements gemacht hätten. Reims ist eine ‚Festung', die von den Franzosen noch in den letzten Tagen mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln ausgebaut worden ist und zur Verteidigung ihrer jetzigen Stellung benutzt wird. Bei dem Angriff auf diese Stellung wurde das Bombardement von Reims leider zu einer Notwendigkeit. Befehle waren erteilt, die berühmte Kathedrale hierbei zu schonen. Wenn es trotzdem wahr sein sollte, daß bei dem durch den Kampf hervorgerufenen Brand von Reims auch die Kathedrale gelitten hat — was wir zurzeit nicht festzustellen vermögen —, so würde das niemand mehr bedauern als wir. Schuld tragen allein die Franzosen, die Reims zur Festung und zu einem Stützpunkt ihrer Verteidigungstellung gemacht haben. Wir müssen energischen Protest gegen die Verleumdung erheben, daß deutsche Truppen aus Zerstörungswut und ohne dringendste Notwendigkeit Denkmäler der Geschichte und Architektur zerstören."

Diese Tatsache wird auch im neutralen Ausland, nachdem dort längere Zeit die französische Darstellung geglaubt worden war und zu Entrüstungskundgebungen von künstlerischen Körperschaften geführt hatte, anerkannt. So schrieb die „Neue Züricher Zeitung": „Es muß mit allem Nachdruck der Auffassung entgegengetreten werden, daß die Kathedrale absichtlich vom deutschen Heer unter Kanonen genommen worden sei. Daß auch die französische Regierung in ihrem Protest diese Auffassung sich angeeignet und keck behauptet, einzig aus Zerstörungswut hätten die Truppen die Kathedrale einer planmäßigen Beschießung unterzogen, ändert an der offensichtlichen Unrichtigkeit dieser Behauptung nichts. In dieser Beziehung können wir uns unbedingt auf Mitteilungen des Generalstabs verlassen. Es ist also daran festzuhalten: die französischen Truppen selbst haben nichts getan, das Artilleriefeuer von Reims abzulenken. Vom Feinde aber diese Rücksicht zu erwarten, wäre doch recht naiv."

Sogar die „Times" erkannten die Berechtigung der deutschen Beschießung an.

Von dem Gelände an der Aisne, wo sich unsere Truppen auf so lange



Phot. Moesigay, Hamburg.

Mühlenwache in Masny—St. Pierre (Nordfrankreich).

Zeit festsetzen mußten, entwarf William Maxwell im „Daily Telegraph" unterm 23. September folgendes Bild, bei dem man immer beachten muß, daß die Farben in einem den Deutschen ungünstigen Sinne gemischt sind:

„Das ist eine Belagerung, keine Schlacht. Vor ein paar Tagen sagte mir ein gefangener Deutscher: ‚Diese Stellung können wir drei Monate lang halten, falls es nötig ist.' Damals dachte ich, er wolle prahlen. Aber augenscheinlich wußte er Bescheid.

Während die deutschen Heere nach der Marne marschierten, waren gleichzeitig Tausende am Werke, um hinter ihnen Verschanzungen anzulegen, Geschützaufstellungen herzurichten, Blockhäuser und vorübergehende Festungswerke an der Aisne und zwischen den Hügeln um Reims zu erbauen. Die Leute redeten über diese Vorsichtsmaßregeln als Beweise von Schwäche und Mangel an Selbstvertrauen. Aber sie waren keineswegs von dieser Art. Sie waren gesunder Menschenverstand und vernünftige Voraussicht. Ein guter General sieht sowohl hinter wie vor sich.

Das Gelände, das der Feind jetzt besetzt hält, ist schwierig. Die Mitte, von Soissons nach Reims, ist hügelig und stellenweise fast abschüssig. Westwärts, zwischen Soissons und der Oise, und ostwärts, zwischen Châlons und der Maas, ist das Land offen und wellig mit langen Höhenzügen und zerstreuten Gehölzen und Weilern. Es gibt aber noch eine andere Eigenart hier im Westen, der die Soldaten viel Bedeutung beilegen und von der sie in fast geheimnisvollen Tönen sprechen. Das sind die Steinbrüche.

Diese Steinbrüche, die sich ostwärts hinziehen von dem Forst von Laigue bei Compiègne, liefern einen harten, weißen Stein, der in dicke Blöcke geschnitten wird und für bedeutendere Gebäude gebraucht wird. Die Steinbrüche sind zum größten Teil deutsche Unternehmungen. Die Galerien und Höhlen, aus denen der Stein gebrochen wird, dienen dem Feinde jetzt als Forts und verstärken seine Stellung gewaltig. Man kann die ganze Linie, die die Deutschen innehaben, vergleichen mit einer Festung, die von verschanzten Lagern eingefaßt wird, aber ohne alle die Einschränkungen und Behinderungen solcher Verteidigungen. Und aus diesem Grunde ist die Schlacht an der Aisne eine Belagerung geworden.

Wenn die Fortschritte langsam und unsicher sind, so liegt es daran, daß die Schwierigkeiten groß und unerwartet sind. Hinter dem offenen Lande liegen vor uns die Steinbrüche, die einen unangreifbaren Wall bilden, der bei Olancourt am nördlichen Rande des Forstes beginnt und sich in Abständen auf Meilen hin ostwärts erstreckt.

Unsere eigenen Techniker hätten keine furchtbareren Stellungen für die schweren Batterien und Maschinengewehre erfinden und errichten können als die sind, die der Feind entlang diesen Linien aufgestellt hat. Sie im Sturmangriff zu nehmen, ist unpraktisch; sie zu bombardieren, ist lediglich Vergeudung von Zeit und Munition. Die schweren Geschütze der Franzosen sind gewaltige Waffen und ihre Hochexplosionsgeschosse sind von zerstörender und tödlicher Kraft. Ich habe einige erstaunliche Beweise hierfür gesehen. Ein Schloß, das die Deutschen besetzt hielten, geriet vor einigen Tagen unter das Feuer dieser Geschütze, und sein Inhalt wurde buchstäblich zu Pulver zermahlen; selbst die Blätter der Bücher waren wie Asche. Aber gegen Gesteinsmassen, wie sie hier vorliegen, haben selbst die mächtigsten Geschütze wenig Wirkung und lassen die deutschen Verteidiger unbewegt."

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Beschießung und Erstürmung Belgrads.

(Hierzu die Kunstbeilage sowie das Bild Seite 434 oben.)

„Stadt und Festung Belgerad", die Serbenhauptstadt, wurde durch österreichisch-ungarische Balkanstreitkräfte eingenommen! Auf ihren Wällen und Bastionen wehte wieder einmal, wie schon zu mehreren Malen seit zwei Jahrhunderten, stolz die Standarte der Habsburger. Eine Überraschung ist es nicht, denn man hat nie daran gezweifelt, daß die tapferen österreichisch-ungarischen Truppen, wenn es im Willen der Heeresleitung gelegen hätte, die starken, nordwärts gerichteten serbischen Stellungen in und um Belgrad schon längst glänzend genommen haben würden. Aber, wie bekannt, ließ die Leitung schon zu Beginn des Krieges erklären, daß das Strafgericht, das Serbien treffen soll, mit Rücksicht auf die Bekämpfung der russischen Übermacht im Norden vorläufig zurückgestellt werden müsse und daß man sich auf die militärische Einschließung und die gelegentliche Abwehr beschränke. Erst zu Anfang November wurde der Befehl gegeben, zum allgemeinen Angriff vorzugehen. Und was man erwarten durfte, traf ein: es ging von Stund an machtvoll vorwärts.

Von zwei Seiten her traten die österreichisch-ungarischen Truppen den Vormarsch an. Der Drinaarmee im Westen gelang die schwierigste Aufgabe, binnen wenigen Wochen den verzweiflungsvoll kämpfenden Gegner unter starken Verlusten aus allen Stellungen bis über den wichtigen Schlüsselpunkt Valjevo hinaus zu werfen und ihn zu zwingen, sich in der Richtung auf Kragujevac zu neuem Widerstande zu sammeln. Gleichzeitig überschritt eine Armee die Save über die von den k. u. k. Pionieren erbaute Kriegsbrücke, die Slawonisch- mit Serbisch-Mitrowitza verbindet. Hier wehte am rechten Ufer auf dem alten serbischen Flaggenmast eine blau-weiß-rote Fahne, die serbische; aber die findigen Soldaten hatten sie bald umgekehrt, und nun zeigte sie die kroatischen Farben, Rot-Weiß-Blau. Schon in der Nacht vom 1. auf den 2. November wurde hier die zweite serbische Armee in der Stärke von vier bis fünf Divisionen nach



Ein deutsches Motorboot mit Maschinengewehr auf einer Patrouillenfahrt.

Phot. A. Grohs, Berlin.

hartnäckigen und blutigen Kämpfen aus ihren starken Felsbefestigungen abgedrängt und Schabatz erstürmt. Am 11. November waren die Serben gezwungen, Mišas zu räumen, am 12. befanden sich unsere Verbündeten schon bei Novoselo, und am 14. waren sie bis Skela an der Save vorgedrungen. Am 15. standen die österreichisch-ungarischen Streitkräfte bei Obrenovac, nur noch acht Kilometer südlich von Belgrad. Damit war im Norden die ganze Macwa und das Grenzland entlang der Save in österreichischem Besitz. Es war eine harte Arbeit, und man muß den Truppen alle Bewunderung zollen, daß sie die lange Strecke in dem spätherbstlich morastigen Grunde binnen wenigen Tagen kämpfend überwanden, in einem Gelände, das selbst zur nächtlichen Rast vielfach nur knietiefen Schlamm oder die verfaulten Stoppeln der durchweichten Maisfelder bot. Ganze Gräberreihen bezeichnen den Weg, den sie genommen; schon sind die Stätten vom Wasser zersetzt, die Kreuze im Morast halb versunken.

An allen diesen Kämpfen entlang der Save haben auch die kleinen Donaumonitore „Körös", „Maros" und „Leitha" durch ihr vernichtendes Flankenfeuer, das sie in die gegnerischen Stellungen vom Flusse her entsendeten, erfolgreichen Anteil genommen, während die größeren Schwesterboote im Verein mit den schweren Haubitzen der Laudonschanzen in Semlin den Kalemegdan, das ist die Festung Belgrad, und die benachbarten befestigten Uferstellungen unter Feuer nahmen. Es sind kleine flinke Nußschalen, diese Monitore, 1,20 Meter tief gehende Flußboote, die von den Serben den Kosenamen „Fliegende Teufel" erhielten, wohl auch gumske Tadje (Gummischiffe) genannt werden, weil die Granaten der kleinkalibrigen serbischen Feldgeschütze an ihrer Panzerung, die an der stärksten Stelle 70 Zentimeter dick ist, glatt abprallten. Dagegen vermochten die Monitore schwererem Festungsgeschütz nicht standzuhalten; gegen dieses kämpften sie in der Weise, daß sie dem Feinde jeweils ein halbes Dutzend Granaten zusandten und dann blitzschnell verschwanden, um eine neue Angriffstellung aufzusuchen. Sie haben so in dem von Minenfeldern reich besetzten Flußgebiet manches kecke Husarenstückchen ausgeführt und sich dadurch den Haß der Serben zugezogen, deren Regierung sich im Verlauf der Kämpfe sogar dazu verstieg, einen Preis von tausend Dinaren für die Gefangennahme eines Offiziers und fünfzig Dinare für jeden Matrosen auszusetzen.





Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

General v. Rennenkampf.

So vorbereitet kam der 2. Dezember und damit der Tag des 66jährigen Regierungsjubiläums Kaiser Franz Josephs heran, an dem der dreifache Gürtel der feindlichen Stellungen und mit ihm die Serbenhauptstadt selbst unter Führung des Generals der Infanterie Liborius Ritter v. Frank vollends genommen werden sollte. Schon waren nach mehrtägigem Artilleriefeuer die serbischen Batterien am Avolaberg, am Topschida und am Bonovoberg zum Schweigen gebracht worden, als der Sturm von Norden her auf zwei Seiten zugleich erfolgte. Ein Teil setzte frühmorgens auf Hunderten von bereitgestellten Kähnen und Dampffähren über die Save, drang über die Zigeunerinsel vor, vertrieb durch einen schneidigen Bajonettangriff den hinter dem Eisenbahndamm stehenden Feind, nahm den Topschidaberg und setzte sich in den Besitz des westlichen Stadtteils. Ein anderer stürmte über die Eisenbahnbrücke, die für den Fußverkehr wieder hergestellt worden war und nahm die Bahnhofsgegend. Zugleich drangen auch aus dem Süden die Truppen siegreich vor, die entlang der Save bis nach Obrenovac sich durchgekämpft hatten. So war also Belgrad, dank der ausgezeichneten Führung und der Überwindung zahlreicher Schwierigkeiten, verhältnismäßig leicht und fast ohne Blutopfer genommen. Als es dann aber infolge der widrigen Verhältnisse in Serbien, die jede Verpflegungs- und Munitionszufuhr unmöglich machten, angezeigt erschien, die österreichisch-ungarischen Streitkräfte zurückzunehmen, wurde Belgrad am 15. Dezember wieder geräumt. (Siehe auch Seite 419.)

Das Treffen bei Kolo.

(Hierzu das Bild Seite 428/429.)

Die Deutschen und ihre Verbündeten, die Österreicher und Ungarn, gehen in Russisch-Polen und Galizien naturgemäß nach einheitlichen Gesichtspunkten vor. Die Anfang November 1914 von beiden Armeen eingenommenen Stellungen bedurften beim Erscheinen starker russischer Kräfte am rechten Weichselufer in der Richtung Warschau—Iwangorod einer gründlichen Prüfung, und die deutsche Armeeoberleitung sah sich aus zwingenden Gründen zur Zurückziehung des nördlichen Heeresteils genötigt. War doch die deutsche Truppenmacht überhaupt nur bis zur Weichsel vorgedrungen, um den russischen Vormarsch auf dem rechten Weichselufer nach Möglichkeit aufzuhalten und Zeit zu gewinnen. Der Weichselübergang sollte den Russen nicht leicht gemacht werden.

Jener Rückgang deutscher Truppen ist von den Russen bereits als Niederlage bezeichnet worden. Mit der deutschen Kriegskunst besser Vertraute urteilten jedoch anders. So schrieb das „Svenska Dagbladet" in Stockholm am 7. November: „Der Rückzug der Deutschen geht ununterbrochen planmäßig vor sich, ohne daß es den Russen gelingt, ihnen irgendeinen schweren Hieb zu versetzen. Wir sehen in diesem Vorgehen nur eine folgerichtige und zielbewußte Durchführung der taktischen Grundsätze, die immer für den zufällig schwächeren Partner gelten, nämlich entscheidenden Kämpfen auszuweichen, bis man selbst sich seinen Hilfsquellen genähert hat und der Feind von den seinen hinweggelockt ist, so daß ein Ausgleich der Stärkeverhältnisse eintritt. General v. Hindenburg weiß sicherlich, was er tut. Der russische Vormarsch in Polen ist, besonders was den nördlichen Flügel betrifft, viel zu eilig, um gegen einen Rückschlag gänzlich gesichert zu sein. Die meisterliche Kautschukstrategie der Deutschen in Ostpreußen — ein elastisches Zurückweichen bei jedem russischen Vorstoß, immer von einer kräftigen und erfolgreichen Offensive gefolgt, wenn der Gegner sich weit genug vorgewagt hat — steht in ihrer Art einzig da."

Diese wenigen Sätze bedeuten einen ganzen Feldzugsplan, dessen Geheimnisse nur der genialste Feldherr beherrscht. So verfuhr auch der alte Blücher an der Katzbach, als er seinen Scharen zurief: „Kinder, nun haben wir genug über der Elbe!" Die Russen sollten zwar mit allen Kräften vom Eindringen in preußisches und österreichisch-ungarisches



Der Sturm auf Chevillecourt am 20. September 1914.

Nach dem Bericht eines Augenzeugen gezeichnet von M. Barascudts.



Die zerstörte Kirche in Schneckenbusch bei Saarburg. Phot. Gombert.

Gebiet abgehalten werden; doch durfte die oberste Heeresleitung das wahre Ziel der Operationen nicht aus dem Auge lassen.

Als das schwedische Blatt jene zutreffenden Sätze schrieb, wußte noch niemand von dem Eintritt neuer Kämpfe im Gebiete der Warthe. Die meisterliche „Kautschukstrategie“ der Deutschen feierte wieder Triumphe: am Freitag, den 6. November, waren drei russische Kavalleriedivisionen, die die Warta (nach dem Übertritt auf preußisches Gebiet Warthe genannt) oberhalb des Städtchens Kolo überschritten hatten, geschlagen und über den Fluß geworfen worden. Das etwa 10 000 Einwohner zählende Städtchen liegt an demjenigen Punkte des Flusses, von dem ab er sich nach Westen wendet. Die Entfernung zwischen Kolo und Thorn beziehungsweise Posen beträgt zwischen 50 und 60 Kilometer.

Deutsche Kavallerie räumte nicht nur bei Kolo, sondern auch bei Konin mit dem Feinde auf. Um dieselbe Zeit wurden auch an der ostpreußischen Grenze am Wysztytensee starke russische Kräfte mit großen Verlusten an Truppen und Kriegsmaterial zurückgeschlagen.

Wohl hatten die armen Grenzbewohner ein neues Eindringen der Russen befürchtet; allein sie ließen ihre Hoffnung auf den heldenmütigen Sieger bei Tannenberg nicht sinken, und sie ist nicht zuschanden geworden.

General v. Rennenkampf.

(Hierzu das Bild Seite 436.)

Als der Krieg ausbrach, hielt man General Paul v. Rennenkampf für den tüchtigsten russischen Führer. Im Boxerkriege sowohl wie im russisch-japanischen Kriege hatte er sich einen glänzenden Namen gemacht. Die Chinesen nannten ihn nur den „Tigergeneral“; die Japaner schätzten ihn so hoch ein, daß sie nach Asiatenart eine halbe Million Mark für seinen Kopf aussetzten. Allerdings fehlte es damals schon nicht an Stimmen, die ihm mehr soldatischen Schneid und Draufgängertum als strategische Begabung zusprachen. Zu Beginn des Krieges befehligte er die Wilnaer Armee (fünf bis sechs Armeekorps), der Generalfeldmarschall v. Hindenburg an den masurischen Seen eine vernichtende Niederlage beibrachte. In Zivilkleidern mußte Rennenkampf damals Hals über Kopf aus Gumbinnen flüchten, wenige Stunden nach dem Generalissimus Nikolai Nikolajewitsch.

Aus einer ursprünglich deutschen, leider aber längst stockrussisch gewordenen Familie stammend, ist Paul v. Rennenkampf im letzten Sommer sechzig Jahre alt geworden. Seine Ausbildung erhielt er in der Junkerschule zu Helsingfors; 1873 wurde er Offizier, 1895 Oberst und Chef des 36. Dragonerregiments, 1899 Stabschef der Truppen im Transbaikalgebiet. Im Kriege gegen Japan soll er durch die Eifersucht Kuropatkins in seiner Wirksamkeit stark behindert worden sein. Danach wurde er kommandierender General des 3. Armeekorps in Wilna und im Jahre 1913 Oberbefehlshaber des ganzen Wilnaer Militärbezirks. In den großen Schlachten um Lowicz und Lodz Anfang Dezember wurde ihm ein so großer Anteil an der Niederlage der Russen beigemessen, daß er beim Zar in Ungnade fiel und nach dem Kaukasus versetzt wurde.

Von den tapferen Schwaben.

Nach den Aufzeichnungen eines Oberleutnants vom württembergischen Reserveregiment Nr. 120.

Das württembergische Reserveregiment Nr. 120, aus Reserveleuten und Landwehrmännern zusammengestellt, wurde von Anfang an in die ebenso hartnäckigen wie schwierigen Vogesenkämpfe verwickelt. Mußte hierbei doch Schritt für Schritt Terrain erobert werden, meistens unter sehr erschwerten Umständen. Besonders bei der Erstürmung des Donon zeichneten sich die 120er Reservemannschaften aus, mit wahrer Todesverachtung drangen sie vor.

Auch von Verräterei hatten sie manches auszustehen. Man beschoß sie aus Häusern, hinter deren halbgeschlossenen Fensterläden das verbrecherische, meuchelmörderische Gesindel lauerte, das dann meist den wohlverdienten Lohn empfing.

Eine weitere Aufgabe war die Erstürmung des Dorfes P.; sie erfolgte in finsterer Nacht, fünf brennende Häuser am Dorfeingang beleuchteten den Weg, den die Tapferen zu nehmen hatten. Es wurden Quartiere bezogen, und die Bevölkerung zeigte sich willfährig. Zwei alte Frauen bereiteten zu später Stunde dem Stab noch ein frugales Nachtessen und holten sogar einige Flaschen Rotwein herbei. Das war mehr, als man erwarten konnte in Feindesland! — Anderen Tags übernahm dann wieder die vielberühmte, segensreiche „Feldküche“ die Verpflegung der braven Truppen. Von P. marschierten unsere Schwaben gen B., es wurde am Mittag angegriffen und war gegen Abend in deutschem Besitz. Die Stellung der 120er erwies sich aber als ziemlich vorgeschoben, und so wurde der Befehl gegeben, das Bataillon ... solle sich befestigen. Man grub vor dem Dorfe einen Schützengraben, und kaum war der fertig, kamen auch schon die Granaten der Franzosen geflogen. Unheimlich zischte es durch die Luft und schlug fünf Schritte vor der Stelle ein, wo sich der Offizier befand. Glücklicherweise krepierte das Geschoß nicht, diesmal kam man noch einmal mit dem Schrecken davon. Eine Wand des Grabens aber stürzte ein und begrub zwei Leute. Unter dem Erdreich wurde es sofort lebendig, und die total beschmutzten Soldaten erhoben zuerst die Hände, dann den über und über von Schmutz überschütteten Kopf.

Ein paar Tage später ging es nicht so glücklich ab. Es fiel dem Stabe auf, daß das Bataillon, kaum daß es ausgerückt war, sofort auch schon mit allerheftigstem Artilleriefeuer überschüttet wurde. Wie war das nur möglich? In massiven Häusern waren schließlich die Mannschaften untergebracht worden und eines derselben wurde außer von einer Anzahl Leuten auch vom Stabe bezogen. Sonderbar! Nun nahm sich die feindliche Batterie sogar dieses Haus zur Zielscheibe! Es kam eine Granate geflogen

und richtete eine furchtbare Verheerung an. Ein Offizier bekam dann ebenfalls noch eine Verwundung durch eine an der Fensterwand abprallende Schrapnellkugel. Die Verwundung hinderte den Tapferen jedoch nicht, seinen Dienst nach wie vor zu tun. Derselbe Herr entdeckte dann auch im Keller des betreffenden Hauses ein unterirdisches Telephon, das in gerader Linie in Verbindung mit den Franzosen stand und von einem der französischen Hausbewohner bedient wurde. Der Mann hatte in jedem Augenblick dem vor dem Dorfe stehenden Feinde die Maßnahmen der Deutschen verraten können. Nun wußten die braven Schwaben, weshalb sie überall so hart bedrängt worden waren. Verrat war im Spiel gewesen!

In der Nacht vom 2. zum 3. Oktober hatten die Franzmänner unseren Schwaben noch eine besondere Überraschung zugedacht. Sie wollten sie um drei Uhr morgens überfallen, aber unsere Tapferen lagen auf der Lauer. Es wurde der strenge Befehl gegeben, nicht eher zu schießen, als bis die Offiziere „Feuer“ befehlen würden. Man ließ also die dichte Schützenlinie herankommen. Dann ertönte ein Pfiff des Kommandierenden, und ein Höllenfeuer begrüßte die Rothosen aus nächster Nähe. Nur wenigen ist es gelungen, zu entkommen. Die braven Schwaben aber vom 120. württembergischen Reserveregiment riefen laut „Hurra“. Sie selbst hatten keinen einzigen Mann verloren.

Die von Schneckenbusch.

(Hierzu das Bild Seite 438.)

Nicht nur in den Schützengräben und hinter den donnernden Kanonen, nicht nur in den Kolonnen, die durch den Granatenregen stürmen und mit hellem Ruf die Fahnen grüßen, ehe sie fallen, sind die Helden zu finden. Die Tag und Nacht saßen und mit dem eigenen Leib die Kinder decken mußten, als der Krieg durch Lothringen raste, zählt das dankbare Volk jenen anderen Helden zu. Die am Morgen nach dem 21. August die Trümmer wegräumten aus den Gehöften und von der Dorfstraße und dann still an die Arbeit gingen: Frauen und Greise hinter dem Pflug her, grüßen wir, wie man Helden grüßen muß.

Fragt die von Schneckenbusch, was sie am 20. August erlebten! Sie erzählen von einem Tag, der über das kleine Dorf wie das Weltgericht kam. Sie führen durch Häuser, die niedergebrochen sind; in Keller, die ihnen und ihren Kindern Zuflucht boten; durch die Straßen, die verstummten, als die Nacht kam, die stille Nacht hinter dem schreienden, geängsteten Tag her; zu ihrer Kirche, die zerstört ist. Und sie erzählen! Droben liegt Saarburg. Von den Höhen herab kamen die Granaten. Und ringsum, Höhe um Höhe brüllte auf. Da prasselten von den Dächern die Ziegel, da sprangen die Fenster in Scherben; es stürzten die Mauern, und Flammen zuckten hoch. An Schneckenbusch führt der Rhein-Marne-Kanal vorbei. Der Kanal war den französischen Truppen Stützpunkt, und um Schneckenbusch her begegneten sich die Heere. Das französische, das von Westen gekommen war, durch die stillen Vogesenwälder, und das am 20. August schon wußte: die Schlacht ist verloren; und die Bayern, die von Osten und Nordosten her wie ein Sturmwind über die französischen Kolonnen kamen. Hinter jeder Hecke im heckenreichen Land, hinter jedem Baum, hinter den niederen Gartenmauern, in den Kellern duckten sich die Weichenden, duckten sie sich vor dem furchtbaren Anprall bayrischer Kraft. Und es half ihnen doch nicht. Der Sturmwind trieb sie zurück, warf die Kolonnen um wie ein überreifes Ährenfeld, fegte Feld und Dorf rein und gab der Ebene um Saarburg her ihre Ruhe wieder.

Das sahen die von Schneckenbusch. Sie hörten, in den Kellern geborgen, das Brausen und Toben und wußten: niemand hält diesem Riesen stand, der sein Recht verteidigt und seiner Heimat Feinde jagt, daß sie Rettung suchen hinter den hohen Mauern ihrer Festungen. Aber für die Leute von Schneckenbusch ward der Tag noch furchtbarer. Das werden sie nie wieder den Franzosen vergessen, wie man sie aus den Kellern drängte, durch die Dorfstraße, über die die Granaten hinzischten; wie man sie in die Kirche trieb, an deren Wände und auf deren Dach die französischen Granaten aufschlugen. Die Stunden der Not und der Todesangst vergessen sie ihnen nicht mehr. In der Kirche zu Schneckenbusch fielen neun Männer und Frauen, von Granaten und stürzendem Mauerwerk erschlagen — und laut zeugt gegen Frankreichs Heere, die nach Lothringen gekommen waren, die verwüstete Kirche, der Blutfleck an der Wand, der zerschlagene Christus, zeugen die neun Gräber auf dem Friedhof bei der Kirche.

Erlösung war's, als die deutschen Truppen kamen, die Befreier Lothringens von Tagen der Angst und des Zitterns.



Das erste Kriegerdenkmal 1914 auf dem Dünkelsberg bei Saarburg. Phot. Aug. Rupp, Saarbrücken.

Zur Erinnerung an die im Kriege gegen Frankreich bisher gefallenen Kameraden errichtet vom Landsturm-Infanteriebataillon Neustadt a. d. H.

Auf der Brücke, die über den Kanal nach Schneckenbusch führt, hält der deutsche Landsturm jetzt Wacht. Und wenn die stillen Lothringer, die wortkargen und verschlossenen, zu dieser Wacht hinsehen, werden die Augen ihnen warm; deutsche Treue steht, und die Flut, die im August von den Wäldern her sich in das Saarburger Land ergoß, bricht sich an dem Wall, der jenseits der Wälder, jenseits der Grenze von deutschen Truppen errichtet ist. Noch liegen die Häuser niedergebrochen. Noch sind die Wunden offen, die der August Lothringen schlug. Die Glocken sind verstummt. In Scheunen kommen, die daheim blieben, zusammen, wenn sie die Hände falten und die Knie beugen wollen vor dem Ewigen. Und wenn durch alle deutschen Lande der Ruf gehen wird: Viktoria! und Frieden!, wenn die Glocken von allen Türmen läuten werden, die von Schneckenbusch werden's hören von ferne. Aber eines ganzen Volkes Dankbarkeit und Treue wird ihnen ihre Kirche wiederbauen und ihre Häuser, und ein ganzes Volk wird des Tages sich freuen, an dem auch in Schneckenbusch und in den Dörfern um Saarburg die letzte Spur dieser schweren Tage getilgt ist. Die sie durchbangten und durchlitten, die stillen Helden vom 20. August, grüßen wir heute, sie und die anderen, die im Schatten der Häuser von Schneckenbusch schlafen. Und mit dem Land, das wieder zum Leben erwacht, freuen wir uns: Lothringen, dessen Erde das Blut unserer Tapferen trank, bleibt deutsches Land.

Die „technischen Truppen" Österreich-Ungarns.

(Hierzu die Bilder Seite 426 und 427.)

Da in diesem Krieg die technischen Arbeiten der Truppen, insbesondere der Bau von Schützengräben, von Deckungen, dann die Zerstörung und der Wiederaufbau von Brücken, endlich die Instandsetzung der Festungen eine so große Rolle spielen, verlohnt es sich, die „technischen Truppen" auch der österreichisch-ungarischen Monarchie eingehender zu besprechen. Sie werden gebildet von der Sappeurtruppe und der Pioniertruppe; aber abgesehen von diesen, besitzen auch Infanterie, Kavallerie und Artillerie eigene technische Ausrüstungen. Die Infanterie ist mit kurzgestielten Infanteriespaten und mit hammerförmigen Beilpicken ausgestattet. Jedes Infanterie- und Jägerbataillon hat außerdem je eine Pionierabteilung, so daß das Regiment durch Zusammenziehung dieser Abteilungen über je eine Regimentspionierabteilung verfügt.

Die Sappeurtruppe hat zur Aufgabe den Bau von Befestigungen, Straßen, Eisenbahnen und Brücken. Die Sappeurtruppe der österreichisch-ungarischen Monarchie besteht aus 16 Sappeurbataillonen. Unter ihren zumeist aus der technischen Militärakademie hervorgegangenen Berufs- und ihren durch eine entsprechende Tätigkeit im bürgerlichen Beruf gut vorbereiteten Reserveoffizieren haben die Sappeure im gegenwärtigen Kriege, insbesondere in Galizien, Hervorragendes geleistet.

Unser Bild auf Seite 426 zeigt eine Abteilung dieser Truppe, wie sie eben das äußere Fort einer Festung durch einen entsprechenden Bau ergänzt. Für den Krieg in Serbien sind besondere, für den Gebirgskrieg ausgestattete und ausgebildete Sappeurabteilungen zur Verwendung gelangt. Sie sind hauptsächlich auch mit Werkzeugen versehen, die sich für Arbeiten in steinigem Boden eignen.

Die Pioniertruppe der österreichisch-ungarischen Monarchie besteht aus acht Bataillonen und einem Brückenbataillon. Ihre Aufgabe ist in erster Linie der Wasserdienst; hierzu gehören insbesondere der Bau von Kriegsbrücken und die Durchführung von Überschiffungen.

Die Konstruktion der Brücken ist je nach den Verhältnissen sehr verschieden. Sehr interessant ist der Bau der Seilbrücken, die unser zweites Bild (Seite 427) veranschaulicht. Auch die österreichisch-ungarischen Pioniere haben in diesem Kriege bisher schon eine große Rolle gespielt und sich vielfach ausgezeichnet. Dies gilt sowohl für den nördlichen, wie insbesondere auch für den südlichen Kriegschauplatz. Im Norden sind die Pioniere vorzüglich am San, an der Weichsel und am Dnjestr, im Süden an der Donau und Save, hauptsächlich aber an der Drina tätig gewesen. Gleich in den ersten Tagen des Krieges der Monarchie gegen Serbien hörte man von einer bedeutenden Heldentat der Pioniere. Am 28. Juli, also schon am Tage der Kriegserklärung, gelang es einer kleinen Abteilung Pioniere, im Verein mit Mannschaften der Finanzwache, bei Semlin zwei serbische Dampfer, die mit Munition und Minen beladen waren, wegzunehmen. Nach kurzem, heftigem Kampf wurde die an Zahl überlegene Schiffsbesatzung überwältigt, und die Schiffe samt deren gefährlicher Ladung gelangten in den Besitz der Sieger.

Französische Fliegerpfeile.

(Hierzu das Bild Seite 444 unten.)

Als vor ungefähr zwei Jahren ein Franzose ein Patent nahm auf einen Pfeil, der durch Flieger auf feindliche Truppen geschleudert werden sollte, knüpfte man jenseits der Vogesen sogleich die kühnsten Hoffnungen an die Wirkungen dieser neuartigen Waffe. Unsere Krieger haben jetzt vielfach Bekanntschaft mit diesem Wurfgeschoß gemacht, und das Urteil lautet nach einem Bericht von Unterarzt Dr. Volkmann im Stuttgarter Ärzteverein: „Mehr lästig als gefährlich." Wohl waren bei dichtgedrängt liegenden Abteilungen bis 33 Prozent Treffer zu verzeichnen, aber nur wenig tödliche; die weitaus größte Zahl der Wunden war leicht, wie einfache Stichverletzungen im Frieden, und heilte in wenig Tagen unter einem einfachen Verband. Vergiftungserscheinungen, die man anfänglich befürchtete, traten nirgends auf; auch wurden große Blutgefäße oder gar Knochen nur selten verletzt. Bei günstigem Auftreffen kann ein solcher Pfeil allerdings den sofortigen Tod herbeiführen. Die Pfeile wiegen je 16 Gramm, bestehen aus Preßstahl von 8 Millimeter Dicke, sind 10 bis 12 Zentimeter lang und am unteren Ende nadelscharf zugespitzt. In den beiden oberen Dritteln sind nur vier dünne Rippen übrig gelassen, die im Querschnitt ein Kreuz ergeben. Durch diese Verminderung im oberen Teil ihrer Masse sausen die Pfeile fast senkrecht zu Boden; auch wurde beobachtet, daß sich der von einem Flieger damit bestrichene Raum über ein ganzes Bataillon erstreckte. Aber sie können neben sonstigen notwendigen Dingen wohl kaum in so großen Mengen mitgeführt werden, daß die Beschießung für den Fortgang des Gefechtes von nachhaltiger Wirkung wäre, besonders beim Kampf von Schützengraben zu Schützengraben oder in lang ausgezogenen Linien.

Spahis auf Feldwache.

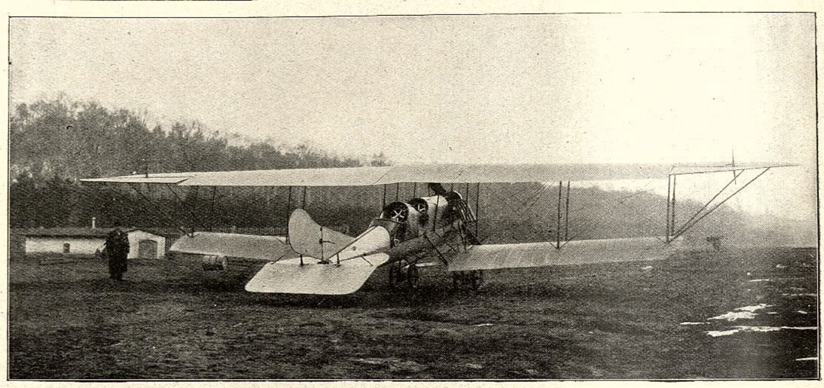
(Hierzu das Bild Seite 441.)

Zur Verstärkung ihrer Streitkräfte hat die französische Regierung auch Kolonialtruppen aus dem nahen Afrika nach dem Festlande schaffen lassen. Frankreich verfügt in Afrika über 4 Zuavenregimenter, 5 Bataillone leichter afrikanischer Infanterie, 4 Regimenter eingeborener Schützen (Turkos), 2 Fremdenregimenter, 12 Bataillone Senegalschützen (Neger), 4 Regimenter Chasseurs d'Afrique und 6 Regimenter Spahis. Nach dem Gesetz vom 7. Juli 1900 können diese Kolonialtruppen neben ihrer Verwendung in den Kolonien auch zur Verteidigung des Mutterlandes herangezogen werden, was Frankreich bekanntlich schon in dem Deutsch-Französischen Kriege von 1870/71 getan hat.

Auch diesmal sind diese zum Teil noch halbwilden Horden auf die deutschen Truppen gehetzt worden. Besonders bei den Kämpfen in den Vogesen sind unsere Soldaten mit Turkos, Senegalschützen und den leichten Reitern der Spahiregimenter zusammengestoßen. Die Spahis eignen sich sehr gut zu Aufklärungsdiensten, denn in einem unbemerkten Heranschleichen an den Feind sind sie Meister. Auf ihren ausdauernden arabischen Pferden sind sie überaus beweglich, wie der Blitz bald hier, bald da. Sie sind zum Teil wie die französische Kavallerie organisiert, zum Teil bestehen die Regimenter aus zwei mobilen Eskadrons und drei Escadrons sédentaires, die im Lande bleiben und mit ihren Familien in Zelten hausen. Die ersteren werden von europäischen Offizieren befehligt. Die Uniform ist ähnlich der der Turkos; sie tragen gelbe Reiterstiefel, den Burnus auf dem Kopf und den weiten, weißen arabischen Mantel mit Kapuze. Die Bewaffnung besteht aus modernen Karabinern und schweren geschweiften Säbeln, die eine gefährliche Hiebwaffe abgeben. Ob diese Reiter sich aber für den europäischen Kriegschauplatz mit der modernen Kriegführung ebensogut eignen, wie für die Verwendung im eigenen Lande, das bleibt einstweilen noch zu bezweifeln; jedenfalls



Algerische Spahis und Chasseurs d'Afrique im Oberelsaß auf Feldwache im Morgengrauen.
Nach einer Originalzeichnung von C. Liebich.



Deutscher Mars-Doppeldecker (auch im englischen Heere vertreten).

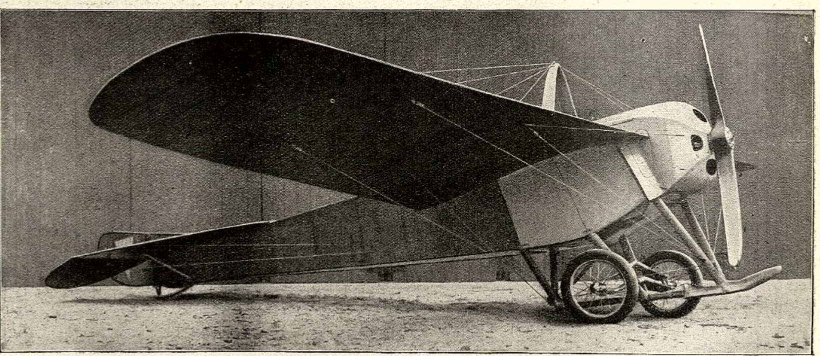
hat man von besonderen Taten dieser Truppe in diesem Feldzuge noch nichts vernommen.

Unser Bild zeigt eine Spahiabteilung auf Feldwache im freien Gelände. In der Ferne erblicken wir den Posten, der aufmerksam in der Richtung nach dem Feinde ausspäht. Um ein Wachtfeuer fröstelnd gelagert, hockt die Wachtmannschaft, die sich in ihren heimatlichen Lauten unterhält. — Wie im Kriege 1870/71, so haben auch diesmal die Kolonialtruppen die Grausamkeit des Krieges verschärft. In den Berichten unserer Soldaten und auch nach französischen Meldungen haben die Turkos und die Senegalschützen (Neger) die deutschen Verwundeten und Gefangenen vielfach verstümmelt. So war in dem Tagebuch eines französischen Offiziers zu lesen, daß einer der Marokkaner sechzehn abgeschnittene Ohren in seinem Brotbeutel hatte. Ein anderer führte sogar den abgeschnittenen Kopf eines Deutschen bei sich im Tornister. — Die Heranziehung dieser halbwilden Barbaren gereicht den verbündeten Gegnern wahrlich nicht zur Ehre.

Die Eroberung des „Langen Tom".

(Hierzu die Bilder Seite 432 und 433.)

Die Kämpfe der österreichisch-ungarischen Truppen gegen die Montenegriner erhielten durch das außerordentlich schwierige Gelände ihr besonderes Gepräge. Die Grenze verläuft dort von der 2239 Meter hohen Lijubitschuja Islanina bis zu den Gipfeln zwischen Virpazar und Antivari meist durch rauhes, ödestes Gebirgsland voll Schluchten und Verstecke, aber fast ohne Spur von Pflanzenwuchs und Wegsamkeit. Von Schlachten großen Stils kann dort keine Rede sein. Nach Art des zähen, listenreichen Guerillakampfes erfolgten vielmehr bald da, bald dort kecke Vorstöße in Feindesland, ohne daß erhebliche Truppenmassen in Betracht kamen, und da die österreichisch-ungarische Heeresleitung jene Kämpfe nur als Nebenaktion betrachtete im Vergleich zu den Schlachten in Galizien und Russisch-Polen, setzte sie auch nur soviel Kräfte ein, als zur Abwehr des feindlichen Einbruchs nötig waren. Infolgedessen wurden von dort unten mehr Einzeltaten bekannt, heldenhafte Leistungen kleinerer Gruppen, die auf den Riesenschlachtfeldern hinter dem Gesamtergebnis zunächst verschwunden wären. Eine solche ist die Eroberung des „Langen Tom", des größten Geschützes der Montenegriner, das sie einst von Rußland zum Geschenk erhielten. Eine stattliche Schar Montenegriner war Ende August gegen Bileca vorgerückt und hielt diese Grenzfeste eng umschlossen. Gegen sie marschierte die 3. österreichisch-ungarische Gebirgsbrigade unter Befehl des Generalmajors Heinrich v. Pongracz, sowie Truppen aus Trebinje und Bileca unter Oberst Bertolas. In mehrtägigen heißen Kämpfen wurden die Söhne der Schwarzen Berge über ihre Grenze zurückgeworfen und die hart bedrängte Besatzung von Bileca befreit. Die österreichisch-ungarischen Truppen, unter denen sich besonders Mann-



Deutscher L.-V.-G.-Renn-Eindecker mit deutschem Gnômemotor.
Vertritt den Typ der schnellen französischen Eindecker.



Deutscher Albatros-Militär-Doppeldecker mit Mercedesmotor.

schaften vom vierten Bataillon des Infanterieregiments Nr. 37 unter Major Alexander v. Balogh auszeichneten, nahmen im Sturm die Höhen von Mali Vardar, Kovceg und den Gipfel des Kostot, von wo die feindliche Artilleriestellung wirkungsvoll beschossen werden konnte. Schließlich drang ein Zug 37er unter den Kadettaspiranten Matthias Kristof und Dr. Ernst Lakatos als erste in die feindlichen Stellungen ein. Es kam zu einem wütenden Handgemenge, in dem die Montenegriner unterlagen, und der „Lange Tom" blieb samt einer großen Menge Munition in den Händen der Sieger.

Die Flugzeuge der kriegführenden Staaten.

Von Alexander Thurau (Berlin).

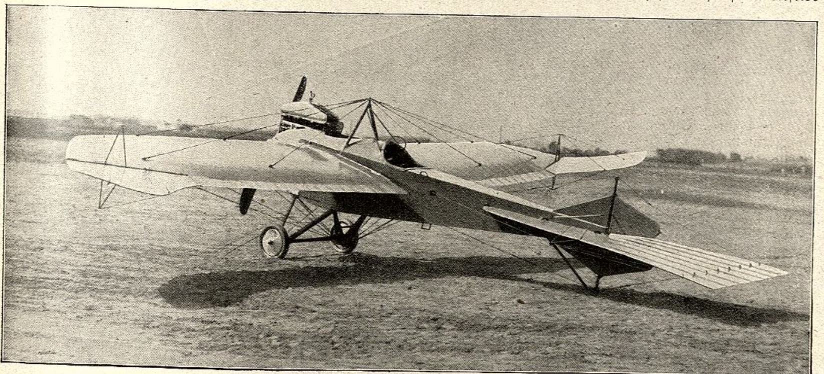
(Hierzu die Bilder Seite 442–444.)

In dem gewaltigen Völkerringen, das jetzt auf der Erde tobt, findet zum erstenmal ein Kriegswerkzeug größere Anwendung, auf das man viele Hoffnungen gesetzt hatte: das Flugzeug. Es wird teils zur Aufklärung, zur Beobachtung der Artilleriewirkung, teils als Angriffswaffe verwendet. Entsprechend diesen verschiedenen Aufgaben, durch die an die Konstruktion auch verschiedene Anforderungen gestellt werden, baut man die Flugzeuge in den verschiedenen Staaten je nach dem beabsichtigten Zweck. In Deutschland zum Beispiel legt man Wert auf große Tragfähigkeit und Flugsicherheit (Stabilität); in Frankreich dagegen bevorzugt man leichte und schnelle Flugzeuge.

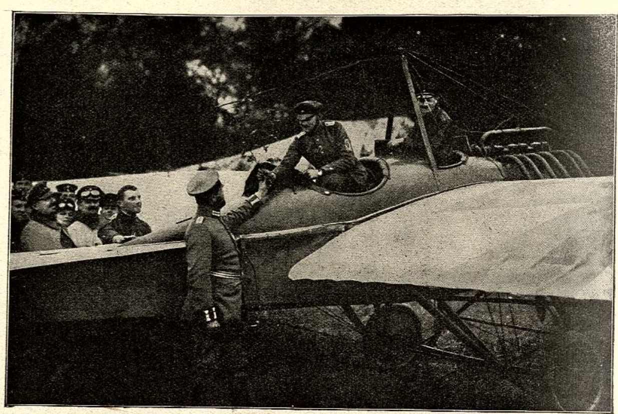
Für jedes Flugzeug bedeutet eine Ersparnis an Gewicht immer eine bessere Ausnutzung der Motorkraft, also eine Erhöhung der Leistung. Die Art und Güte des Materials, der verwendete Motor und die durch ihn bedingte Menge Betriebstoff sind von bedeutendem Einfluß auf das Gewicht. Die französischen Flugzeuge, vor allem die Eindecker, zeichnen sich durch hervorragende Leichtigkeit aus. Von Nachteil ist, daß sie nicht viel tragen können; anderseits, da sie selbst wenig wiegen, vermögen sie einen größeren Teil der motorischen Energie in Geschwindigkeit umzusetzen.

Wie schon vorhin erwähnt wurde, legt man in Deutschland mehr Wert auf große Tragfähigkeit. Unsere Maschinen können bedeutend weitere Strecken mit Beobachter zurücklegen, auch viel mehr Bomben mitführen. Da sie mehr zu tragen haben, müssen sie natürlich fester gebaut sein; das ergibt einen Zuwachs an Gewicht und eine Verringerung der Geschwindigkeit.

Die Flugsicherheit hängt von verschiedenen Umständen ab, nicht zum mindesten natürlich von der Festigkeit, die bei den deutschen Maschinen erheblich höher ist als bei den französischen. Die bedeutendste Rolle aber spielen die Stabilität und die Zentrierung. Stabil fliegt eine Maschine entweder, wenn sie, durch Böen aus ihrer normalen und sicheren Lage gebracht, von selbst in dieselbe



Deutscher Jeannin-Eindecker 1914. (Verbesserte Taube.)



Fliegerleutnant Caspar und der Beobachtungsoffizier Oberleutnant Roos werden bei ihrer Rückkehr vom ersten Flug nach England von der Mannschaft ihrer Fliegerabteilung begrüßt.

zurückkehrt, oder wenn sie sich gar nicht erst aus ihrer Lage bringen läßt. Ein bekanntes Beispiel dafür ist die „Taube“. Unter Zentrierung kann man zweierlei verstehen: einmal die Zusammendrängung aller Gewichte um den Schwerpunkt der Maschine, wodurch die Steuerführung sehr erleichtert wird; sodann aber nennt man eine Maschine zentriert, wenn das schwebende Flugzeug in jeder Lage im indifferenten Gleichgewichte ist. Dadurch wird der Flug sehr ruhig. Die Zentrierung fand zuerst bei den bekannten französischen Eindeckern Anwendung; doch findet man jetzt in allen Ländern zentrierte Flugzeuge. Dagegen haben Deutschland und das verbündete Österreich-Ungarn das Verdienst, die einzigen Länder zu sein, in denen brauchbare stabile Flugmaschinen gebaut worden sind.

Für den Krieg ist die Geschwindigkeit, sei es Flug- oder Steiggeschwindigkeit, von großer Bedeutung. Sie ermöglicht dem Piloten, seine Aufgabe schnell zu erledigen, gewährt ihm einen gewissen Schutz gegen Beschießung und setzt ihn instand, feindlichen Flugzeugen zu entfliehen oder sie seinerseits zu verfolgen. Eine Flugmaschine, die schnell steigt, vermag auf ungünstigem Terrain zu starten, da sie leicht über die das Abflugfeld umgebenden Bäume, Häuser oder gar Berge kommt; fliegt sie niedrig, um genauer beobachten zu können, so ist sie im Falle einer Beschießung durch schnelles Steigen weit besser gesichert als irgendeine andere Maschine. Wohl aus diesen Gründen ist in Frankreich die Stabilität und Tragkraft zugunsten der Geschwindigkeit allgemein vernachlässigt worden.

Was den Motor anbetrifft, so ist in Frankreich fast nur der rotierende Motor mit Luftkühlung verbreitet. Die bekanntesten Systeme sind: Gnôme und le Rhône. Sie haben den Vorteil, daß die Wasserkühlung mit ihren empfindlichen, oft zu Störungen Anlaß gebenden Teilen fortfällt, wodurch das Gewicht bedeutend geringer wird; dem stehen aber die Nachteile gegenüber, daß sie sich schneller abnutzen und der Brennstoffverbrauch erheblich größer ist als bei Standmotoren, so daß der Gewichtsunterschied nach 3—4 Stunden Laufzeit ausgeglichen ist; von da an ist der Vorteil auf seiten des Standmotors. Bei uns sind vor allem die Standmotoren eingebürgert. Auch Österreich baut ganz hervorragende Flugmotoren.

England bezieht seine Motoren größtenteils aus Frankreich, von dem es in der Flugtechnik überhaupt sehr abhängig ist.

In Deutschland erfreut sich die „Taube“ der größten Volkstümlichkeit. Sie ist eines der stabilsten Flugzeuge, selbst heftiger Sturm vermag sie nicht aus der Gleichgewichtslage zu bringen. Nicht ganz einfach ist indessen das Landen mit ihr, weil sie träge ist, das heißt, nicht sofort auf das Steuer reagiert. Ein Nachteil der Taube ist ihr langsamer Flug, auch arbeitet sie nicht sehr sparsam. Man hat sie daher vielfach zu verbessern versucht, indem man überflüssige Drähte und Streben fortließ, alle biegsamen Teile, die größerer Bruchgefahr ausgesetzt sind, durch in Scharnieren drehbare Klappen ersetzte usw. Diese verbesserten Tauben, wie zum Beispiel der Rumpler-Eindecker 1914, bekannt geworden durch Linnekogels Rekordflüge, oder der Jeannin-Eindecker 1914 (Abb. S. 443 unten) arbeiten bedeutend sparsamer als die alten Tauben, vermeiden auch deren sonstige Nachteile.

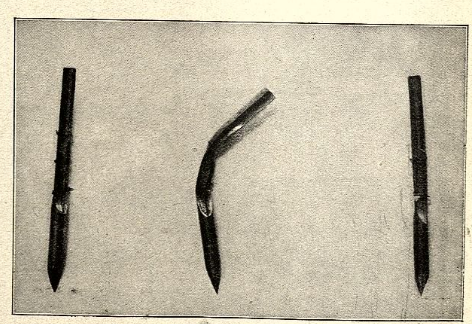
Seit dem letzten Frühjahr zeigt die deutsche Heeresverwaltung, wohl durch Pégouds Leistungen veranlaßt, ganz entgegen ihrer früheren Anschauung ein lebhaftes Interesse für leichte und schnelle Kavallerieeindecker. Sie sind in den meisten Fällen mit deutschen Gnômemotoren (Abb. S. 442 unten) ausgerüstet. Bei den Doppeldeckern (Abb. S. 442 und 443, je oben) hat man in vielen Fällen die Pfeilform, die im Vorjahre Trumpf war, aufgegeben und dafür die Maschine leichter, gedrungener und besser zentriert gebaut. Doch ist die Pfeilform vielfach noch beibehalten worden.

Frankreich ist das einzige der feindlichen Länder, das eine eigene, unabhängige Flugzeugindustrie hervorgebracht hat. Seine leichten, schnellen, zierlichen Eindecker sind über die ganze Erde verbreitet. Im Doppeldeckerbau dagegen ist Frankreich längst von Deutschland übertroffen worden.

Die meisten englischen Flugzeuge sind Kopien französischer Maschinen, sie werden in England von Tochtergesellschaften französischer Firmen hergestellt. Außerdem besitzt das englische Heer leider auch einige österreichische Tauben und deutsche Mars-Pfeildoppeldecker.

Über Rußlands Flugwesen ist wenig zu sagen. Hier beschränkt man sich darauf, aus dem Auslande, und zwar aus dem verbündeten Frankreich, Flugzeuge zu beziehen. Daneben besitzt Rußland auch beträchtliche Mengen deutscher Wright-Doppeldecker, die aber veraltet sind.

Japan ist gleichfalls ohne eigene Flugzeugindustrie. Es besitzt in der Hauptsache französische Flugzeuge oder doch Kopien von solchen.



Stahlpfeile aus einem französischen Flugzeug.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Unseren strategischen Rückzug auf die Aisne stellten unsere Feinde, wie nicht anders zu erwarten, als Niederlage dar, als ob die deutsche Armee schon vollständig aufgerieben sei. Daß dies nicht der Fall war, haben die folgenden Kämpfe zur Genüge bewiesen, die wir alle auf feindlichem Boden ausfochten. Wertvoll ist dabei aber auch ein neutrales Urteil, das am 22. September in Rom veröffentlicht wurde. Barzini schildert im „Corriere della Sera“ die französischen und deutschen Toten auf dem Schlachtfeld an der Marne. Während die Franzosen, sagt er, noch im Tode den Eindruck ungezügelten Vorwärtsstürmens machten, bieten die deutschen Leichen das Bild der Ordnung und Disziplin. Die deutsche Armee ist zurückgegangen, ist aber nicht besiegt. Sie mußte sich vor der Übermacht zurückziehen, aber es war keine Verwirrung, sondern nur eine Losmachung. Gewiß mußten die Deutschen da und dort Material, auch Verwundete in den Händen der Feinde lassen, aber das deutsche Heer in seinem Kern ist völlig intakt.

Unsere Rückwärtsbewegung auf die Aisne hat übrigens den Franzosen keine günstigere Lage geschaffen. Am besten erkennt man das aus den Äußerungen französischer Fachleute. So schrieb zum Beispiel Oberstleutnant Rousset am 22. September im „Petit Parisien“: „Wir müssen Geduld haben und abwarten, denn in Anbetracht der starken Stellungen und Befestigungen, die der Feind innehat, können Änderungen in der militärischen Lage nur langsam vonstatten gehen. In der erbitterten Schlacht, die diese Deutschen gegenwärtig mit um so größerer Energie liefern, als es ihnen klar ist, daß dieselbe für sie eine Lebensfrage bildet, verteidigen sie sich nicht bloß, sondern versuchen auch anzugreifen. Trotz der äußersten Ermüdung ihrer Truppen zögern sie nicht, kräftigen Widerstand zu entfalten, und operieren mit unbestreitbarer Geschicklichkeit auch in der Nacht. Die jetzt im Gang befindliche Schlacht tobt heftig, und nach den Aussagen derer, die an den ersten beiden Schlachten teilgenommen haben, übertrifft sie diese bedeutend an Erbitterung.“

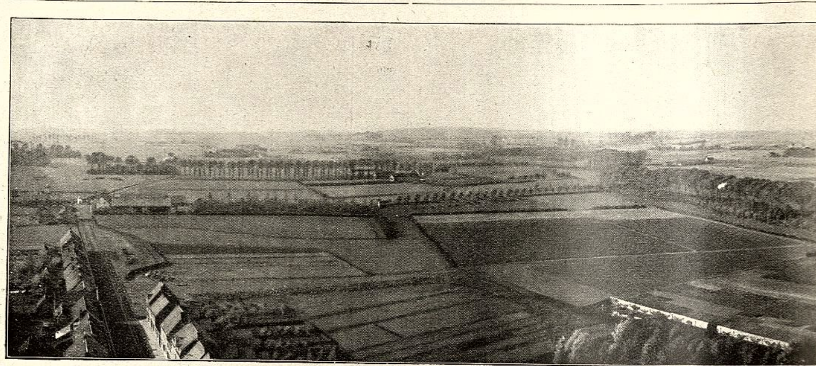
Am selben Tage schrieb auch der Berichterstatter der „Daily News“ von der Westfront, daß der heftigste Kampf des Krieges während der letzten Tage geliefert wurde und daß am Tage und in der Nacht unaufhörliche Kämpfe stattfanden. Die deutsche Infanterie wogte fortwährend in der Richtung der französischen und englischen Stellungen. Die deutschen Artilleristen bestimmten die Schußweite sehr genau. Am 18. September platzte eine Granate im englischen Hauptquartier und verursachte große Verwirrung. Der englische Stab kam jedoch mit dem Leben davon. Die Deutschen haben ihre schwersten Geschütze, darunter Kanonen von 30 cm, auf einem Hügel an ihrem rechten Flügel aufgestellt. Nach einer englischen Meldung vom 20. September stehen die in Front befindlichen Franzosen und Engländer infolge des anhaltenden Regens in den Laufgräben bis an die Hüften im Wasser.

In welch vortrefflicher Weise das Zurücknehmen unserer Truppen von der Marne erfolgte, geht aus dem Brief eines deutschen Fliegeroffiziers hervor, aus dem einige wichtige Stellen wiedergegeben seien. Da heißt es: Ihr seid in Berlin etwas verwöhnt. Man rennt Paris nicht im 40-Kilometer-Tempo ein. Also Geduld und Vertrauen. Unsere Sache steht hier nach wie vor vorzüglich. Besser, als sie je stand, trotz unseres Abmarsches. Mehr darf ich nicht sagen. Wir standen an der Marne, mächtige Schlacht, Vorstoß bis unter die Forts von Paris, während der Schlacht Befehl vom Großen Hauptquartier: Die 1. Armee zurück bis hinter die Aisne. Abbruch einer siegreichen Schlacht und Abmarsch 50 Kilometer ist natürlich ungemein schwer. Trotzdem klappte es tadellos. Nur eine Fliegerabteilung ist überfallen worden. Der Gegner hat seine ganze südfranzösische Armee nach Norden verlegt, diese fünffache Übermacht durften wir nicht allein erwarten, deshalb hat man uns zurückgeholt. Hier an der Aisne haben die



Auf Vorposten im Schnee in Westflandern

Phot. Boedecker, Berlin.



Vom Kriegsschauplatz in Westflandern: Der Schauplatz der erbitterten Kämpfe um Becelaere.

Franzosen und Engländer sechsmal sinnlose Versuche gemacht, durchzubrechen und rechts einzudringen. Tadellos hat sich die Truppe gehalten. Jeder französische Angriff scheiterte. Aber von dieser Schlacht macht sich ein Mensch keinen Begriff. Fünf Tage lang, Geschütz schwersten Kalibers, Bajonettangriff, ein lustiger Luftkrieg mit Bomben und Pistolen, wie das schönste Titelblatt einer Schaufensterauslage: „Der Krieg der Zukunft". —

Es war ein fürchterliches Ringen, das sich in Nordfrankreich abspielte, wie frühere Zeiten es nicht gekannt haben. Weitere Einzelheiten finden unsere Leser auf Seite 334.

Am 23. September wurde Varennes, östlich vom Argonnenwalde, von den Deutschen genommen. Auf dem rechten Flügel des deutschen Westheeres, also auf dem nördlichen Ufer der Oise, wurde andauernd gekämpft, ohne daß es zu einer Entscheidung kam. Die Franzosen versuchten, da sie im Frontalangriff nicht vorwärts kamen, den rechten deutschen Flügel zu umfassen, ohne damit Erfolg zu haben.

Die gegen die Sperrforts südlich Verdun angreifenden Armeeteile mußten am gleichen Tage heftige, aus Verdun über die Maas und aus Toul erfolgende Gegenangriffe abschlagen; dabei wurden Gefangene, Maschinengewehre und Geschütze von uns erbeutet.

Der Argonnenwald zieht sich auf der westlichen Seite des Aire hin. Mit seinem breiten, kahlen Scheitel erreicht er die Höhe von 375 Meter. Gegen Westen geht er in die Tiefebene der Champagne, gegen Norden in die Ardennen über. Trotz der geringen Höhe erschweren die Argonnen durch Unwegsamkeit und starke Bewaldung die Verbindung nicht unerheblich, wodurch kriegerische Operationen sehr behindert werden. Diese Schwierigkeiten, die das Gelände verursacht, haben wir bereits mehrfach geschildert (siehe Seite 374 und 391).

Der Angriff auf die Sperrfortlinie südlich von Verdun hatte bereits am 25. September den ersten Erfolg zu verzeichnen: das Fort Camp des Romains bei St.-Mihiel wurde genommen, das bayrische Regiment von der Tann pflanzte dort seine Fahnen auf, und deutsche Truppen überschritten dort auch die Maas. Infolgedessen stellten am 26. September die übrigen Sperrforts ihr Feuer ein, und die deutsche Artillerie sah sich nunmehr im Kampf mit Kräften, die der Feind auf dem westlichen Maasufer in Stellung gebracht hatte.

Mitten zwischen Toul und Verdun (siehe auch die Karte Seite 392) liegt an einem S-förmigen Bogen der Maas die Militärstadt St.-Mihiel, überragt von dem von unseren Truppen eroberten Camp des Romains, wohl dem stärksten Sperrfort der sich im Tale der Maas hinziehenden französischen Festungskette. Breit strömt der durch künstliche Bauten schiffbar gemachte Strom dahin, über den sich die Bogen einer alten steinernen Brücke spannen, des Verbindungsgliedes der von Osten, also aus der Gegend von Metz, über das Gebirge kommenden Straße mit der großen, westwärts durch den südlichen Ausläufer der Argonnen in das Tal der Aisne hinüberführenden Landstraße. St.-Mihiel ist ein Industriestädtchen von kaum 10 000 Einwohnern mit Stickereien und Leinwandwebereien. Doch das bürgerliche Leben in den von alten Klosterbauten und Privathäusern aus der Blütezeit des gotischen Stils umrahmten Straßen verschwindet unter dem Treiben der hier in Garnison liegenden Soldaten. Oben auf den kahlen, südlich der Stadt gelegenen Höhen, die man durch die Vorstadt von Nanzig erreicht, ragen drohend schwere Befestigungen und verteidigen die Stadt St.-Mihiel mit ihrem wichtigen Übergang über die Maas. Schon Roms Legionen sollen hier verschanzte Lager bezogen haben. Daher stammt auch der Name „Camp des Romains". In neuerer Zeit spielt der Platz bei der Verteidigung der französischen Ostgrenze eine große Rolle. Nur fünf Kilometer unterhalb von St.-Mihiel mündet der die Côtes Lorraines tief durchschneidende Engpaß von Spada in das Tal der Maas. Hier befindet sich das von uns zum Schweigen gebrachte Sperrfort Les Paroches, doch auch die weittragenden, das Tal beherrschenden Geschütze des Römerlagers sollen den Ausgang des Engpasses schützen. Nur zehn Kilometer sind es, von denen unsere Truppen jeden Fußbreit unter schweren Kämpfen den Franzosen abtrotzen mußten. Durch seine großen Kasernen und militärischen Vorratshäuser erscheint St.-Mihiel viel größer, als es in Wirklichkeit ist. Ein bedeutender Hafen vermittelt den Schiffsverkehr auf der Maas, die ebenfalls militärischen Zwecken dienstbar gemacht ist. Einzelheiten über den Sturm auf Camp des Romains haben wir bereits auf Seite 360 gebracht. Es sei nur noch der Tagesbefehl, den Graf Heyn nach der Eroberung des Forts an seine Truppen richtete, erwähnt. Er lautet: „Die bayrische 6. Infanteriedivision mit zugeteilter preußischer Fußartillerie und Pionieren hat heute das Sperrfort bei St.-Mihiel im Sturm genommen. Die Fußartillerie und ein Teil der Feldartillerie hat in dreißigstündigem Kampf vorgearbeitet. Die 12. Infanteriebrigade mit den Pionieren 16 hat in dreistündigem Kampf Stein um Stein, Wall um Wall erobert. Die 11. Infanteriebrigade mit dem Rest der Feldartillerie hat in langem, schwerem Kampf feindliche Entsatzversuche abgewiesen. 5 Offiziere, 453 unverwundete und etwa 50 verwundete Mannschaften wurden gefangen. Der Rest der Besatzung liegt tot auf den Trümmern und auf den Kasematten des Sperrforts. Dank Euch allen, Offizieren und Mannschaften, für die glänzende Waffentat. Ehre aber auch dem Andenken der Opfer, die wir bringen mußten. Was wir und sie taten, geschah für das Vaterland, geschah für unser und unserer Kinder und Kindeskinder Glück und Dasein."

Ein äußerst wichtiges Vorspiel für die Eroberung des Sperrforts Camp des Romains und den Durchbruchsfeldzug gegen die Sperrfortslinie Verdun—Toul war die Zerstörung der Eisenbahnlinie zwischen Verdun—St.-Mihiel, auf der die Franzosen fortwährende Munitionsverstärkungen aus Verdun erhielten. Die kühne Tat wurde von zwei Offizieren und 24 Pionieren erfolgreich durchgeführt. Diese schlichen durch die feindlichen Posten, durchschwammen

hierauf die Maas, nahmen den gefährlichen Weg durch Sümpfe und Wassergräben, zwischen den französischen Vorposten und schlafenden Biwaks, und sprengten sodann den Bahndamm. Einer der Offiziere, die an dem Streich teilgenommen haben, erzählte: Es war Nacht, stockfinster, starker Regen und heulende Winde verbargen unsere Bewegungen. Wir mußten mitten durch die feindlichen Linien der französischen Befestigungen schleichen, die diesseits der Maas von starken Posten bewacht wurden. Es gelang uns, trotz der französischen Bewachung die Brücke kaltzustellen. Wir waren bis auf die Knochen naß, mit Schlamm bedeckt, durchfroren, mit Sprengladungen auf dem Nacken und Zündschnüren unter der Mütze. So durchschwammen wir den Fluß, wateten bis an die Knie im Schlamm, bis wir an jene Stelle kamen, die wir zu zerstören beabsichtigten. Dort legten wir die Sprengladungen, zündeten sie an und zogen uns sodann schleunigst zurück. Die durch die Explosion aufmerksam gemachten Kavalleriepatrouillen beschossen uns, aber der Sumpf rettete uns diesmal. Der Rückweg war derselbe. Wir erreichten in wilder Fahrt unsere Quartiere. Leider kostete unsere Tat dem zweiten Leutnant und einem Unteroffizier das Leben.

Am 26. September meldete das Große Hauptquartier, daß der Feind unter Ausnutzung seiner Eisenbahnen einen weit ausholenden Vorstoß gegen die äußerste rechte Flanke des deutschen Heeres eingeleitet habe. Eine hierbei auf Bapaume vorgehende französische Division wurde von den schwächeren deutschen Kräften zurückgeworfen. In der Mitte der Schlachtfront kam unser Angriff an einzelnen Stellen vorwärts.

Gegen Schluß des Monats machten die Verbündeten nochmals gewaltige Anstrengungen, um die Deutschen durch Angriffe von verschiedenen Seiten her zu schwächen. Es gab Ausfälle aus Toul und Verdun, die aber erfolgreich von uns zurückgeschlagen wurden. Wir machten zahlreiche Nachtangriffe, die von unserer Heeresleitung nicht gemeldet, wohl aber im französischen Tagesbericht vom 29. September vermerkt wurden, bezeichnenderweise ohne daß man hinzufügte, welchen Erfolg diese Nachtangriffe hatten. Daraus ist zu schließen, daß die Erfolge auf unserer Seite waren. Der französische Tagesbericht meldete weiter, daß sich die Franzosen in den Argonnen und an der Maas starken Befestigungen gegenüber sähen. Ein Anlauf, den rechten Flügel der deutschen Armee zu umgehen, ist vollständig gescheitert. Unsere zahlreichen Versuche, die französische Front zu durchbrechen, fügten den Feinden sehr starke Verluste bei, und selbst Londoner Blätter berichteten, daß die Verbündeten außerordentlich geschwächt seien. Am 30. September gab die deutsche Heeresleitung folgenden Bericht aus: Nördlich und südlich Albert vorgehende überlegene feindliche Kräfte sind unter schweren Verlusten für sie zurückgeschlagen. Aus der Front der Schlachtlinie ist nichts Neues zu melden. An den Argonnen geht unser Angriff stetig — wenn auch langsam — vorwärts. Vor den Sperrforts an der Maaslinie keine Veränderung. In Elsaß-Lothringen stieß der Feind gestern in den mittleren Vogesen vor. Seine Angriffe wurden kräftig zurückgeworfen.

* * *

Im fernen Osten hatten sich unsere Helden tapfer gewehrt, und mit Stolz verzeichneten wir ihre Taten, soweit wir aus den trüben englischen Nachrichtenquellen davon Kunde erhielten. Wir haben zuletzt erzählt (Seite 206), daß die kleine Besatzung Tsingtaus ihre gelben Feinde geschlagen und ihrer 2500 vernichtet habe. Dann kamen lange, bange Tage, in denen wir nichts weiter erfuhren, aber wohl ahnten, daß die Japaner alle ihre Kraft zusammenrafften, um der Besatzung Tsingtaus den Untergang zu bereiten. Während dieses Harrens griffen wir begierig nach der kleinsten Nachricht über die Unsrigen, die in Ostasien für uns bluteten. Wir erfuhren da auch, daß die Verschwörung Englands und Japans zur Vernichtung von Tsingtau schon von



Phot. Dr. Trenkler & Co., Leipzig.

Das Rathaus in Ypern.

Infolge der Überschwemmung der Küstengebiete um Nieuport ist Ypern zum Mittelpunkt der schweren Kämpfe in Westflandern geworden, in deren Verlauf auch das altertümliche Rathaus schwer gelitten hat. Die Stadt, einst Sitz ausgebreiteter Tuchfabrikation, zählt etwa 20 000 Einwohner und liegt an der kanalisierten Yperlée. Sie war schon in früheren Jahrhunderten, während der Kriege mit Frankreich und Spanien, der Schauplatz häufiger Belagerungen und Beschießungen.



Sturmangriff des achten preußischen Jägerbataillons auf englische Schützengräben am 30. Oktober 1914 bei Zandvoorde in der Schlacht bei Ypern.

Nach eigenen Skizzen an Ort und Stelle gezeichnet von E. Zimmer.

langer Hand vorbereitet war. Englands Tücke, als es Japan gegen uns hetzte, ist von diesem, wie wir nun erkannten, noch überboten worden. Anfang Oktober gingen uns die Nummern der „Deutschen Japan-Post“ vom 1., 8. und 15. August zu. Seitdem ist die Zeitschrift, nach dreizehnjährigem Bestehen, unterdrückt, ihr kluger und tapferer Leiter aus Japan verwiesen worden. Aber er hat sich ein Verdienst erworben, indem er wichtige Äußerungen der japanischen Presse zusammengestellt hat, die beweisen, daß Japan offenbar im geheimen Bunde mit England den Raubzug auf Kiautschou längst vor Übergabe seines frechen Ultimatums plante.

Es ist ganz sicher, daß das englisch-japanische Bündnis auch durch seinen Artikel II Japan nicht zu einem Eingreifen nötigte. Denn dieser Artikel stellt die Bedingung, daß England durch eine dritte Macht in seinen ostasiatischen und indischen Besitzungen und Interessen angegriffen sein müsse. Selbst wenn sich Kämpfe zwischen England und Deutschland in Ostasien abgespielt hätten, würde Japan keinen Grund zum Eingreifen gehabt haben. Erst dann wäre Japan zum Beistand verpflichtet gewesen, wenn etwa Deutschland, ohne eine Herausforderung von englischer Seite, Besitzungen und Rechte Englands in Ostasien und Indien angegriffen hätte. Der Bündnisfall ist also für Japan überhaupt nicht eingetreten. Dem entspricht es, daß der japanische Staatsmann Okuma (wohl am 28. Juli) erklärte, Japan werde als Englands Verbündeter „vornehmlich freundliche Neutralität wahren“. Er „glaube nicht“, daß es „nötig sein werde“, Japans Neutralität „öffentlich zu erklären“. In ihrer hinterhältigen Gewundenheit sind diese Worte echt japanisch. Von demselben Okuma berichtet nun aber die „Tokyo Mainichi“ (4. August) Äußerungen, die das Gegenteil besagen: Wenn es zum Weltkrieg komme, könne Japan nicht uninteressiert beiseite stehen, oder, um Okumas Worte genau zu übersetzen: „nicht ruhig schlafen. Japan muß militärische Vorbereitungen treffen, und für Optimismus ist eben kein Raum. Im Kriegsfalle hat daher Japan mit in der Front zu stehen. Auch wenn Japan neutral bleiben sollte, so wird es keine dahin lautende Erklärung abgeben, und diese Neutralität wird zweifelhafter Natur sein.“ Schon am 3. August hatte die „Asahi“ erklärt, daß für Japan der Anlaß zum Eingreifen gegeben sei.

Der 28. Juli läßt sich bisher als der Tag feststellen, wo zwischen England und Japan alles vereinbart war. Das war damals auch schon in Pariser Börsenkreisen bekannt. Die zur Mäßigung ratende Ansprache Okumas an die Journalisten Japans vom 11. August sollte nur den wahren Sachverhalt verschleiern. Damit stimmt überein, daß die englische Kabelgesellschaft am 28. Juli ein Telegramm aus Niederländisch-Indien an ein Hamburger Haus nicht mehr befördert hat.

Ehrlich zeigte sich von den japanischen Zeitungen nur der „Chuo“. Er schrieb am 5. August: „Es sind verschiedene Stimmen laut geworden, daß Deutschland die Verantwortung für den Ausbruch des Krieges trage. Das ist eine absichtliche Entstellung und zeigt eine vollständige Unkenntnis des wahren Sachverhalts ... Der friedliebende deutsche Kaiser bemühte sich trotz alledem noch mit der Vermittlung. Aber das unaufrichtige Verhalten Rußlands und Frankreichs hat es schließlich dahin gebracht, daß der Krieg ausgebrochen ist.“

Der „Ostasiatische Lloyd“ vom 4. September teilte über den Beginn der Kämpfe um Tsingtau einige interessante Einzelheiten mit, von denen wir folgendes wiedergeben:

Die Japaner eröffneten die Feindseligkeiten mit der Blockade des Pachtgebietes. Sie erließen folgende Bekanntmachung: „Ich erkläre hiermit, daß am 27. Tage des 8. Monats des 3. Jahres Taisho die ganze Küste des Pachtgebietes Kiautschou zwischen 35 Grad 54 Minuten nördlicher Breite, 120 Grad 10 Minuten östlicher Breite, 26 Grad 7 Minuten nördlicher Länge und 120 Grad 36 Minuten östlicher Länge durch ein von mir befehligtes Geschwader in Blockadezustand versetzt worden ist, daß Schiffen befreundeter und neutraler Mächte 24 Stunden Zeit gegeben ist, das Blockadegebiet zu verlassen, und daß alle Maßregeln, die nach dem Völkerrecht und den Verträgen des Kaiserlichen Reiches mit den neutralen Mächten gestattet sind, im Namen der Regierung des Kaisers von Japan gegen alle Schiffe durchgeführt werden, die die Blockade zu brechen versuchen. — Gegeben an Bord Seiner Japanischen Majestät Schiff ‚Suwo‘, am 27. Tage des 8. Monats des 3. Jahres Taisho.“

Dieses Flaggschiff „Suwo“ war früher in russischem



Phot. Boedecker, Berlin.

Aus den Kämpfen am Yserkanal: Mit Stroh ausgelegte deutsche Stellung bei Nieuport, hinter aufgeworfener Erddeckung.



Unterkunftshütte einer Schweizer Grenzwacht.

Besitz. Es wurde im Jahre 1900 in Petersburg gebaut, im Russisch-Japanischen Kriege von den Japanern erobert und danach etwas modernisiert.

Zeitungen aus Ostasien entnehmen wir auch folgende Erlasse des Gouverneurs von Tsingtau, Kapitäns zur See Meyer-Waldeck, die angesichts der heldenmütigen Verteidigung dieses verlorenen Postens in Ostasien nicht ohne Stolz und Bewegung gelesen werden können:

„Tagesbefehl.

Am 15. August hat Japan Deutschland ein Ultimatum gestellt, in dem die sofortige Zurückziehung oder Entwaffnung aller deutschen Kriegschiffe des Kreuzergeschwaders sowie die bedingungslose Übergabe Tsingtaus bis zum 15. September gefordert wurde. Frist zur Beantwortung bis 23. August mittags. Niemals werden wir freiwillig auch nur das kleinste Stück Land hergeben, über dem die hehre Reichskriegsflagge weht. Von dieser Stätte, die wir mit Liebe und Erfolg seit 17 Jahren zu einem kleinen Deutschland über See auszugestalten bemüht waren, wollen wir nicht weichen. Will der Gegner Tsingtau haben, so mag er kommen, es sich zu holen. Er wird uns auf unserem Posten finden.

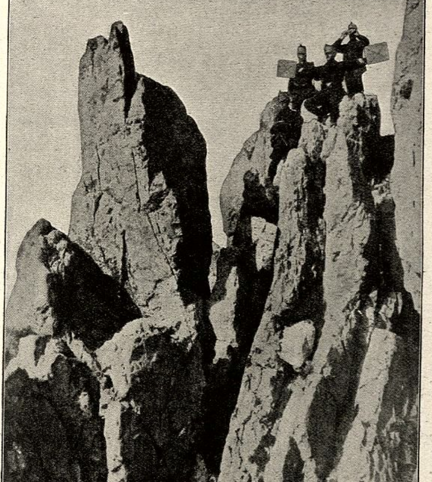
Der Angriff auf Tsingtau steht bevor. Gut ausgebildet und wohl vorbereitet, können wir den Gegner mit Ruhe erwarten. Ich weiß, daß die Besatzung von Tsingtau fest entschlossen ist, treu ihrem Fahneneid und eingedenk des Waffenruhms der Väter, den Platz bis zum Äußersten zu halten. Jeder in zähem Widerstande errungene neue Tag kann die unberechenbarsten, günstigsten Folgen zeitigen.

Zu stolzer Freude gereicht es uns, daß nunmehr auch wir für Kaiser und Reich fechten dürfen, daß wir nicht dazu verurteilt sind, tatenlos beiseite zu stehen, während unsere Brüder in der Heimat in schwerem Kampfe liegen.

Festungsbesatzung von Tsingtau! Ich erinnere euch an die glorreichen Verteidigungen von Kolberg, Graudenz und den schlesischen Festungen vor mehr als hundert Jahren. Nehmt euch diese Helden zum Beispiel. Ich erwarte von euch, daß ein jeder sein Bestes hergeben wird, um mit den Kameraden in der Heimat an Tapferkeit und jeglicher Soldatentugend zu wetteifern. Wohl sind wir zur Verteidigung bestimmt. Haltet euch aber stets vor Augen, daß die Verteidigung nur dann richtig geführt wird, wenn sie vom Geiste des Angriffs erfüllt ist.

Am 18. August habe ich Seiner Majestät drahtlich versichert, daß ich einstehe für Pflichterfüllung bis aufs Äußerste. Am 19. August habe ich den allerhöchsten Befehl Seiner Majestät erhalten, Tsingtau bis aufs Äußerste zu verteidigen. Wir werden Seiner Majestät unserem allergnädigsten Kriegsherrn durch die Tat beweisen, daß wir des in uns gesetzten allerhöchsten Vertrauens würdig sind. Es lebe Seine Majestät der Kaiser! Der Festungskommandeur.“

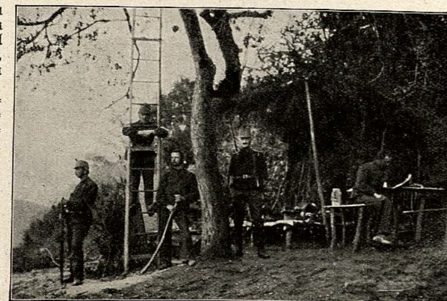
An die Bürgerschaft von Tsingtau hat der Gouverneur gleichzeitig nachstehenden Aufruf gerichtet:



Signalposten auf einem Berggipfel an der Schweizer Grenze.

„Bürger von Tsingtau! Der Augenblick naht heran, wo auch wir den Beweis unserer nationalen Gesinnung und Aufopferungsfähigkeit zu erbringen haben. Ich bin fest überzeugt, daß jeder waffenfähige Bürger bis zum Äußersten seine Pflicht tun wird, um unseren Platz zu halten. Jeder in zäher Verteidigung gewonnene neue Tag kann die unberechenbarsten, günstigsten Folgen nach sich ziehen. Das halte sich jeder stets vor Augen.

In schwerem See- und Landkampfe stehen unsere Volksgenossen in der Heimat. Eifern wir denselben nach, jetzt, wo es auch uns vergönnt ist, für Kaiser und Reich zu fechten. Der in vergangenen Tagen oft bewährten Wehrkraft deutscher Bürger eingedenk, wollen wir mit unseren Brüdern in der Heimat an Vaterlandsliebe und kriegerischer Tüchtigkeit wetteifern. Am 18. August habe ich Seiner Majestät drahtlich versichert, daß ich einstehe für Pflichterfül-



Schweizer Grenzposten.

lung bis aufs Äußerste. Am 19. August habe ich den allerhöchsten Befehl Seiner Majestät erhalten, Tsingtau bis aufs Äußerste zu verteidigen. Es lebe Seine Majestät der Kaiser!

Der Kaiserliche Gouverneur."

Aus Tsingtau trafen Anfang Oktober noch Briefe von Ende August und Anfang September ein, die Mitteilungen über den Beginn der Kämpfe enthielten. Einiges aus solchen Briefen möge hier folgen:

Tsingtau, 22. August.

Als sich der politische Himmel in den letzten Tagen des Juli mehr und mehr verdüsterte, war in H. schon alles in begreiflicher Aufregung. Verschiedentlich wurden die Reservisten auf ihre Pflichten aufmerksam gemacht, und am 1. August hieß es dann tatsächlich: „Auf nach Tsingtau" ...

Um halb drei Uhr verließen wir H. Wir hatten eine Rekordfahrt bis Pukow, die vom schönsten Wetter begünstigt war. Unser recht stattlicher Transport wurde gut und reichlich verpflegt. In Nanking wurden wir dann in die Tsinanfu-Pukow-Bahn verfrachtet; in Tsinanfu wurden wir aufs neue umgeladen und traten die letzte Strecke unserer Reise an. In Tsingtau nahm uns am Bahnhof die Bataillonskapelle in Empfang und führte uns sofort in Reih und Glied nach der Kaserne. Es geht stramm und kriegsmäßig zu, und wir müssen alles daran setzen, um in kürzester Zeit eine Waffe zu werden, mit der zu rechnen ist. Die Aufgabe unserer Kompanie ist es, vorläufig den ganzen Wachtdienst der Festung zu übernehmen, da alle ausgebildeten Leute die Werke und Forts besetzen müssen.

Tsingtau, 29. August.

Seit meinem letzten Schreiben hat sich die Sachlage wesentlich geklärt, indem Japan das erwartete Ultimatum tatsächlich gestellt hat. Nun saßen wir seit Sonntag mittag und warteten und warteten, aber bis vorgestern geschah nichts. Endlich am 27. morgens erschienen Schiffe am Horizont, die wir — wir waren gerade mit Schanzarbeiten in unserer neuen Verteidigungstellung beschäftigt — sofort als feindliche Kriegschiffe erkannten. Die Schiffe kamen näher, verschwanden wieder und begannen dann, eine etwa 20 Kilometer in der See entfernt liegende Felseninsel (der „Heuhaufen") zu beschießen. Die Insel ist völlig unbewohnt, nur gekrönt von einem jetzt auch verlassenen Leuchtturm. Die Japaner vermuteten dort scheinbar starke Befestigungen. Es war spaßig, zu sehen, welche Mühe sie sich bei der Beschießung gaben! Gegen zwölf Uhr wurde ein drahtloses Telegramm verlesen, worin der Chef des japanischen Geschwaders Blockade von Tsingtau ansagte und dem amerikanischen Konsul und der Bemannung des hier liegenden österreichisch-ungarischen Kreuzers freien Abzug innerhalb 24 Stunden bewilligte. Nach dieser Heldentat, auf die Österreich-Ungarn mit der Kriegserklärung an Japan antwortete, hat man nichts weiter von den Schiffen gehört.

Aus dem Brief einer Pflegeschwester:

12. September 1914.

Ob diese Zeilen noch durchkommen und sich zu Ihnen finden werden — ich weiß es nicht, glaube es kaum. Trotzdem will ich es versuchen.



Phot. Kühlewindt, Hofphotograph, Königsberg i. P.

Drahtverhau auf dem östlichen Kriegschauplatz zur Verhinderung des feindlichen Vorgehens.

Von der Seeseite sind wir schon belagert. Vom Fenster aus sehe ich die japanischen Kriegschiffe. Vom Land können wir jeden Augenblick abgeschnitten werden, denn gelandet sind die japanischen Truppen schon.

Wir wissen alle, daß die Lage hier hoffnungslos ist — den Helden, die hier kämpfen, winkt kein Sieg; hier gibt es nur drei Dinge: Tod, Verwundung oder japanische Gefangenschaft. Des Kaisers Befehl lautet: Kampf bis zum Äußersten. Gewiß ist dies der würdigste Weg, aber schwer ist er und wird viel edles Blut und viele Tränen kosten. Von japanischen Kulis müssen sich unsere edlen deutschen Männer totschlagen lassen, und dies ist das Werk des Briten, der sich bisher nicht genug tun konnte in Rassendünkel; jetzt kämpft er Seite an Seite mit diesen Gelben gegen das Brudervolk!

Ich werde hier pflegen. Es sind viel zu wenig Pflegerinnen da. Wenn es ernst wird, werden wir schwere Arbeit haben. Vorderhand wird hier immer noch fieberhaft gearbeitet an den Befestigungen.

Über die Verteidigung Tsingtaus heißt es in einem



Erstürmung von Valjevo durch die österreichisch-ungarischen Balkanstreitkräfte.

Nach einer Originalzeichnung von R. Aßmann.



Verteidigungstellung bei Tapiau.

Nach den Angaben eines Batterieführers gezeichnet von Professor Karl Storch.



Der erste Brief nach Hause aus Lodz. Phot. R. Sennecke, Berlin.

Briefe, den ein in Schanghai lebender Kaufmann an einen Züricher Freund richtete:

Gegen 1200 Mann sind aus allen Teilen Ostasiens nach Tsingtau als Reservisten und Freiwillige eingerückt, darunter befindet sich auch die Besatzung des sich regelmäßig in den chinesischen Gewässern aufhaltenden österreichischen Kriegschiffes „Kaiserin Elisabeth“. Mit den regulären Truppen sind etwa 6000 Mann hier. Dagegen haben die Japaner etwa 60 000 Soldaten gelandet, und die 2000 Engländer, die bisher noch in Tsingtau waren, sind ebenfalls gegen den Platz bestimmt. Außerdem sind etwa 40 japanische Kriegschiffe aller Klassen da, die den Hafen blockieren, damit keine Katze hinein oder heraus kann. Einer solchen Übermacht kann natürlich das kleine Tsingtau nicht widerstehen, aber eine Ehre ist es auch nicht, mit einer mehr als zehnfachen Übermacht einen Platz zu nehmen, dem von außen keine Hilfe gebracht werden kann. Daß auch noch die 2000 Engländer an der Belagerung teilnehmen und sich unter das Kommando eines Japaners stellen, wird den Engländern hier am meisten verübelt. Allerdings wird Tsingtau nicht so leicht zu nehmen sein. Die Hafenbefestigungen sind so stark, daß die Japaner von der Seeseite aus keinen Angriff wagen, nachdem sie schon zwei Torpedoboote durch Minen verloren haben. Die deutschen Kriegschiffe leisten ganz Hervorragendes. Trotz den vereinigten Flotten der Engländer, Japaner und Franzosen kann man sie nicht fassen; sie sind überall und nirgends, bald in Singapore, bald bei Kalkutta, und haben England schon zahlreiche Handelschiffe weggenommen, um es für die Unterbindung des deutschen Handels zu bestrafen. —

Abgesehen von derartigen Briefen sind wir auf englische Quellen angewiesen, die, wie stets, mit Vorsicht aufzunehmen sind. Erst nach Beendigung des Krieges, wenn die gegenwärtig in Japan gefangenen Überlebenden der Besatzung von Tsingtau nach Europa zurückkehren, wird man Näheres erfahren.

Am 19. Oktober berichtete das Wolffsche Telegraphenbüro aus Kopenhagen: „Politiken“ meldet über London aus Peking: Die vereinigten britischen und japanischen Kräfte haben die Tsingtauer Forts „Kaiser“ und „Iltis“ besetzt. Näheres über diesen Teilerfolg der Feinde wurde nicht bekannt. Dagegen erfuhren wir am 20. Oktober, daß der japanische Kreuzer „Takashio“ durch einen Angriff des Torpedobootes „S 90“ vernichtet worden sei. Das Torpedoboot wurde nach dem Angriff 60 Seemeilen südlich von Tsingtau auf Strand gesetzt und gesprengt. Die Mannschaft konnte gerettet werden.

Der Kreuzer „Takashio“ war ein Schulschiff von 91,4 Meter Länge, 14,1 Meter Breite und 5,5 Meter Tiefgang. Er ist 1885 vom Stapel gelaufen. Seine Wasserverdrängung beträgt 3700 Tonnen, seine Geschwindigkeit 18 Knoten. Die Besatzung sollte nach amtlicher Quelle 340 Mann betragen, jedoch werden in obiger Meldung nur 264 angegeben. —

Auch die „Emden“ griff wieder ein. Am 27. Oktober wurde aus London einer Züricher Versicherungsgesellschaft gemeldet: Die Schanghaier Versicherungsaktiengesellschaft Jangtsekiang gibt bekannt, daß der große japanische Dampfer „Kamasata Maru“, der von Kobe nach Singapore unterwegs war, vom Kreuzer „Emden“ versenkt worden ist. Die Gesellschaft erklärt, für Fahrten über Singapore keine Versicherungen mehr anzunehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Feldpostbrief aus der Schlacht bei Lodz.

K... (nordöstlich Lodz), 4. Dez. 1914.

Liebe Eltern!

Der erste Ruhetag seit Beginn dieser Riesenschlacht. Wir sind zwar auch in Alarmbereitschaft und nur achthundert Meter hinter dem Schützengraben im Strichfeuer der russischen Infanterie und Artillerie, aber man hat doch einmal wieder ein Dach über sich, und ich konnte zum ersten Male wieder seit 7. November die Wäsche wechseln. Eben sind ein paar Fetzen eines Schrapnells, das einer „Taube“ von uns erfolglos nachgesandt war und vierhundert Meter hoch geplatzt ist, in unseren Hof geprasselt.

Nun will ich Euch zunächst über den Beginn der Schlacht erzählen. Am 17. November wurden wir am ... fluß durch die ...er abgelöst und marschierten in Eilmärschen über den ... fluß, dann über die Bahn direkt auf ... los. Als wir die Höhe zwischen J. und M. überschritten, sahen wir

schon überall die weißen Schrapnellwölkchen in der Luft stehen. Unsere Kompanien, meine auf dem linken Flügel, gehen zum Angriff über. An einem weithingestreckten Wald entlang erhalten wir, es war gegen vier Uhr nachmittags, den ersten russischen Gruß: neun schwere Granaten, die etwa fünfzig Meter links seitwärts zwischen den Bäumen krepieren. Wir dringen tiefer in den Wald ein, die Kompanien entfalten sich breiter und breiter, es wird fast dunkel. Nach Möglichkeit halte ich meine Kompanie zusammen. Plötzlich pfeift's. Tief geduckt folgen wir im Laufschritt unserer vordersten Schützenlinie. Mit Hurra nehmen wir den ersten feindlichen Schützengraben. Zwei Verwundete hat es gekostet. Völlige Dunkelheit ist hereingebrochen. Wir stoßen auf den zweiten, stark besetzten Schützengraben am jenseitigen Waldesrand. Auch er wird genommen im ersten Ansturm. Er war schon teurer. — Weiter. Meine Kompanie lasse ich nach links verlängern auf die dunklen Schatten des Dorfes R. los. Wir stoßen durch. Es ist noch voll fliehender Russen. Wir machen Gefangene. Aber immer weiter, immer vorwärts!

Jetzt geht's einem feuerspeienden Berg entgegen, dem langen Schuppen der Ziegelei von R. Ohne zu schießen, stürmen wir mit aufgepflanztem Seitengewehr stolpernd auf den hartgefrorenen Ackerschollen vorwärts. Unheimlich knattert's, pfeift's und surrt's. Eben rufe ich meinen Leuten zu: „Mehr nach halbrechts vorwärts!“, da schwirrt mir etwas am Mund entlang und ich verspüre einen scharfen Stich an der Zunge. Ich fasse an die Backen — nichts; aber aus dem Mund tropft das Blut. Doch zum Nachsehen ist keine Zeit, meinen Mund halte ich jetzt fein still.

Von zwei Seiten dringen wir in die Ziegelei ein. Von den Russen macht sich davon, was kann. Doch machen wir viele Gefangene. Aus einer Scheune ziehen meine Leute gegen vierzig heraus. Dabei kommt's zu folgendem heiteren Stückchen. Ein Offizier, ein noch junger Mensch, tritt aus der Reihe auf mich zu und sagt in tadellosem Deutsch: „Bitte — Baron L. — möchte nicht mit diesen lausigen Kerlen weiter laufen müssen.“

Ich: „Wir legen hier keinen russischen Maßstab an. Bei uns gehört der Offizier zu seinen Leuten. — Eingetreten! Marsch!“

Ich hätte gerne noch mehr gesagt, allein die stark geschwollene Zunge brennt wie Feuer, und ich bin froh, wie ich sie mit einem Schluck Wasser am Brunnen etwas kühlen kann.

Hinter der Ziegelei sammeln wir uns wieder. Vom Regiment kommt der Befehl: 9. Kompanie rechts vorgehen, Verbindung mit Regiment ... suchen. In breiter Schützenlinie ziehe ich mit meinen Leuten ab, in die schwarze Nacht hinein. Auf einmal rasendes Infanterie- und Maschinengewehrfeuer. Wir werfen uns zu Boden. Das kann doch kein Feind sein, der muß schon längst drüben in R. stecken. Wir rufen und schreien, was wir können. Das Feuer schweigt. Deutsche Rufe von der anderen Seite: „Wer ist dort?“ Ich rufe zurück und will eben weitermarschieren, als ich drüben ganz deutlich russische Kommandos höre. Sofort wieder zu Boden, und da beginnt auch das Schnellfeuer wieder. Kriechend und springend zurück. Aber Glück im Unglück. Wir kommen an einen verlassenen Schützengraben. So konnten wir uns ducken und decken. Doch die Russen folgen uns: es waren wohl zwei Regimenter mit sechs Maschinengewehren. Da heißt's Deckung suchen in der Ziegelei. Wieder kriechend und springend weiter. Ich blieb mit dem Feldwebel, meinem Burschen und zwei Mann weit zurück, denn ich kann mit meinem vom Johannistaler Absturz noch schwachen Knie nicht so schnell vorwärts. Endlich, nach etwa vierhundert Meter, purzeln wir den Steilhang in die Lehmgrube der Ziegelei hinunter. Aufatmen. Ein bissel verschnauft, dann durchs Wasser den jenseitigen Hang wieder hinauf und hinter dem Brennofen in Deckung. Dem Regimentskommandeur Meldung gemacht. Mit drei weiteren Kompanien gehen wir wieder vor, nehmen auch den ersten Schützengraben wieder und halten den besetzt.

Die ganze Nacht dauert die Schießerei fort. Erst am folgenden Morgen können wir unsere Verluste übersehen — das ganze Feld vor der Ziegelei liegt voller Russen, und gegen 300 Gefangene haben wir auch.

Am 19. schanzen wir uns auf der Höhe westlich von R. ein. Ich bin eben zur Meldung in einem Gehöft beim Brigadestab. Da prasselt ein Schuß durch die Scheiben, ein Aufschrei: unser Divisionspfarrer liegt mit Kopfschuß tot auf dem Ziegelboden.

Am 20. nachmittags erhalte ich und drei andere Kompanien „Sonderauftrag“: Gegen M. vor. Es dämmert eben, da kommen schon die Russen — ein dichter schwarzer Knäuel mit wildem „Ua“-Gebrüll. Seitengewehr auf und raus. Schnellfeuer bis auf dreißig Meter. Da schwirrten sie ab. Es war das 18. und 19. sibirische Regiment. Bis tief in die Nacht dauerte die Schießerei. Sie verloren an dem Tag 250 Tote und 60 Gefangene.

Am 21. mittags bekam ich einen Schrapnellschuß, leichter Ritz am Oberarm, Mantel und Rock haben mehr gelitten. Meine Zunge war vier Tage lang geschwollen, jetzt kann ich aber wieder fein essen. Also braucht Ihr Euch im Päckchenschicken nicht zu genieren.

Weiterer Bericht folgt, sobald ich wieder einmal Zeit habe. Herzlichen Gruß. E. F.

Die Erstürmung von Valjevo.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

Schon verhältnismäßig bald nach Beginn des Krieges waren die österreichisch-ungarischen Truppen von West und



Phot. A. Grohs, Berlin.

In den Kämpfen um Lodz gefangene Russen, darunter auch Leibkosaken des Zaren (an ihren hohen Mützen kenntlich).

Nord über die serbische Grenze gegen Valjevo vorgedrungen. Es ist dies eine Stadt von über 5000 Einwohnern, fast 200 Meter hoch am Oberlauf der Kolubara gelegen. Valjevo ist nicht nur als Kreuzungspunkt vieler Straßenzüge, sondern auch deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil es der Endpunkt der von Zabresze über Obrenovac gegen Süden führenden Eisenbahn ist. Als dann schon Mitte August ein großer Teil der österreichisch-ungarischen Truppen vom serbischen Kriegschauplatz auf den nordöstlichen gegen die drohende russische Übermacht geworfen werden mußte, räumten die im Süden Verbliebenen freiwillig viele der bereits eroberten Stellungen, um sich mit Rücksicht auf das so geschaffene Kräfteverhältnis vorerst auf eine reine Verteidigung der Grenzen der Monarchie zu beschränken.

Als dann Anfang November die entscheidende Angriffsbewegung gegen Serbien wieder einsetzte, als nach einem begeisternden Armeebefehl des Feldzeugmeisters Potiorek (siehe das Bild Seite 419) die Armee sich rüstete, noch vor dem eigentlichen Winter den Feind zu besiegen, da richteten sich die Maßnahmen der über Schabatz vorrückenden Abteilungen in erster Linie gegen Valjevo. Nach dreitägigem Kampf überschritten die Österreicher am 9. November die Linie Loznica—Krupanj—Ljubovija. Sie zwangen den dort befindlichen Feind, der aus der ersten und dritten serbischen Armee mit zusammen 120000 Mann bestand, zurückzugehen. Nach dem Verluste seiner tapfer verteidigten Stellungen mußte er sich gegen Valjevo zurückziehen, während die österreichisch-ungarischen Truppen die Loznica östlich beherrschenden Höhen und den Hauptrücken der Sokolska planina südöstlich von Krupanj besetzten. Bald darauf gelangte nach erfolgreichem Kampf — 3000 Serben wurden gefangen genommen, darunter 40 Offiziere; ferner wurden 8 Belagerungsgeschütze und 12 Maschinengewehre erbeutet — auch die von Krupanj nach Zavlaka führende breite Landstraße in ihren Besitz. Unter steten Kämpfen und mit bewunderungswürdiger Tapferkeit ging es nun durch außerordentlich schwieriges Gelände frisch vorwärts. Um für den Abzug ihres Trains Zeit zu gewinnen, leisteten die Serben aber nördlich und westlich von Valjevo, auf das die österreichisch-ungarischen Truppen im Halbkreis marschierten, noch großen Widerstand. Am 14. November abends gelang es jedoch, den Schlüsselpunkt der feindlichen Stellung in den Höhen bei Kamenica zu erobern. Schon hier bemächtigte sich der k. u. k. Truppen bei ihrem schneidigen Vordringen vielfach eine solche Begeisterung, daß es den Offizieren große Mühe kostete, das weitere Vordrängen der Truppen in den Rahmen der strategischen Notwendigkeit zu zwingen. Unaufhaltsam stürmten sie vor und ließen durch ihre hartnäckige Verfolgung dem Gegner keine Zeit, sich in seinen zahlreichen, gerade bei Valjevo seit Jahren vorbereiteten Stellungen neu zu ordnen. Nach kurzen Kämpfen wurden am 15. die Nachhuten vor Valjevo geworfen und zum Teil gefangen genommen. Im Sturm ging es nun auf die Stadt selbst zu, die am selben Abend noch erobert wurde.

Der Kampf war kurz, aber ungemein erbittert. Der Hauptangriff erfolgte von Südwest. Die österreichisch-ungarische Artillerie zeichnete sich hier wieder rühmlich aus, aber auch die Infanterie — die im Anmarsch zuweilen schon wegen der Geländeschwierigkeiten Unerhörtes geleistet hatte — focht geradezu bewundernswert.

Die Beute war groß: über 8000 Mann wurden gefangen genommen, reiche Verpflegungsvorräte und viel Kriegsmaterial fiel in die Hände der Sieger.

Die Beschießung von Zeebrügge durch englische Kriegschiffe am 23. November 1914.
Nach einer Originalzeichnung von Professor Willi Stöwer.

Der Sturm auf Zandvoorde.

(Hierzu die Bilder Seite 445—450.)

Die wochenlangen Kämpfe in Flandern und in der äußersten Nordwestecke Frankreichs wurden mit der größten Hartnäckigkeit und Erbitterung durchgeführt. Die vorwiegend flache Bodenbeschaffenheit, wovon unsere Ansicht der Umgebung von Becelaere (Seite 446) eine Vorstellung gibt, ermöglichte nur ein ganz allmähliches Vorwärtsdringen, wobei anfangs der Artillerie, dann der Infanterieschaufel und zuletzt dem Bajonett die Hauptrollen zufielen.

Als der Hauptsache nach Dixmuiden und Bixschoote von Norden her im Sturm genommen und der Yperléekanal nach heißen Kämpfen überschritten war, galt es, den Kampf über Becelaere, Zonnebeke, Zandvoorde und südwestlich davon über Wytschaete und Hollebeke auf Ypern, die Hauptstadt des gleichnamigen Arrondissements (siehe Bild Seite 447), vorzutragen. Die verbündeten Gegner hatten dort große Truppenmassen, Franzosen, Engländer und Farbige, angehäuft und starke Feldbefestigungen angelegt, die überdies durch zahlreiche schwere Artillerie verteidigt wurden.

Am 30. Oktober gelang es gemischten deutschen Truppen, Zandvoorde zu erstürmen, wobei sich die 8. Jäger besonders auszeichneten. Die Kämpfe wurden, wie immer, durch Artilleriefeuer eingeleitet. Als die feindlichen Batterien zum Schweigen gebracht waren und die Infanterie vorging, wurde sie mit mörderischem Kleingewehrfeuer überschüttet, das unsere angreifenden Bataillone wiederholt nötigte, sich im freien Felde niederzuwerfen und den Geschoßhagel, der zum Glück etwas zu hoch gehalten war, über sich ergehen zu lassen. Sprungweise ging es gleichwohl vorwärts, und endlich setzten die Tapferen zum unmittelbaren Sturm auf die feindlichen Schützengräben ein, die von englischen Gardehusaren besetzt waren und tapfer verteidigt, vom Kampfesungestüm unserer Grünen aber, die im vordersten Treffen sich befanden, genommen wurden. Was sich nicht ergab, wurde niedergemacht oder in die Flucht geschlagen. Noch aber war nicht die ganze Arbeit getan, galt es doch, nun auch die Ortschaft in unseren Besitz zu bringen. Das führte zu einem stundenlangen erbitterten Straßenkampfe, in dem die Engländer sich als hartnäckig kämpfende Gegner erwiesen, die größtenteils nicht nur gut zu schießen, sondern auch zufällige Umstände vorzüglich auszunutzen und sich besonders in den Häusern vortrefflich zu verbergen wußten. Wenn unsere Feldgrauen schon glaubten, daß eine Straße vom Feinde gesäubert sei, dann mußten sie immer wieder die Erfahrung machen, daß eine Abteilung sie aus irgendeinem anderen Versteck unter Feuer nahm. So kam es, daß Haus für Haus genommen werden mußte. Erst als in der darauffolgenden Nacht unsere Artillerie am Eingange des Dorfes abprotzte und mit den Verhauen und den von dem Feinde besetzten Häusern aufräumte, nahm der Straßenkampf ein Ende.

Das Bombardement von Zeebrügge.

(Hierzu das Bild Seite 456/457.)

Zeebrügge, die belgische Handels- und Hafenstadt, ist durch einen Kanal mit Brügge verbunden und hat von Jahr zu Jahr im Handels- und Seeverkehr an Bedeutung zugenommen. 50—60 Millionen Mark kostete den Belgiern dieser Hafen.

Der Weltkrieg hat auch hier seine Spuren hinterlassen: die Bevölkerung ist geflüchtet, und die Deutschen haben den Ort besetzt. An der Nordseeküste gelegen, war auch

dieser Stützpunkt, wie Ostende (siehe auch die Bilder Seite 458 und 459), Middelkerke und andere Plätze, die von den deutschen Truppen nach dem Fall von Antwerpen erobert wurden, den Engländern ein Dorn im Auge. Nach der Beschießung von Ostende, durch die die englischen Kriegschiffe die deutsche Stellung am Yserkanal belästigt hatten, zogen sie sich etwa am 15. November zurück, da einige ihrer Schiffe stark beschädigt worden waren.

So brach der Morgen des 23. November an. Die belgischen Nordseegestade waren in leichten Nebel gehüllt, leise plätscherten die Wellen am Strande bei Zeebrügge, sie murmelten ihr uraltes Lied vom Werden und Vergehen. — Angestrengt lugten hier deutsche Marineraugen in die See hinaus, hinter den Dünenabhängen hatte deutsche Matrosenartillerie Küstengeschütze in gedeckte Stellung gebracht, deren eherner Mund sprechen sollte, sobald sich nur ein einziger Feind von der Wasserseite her zeigen würde.

Da! — Was war das? — Kanonendonner aus südwestlicher Richtung! Leises Summen in den Lüften: feindliche englische Flieger auf ihrem Erkundungsflug. Sie verschwanden wieder, der Geschützdonner wurde schwächer. So verstrich der Vormittag, der Nachmittag kam heran. Gegen drei Uhr schoben sich durch die graue Nebelwand langsam die Umrisse einiger Kriegschiffe vor; es waren englische Kreuzer und Torpedoboote, die wohl deutsche Unterseeboote im Hafen vermuteten. Plötzlich ward der Nebel durch grelle Lichtblitze zerrissen! Die Engländer eröffneten das Feuer mit furchtbarer Heftigkeit. Wohl antworteten die deutschen Küstengeschütze, aber die Feinde waren stärker armiert. Geschoß auf Geschoß sauste auf das Hafenviertel, furchtbar war ihr Krachen beim Aufschlagen, als hätte die Hölle ihre Geister losgelassen! Hier und da zuckten Flammenblitze auf, dann rollte wieder Geschützdonner, Mauern barsten, Häuser stürzten ein! Plötzlich schoß bei der Koksfabrik von Rombach eine hohe Feuersäule in die Luft, taghell beleuchtete sie die Umgebung — einer der Gasbehälter war in Flammen aufgegangen! Explosion folgte auf Explosion. Die Elektrizitätswerke brannten schon. Welch ein unermeßlicher Schaden an belgischem Eigentum, den die Engländer hier ihren Verbündeten zufügten! — Da draußen feuerten ununterbrochen deutsche Kanoniere auf den Feind, den der Nebel nur zu sehr bei seinem Vorgehen begünstigte, unter dessen Schutz die Engländer bei einbrechender Dunkelheit auch entkamen.

Die Schweizer an der Grenze.

(Hierzu die Bilder Seite 451.)

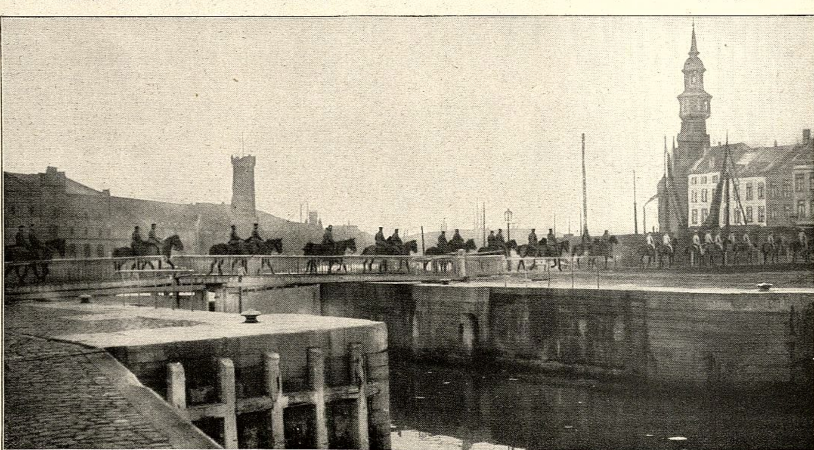
Als zu Anfang August 1914 die politische Lage sich immer bedrohlicher gestaltete, eilten wir Schweizer an die Grenze, um Gewehr bei Fuß bereit zu sein, die Neutralität unseres geliebten Landes wenn nötig mit der Waffe zu verteidigen. Am 4. August ließ der schweizerische Bundesrat den Mächten seine Neutralitätserklärung zugehen, doch schon drei Tage vorher waren die Grenzbahnhöfe und -brücken, sowie Eisenbahnbrücken, Bahnübergänge, Munitions- und Vorratslager im Innern des Landes von unseren Landsturmsoldaten bewacht. Bereits am 2. August waren an den öffentlichen Anschlagstellen die Mobilmachungsbefehle mit dem übersichtlichen, mehrfarbigen Kriegsfahrplan erschienen, und am 4. August rückte der „Auszug" ein, der die Jahrgänge 1882 bis 1894 umfaßt.

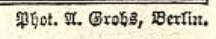
Rasch und reibungslos vollzog sich die Mobilisation. In kürzester Zeit hatte, der ganzen Grenze entlang, in allen vier Windrichtungen der Auszug die Landsturmtruppen abgelöst. Sogleich wurde mit dem Bau von Feldbefestigungen begonnen. Ein Schützengraben reihte sich an den anderen, und bald war unsere ganze Grenzlinie dermaßen befestigt, daß wir vor Überraschungen geschützt waren.

Hinter diesem sicheren Wall vervollkommneten die übrigen Truppen ihre militärische Ausbildung in großen Konzentrationslagern im Innern des Landes. Drill war die Losung der ersten Wochen. Uns älteren Soldaten des Auszugs, die nur noch jährlich vierzehn Tage Dienst getan hatten, kam es merkwürdig an, wieder gedrillt zu werden und gar noch schneidiger als einst in der Rekrutenschule. Doch so wenig uns der Drill auch zusagte, wir taten den Dienst doch willig und ohne Murren, wir sahen die Notwendigkeit straffer Manneszucht und Disziplin ein. Mit um so größerer Freude hielten wir unsere Schießübungen ab, ist doch in der Heimat Tells das Schießen die große Nationalkunst, und galt es doch jetzt gar, unsere neue Waffe, das schweizerische Infanteriegewehr Modell 1914, zu erproben. Man erzählte sich Wunderbares von seiner Treffsicherheit und Durchschlagskraft, und seit wir es kennen, sind wir nicht wenig stolz auf unser neues Gewehr.

Gefechts- und Marschübungen folgten auf den Drill, und als wir endlich an die Grenze zogen, waren wir alle wieder so gefechts- und marschgewohnt wie als junge Rekruten. Das ganze Land schien in Bewegung zu sein in diesen Tagen, überall in den zerrissenen Bergen und Tälern unserer Grenzgebiete begegneten wir Truppen. Sie sangen ihre alten frischen Marschlieder, froh darüber, daß sie ihre Ungeduld nicht mehr zu zügeln brauchten, daß nun auch sie den Ehrendienst an der Grenze tun durften.

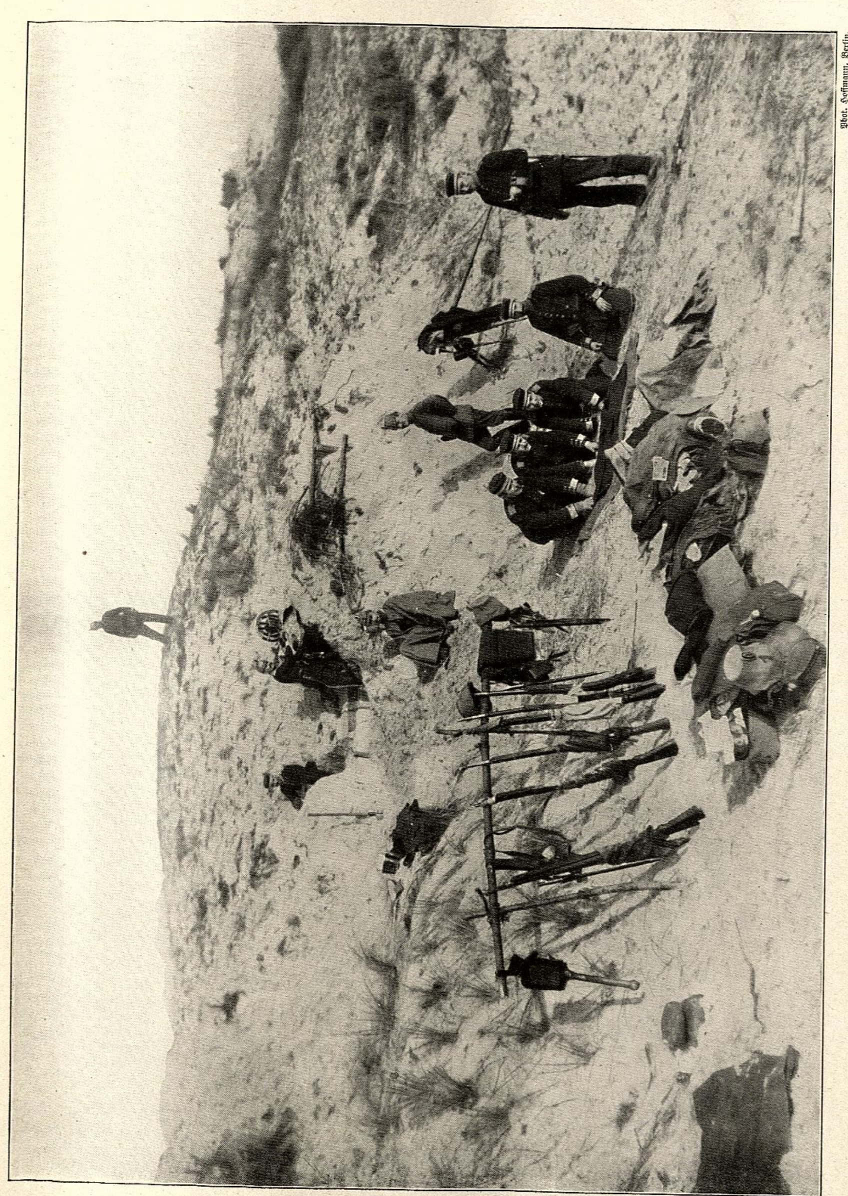
Vorne bei den roten Grenzfläggchen herrscht reges Leben. Auf den Berggipfeln sind Beobachtungsposten aufgestellt (siehe Abbildung Seite 451), die durch Zeichen ins Tal hinunter melden, was sie da draußen, jenseits der





Phot. A. Grohs, Berlin.

Deutsche Kavallerie reitet über eine Brücke des Kais in Ostende.



Phot. Hoffmann, Berlin.

Eine Abteilung des deutschen Seebataillons in den Dünen von Ostende.
Oben ein Telephonist in Tätigkeit

Grenzpfähle, wahrnehmen. Man freut sich, wenn von drüben eine Patrouille bis zu unseren Posten kommt und man sich mit ihr unterhalten kann; gerne tauschen wir unsere beliebten Schweizerstumpen (Zigarren) gegen Neuigkeiten der Kriegführenden aus.

Der Grenzdienst ist anstrengend wegen des vielen Wachestehens, doch heiter und gewissenhaft tut der Schweizer Soldat seine Pflicht, wie es auf jener Inschrift heißt, die irgendwo an einer Unterkunftshütte der Grenzwache angebracht ist:

„Pflege Freundschaft mit dem Deutschen,
Freundlich sei mit dem Franzos,
Doch wenn unser Land bedroht wird,
Schlage frisch und fröhlich los."

Max Dalang, Infanterie-Gefreiter.

Der Tag von Bailly.

Von einem Mitkämpfer.

(Hierzu das Bild Seite 461.)

30. Oktober 1914.

Der Sturm auf Bailly liegt nun schon mehrere Wochen hinter uns und ist bei der Fülle der neuen Ereignisse und Kampfesmühen fast vergessen, obwohl er sicherlich in der Geschichte unseres ... Regiments eine der mutigsten Taten war und ihm unvergessen bleiben wird.

Unser Regiment lag wochenlang dem Feinde, der diesseits der Aisne in stark verschanzter Stellung sich befand, gegenüber mit der Bestimmung, ihn nur aufzuhalten und Durchbruchsversuche unter allen Umständen zu verhindern. Daher waren die Tage in den Schützengräben durchaus nicht Ruhetage: ununterbrochen wurde von den uns zugeteilten Pionieren und auch von unseren zum Arbeitsdienst kommandierten Kompanien an der Befestigung unserer Stellung gearbeitet. Trotz unserer Bestimmung, nur aufzuhalten, wurde aber gleichzeitig von Anfang an planmäßig ein vielleicht doch einmal kommender Sturm vorbereitet. Die Schützengräben wurden langsam, aber unaufhaltsam nach vorn geschoben, so daß etliche Kompanien zuletzt nur noch 80—100 Meter vom Gegner entfernt lagen. — Das ist wohl überhaupt der grundlegende Unterschied zwischen unserer und der französischen Kriegführung, daß wir unausgesetzt dem Feinde auf den Leib rücken, während die Franzosen, wenn sie sich noch so stark verschanzt haben, sich durch Erdarbeiten nach hinten sichern.

In den letzten Oktobertagen kam Unruhe in das bis dahin so gleichmäßig verlaufene Leben in unseren Schützengräben. Unbestimmte Gerüchte von in nächster Zeit erfolgenden Vorstößen unserer Division schwirrten durch die Luft. Die Artillerie hinter uns wurde verstärkt, besonders die schwere. Neue Pionierabteilungen stießen zu uns. Wir fühlten alle, es lag etwas Ungewöhnliches in der Luft. Endlich nahm das Gerücht bestimmte Form an: wir sollten stürmen! Als Sturmtag wurde der 30. Oktober genannt. Furcht war es nicht, was sich unserer bemächtigte, aber eine Unruhe und Hast kam über alle. Am Tage vor dem Sturm schoß sich unsere schwere und leichte Artillerie durch vereinzelte Schüsse auf die feindlichen Schützengräben ein. Es ist ein eigentümliches Gefühl, wenn man die schweren 21-cm-Geschosse über sich wegsummen hört. Wir horchten gespannt, ob sie auch explodierten. Es waren fast gar keine Blindgänger dabei. Die feindliche Artillerie suchte vergeblich die Stellung unserer Batterien zu finden. Man konnte deutlich beobachten, wie sie fast hilflos das Gelände absuchte. Sie richtete wenig Schaden an, auch war jeder vierte oder fünfte Schuß ein Blindgänger. Am 29. gegen Abend stand uns eine ganz neue Überraschung bevor. Wir hörten Geschoßexplosionen von so unbeschreiblicher Wucht und Stärke, daß wir alle mit fragenden Gesichtern aus unseren Erdhöhlen hervorkrochen und nach der Ursache forschten. Da hörten wir, daß unsere Pioniere an der Arbeit waren. Sie schossen sich mit Schleuderminen ein. Wir beobachteten gespannt jeden Schuß und duckten uns in unseren Gräben, wenn die Explosion erfolgte, denn mehrmals wurden Steine und herausgewühlte Erdklumpen bis über unsere Gräben geschleudert. „Für diese Art Bratwürste werden sich die Franzosen aber bald bedanken," sagte einer neben mir, der mit offenem Munde dem Schauspiel zusah. — Mit Einbruch der Dunkelheit schwieg das Feuer. Wir sprachen, beim verdeckten Feuer um das Kochloch geschart, viel von den Ereignissen des Tages und vom kommenden Sturm. Die Tornister wurden gepackt und mit Namen versehen; es war für den nächsten Tag Sturmgepäck befohlen. Fast alle schrieben noch Karten und Briefe an ihre Lieben daheim, es war stiller als sonst abends in unserem Dorf. In der Nacht begann wieder eine furchtbare Kanonade auf die feindliche Stellung. Wir fanden wenig Schlaf. Mit dem Anbruch des 30. standen die Kompanien mit gerolltem Mantel und aufgepflanztem Seitengewehr sturmbereit in den Gräben. Unser Artillerie- und Pionierfeuer steigerte sich zu unbeschreiblicher Heftigkeit. Punkt acht Uhr schwieg es, und die Schützenschwärme stiegen, die Pioniere voran, aus den Gräben. Im Laufschritt ging es auf die feindliche Stellung zu. Die entgegenstehenden Drahtverhaue wurden unter dem heftig einsetzenden Feuer des Gegners von den todesmutigen Pionieren niedergehauen; dann ging es, an manchen Stellen unaufhaltsam, auf einige stark feuernde feindliche Stellungen sprungweise vor. Nach kaum zehn Minuten war die dem Feinde am nächsten liegende Kompanie an den französischen Schützengräben. Die aus den Schießscharten ragenden Gewehrläufe wurden in den Sand getreten. Was aus den feindlichen Unterständen nicht waffenlos und mit erhobenen Händen herauskroch, wurde niedergeschossen oder -geschlagen. Nach einer kleinen halben Stunde schon ging der erste Trupp von Gefangenen zurück. Auch die anderen Kompanien gelangten rasch an die feindliche Stellung, nachdem der Vorstoß an verschiedenen Punkten geglückt war. Alle Unterstände, Schlupfwinkel und Erdlöcher wurden gesäubert, dann ging es weiter, dem fluchtartig abziehenden Gegner hitzig nach.

Der Rückzug der Franzosen ging durch ein waldiges Tal. Hier haben dann unsere rasch nachgeholten Maschinengewehre gearbeitet. Alle paar Schritte weit lag ein Toter oder Verwundeter, Uniformstücke, Gewehre und Tornister lagen in Massen am Wege. Die Verwundeten streckten beteuernd und bittend die Hände aus, aber es war keine Zeit, sich bei ihnen aufzuhalten. In Bailly wollten sich die fliehenden Kolonnen festsetzen. Unsere schwere Artillerie verdarb ihnen dieses Vorhaben gründlich. Der Ort wurde unter Feuer genommen, und die Franzosen mußten ihn räumen. Sie fluteten über die Aisnebrücke, und mit Einbruch der Dunkelheit rückten wir in Bailly ein. Bis an die Aisne drängten wir nach und gruben uns noch in derselben Nacht unmittelbar am Flusse ein. Die Nacht verbrachten die müden Truppen mit dem Gewehr im Arm, bloß mit dem Mantel zugedeckt, im Schützengraben, schon am anderen Morgen streiften die ersten Patrouillen durch das Waldgebiet jenseits der Aisne. Verschüchtert kamen am nächsten Morgen die Einwohner von Bailly aus den Kellern hervor. Aber sie fanden keine Ruhe, denn nun beschossen die Franzosen den Ort, ohne aber unseren Truppen viel Schaden zuzufügen.

Der polnische Winter.

Von Rittmeister a. D. Großmann.

Ein Winterfeldzug in östlichen Ländern zählt im allgemeinen nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens, doch verliert er erheblich an Schrecken, wenn er die Truppe rechtzeitig und genügend vorbereitet findet. In früheren Kriegen war es fast allgemein üblich, während der kalten Jahreszeit die Waffen ruhen zu lassen; man bezog die historischen Winterquartiere, und man ging sogar so weit, sich hierfür besonders begünstigte Landstriche eigens auszusuchen, selbst wenn sie der allgemeinen Kriegslage wenig entsprachen. Noch 1812 lag Schwarzenberg monatelang dem russischen Feinde gegenüber, wohlverwahrt gegen die grimmige Kälte, und wurde nicht angegriffen. Daß heute die Kriegführung hüben und drüben auf die Jahreszeit Rücksicht nehmen, ihre Maßnahmen vertagen könnte, erscheint völlig ausgeschlossen. Schon im Russisch-Türkischen Kriege 1877/78 erfuhren die Kämpfe durch den Winter keine Unterbrechung: Schipka fiel im Dezember; und ebensowenig nahm der Balkankrieg 1912 Rücksicht auf die Jahreszeit.

In Polen gilt der Herbst bis Mitte Oktober als die schönste Jahreszeit; er zeichnet sich durch Trockenheit aus,



Der Sturm auf Bailly.
Nach einer Skizze von W. A. Hildenbrandt gezeichnet von E. Klein.

so daß die seltenen Straßen allerorts gangbar sind, teilweise auch für schwere Fahrzeuge. Dann folgen häßliche Wochen mit Regen und Schnee bis Anfang Dezember, die Zeit der eisigen Ostwinde, die vom Ural her wehen. Aber bereits vor Weihnachten zeigt Polen das charakteristische Bild der russischen Winterlandschaft, die ruhige, nicht allzugroße Kälte (mittlere Temperatur — 4° C), dem Klima Ostpreußens und Galiziens ähnlich. Nur an milden Tagen, wenn die Sonne nicht eben selten durchbricht, schmilzt der Schnee und wandelt sich in unergründlichen Schmutz. Im späten Frühling setzt die Überschwemmung ein; das ist die schlimmste Zeit für die Kriegführung. Die Straßen sind dann grundlos, der Nachschub einfach unmöglich, der Kampf muß ruhen. — Verkehr ist nur möglich auf den spärlichen Verbindungstraßen, die den Namen „Chaussee“ nicht beanspruchen. Und diese wenigen sind zumeist durch künstliche Befestigungsanlagen gesperrt. „In seinen Sümpfen und Flüssen liegt die Verteidigungskraft Polens.“ Nehmen wir das scheinbar unbedeutende Osowiec (Linie Lyck—Bialystok); es ist geradezu als ein Einfalltor anzusprechen in das Gebiet östlich des Bobr. Bis zum Frühjahr sind die Wege fest und daher tragfähig; dann aber werden sie ungangbar.



Mühseliger Transport eines österreichisch-ungarischen Munitionswagens auf [illegible] Wegen.

Phot. Carl Seebald, Wien.

Es leuchtet ein, daß der Wert einer russischen Festung mit besonderer Berücksichtigung der Jahreszeit eingeschätzt sein will; die im Winter fest zugefrorenen Flüsse und zahlreichen Sümpfe bilden dann keine Bewegungshinderung mehr — im Gegenteil, sie ersetzen die fehlenden guten Straßen. Damit schwindet dann auch die Bedeutung der Festung als Sperre!

Eine ganz eigenartige Bodenentwicklung bildet die Poljesje; ein Blick auf eine gewöhnliche Eisenbahnkarte zeigt einen weiten, dünn bevölkerten Raum, der nur durch drei von Ost nach West ziehende eingleisige Bahnlinien durchzogen wird. Wie ein Keil schiebt sich dieses Dreieck zwischen Nord und Süd. Die Spitze liegt etwa in Brest, die Basis bildet der Dnjepr auf der Linie Mohilew—Kiew. Diese Fläche entspricht etwa dem Raume zwischen Berlin—Wien und Stuttgart, mit Seitenlänge von etwa 500 Kilometer. Dieses entsetzliche Gebiet, die Poljesje, ist ein einziger großer Morast, der nur in seinem westlichsten Teil, westlich der Bahn Rowno—Baranowitschi, gangbar ist. Sie trennt Wolhynien vom Kriegschauplatz der Ostsee und unterbindet den Verkehr von Armeen, die etwa von Petersburg auf Ostpreußen und von Kiew auf Galizien marschieren. In ihrem südlichsten Teile, nördlich Rowno bis zum Pripet hin, ist sie uns schon aus der Schule bekannt unter dem Namen Rokitnosümpfe.

Von größter Bedeutung sind natürlich die Wegeverhältnisse. Nach dem Oktober bis zum Beginn des Dezember, wenn die Oststürme brausen, sind die Pfade grundlos. Erst wenn eine fußhohe Schneedecke alles in ein endloses weißes Tuch hüllt, besteht nur noch eine einzige Schlittenbahn — dann gibt es überhaupt nichts, was einen Weg auch nur andeuten möchte. Der Oktober ist so ziemlich die Zeit der besten Wege in diesem weiten Lande der fetten schwarzen Erde ohne Eisenbahnen.

Die Eisenbahnkarte zeigt, daß die russische Regierung wahrscheinlich nicht ohne Absicht solche Gebiete an den Grenzen ohne Bahnverbindung gelassen hat. Sie sind geradezu Fallen, in denen eine Armee auf alle modernen Hilfsmittel der Fortbewegung verzichten muß und lediglich auf den Nachschub mit der Achse — unter Umständen mit Schlitten — angewiesen ist. Ein solches Gebiet ist zum Beispiel die Niederung der Weichsel westlich und nördlich von Krasnik, das durch den Sieg der Österreicher unter Dankl berühmt wurde, bis östlich zum Bug und noch darüber hinaus. Auch die Rokitnosümpfe sind in ähnlicher Weise absichtlich vernachlässigt worden. Die Chausseen sind hier so schlecht, daß kein Mensch die Behauptung aufstellen möchte, es seien „Kunststraßen“. Und selbst diese hören einige Meilen von der Grenze auf. So kann man zum Beispiel von Cholm, der ersten Popenstadt von Kongreßpolen, die mit ihren buntfarbigen Zwiebelkuppeln schon ganz moskowitisch anmutet, nur bis Grubiscof herankommen; jenseits bis zur österreichischen Grenze gibt es keine Kunststraße. Ist man erst einmal in Cholm oder Kowel angelangt, so hat man durch die Eisenbahn endlich wieder Verbindung mit der großen Welt, westlich über Lublin—Iwangorod nach Warschau, südwestlich nach Beuthen. Die letztere Strecke

ist die Hauptlebensader im Gebiete hart westlich der Weichsel, wie überhaupt alle Lebens- und Beförderungsbedingungen gegen die schlesische Grenze hin eher günstiger liegen.

Der verschriene polnische Winter ist also für den Angreifer ebenso günstig oder nachteilig wie für den Verteidiger. Er ist ein Umwerter aller strategischen Begriffe, aller taktischen Grundsätze; er zwingt zu einer Verlangsamung der Bewegungen, schließt solche aber nicht aus. Er ist das gegebene Feld für den Positionskrieg (Mukden). Die Anlage von Feldbefestigungen ist im Schnee ebensogut möglich wie im harten Boden. Die Regelung des Nachschubs bedarf besonders sorgfältiger Vorbereitung; das Land selbst liefert nichts.

Man sieht, daß die kalte Jahreszeit uns wie den Russen Vor- und Nachteile bringt, die man erst später wird abschätzen können.

Was für Norwegen der Regenschirm, für die Tropen der Tropenhelm, sind für Polen Pelz und warme Strümpfe.

Die Verteidigung der Deimestellung bei Tapiau.

(Hierzu das Bild Seite 453.)

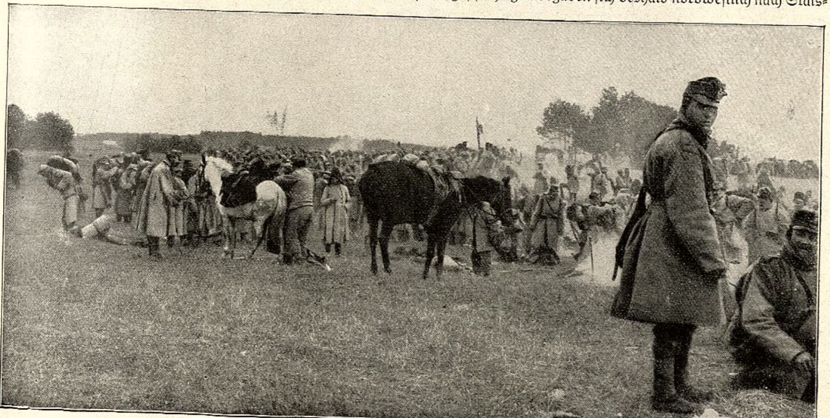
In Gumbinnen und Insterburg standen zu Beginn des Krieges nur schwache deutsche Streitkräfte, so daß ein Vordringen der Russen auf Wehlau und Tapiau nicht verhindert werden konnte, wo sich die Deime vom Pregel löst, um nördlich dem Haff zuzustreben. Hier sollte der preußische Widerstand gebrochen werden; dann lag Königsberg frei, das alte, stolze Königsberg, die berühmte Krönungsstadt der preußischen Könige, die mächtige Trutzburg am Pregelstrande, von den deutschen Rittern erbaut und dem Böhmenkönige Ottokar zu Ehren Königsberg genannt.

Am Montag, den 24. August, sollten sich viele junge Leute in Insterburg (siehe Bild Seite 251) zur Musterung stellen; allein schon am Sonnabend vorher war das Bezirkskommando nach Elbing verlegt worden, und die Musterungspflichtigen begaben sich deshalb nordwestlich nach Skais-



Inneres eines verlassenen serbischen befestigten Lagers nördlich von Glusci.

Kilophot G. m. b. H., Wien.



Infanterielager österreichisch-ungarischer Truppen an der russischen Grenze.

Kilophot G. m. b. H., Wien.


Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.
Auszug von Kriegsfreiwilligen aus Berlin am 30. November 1914.

girren und weiter nach dem Seckenburger Kanal, von wo sie mit der Eisenbahn Königsberg erreichten. Auf ihren Märschen dorthin begegneten sie hier und da russischen Automobilen mit Offizieren, in einzelnen Orten tauchten bereits russische Reiterpatrouillen auf.

Und eines Tages standen russische Patrouillen auch vor dem in fruchtbarer Gegend 40 Kilometer südöstlich von Königsberg gelegenen Städtchen Tapiau, das etwa 6000 Einwohner zählt. In reichen Windungen nähert sich von Osten her der Pregel, der nach Norden die fischreiche Deime entsendet. Der Übergang über dieses Flüßchen sollte dem Feinde unter allen Umständen verwehrt werden. Den Hauptstoß der hier am 28. August mit mehr als zehnfacher Übermacht angreifenden Russen fing das Landsturmbataillon Gabriel und die Kanonenbatterie Dorff auf, unterstützt von der weiter nördlich stehenden Kanonenbatterie Wallstoche.

Dank der Wachsamkeit und Treffsicherheit jener Batterie wurden mehrere russische Infanterieangriffe gleich im Keime erstickt, so daß die Russen eine Wiederholung derselben nicht mehr wagten.

Ebenso brachten die mit weit überlegener Artillerie, namentlich schweren Batterien, durchgeführten Angriffe den Russen keine Vorteile, sondern endeten stets mit beträchtlichen Verlusten an Menschen und Geschützmaterial.

Auch die feindlichen Maschinengewehre wurden meist wenige Minuten nach Eröffnung ihres Feuers durch Granat- oder Schrapnellfeuer außer Gefecht gesetzt. Sechzehn Tage wurde hier ununterbrochen gekämpft, ohne daß es den Russen gelungen wäre, den Übergang zu erzwingen. Sie zogen sich vielmehr mit dem bei Tannenberg geschlagenen Heere fluchtartig zurück. Unser Bild zeigt die Batterie Dorff im Kampfe gegen die russischen Stellungen am Waldrande des Sanditter Forstes mit der Hauptanmarschstraße Insterburg—Königsberg.

Wir Mütter.

Wer ist so stolz wie wir in der Welt?
Unsere Söhne zogen hinaus ins Feld,
Für Kaiser und Reich, zu Trutz und Wehr;
Deutschlands Blüte, für Deutschlands Ehr'
Zu stehn oder fallen, wie's Gott gefällt,
Jeder Jüngling ein Mann, jeder Mann ein Held.
Daß Gott ihnen gnädig sei:
Meiner ist auch dabei!

Wir wissen alle, es mußte sein,
Wir tragen's tapfer, wir schicken uns drein.
Nur manchmal, so im Weitergehn
Bleiben wohl zwei zusammen stehn;

Mit Augen von heimlichen Tränen verbrannt
Reichen sie sich die zitternde Hand.
Da bricht's aus der Brust wie ein Schrei:
Meiner ist auch dabei!

O Zeit so hart, o Zeit so groß!
Wir alle tragen das gleiche Los.
Ein einz'ger Gedanke mit uns geht,
Ein Glaube — ein Hoffen — ein Gebet:
Herrgott, laß Deutschland nicht verderben,
Für das unsre Söhne bluten und sterben!
Herr, höre der Mütter Schrei:
Meiner ist auch dabei!

Und vor mir steigt auf eine Vision:
Ich höre den Sturm der Glocken schon,
Trommelwirbel und Hurraruf,
In Rosen versinkt der Rosse Huf,
Von Siegesgeläut die Luft durchdröhnt;
Sie kommen, sie kommen, lorbeergekrönt,
Von Jubel umbraust, von Fahnen umwallt.
Und über die deutschen Lande schallt
Ein einziger jauchzender Schrei:
Meiner ist auch dabei!

E. B. im Schwäb. Merkur.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Schon am 31. Oktober wußte die Agence Havas zu melden, Tsingtau sei gefallen. Diese Meldung war verfrüht, wenn wir uns auch nicht verbergen konnten, daß der Fall nahe bevorstand.

Dies zeigte sich unter anderem in folgender Nachricht der Londoner „Central News" aus Schanghai vom 2. November: Die verbündeten englischen und japanischen Truppen leiteten ein heftiges Bombardement auf Tsingtau ein. Das Fort Heitschuan beantwortete das Feuer; die großen Petroleumtanks stehen in Flammen.

Am 3. November meldete man in Tokio amtlich, daß die meisten deutschen Forts zum Schweigen gebracht seien, und nur noch zwei die zu Wasser und zu Lande unternommenen Angriffe der Japaner und Engländer beantworteten. Das Bombardement habe eine Feuersbrunst in der Nähe des Hafens und die Explosion eines Öltanks verursacht. Das Fort Sicechauschan stehe in Flammen.

Diese japanische amtliche Meldung vom 3. November erscheint etwas optimistisch, wenn man hört, was am 4. November der Londoner „Daily Telegraph" aus Peking vom 30. Oktober meldete. Da hieß es: Chinesische Pressemeldungen aus Schantung berichten, daß das deutsche Artilleriefeuer planmäßig alle vorgeschobenen Verschanzungen der Japaner vernichtet und damit deren Angriff auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben habe. Das gesamte Glacis hinter Tsingtau sei mit Minen übersät, die elektrisch geleitet würden.

Trotz alledem trat schließlich doch ein, was schon lange erwartet werden mußte: Tsingtau fiel. Das Wolffsche Telegraphenbüro teilte mit:

Berlin, 7. November.

Nach amtlicher Meldung des Reuterbüros aus Tokio ist Tsingtau nach heldenhaftem Widerstande am 7. November morgens gefallen. Nähere Einzelheiten fehlen noch.

Der stellvertretende Chef des Admiralstabes: Behncke.

Wie man später erfuhr, war bereits am 26. Oktober die Wasserleitung Tsingtaus zerstört worden. Am 3. November wurden mehrere elfzöllige Geschütze auf einer Höhe aufgestellt, was entscheidend bei dem Generalsturm war. Fast das ganze Parlament und mehrere Minister waren zugegen. Die gefallenen Deutschen wurden von den Japanern alle in Einzelgräbern beigesetzt, denen die Aufschrift „Heldengrab" gegeben wurde.

„Daily Mail" ließ sich aus Tientsin melden, daß während der Beschießung Meyer-Waldeck, der Gouverneur der Festung, verwundet wurde. Sein letzter Befehl, ehe man ihn in das Krankenhaus überführte, war, bis zum letzten Mann zu kämpfen.

Präsident Poincaré sandte dem Kaiser von Japan anläßlich der Eroberung von Tsingtau ein Glückwunschtelegramm, worauf der Kaiser dankte.

Die römische „Italia" bezifferte die japanischen Verluste vor Tsingtau auf nahezu 10 000 Mann. Der japanische Botschafter in Rom, dem die auf Grund japanischer Zeitungsberichte vorgenommene Zusammenstellung vorgelegt wurde, soll es abgelehnt haben, sich amtlich über die Verluste zu äußern. Dagegen wird der „Italia" von Mitgliedern der japanischen Kolonie in Rom die Verlustangabe als zutreffend bezeichnet.

Durch Vermittlung der japanischen Gesandtschaft in Peking ist folgende vom Gouverneur von Tsingtau an Seine Majestät den Kaiser erstattete Meldung nach Berlin gelangt: „Tsingtau, 9. November. Festung nach Erschöpfung aller Verteidigungsmittel durch Sturm und Durchbrechung in der Mitte gefallen. Befestigung und Stadt vorher durch ununterbrochenes neuntägiges Bombardement von Land mit schwerstem Geschütz bis 28 Zentimeter, Steilfeuer, verbunden mit starker Beschießung von See, schwer erschüttert; artilleristische Feuerkraft zum Schluß völlig


Vertreibung der Russen aus den Karpathenpässen. Nach einer Skizze von Ludw. Koch.

gebrochen. Verluste nicht genau übersehbar, aber trotz schwersten anhaltenden Feuers wie durch ein Wunder viel geringer als zu erwarten.

Meyer-Waldeck."

Schließlich geben wir noch die folgenden zwei Telegramme über unsere deutschen Kriegschiffe vor Tsingtau wieder:

Peking, 13. November.

Die „Exchange Telegraph Company" meldet: Die Japaner haben zwei Kanonenboote, einen Zerstörer und fünf Transportschiffe erbeutet. Man glaubt, daß es leicht sein wird, den gesunkenen österreichischen Kreuzer „Kaiserin Elisabeth" durch ein Schwimmdock zu heben.

Wien, 13. November.

Vom Kommando Seiner Majestät Schiff „Kaiserin Elisabeth" ist durch Vermittlung der österreichisch-ungarischen Gesandtschaft in Peking die Meldung hier eingetroffen, daß das genannte Kriegschiff nach Erschöpfung der Munition versenkt worden sei, worauf seine Besatzung zu Lande weitergekämpft habe. Soweit bisher festgestellt werden konnte, sind von der Schiffsbesatzung 8 Mann gefallen, Fregattenleutnant Baierle und 80 Mann verwundet. —

Die deutschen Gefangenen und ihr Kommandant sind in japanischer Gefangenschaft und sollen, wenn die zu uns gekommenen Nachrichten auf Wahrheit beruhen, gut behandelt werden; auch habe Japan dem heldenmütigen Verteidiger alle Achtung gezollt, indem den Offizieren ihre Degen belassen wurden. Die planvolle Verteidigung Tsingtaus hat noch über dessen Fall hinaus gewirkt. Wiederholt kamen noch Nachrichten, daß japanische Schiffe auf deutsche Minen gestoßen und untergegangen seien. Eine Flattermine bei den Festungswerken hat mehrere Wochen nach der Besitzergreifung durch die Japaner noch große Verwüstungen angerichtet und den neuen Besitzern Tsingtaus zahlreiche Tote und Verwundete gebracht. — Zur Ergänzung unserer Darstellung verweisen wir noch auf unseren früher gebrachten Artikel „Das bedrohte Tsingtau" (Seite 161).

* * *

Das gemeinsame Vorgehen der Deutschen mit den Truppen der uns verbündeten Donaumonarchie auf dem östlichen Kriegschauplatz wurde zum erstenmal amtlich ausgesprochen in dem Telegramm des österreichisch-ungarischen Kriegspressequartiers vom 29. September:

„Angesichts der von den verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Streitkräften eingeleiteten neuen Operation sind beiderseits der Weichsel rückgängige Bewegungen des Feindes im Zuge. Starke russische Kavallerie wurde unserseits bei Biecz zersprengt. Nördlich der Weichsel werden mehrere feindliche Kavalleriedivisionen vor den verbündeten Armeen hergetrieben.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes:
v. Höfer, Generalmajor."

In beiden Reichen erweckte diese Nachricht besondere Freude, denn nun war es amtlich anerkannt, daß Deutschland Schulter an Schulter mit Österreich-Ungarn zusammensteht, den gemeinsamen Feind niederzuringen. Doppelte Spannkraft erfüllte jede Brust diesseits und jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle, denn man fühlte sich auf beiden Seiten jetzt doppelt so stark. Die Waffenbrüderschaft wurde nicht mehr nur in Zeitungsartikeln verkündet, sondern sie betätigte sich offen und frei auf dem Schlachtfelde. Die führenden Wiener Blätter ließen es sich auch nicht entgehen, das gemeinsame Vorgehen der österreichisch-ungarischen und der deutschen Armee, oder wie wir sie jetzt nennen wollen, der Verbündeten, gebührend zu würdigen. Das „Fremdenblatt" schrieb: „Die Tatsache, daß eine deutsche und eine österreichisch-ungarische Armee nunmehr vereint sind, um den gemeinsamen russischen Feind zu bekämpfen, wird sowohl bei uns wie in dem treuverbündeten Deutschen Reich die größte Genugtuung und aufrichtige Begeisterung hervorrufen. Es ist jetzt die Gelegenheit geboten, die Waffenbrüderschaft auf das glänzendste zu bewähren, und mit hoffnungsvoller Zuversicht blicken wohl alle Völker der verbündeten Staaten den Ereignissen entgegen, deren Szene der nördliche Kriegschauplatz werden mag." Die „Neue Freie Presse" wies auf das seit vierzig Jahren bestehende deutsch-österreichische Bündnis hin und sagte: „Niemals in diesen vierzig Jahren hat Europa daran zweifeln können, wo Österreich-Ungarn stehen werde, wenn Deutschland von einer Gefahr bedroht sei, und wo Deutschland sein werde, wenn die Monarchie gegen einen Feind sich wehren müsse. Nun fechten beide Kaiserreiche im Norden zur Verteidigung ihrer Zukunft und Sicherheit, nun stehen sie fest zusammen, und die wärmste Sympathie begrüßt in Österreich wie in Ungarn die unüberwindliche Kampfgenossenschaft. Sehnsüchtige Wünsche begleiten sie auf allen Wegen." Und ähnlich sprachen sich die anderen führenden Blätter aus.

Wir haben schon früher (Seite 365 u. folg.) von dem Einfall der Russen in Ungarn gesprochen. Die Überschreitung der Karpathen durch die Russen war nur eine einzelne Begebenheit, die sich schon Anfang Oktober ihrem Abschlusse näherte. An den Stellen, wo russische Truppen erschienen, im Uzsoker Passe und in der Gegend von Ökörmezö im Marmaroser Komitat, wurden sie am 1. Oktober geschlagen, so daß sie über die Grenze zurückgehen mußten. Auch in der Gegend von Körösmezö, dem südlichsten Punkt, an dem ein russischer Einfall stattfand, war die Vertreibung der eingedrungenen russischen Kräfte im Gange, und binnen kurzem war diese Gegend gleichfalls vom Feinde gesäubert. Die Russen konnten kein Interesse daran haben, starke Truppen-



Österreichisch-ungarische Feldbahn mit deutscher Begleitmannschaft in Russisch-Polen. Kilophot G. m. b. H., Wien

massen ihrer Hauptmacht zu entziehen und in die ganz außerhalb des Kriegschauplatzes gelegenen Ostkarpathen zu werfen. Es handelte sich also offenbar um kleinere Gruppen, die für den Ausgang des Feldzuges ganz ohne Bedeutung waren und nicht so sehr militärischen als vielmehr politischen Zielen dienen sollten. Man wollte offenbar durch diese Einfälle die Bevölkerung Ungarns beunruhigen. Daneben suchte man vielleicht auch Stoff für neue „Siegesbulletins", wie sie von russischer Seite seit Beginn des Krieges so oft mit ebensowenig Berechtigung ausgegeben worden sind wie anläßlich dieser Einfälle in die Karpathen, um auf diese Weise die Neutralen irrezuführen. Was zunächst die Bevölkerung betraf, so gelang deren Beunruhigung nicht im geringsten. Daß die Ostkarpathen (vergl. hierzu auch die Karte Seite 231) keine unüberwindliche Grenze für den in Galizien operierenden Feind bildeten, das wußte man auch früher. Ebenso war aber bekannt, daß alle Vorkehrungen getroffen waren, um den feindlichen Angriff, auch wenn er von dieser Richtung kam, mit vollem Erfolg zurückzuweisen. Die Bevölkerung Ungarns bewahrte vollkommene Kaltblütigkeit, und nirgends befürchtete man, daß es der russischen Hauptmacht gelingen werde, den Kriegschauplatz noch weiter nach dem Innern in das Gebiet der österreichisch-ungarischen Monarchie zu verlegen. Daß Rußland keine starken Truppen von seiner in Galizien stehenden Hauptmacht entbehren konnte, besonders aber nicht in dem Augenblick, in dem die verbündeten Heere Österreich-Ungarns und Deutschlands sich an anderer Stelle zu einem neuen Vorstoß vereinigt hatten, lag auf der Hand. Immerhin läßt sich begreifen, daß einzelne Teile der Bevölkerung der nordöstlichen Komitate Ungarns ihre Wohnsitze verlassen hatten. Die meisten Flüchtlinge bekannten jedoch selbst, daß sie weder feindliche Truppen gesehen, noch auch nur Kanonendonner gehört hätten. Die Behörden bemühten sich, die Bevölkerung zum Bleiben zu bewegen. Sie konnten das mit ruhigem Gewissen tun, da es von vornherein feststand, daß die Russen nicht über die eigentlichen Grenzgebiete hinaus in das Land eindringen würden. Auch die Behörden blieben allesamt an ihrem Platze. Der beste Beweis dafür, daß man die Lage von Anbeginn an ruhig beurteilte.

Ebensowenig machten die russischen Einfälle auf die

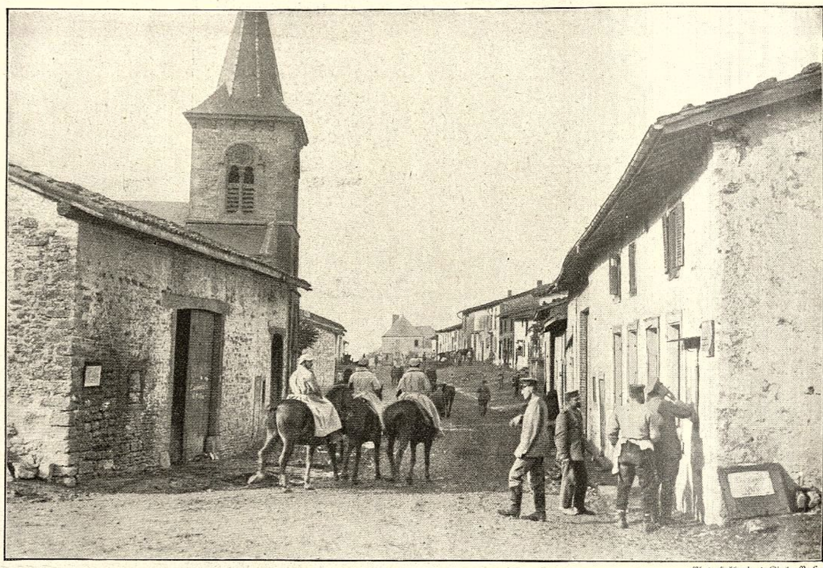
General v. Mackensen. Phot. Gottheil & Sohn, Danzig.



Phot. E. Bieber, Hofphotograph, Berlin.
General Ludendorff.



Phot. Robert Mohrmann, Lübeck.
General v. Morgen.



Phot. Hohlwein & Gircke, Berlin.

Besetzung der kleinen französischen Ortschaft Cunel vor Verdun durch deutsche Truppen.



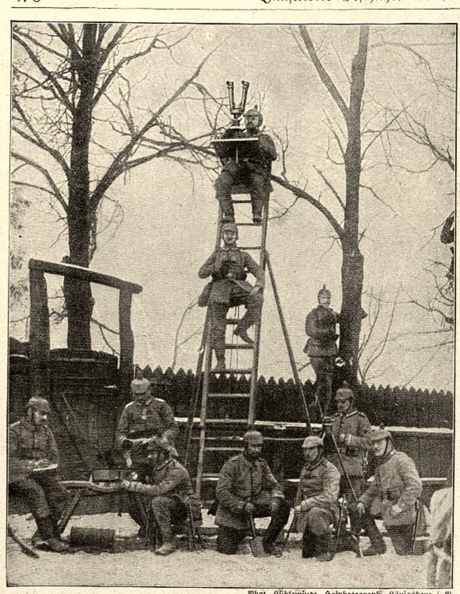
Phot. Hohlwein & Gircke, Berlin.

Das von den Deutschen besetzte Epinonville im Departement Meuse wurde vollständig zerstört; links die Überreste der Kirche.



Sprengung unterminierter französischer Schützengräben bei Chauvoncourt, einem Vorort von St.-Mihiel, auf dem jenseitigen Ufer der Maas.

Nach einer Originalzeichnung von Ewald Thiel.



Phot. Kühlewindt, Hofphotograph, Königsberg i. P.

Beobachtungsposten der schweren Gardeartillerie mit Scherenfernrohr. Auf dem östlichen Kriegsschauplatz.

ruthenische Bevölkerung im Nordosten Ungarns Eindruck. Es lagen sogar Berichte darüber vor, daß es gerade die Ruthenen waren, die statt auf das Erscheinen der Russen zu warten und sich dann mit ihnen zu verbrüdern, wie es in einigen Gemeinden Ostgaliziens geschehen ist, die ersten waren, die die Flucht ergriffen und nur mit Mühe beruhigt werden konnten. Die ruthenischen Soldaten, die unter der Mannschaft des sechsten Korps, das sich in den galizischen Kämpfen besonders ausgezeichnet hat, sehr stark vertreten sind, haben sich dort als durchaus zuverlässig und treu erwiesen, und von ganz vereinzelten Fällen abgesehen, hat sich auch das ruthenische Volk in Ungarn als völlig treu bewährt. Die russischen Einfalltruppen sahen sich also in ihren gegenteiligen Erwartungen getäuscht.

Freilich mußte noch eine Zeitlang gekämpft werden, um sich der unerbetenen russischen Gäste zu erwehren. Am 6. Oktober wurde gemeldet, daß nordwestlich bei Marmaros-Sziget und Tarczkoez eine russische Kolonne zurückgeschlagen wurde. An diesen Gefechten nahmen auch inzwischen eingetroffene deutsche Streitkräfte teil. Zwischen Poleno und Aknos versuchten die Russen durchzubrechen, sie wurden aber auch hier zurückgeschlagen. Die Verfolgung wurde sofort aufgenommen, und dabei wurden viele Gefangene gemacht. Schon am 6. Oktober war das Komitat Beregh von dem letzten Mann der russischen Einfalltruppen befreit, die aus einer Kosakendivision, zweieinhalb Infanteriedivisionen und zwanzig Geschützen bestanden hatten und in der Richtung nach Sambor verfolgt wurden. Am 14. Oktober nahmen die österreichisch-ungarischen Truppen nach viertägigen Kämpfen Toronya zurück und verfolgten die Russen gegen Wyskow. Kleinere erfolgreiche Gefechte mit zurückgehenden feindlichen Abteilungen fanden auch im Bissotale statt. In der Marmaros nahmen am 16. Oktober die den Feind verfolgenden Abteilungen Naho in Besitz. Im Tale der Schwarzen Bystrzyca zogen sich die Russen, von den k. u. k. Truppen bei Rafailowa geschlagen, gegen Piloma zurück.

Ungefähr um dieselbe Zeit, als die Russen über die Karpathen nach Ungarn einbrachen, begannen sie auch die Belagerung von Przemysl. Es mußte ihr eifrigstes Bestreben sein, diese Festung in ihren Besitz zu bekommen, da sonst eine dauernde Besetzung Galiziens und insbesondere der Hauptstadt Lemberg nicht gut denkbar ist. Przemysl stört die wichtigsten Verbindungslinien, und Ausfälle aus der Festung konnten den Russen stets gefährlich werden, was in der Folge auch eingetreten ist.

Auf Seite 316 haben wir bereits die erste Belagerung und den Entsatz von Przemysl geschildert. Hier möge noch eine Einzelheit nachgetragen werden.

Am 1. Oktober führte ein österreichisch-ungarischer Generalstabsoffizier einen bewunderungswürdigen Flug mit einem Piloten nach der von den Russen umzingelten Festung aus. Die Festungswerke wurden unter einem Hagel feindlicher Geschosse glücklich überflogen. Trotz des heftigen Artilleriefeuers des Feindes eilte die ganze Bevölkerung der Stadt zusammen, um die sich senkende Maschine mit unbeschreiblichem Jubel zu empfangen, in den die ohnmächtigen Schüsse der schweren russischen Geschütze wie Paukenschläge hineinklangen. Nicht nur Befehle für die Besatzung der Festung, sondern auch Zeitungen brachten die Flieger den von aller Welt abgeschlossenen Truppen und Bewohnern der belagerten Stadt. Die ganze Fahrt bis zur Landung war in einer Stunde zurückgelegt. Wegen des schneeigen, böigen Wetters mußte die Rückkehr bis zum 6. Oktober verschoben werden. Aber auch an diesem Tage war das Wetter nichts weniger als günstig. Kaum wurde die Maschine über den Festungswerken sichtbar, als die Russen wieder ein so rasendes Feuer eröffneten, daß das Getöse und der Knall der Geschosse selbst das Brummen des Motors übertönte, das Flieger sonst gegen alle anderen Geräusche unempfindlich zu machen pflegt. Manchmal war das Flugzeug in eine Wolke ringsum explodierender Geschosse gehüllt, deren Luftdruck es nicht selten jäh aus seiner Bahn riß. Achtmal durchbohrten Splitter die Tragflächen. In den wetternden Schneestürmen, die seit Wochen über Galizien dahinwüteten, fand das Flugzeug dann einen noch weit gefährlicheren Feind. Trotzdem erreichten die Flieger nach vier langen Stunden die österreichischen Linien.

Sie konnten aus eigener Anschauung berichten, daß die Verteidigung der Festung von der kampfbegeisterten Besatzung mit großer Tüchtigkeit und Umsicht geführt werde.

Die Russen hatten zwischen den Toten ihre Schwerverwundeten liegen lassen, und als Przemysl befreit wurde, wurden Tausende solcher unter Leichen gefunden und in das Festungspital befördert. Es waren dabei einige, die schon sechs bis acht Tage ohne Nahrung dort gelegen hatten und gänzlich geschwächt waren; ihre Wunden waren brandig, so daß, sofern es sich um Arme oder Beine handelte, sofort amputiert werden mußte. In den Brotsäcken der Leichen fanden sich viele Juwelen, die die Leute jedenfalls geraubt hatten. In der Umgebung von Przemysl klagten die Bewohner, daß die Russen alles geraubt und ihnen sogar die Kleider vom Leibe gerissen hätten.

Groß war der Jubel sowohl in Österreich und Ungarn wie in Deutschland, als die Kunde von der Befreiung Przemysls, das eine fast dreiwöchige Belagerung erduldet hatte, bekannt wurde. Der Gedanke, eine Festung am Sanflusse anzulegen, stammt aus dem Jahre 1824. Damals war es Erzherzog Karl, der eine Befestigung von Jaroslau vorschlug. Zur Ausführung kam es erst später, und zwar wurde 1854 nicht Jaroslau, sondern Przemysl zunächst als feldmäßiger Brückenkopf angelegt. 1871 begann der weitere Ausbau. Da die Mittel nicht zu reichlich flossen, gingen die Arbeiten nur langsam vorwärts. Mit Beginn der neunziger Jahre wurde die Panzerbefestigung eingeführt, wodurch ein Teil der Verteidigungsgeschütze den Panzerschutz erhielt. Um den Ausbau von Przemysl hat sich der verstorbene Feldmarschalleutnant Ritter v. Brunner das größte Verdienst erworben; ihm ist es zu danken, daß der Platz zu einem großen Teile den Rang einer modernen Gürtelfestung einnimmt.

Przemysl liegt am rechten Ufer des San, über den eine 180 Meter lange Brücke führt, und ist Knotenpunkt zweier Staatsbahnlinien: Krakau—Lemberg und Przemysl—Mezö-Laborcz. Es betreibt lebhaften Handel und hat mit der etwa 9000 Mann betragenden Garnison in Friedenszeiten 57 000 meist polnische Einwohner.

Während der Belagerung von Przemysl herrschte auch in den übrigen Teilen Galiziens keineswegs idyllische Ruhe. Im allgemeinen nahmen die Kämpfe einen für die österreichisch-ungarische Monarchie günstigen Fortgang. Am 7. Oktober wurde der Feind an der Straße nach Przemysl bei Barycz geworfen und das von den Russen besetzte Rzeszow ihnen wieder entrissen, wobei viele Geschütze erbeutet wurden. Am 9. Oktober stellten sich bei Lancut den Österreichern sechs russische Kavalleriedivisionen entgegen, mußten aber schon nach kurzem Gefecht gegen den Sanfluß flüchten (vgl. auch Seite 334). Die österreichisch-ungarische Angriffsbewegung, die nunmehr wieder aufgenommen wurde, hatte zur Folge, daß viele Orte, die vorher von den Russen besetzt waren, eiligst von diesen unwillkommenen Gästen geräumt wurden, so zum Beispiel Rozwadow, Dynow, Jaroslau, Lezajsk, Sieniawa und Chyrow. Die österreichisch-ungarischen und die deutschen Truppen waren den zurückweichenden Russen unausgesetzt auf den Fersen, und bald kehrten in viele Städte, wo sich noch einige Tage vorher die russische Besatzung und die von den russischen Generalen eingesetzte Verwaltung breit gemacht hatte, die Landesbehörden zurück, deren erste Aufgabe es war, die Schäden des russischen Zwischenspiels wieder gutzumachen. In einigen Tagen waren die von den Russen zerstörten Telegraphen-, Brücken- und Bahnlinien wieder hergestellt. Auch der Bahnverkehr konnte wieder aufgenommen werden. Viele Flüchtlinge kehrten in ihre verlassenen Wohnstätten zurück. Aber unter welchen Verhältnissen sie sie vorgefunden haben mögen, zeigt nachfolgende amtliche Meldung aus dem österreichisch-ungarischen Kriegspressequartier:

Unsere Truppen, die auf Tarnow über Rzeszow vorrückten, hatten Gelegenheit, sich von dem allen militärischen Begriffen hohnsprechenden barbarischen Vorgehen der russischen Truppen gegenüber der einheimischen Bevölkerung zu überzeugen. Alle Ortschaften der Strecke bieten das Bild ärgster Verwüstung. In Dembica ist ein Teil der Stadt eingeäschert worden. Das schöne Schloß Zowada wurde, da die einzige mit der Aufsicht betraute Person sich weigerte, das ihr anvertraute Eigentum widerstandslos der Plünderung preiszugeben, vollkommen ausgeraubt, in seinem Umkreis mit Petroleum begossen und angezündet. Alle Herrenhäuser bieten ein trauriges Bild der Verwüstung. Die meisten Möbel sind zerschlagen, die Spiegel mutwillig zerbrochen, die Matratzen zerfetzt und kostbare Gemälde zerschnitten; der Boden ist besät mit Bergen von Fetzen, Papier und Scherben. Kurz, es ist ein Bild des rohesten Vandalismus. Die russischen Soldaten sind in den von ihnen besetzten Orten nach dem gleichen, offenbar von vornherein befohlenen System vorgegangen, das mit einer ehrlichen geordneten soldatischen Kampfesweise nichts gemein hat, sich vielmehr als ein unter dem Deckmantel militärischen Vorgehens unternommener Raubzug darstellt. Die Bewohner wurden auf der Straße einer Leibesvisitation unterzogen, und es wurde ihnen alles, was irgend Wert hatte, abgenommen. Besonders hatten es die russischen Truppen auf die Uhren abgesehen, die mit meist sehr unsanftem Griff aus der Westentasche des Besitzers in die Stiefelrohre der Kosaken wanderten. Beim Rauben der Uhren taten sich auch die Offiziere keinen Zwang an. Geraubt wurde nach einem sehr einfachen, dabei praktischen System. Die Kosaken drangen in Rudeln von acht bis zehn Mann in die Läden und Wohnungen ein und packten unter Vorhaltung von Revolvern Kleider, Pelze, Wäsche und Einrichtungsgegenstände in mitgebrachte Säcke. Der Inhalt wurde sodann mit den Offizieren geteilt. In einem Spital in Rzeszow wurden zwanzig erkrankte österreichisch-ungarische Soldaten aus den Betten gejagt, ein Beweis dafür, daß selbst Kranken gegenüber das einfachste Gebot der Menschlichkeit nicht beobachtet wurde.

Am 14. Oktober eroberten die österreichisch-ungarischen Truppen die Höhen von Starasol. Gleichzeitig machte ihr Angriff gegen Stary-Sambor Fortschritte. Am ganzen San wurde flußabwärts von der Festung Przemysl lebhaft gekämpft, und dabei waren die k. u. k. Truppen stets im Vorteil. Am 17. Oktober konnten sie bereits auf dem östlichen Sanufer festen Fuß fassen. Stary-Sambor ist eine Stadt in Galizien und liegt etwa 18 Kilometer südwestlich von Sambor (siehe die Karte Seite 231) am linken Ufer des Dnjestr. Es hat ungefähr 5000 deutsche, polnische und ruthenische Einwohner.

In den Kämpfen gegen Rußland schloß sich den österreichisch-ungarischen Truppen die sogenannte polnische Legion an, eine Art Freikorps, das in erster Linie die Befreiung Polens vom russischen Joch anstrebt. Diese Legion ist aus dem polnischen Verbande der „Schützen" hervorgegangen. Im Januar des Jahres 1914 nahm die russische Polizei bei ihr verdächtigen Personen in Warschau Haussuchungen vor vom Boden bis zum Keller, die gewöhnlich damit endeten, daß mehrere Bewohner in Ketten fortgeschleppt und nach Sibirien geschickt wurden. Viele flüchteten daher über die Grenze nach Krakau, und bald sammelten sich dort 2700 polnische Freiwillige, darunter 200 Frauen und Mädchen. Ihr Anführer war ein ehemaliger Hauptmann in russischen Diensten, namens Richard, den die russischen Spione wie ein Wild umstellt hatten, bis es ihm doch endlich gelang, durchzubrechen und die alte polnische Krönungsstadt zu erreichen. Am Oleanderplatz in Krakau hielten sie Reit- und Schießübungen ab, und bald wurden ihnen österreichische Offiziere zur militärischen Ausbildung zugewiesen. Nach jenem furchtbaren 28. Juni, der uns die Kunde von der Bluttat in Serajewo brachte, wußten sie alle, daß nun der Augenblick nicht mehr fern sei, endlich dem russischen Bedrücker in den Arm zu fallen. Die Kriegserklärung an Rußland entfachte beispiellose Begeisterung, die in folgendem Aufruf Ausdruck fand:

Polen!

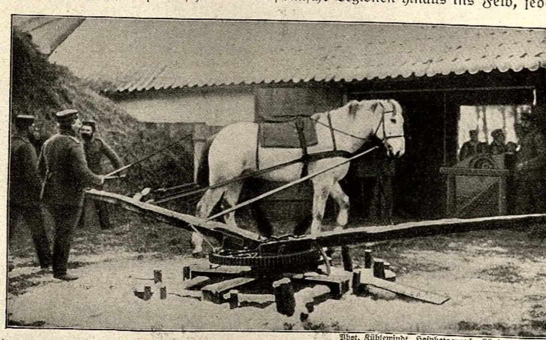
Der gegenwärtige Waffengang des polnischen Volkes richtet sich gegen Rußland, nur gegen Rußland, wie ja auch unsere Aufstände vom Jahre 1831 und 1863 ausschließlich gegen Rußland gerichtet waren.

Schändlich wäre es, für das russische Joch zu kämpfen. Das würde bedeuten, daß uns die Sklaverei entwürdigt hat und daß die Fesseln, die uns knechten, unsere Seelen schon umgestaltet haben.

Laßt euch nicht in die Netze der russischen Ränke fangen! Laßt euch nicht zu Ausschreitungen gegen das deutsche Heer, das sich zeitweise in vielen Ortschaften Polens aufhält, verleiten. Vermeidet alle Reibungen mit den deutschen Soldaten.

Wer für die Unabhängigkeit Polens kämpfen will, der trete eilig den Scharen der Jungschützen bei, dem Keime der polnischen Armee! Die Stunde der Entscheidung hat geschlagen! Sie wird das Schicksal unseres Volkes bestimmen, und nun eröffnen sich uns Möglichkeiten, ein Leben in Unabhängigkeit zu führen, aber erst, wenn unser Erbfeind Rußland zerschmettert liegen wird. —

Nun gab es kein Halten mehr, und schon am 7. August marschierten drei polnische Legionen hinaus ins Feld, jeder



Phot. Kühlewindt, Hofphotograph, Königsberg i. P.

Soldaten mahlen sich ihr Mehl zum Brotbacken selbst.



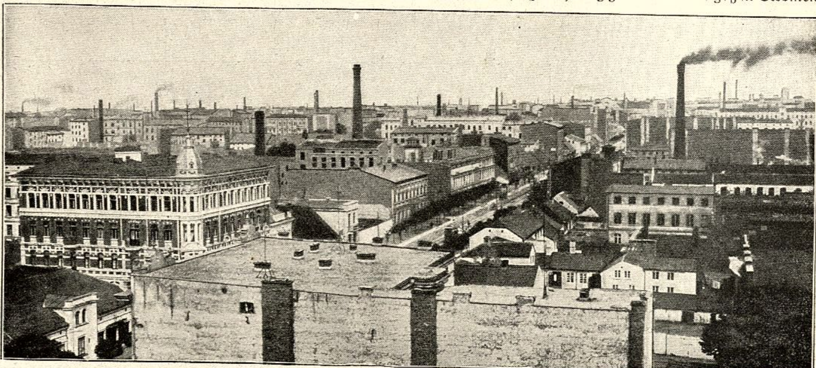
Straße in Lodz. Phot. Dr. Trenkler & Co., Leipzig.

einzelne bereit, bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen und Polen zu befreien. 35 Mädchen meldeten sich freiwillig zum Patrouillendienst. Sie waren wohl ausgerüstet mit Säbel und Revolver, und in der Satteltasche trug jede von ihnen ein Bauerngewand verborgen, um sich im Notfall durch Verkleidung retten zu können. — In Mniechow erhielten die jugendlichen Legionäre die Feuertaufe, und mit außerordentlicher Tapferkeit schlugen sie nicht nur die mächtige Überzahl der Russen zurück, sondern erfochten im Vorwärtsdringen bis Kielce Sieg um Sieg. Dort wurden sie mit der Armee Dankl vereinigt; sie wurden aufgefordert, den Eid auf die Fahnen Österreich-Ungarns abzulegen, und freudig schwuren sie dem greisen österreichischen Kaiser Treue und Gehorsam bis in den Tod. Unter der Führung des Feldmarschalleutnants Durski kämpften sie Schulter an Schulter mit den braven Truppen in der Schlacht bei Kielce (Krasnik) am 21. August. Viermal wurden sie zurückgeworfen, aber immer wieder stürmten sie vor mit einer Todesverachtung, die nur der ganz versteht, der weiß, wie sie sich Jahr um Jahr ohnmächtig und zähneknirschend unter das russische Joch hatten beugen müssen; all ihre Kraft, ihr aufgespeicherter Haß entlud sich jetzt im Rachekampf um die Freiheit. 300 Legionäre haben den Sieg bei Kielce mit dem Leben bezahlt. Ein großer Teil des eigenen heißgeliebten Vaterlandes war hauptsächlich mit Polenblut erkauft worden.

Und wie hier, so war es überall. Wo immer sich Kosakenhorden zeigen, in Ungarns Ebenen, in den Karpathen, in Galizien, überall tauchten diese mutigen Freiheitskämpfer auf, mit wilder Wut sich auf ihre Opfer stürzend. Sie wollten Rache für die lange Knechtschaft, unter der die Polen bisher geseufzt hatten.

Die Herrlichkeit der Russen nach ihrem ersten Einbruch in Ungarn währte nicht lange. Von ihrem Auftreten entwarf ein alter Wirtschaftsbeamter das folgende Stimmungsbild:

Es war am Montag. Man behält solche Tage im Kopf. Ich hatte mit meiner Frau und einigen anderen alten Leuten im Schloß Wohnung genommen. Es goß in Strömen,



Gesamtansicht von Lodz. Phot. Dr. Trenkler & Co., Leipzig.

als die Russen anlangten. Erst waren es nur zehn oder fünfzehn Berittene, dann folgte die ganze Horde, mit Kanonen, Maschinengewehren, der ganzen Bagage, beschmutzt und zerlumpt: ein jämmerlicher Anblick. Kein Mensch kam ihnen begrüßend entgegen. Sie verlangten Quartier, und ihre Offiziere machten es sich sofort im Schlosse bequem. An der Spitze ritt die spindeldürre Zwirnfigur des Obersten, um ihn der Schwarm der übrigen Offiziere. Eine alte Dienerin öffnete das Tor, und sie waren da. Die Weiber drängten mich, daß ich den Leuten etwas sage. Ich ging und erwartete sie an der Veranda, wo es zur Treppe hinaufführt. Der Oberst tänzelte mit seinem Gaul auf mich zu und schrie mich an: „Sind Sie der Herr?" — „Ich bin nur ein Diener," war meine Antwort. Die Offiziere sprangen von den Pferden und folgten mir, nachdem sie sich vorher die schmutzigen Stiefel im Treppenhaus gehörig gesäubert hatten. Der Adjutant des Obersten verständigte mich, mehr bittend als fordernd, daß er von mir ein feines Essen, das heiß sein müsse, für das Korps erwarte. „Und Wein, wissen Sie, Wein muß dabei sein, von dem sogenannten Tokaier." öffnete die Türe. Vor den Pferdekrippen war alles schön sauber gescheuert und auf zwei langen Tischen stand alles recht zierlich mit Blumen und Silber serviert. Ausgerechnet für zweiundvierzig Offiziere. Sie waren verblüfft. Der Oberst wollte mich mit seinen blutunterlaufenen Augen verschlingen, die übrigen fluchten und schrien: „Was ist denn das? Was hat das zu bedeuten?" — „Nichts" — war meine naiv verschmitzte Antwort — „ich bedauere lebhaft, nicht im Speisesalon aufwarten zu können, da dort die Rosse ihre Notdurft verrichteten. Es geht nicht gut an, in jener frischduftenden Nähe das hohe Offizierkorps gastlich zu bewirten. Sie sehen, ich habe hier alles säuberlich geordnet. Es paßt so besser." Der Oberst hörte und hörte, biß sich nervös in die Unterlippe, fuchtelte mit dem Monokel, stampfte mit dem Fuß und schrie dann etwas, das ich, weil es Russisch war, nicht verstand. Ich dachte, daß es mein standrechtliches Todesurteil sei. Es kam aber anders. Die Offiziere zerstoben nach allen Winden. Binnen fünf Minuten waren die Pferde von den Kosaken herabgeholt. Diese brachten das Schloß rasch in Ordnung und trugen allein Teller und



Typen der von unseren Truppen in Polen gefangenen Russen: Baschkiren, Kirgisen und Tataren. Phot. R. Sennecke, Berlin.

Gut, gut — dachte ich — den wird's natürlich auch geben. Wenn nur zuerst die Unsrigen herkommen wollten!

Die Offiziere machten sich breit, und die Weiber gingen ans Kochen. Da wurde plötzlich ein Schreien, Johlen, Poltern und Schimpfen laut, daß wir glaubten, unser Schloß werde aus den Fugen getrieben. Die russischen Soldaten brachten die verhätschelten Offizierspferde geradeaus in die Hallen, Salons, Billardzimmer und Schlafgemächer meiner Herrschaft. Die Wut hatte mir fast die Sinne geraubt. Ich lief zum Obersten: „Es ist ungeheuerlich, die Teppiche, Gobelins und Möbel so vandalisch zu verwüsten." Die Offiziere lachten mir ins Gesicht. „Ah nichts! Schauen Sie, daß Sie weiter kommen" — und sie fuhren fort, unseren guten Wein zu trinken.

Es kam die Mittagzeit. Sie standen eben über eine Mappe gebückt und berieten, als ich eintrat und an allen Gliedern zitternd meldete: „Herr Oberst, es ist angerichtet!" Sie kamen wohlgelaunt und freundlich mit. „Ist auch das Essen gut? Auch etwas Paprika?"

Wir gingen über Treppen und Gänge, durch den Garten, quer über den Hühnerhof, nur immer zu, bis ich die Herrschaften vor unserem Stall halten ließ. Ich Eßzeug in den Speisesaal, wo bald darauf die heiße Hühnersuppe ihren duftenden Dampf verbreitete.

Gegessen aber haben sie nichts von all den guten Sachen. Denn kaum setzten sie sich hin, da brüllten unsere Kanonen von den Bergen herab ihr „Gesegnete Mahlzeit" und die teuren Gäste flohen, was sie konnten. Das Essen war aber noch lau, als es mit Löwenhunger von den polnischen Legionären verzehrt wurde. —

Auch in der Bukowina mußten die Russen Mitte Oktober viele Orte, die sie vorher besetzt hatten, räumen, so Sereth, Strojnitza und Czernowitz. Auch hier hatten sie sich während der kurzen Zeit ihrer Herrschaft wieder vieles zuschulden kommen lassen. Sämtliche Geschäfte wurden geplündert, am meisten die den Juden gehörenden. Aus der Synagoge in Strojnitza schleppten sie sieben alte Juden fort, die dort beteten und führten sie zu Fuß 75 Kilometer weit. Jeder, der nach der rumänischen Grenze flüchten wollte, mußte hohe Summen an die russischen Offiziere bezahlen. Aber auch die in der Bukowina wohnenden Rumänen blieben von den Schandtaten der Russen nicht verschont. So verteilten die Russen das den rumänischen Bauern geraubte Vieh und sonstige Habseligkeiten unter die von ihnen in

den rumänischen Ortschaften eingesetzten ruthenischen Bauern aus der Bukowina und Rußland, um die Ruthenen für Rußland zu gewinnen. Den griechisch-orientalischen Bischof von Repta versuchten sie durch wiederholte Drohungen zum Erlaß eines in russischem Sinne gehaltenen Hirtenbriefes zu zwingen. Der Gouverneur diktierte dem Kirchenfürsten Zimmerarrest und ließ ihn durch Posten bewachen. Um der erzbischöflichen Residenz eine besondere Schmach zuzufügen, legten die Russen in das dort errichtete Rote-Kreuz-Spital 200 russische Soldaten, die an ekelhaften Krankheiten litten.

Auf dem Lande wurden vor allem Schlösser und Wirtschaftshöfe des rumänischen Großgrundbesitzes geplündert. Zahlreiche Bewohner rumänischer Dörfer verließen aus Furcht vor russischen Gewaltatten ihren Heimatort und suchten Schutz bei den österreichisch-ungarischen Truppen, wo sie von den Soldaten mit allem Notwendigen versorgt wurden. Den k. u. k. Truppen war es dann auch zu verdanken, daß diese armen Flüchtlinge nach einiger Zeit in die Heimat zurückkehren konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Vertreibung der Russen aus den Karpathenpässen.

(Hierzu die Bilder Seite 465 und 475.)

Die Karpathen, die sich in einem Halbbogen von Mähren bis hinunter nach Siebenbürgen um Ungarn lagern (siehe auch die Karte Seite 231), bilden einen von der Natur geschaffenen Grenzwall, der die Länder der Stephanskrone von dem flachen Galizien trennt. Eine solche Grenze läßt sich vermöge ihrer natürlichen Beschaffenheit sehr leicht in eine uneinnehmbare Festung umwandeln, die jeden feindlichen Einfallversuch kräftig abzuwehren imstande ist. Wenn daher die österreichisch-ungarische Heeresleitung nach dem Rückzug aus Galizien, dessen sumpfige und unwegsame Gegenden einer günstigen Entfaltung großer Heeresmassen überaus hinderlich sind, auf eine wirksame Verteidigung der Karpathenpässe verzichtete und auch diese leicht zu behauptenden Stellungen freiwillig den nachdrängenden Russen preisgab, so lag diesem wohlerwogenen Plan die leicht erkennbare Absicht zugrunde, den Feind an dieser Stelle tiefer in das Land zu locken, um ihn dann von vorn und im Rücken zu packen — eine Kriegslist, die auf dem westlichen Schauplatz den Franzosen den Einfall bei Mülhausen und Saarburg ermöglichte und die im Osten Generalfeldmarschall von Hindenburg mit so großem Erfolg anwandte, als er der stolzen Narewarmee in den Masurischen Sümpfen ein klägliches Ende bereitete. Auch in den Karpathen gingen die Russen in die Falle, die ihnen die Österreicher gestellt hatten. Nachdem die russischen Truppen Galizien überschwemmt hatten, zeigten sich ihre Vorposten bereits in den Waldtälern der Karpathen, schwärmten Kosaken über den Barkopaß und besetzten eine Reihe von Ortschaften in den ungarischen Komitaten Marmaros-Sziget, Saros und Bereg. Bald folgten diesen Vorposten größere Truppenverbände, darunter auch Feldartillerie und Munitionstransporte, was darauf schließen ließ, daß die Russen um jeden Preis von Nordungarn aus einen kräftigen Vorstoß planten, um den Österreichern in den Rücken zu fallen und möglicherweise im Süden Fühlung mit den hartbedrängten Serben zu gewinnen. Allein die Kosaken hatten kaum ihre struppigen Rößlein in den Fluten der Theiß getränkt, als sie auch schon von den k. u. k. Truppen angegriffen und unter schweren Verlusten aus Ungarn hinausgeworfen wurden. Indes ließen sie sich durch diesen ersten Mißerfolg nicht beirren und wagten kurz nach der zweiten Einschließung von Przemysl, als sie sich im Rücken gedeckt fühlten, einen neuen Einfall in die Karpathen. Und abermals ließ man sie über den Bukla- und Uzsoker Paß bis nach Marmaros und Zemplin herein. Hatten sich die Russen bei ihrem ersten Besuch in Ungarn ziemlich gut gehalten und sich nirgends Übergriffe und Grausamkeiten erlaubt, so verfuhren sie jetzt, da die Bevölkerung von den ungebetenen Gästen nichts wissen wollte und die österreichisch-ungarische Herrschaft dem russischen Regiment vorzog, um so barbarischer und wilder (siehe auch Seite 466 u. folg.). Inzwischen sammelten sich die österreichisch-ungarischen Truppen zum energischen Gegenstoß. Von Kind auf vertraut mit dem zerklüfteten Gelände, besetzten ungarische Honvedtruppen die engen Hohlwege und Waldtäler, verschanzten sich Tiroler Kaiserjäger, die Urenkel der wackeren Gefährten des Sandwirts von Passeier, die am Iselberge einst französische Garden besiegten, auf den Paßhöhen und brachten ihre Gebirgsgeschütze auf allen Höhen, die die Ebene und das Tal beherrschten, in Stellung, während bosnische Infanterie, die wilden Söhne des Karst, die auch hier in Ungarn unter dem Doppelaar in den Heiligen Krieg wider die Feinde Allahs ziehen, und polnische Jungschützen, die schon so oft Beweise ihres Heldenmuts und ihrer Aufopferung an den Tag legten, mit dem Bajonett einen russischen Schützengraben nach dem anderen eroberten, zahlreiche Gefangene machten und eine große Menge Munition, Geschütze und Transportmittel erbeuteten, die von den in wilder Flucht in die Pässe zurückgehenden Russen im Stich gelassen wurden. Dort nahm der Kampf allmählich den Charakter eines Gebirgskrieges an, der sich in kleine Gefechte auflöste, wobei die Russen, die ja weder über eine eigentliche Gebirgsartillerie verfügen noch den Kampf in Wäldern und Schluchten gewohnt sind, jedesmal erhebliche Verluste erlitten. Am heftigsten tobte der Kampf um die Stadt Homonna, die die Russen von den durch sie besetzten Höhen des Barkopasses aus behaupteten, bis sie nach dreitägiger, erbitterter Schlacht auch hier unter Zurücklassung von zahlreichen Gefangenen, Toten und Verwundeten zum Rückzug nach Galizien gezwungen wurden.

Die Sprengung französischer Schützengräben bei Chauvoncourt.

(Hierzu die Bilder Seite 468 und 469.)

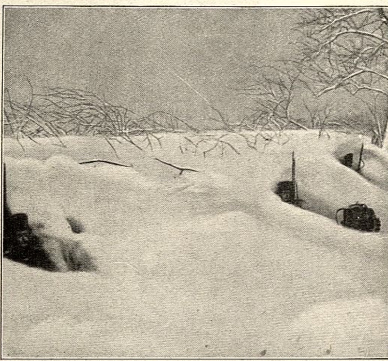
Der Ausnützung der großen Siege bei Saarburg und Metz setzten sich in den starken künstlichen Befestigungswerken, die die Franzosen entlang der lothringisch-elsässischen Grenze besitzen, außerordentliche Hindernisse entgegen. Die Höhen entlang dem Maas- und Moseltal sind bespickt mit widerstandsfähigen Sperrforts, denen die modern ausgestatteten Festungen Verdun—Toul—Epinal und südlich davon bis Belfort als Hauptstützpunkte dienen. Allen diesen Werken ist durch Feldbefestigungen in bestimmten Abschnitten noch besondere Widerstandskraft verliehen. In dieser Zone mußte also der Durchbruch, um auf dem westlichen Ufer der Maas Fuß zu fassen, erst durch besondere Kraftanstrengungen erzwungen werden.

Verdun wurde zunächst umschlossen und erst Mitte September, nach dem Vormarsch über Belgien an die Marne und nach der Festsetzung vor der Aisnelinie, mit dem unmittelbaren Angriff gegen die Sperrfortlinie begonnen. Schon am 21. September war der Zugang zu den östlichen Maashöhen erkämpft. Nach kurzer Beschießung durch unsere schwere Artillerie wurden bei St.-Mihiel vier Forts zum Schweigen gebracht und das starke Fort Camp des Romains durch deutsche Pioniere und bayrische Infanterie im Sturm genommen, was bereits auf Seite 360 ausführlich erzählt wurde. Am 25. nahmen unsere Truppen die Brückenköpfe bei St.-Mihiel, überschritten die Maas und setzten sich in den Besitz des dicht nordwestlich davon gelegenen Dorfes Chauvoncourt.

Dieser kleine Abschnitt war nun wie im benachbarten Argonnenwald, über dessen hartnäckige Verteidigung wir an anderer Stelle bereits berichtet haben, der Schauplatz unausgesetzter, blutiger Kämpfe. Während es sich in den vierzig Kilometer langen Wäldern südwestlich von Varennes in der Hauptsache zunächst darum handelte, sich in den Besitz der überaus wichtigen Bahnlinie Verdun—Châlons zu bringen, diese Verbindung zu durchschneiden, galt es in Chauvoncourt, sich sowohl gegen die von Verdun wie von Toul aus gestützten unablässigen Angriffe zu behaupten. Schon hatten die Franzosen einen Teil des Dorfes wieder erobert, aber sie mußten sich am 19. November unter schweren Verlusten dieses Vorteils wieder begeben. An diesem Tage soll der kommandierende französische General die Mitteilung



Schutzhütten in den Karpathen.



Vorzügliche Deckung der Truppen in den Karpathen.
Die Höhlen im Schnee sind durch Gänge miteinander verbunden.



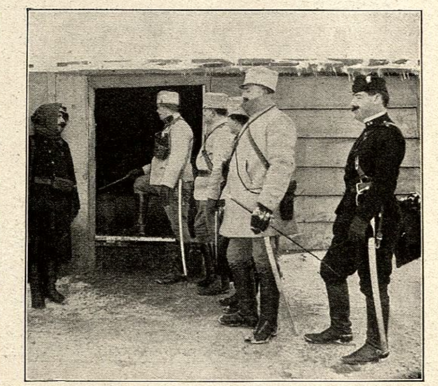
Feind in Sicht.



Geschützstand diesseit des Pruth.
Auf der anderen Seite der Hügelkette lagern Russen.



Notbrücke in der Bukowina.



Wetterfeste Pferdeställe am Pruth.

Österreichisch-ungarische Truppen im winterlichen Karpathengelände.

Photographien von Ed. Frankl, Berlin.



Die verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen in den Kämpfen bei Czenstochau am 25. November 1914.

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Neumann.

erhalten haben, daß der gegen den französischerseits besetzten Teil Chauvoncourts gerichtete deutsche Angriff nachzulassen scheine, als eine furchtbare Explosion die ganze französische Stellung zerstörte. Unsere mutigen Pioniere, die schon in den Abschnitten der unteren Maas und im Argonnenwald so viel hervorragende Taten vollbracht, hatten es unternommen, die feindlichen Laufgräben in aller Stille zu unterminieren und in die Luft zu sprengen. Der Feind erlitt hierbei sehr bedeutende Verluste. Unsere Truppen besetzten daraufhin mit kräftigem Hurra ganz Chauvoncourt mit den ihm benachbarten Punkten.

Die Kämpfe bei Czenstochau.

(Hierzu das Bild Seite 476/477.)

Während der später in Ungnade gefallene General v. Rennenkampf erneut gegen Ostpreußen vordrang, aber überall blutig abgewiesen wurde, bildeten sich aus der russischen Hauptarmee zwischen Thorn und Krakau zwei gesonderte Kampfplätze im nördlichen und südlichen Polen. Die Strecke Lowicz—Lodz—Kalisch scheidet im wesentlichen das nördliche vom südlichen Schlachtfeld. Im Norden fielen im November die vernichtenden Schläge gegen die Russen bei Wloclawek, Kutno, Kolo, Lowicz, Lodz, über die zum Teil schon berichtet wurde.

Die Eisenbahnlinie Warschau—Skierniewice—Petrikau—Czenstochau führt uns in das südliche Kampfgebiet, auf historischen Boden. Denn hier fand in den sonnigen Herbsttagen vom 15. bis 17. September 1884 die Zusammenkunft der drei Kaiser von Deutschland, Österreich-Ungarn und Rußland im kaiserlichen Lustschloß zu Skierniewice statt. Auch Petrikau ist historischer Boden. Und erst Czenstochau! In kultureller Hinsicht bildet Czenstochow, wie es Russisch heißt, eine Merkwürdigkeit ersten Ranges. Das Gnadenbild von Czenstochow („Die schwarze Madonna") ist weit über den Ort hinaus berühmt, und bei einiger Kultur würde die Gegend größten Wohlstand aufweisen.

Zwischen Krakau und Czenstochau stand die russische Hauptmacht. Die beiden Bahnlinien Warschau—Lodz—Kalisch und Warschau—Petrikau—Czenstochau bildeten die Lebensadern der Russen. Gelang es den Deutschen, diese beiden Linien zu zerstören, dann sah es um die Russen bedenklich aus. Am 27. September waren deutsche Heeresteile von Czenstochau über Nowo Radomsk, Koeskie, Radom und Jeziorna nach Warschau marschiert. Auf dem Rückmarsche wurden alle Eisenbahnbrücken, Telegraphen usw. zerstört, um die Russen an ihrem Vordringen soviel wie möglich zu hindern.

Der deutsche Oberfeldherr v. Hindenburg scheute die russische Übermacht nicht. Hatte er es doch ausgesprochen, daß nicht die Zahl der Kämpfer den Ausschlag gibt, sondern ihre geistige Bildung und die damit zusammenhängende sittliche Kraft. In dieser Hinsicht kann sich die russische Armee mit der deutschen und österreichisch-ungarischen nicht messen.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Nachtquartier dreier deutscher Soldaten im Hof eines russischen Bauernhauses bei Ziechanow in Russisch-Polen.

Am 20. November hatte der russische Generalstab über die Kriegslage in Polen geschrieben: „Auf dem linken Ufer der Weichsel entwickelte sich in den letzten Tagen auf zwei Schauplätzen, nämlich auf der Front zwischen Weichsel und Warthe und auf der Linie Czenstochau—Krakau eine Aktion. Die Kämpfe nahmen einen äußerst erbitterten Charakter an und zeigten allgemein einen unaufhörlichen Wechsel von Offensive und Defensive."

Dieser unaufhörliche Wechsel von Angriff und Verteidigung war durch das immer weitere Anrücken russischer Kräfte hervorgerufen. Die Verbündeten konnten ihre Vorteile vielfach nicht ausnutzen und mußten sich wieder auf die Verteidigung beschränken; aber die Erfolge blieben nicht aus. Wie ein Kartenhaus brachen auf einmal die russischen Streitkräfte im Norden und Süden zusammen. Im Norden errang General v. Mackensen den Siegeslorbeer. Gleichzeitig scheiterten alle russischen Vorstöße östlich von Czenstochau. „Man muß sich vor Augen halten," schrieb ein Wiener Blatt, „aus welchen ungeheuren Schwierigkeiten die Tapferkeit und Ausdauer der deutschen und österreichisch-ungarischen Heere solche großartigen Erfolge herauszukristallisieren vermochte. Als sich die Verbündeten von dem Raume Iwangorod—Warschau freiwillig zurückgezogen hatten, da war es die gesamte militärische Kraft des 160-Millionen-Reiches, die ihnen folgte, um endlich zum kriegentscheidenden Schlage auszuholen. Das Zarenreich wurde auch nicht darüber im Zweifel gelassen, daß ein solcher Sieg die letzte krampfhafte Hoffnung an der Seine wie an der Themse sei."

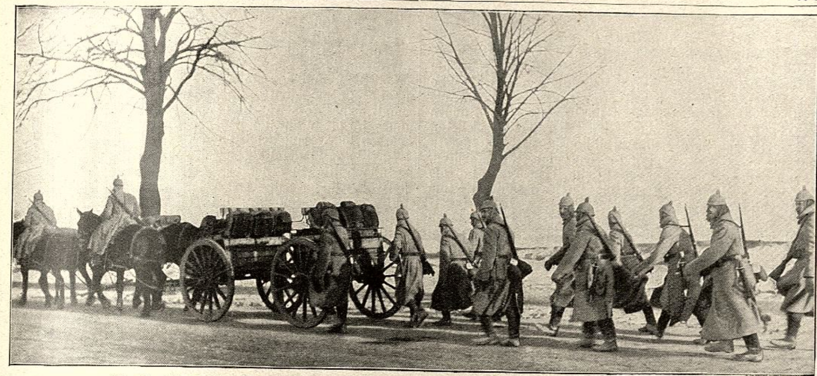
Die Generale v. Mackensen, Ludendorff und v. Morgen,

Hindenburgs erfolgreiche Mitkämpfer in Polen.

Von Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne.

(Hierzu die Bilder Seite 467.)

Generaloberst v. Mackensen ist aus der Kavallerie hervorgegangen. Geboren am 6. Dezember 1849 zu Hausleipnitz (Regierungsbezirk Merseburg), trat er am 1. Oktober 1869 als Einjährig-Freiwilliger beim 2. Leibhusarenregiment ein. Im Feldzuge gegen Frankreich 1870/71 wurde er in diesem Regiment zum Leutnant der Reserve befördert. 1873 trat er endgültig in den aktiven Heeresdienst über und wurde 1880 in den Generalstab versetzt, ohne die Kriegsakademie besucht zu haben. 1891 wurde er Adjutant des hochbedeutenden Chefs des Generalstabes Grafen v. Schlieffen. Die folgenden Jahre wurden daher seine eigentlichen Lehrjahre in den Generalstabswissenschaften. Er wurde dann in rascher Folge Kommandeur des 1. Leibhusarenregiments, dann der Brigade der schwarzen Husarenregimenter mit der Berechtigung, die Husarenuniform beizubehalten, 1903 Kommandeur der 36. Division in Danzig, 1908 kommandierender General des XVII. Armeekorps ebendaselbst. Als solcher nahm er teil an den vorbereitenden Kämpfen, die zu den Schlachten an den Masurischen Seen führten, und an diesen Schlachten selbst. Mitte November 1914 zum Führer einer Armee ernannt, die von Thorn aus gegen den russischen rechten Heeresflügel zu beiden Seiten der Weichsel vorging, schlug er den Feind bei Wloclawek, wobei er ihm allein 23 000 unverwundete Gefangene abnahm. In den folgenden großen Kämpfen bei Lowicz und Lodz erwarb er noch reichere Lorbeeren. Nach Angabe seines obersten Heerführers, des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg, waren seine Trophäen in diesen Schlachten 40 000 Gefangene, 100 Geschütze und gegen 200 Maschinengewehre. Die neu entbrannte Schlacht bei Lowicz sah ihn wieder in voller Tätigkeit. Die Zuneigung unseres Kaisers hat er neben allem anderen seiner Fähigkeit zu verdanken, außerordentlich interessante kriegsgeschichtliche Vorträge zu halten, — eine Gabe, die er früher mit dem verstorbenen General der Infanterie v. Wittich teilte und bis vor kurzem mit dem General Freytag v. Lorringhofen, dem jetzigen Abgesandten im österreichisch-ungarischen Hauptquartier. General v. Mackensen ist eine Blüchersche Natur — dem stürmischen Offensivgedanken bis zu den äußersten Folgerungen ergeben. Die Erfahrungen, die er zu Anfang des



Eine deutsche Infanteriekolonne marschiert bei bitterer Kälte gegen Ziechanow nördlich von Warschau. Phot. Leipziger Presse-Büro.

Feldzuges damit machte, sind wohl nicht ohne Einfluß auf seine spätere hervorragende Führung geblieben. Seine Verdienste hat sein oberster Kriegsherr durch die Verleihung des höchsten militärischen Ehrenzeichens, des Ordens Pour le mérite, anerkannt. —

Von General Ludendorff gilt das Dichterwort:

„Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt."

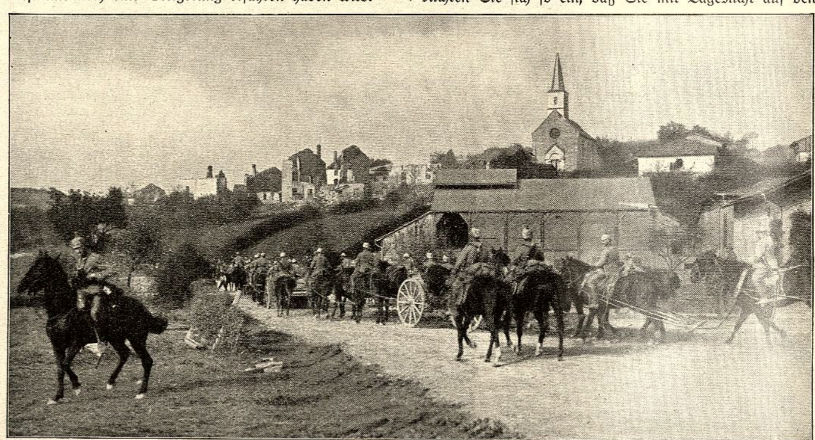
Als jugendlicher Offizier fiel Ludendorff durch seine Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit auf. Er drängte sich nie vor, hielt sich vielmehr gern im Hintergrunde. Seine ganz außergewöhnliche militärische Begabung zeigte sich erst, nachdem er sich zum Generalstabe durchgerungen hatte. In der Abteilung für den westlichen Kriegschauplatz war er der berufene Bearbeiter und Vorbereiter derjenigen kriegerischen Vorgänge, die beim Beginn des jetzigen Weltkrieges Freund und Feind in Erstaunen setzten. Die Einnahme von Lüttich machte ihn wie General v. Emmich mit einem Schlage zu einer europäischen Berühmtheit. Dieser Ruhm ist, nachdem er zum Chef des Stabes der Hindenburgschen Armeen berufen worden ist, noch gewachsen. Man hat das Verhältnis beider Männer zueinander mit dem von Blücher und Gneisenau verglichen. In den Befreiungskriegen sagte man, Blücher verkörpere die Tat, Gneisenau den Rat. Dieser Verteilung weltgeschichtlicher Rollen entspricht jedoch keineswegs die Tätigkeit der beiden großen Feldherren Hindenburg und Ludendorff. Beide sind sie durch die große Prüfungsanstalt der Armee — den Generalstab — hindurchgegangen und haben gelernt, alle seine Dienstzweige zu beherrschen. Sie sind einander ebenbürtige Naturen. Einer würde auch ohne den anderen noch Ungewöhnliches leisten. Dem gegenseitigen Meinungsaustausch der beiden Männer werden wenige beiwohnen. Eines darf man aber als sicher annehmen, daß sie in wohltuender Übereinstimmung zu handeln pflegen. Sicher wird der Generalfeldmarschall auf die genialen Vorschläge seines Generalstabschefs freudig eingehen, die dieser, wie einst



Proviantausgabe an deutsche Truppen in der Gegend von Ziechanow. Phot. Leipziger Presse-Büro.

Moltke, mit verblüffender strategischer Sicherheit vorzubringen und überzeugend zu begründen weiß. —

General der Infanterie v. Morgen ist, wie Odysseus, ein viel umhergekommener Mann, der vieles gesehen und erfahren hat. Seine genaue Kenntnis des Orients und seine Erfolge daselbst haben erwiesen, daß er auch als Diplomat wohl zu verwenden ist. Unsere jetzigen nahen Beziehungen zur osmanischen Welt stellen ihm vielleicht dort noch große Aufgaben. Auf militärischem Gebiet haben ihm im jetzigen Kriege erst die Führung einer Division, sodann eines Armeekorps, Gelegenheit geboten, sich als Führer in den Kämpfen um die Grenzen von Ost- und Westpreußen glänzend zu bewähren. Er hat es verstanden, einmal in zäher Verteidigung bei Lyck und Soldau die numerische Unterlegenheit durch geniale Führung auszugleichen, sodann aber auch in stürmischem Angriff solche Erfolge zu erringen, daß sein oberster Kriegsherr ihn durch Verleihung des Ordens Pour le mérite und ein überaus anerkennendes Handschreiben auszeichnete. General v. Morgen hat seine Erfolge nicht zum wenigsten zu danken einer stark ausgeprägten Selbstsicherheit und einem unerschütterlichen Vertrauen zum eigenen Können, das durch die erzielten Resultate noch eine Steigerung erfahren haben wird.



Unsere Artillerie in Charpentry bei Varennes.

Phot. H. Bensemann, Hofphotograph, Metz.

Artilleriepatrouille.

Von Major a. D. Schmahl.

(Hierzu das Bild Seite 481.)

„Brigadebefehl. Leutnant A. meldet sich heute, 5. Dezember 1914, fünf Uhr dreißig abends, mit vier Meldereitern bei mir in Z., Schulhaus. Generalmajor B." Diesen eiligen Befehl hatte der Befehlsempfänger der ersten Abteilung Feldartillerieregiments . . . soeben vom Regiment mitgebracht und sofort der dritten Batterie weitergegeben. Dort war man gerade dabei, nach anstrengendem Gebirgsmarsch die Pferde, so gut es ging, in Scheunen und Ställen und in den anschließenden Gärten, wo sie wenigstens einigen Schutz vor dem Winde hatten, für die Nacht unterzubringen. „Leutnant A.!" — „Herr Hauptmann!" — „Sie sollen sich heute, fünf Uhr dreißig, bei dem Herrn Brigadekommandeur mit vier Meldereitern melden. Das scheint ja morgen wieder eine große Sache zu werden, da Sie namentlich kommandiert sind. Wir haben noch eine Stunde, bis Sie abreiten müssen, um in ruhiger Gangart Z. zu erreichen. Sie können die Unteroffiziere C. und D. und den Gefreiten E. mitnehmen, und der Fahnenjunker kann sich nun auch einmal die Sporen verdienen. Der Däne und die Freya werden ja wohl die frischesten sein; dann die Frigga und Eva, die heute ohne Reiter gegangen sind. Wenn Sie noch etwas Besseres finden, melden Sie es mir vor dem Abreiten."

Kurz nach fünf Uhr sehen wir die kleine Reitergruppe in kurzem Trabe sich Z. nähern. Leutnant A. glühte vor Erwartung, und das Pochen seines Herzens entsprach gar nicht dem gemäßigten Tempo, das er seine Pferde gehen ließ, damit diese ihre Extraration Hafer gut verdauen sollten, die ihnen für die in Aussicht stehende große Leistung zugemessen worden war. Am liebsten wäre er in gestrecktem Galopp losgeritten. General B. hielt etwas auf ihn; das wußte er. Wenn er morgen den Vogel abschoß, war ihm das Kreuz sicher. Jetzt aber nützte er die Zeit, dem an seiner Seite reitenden Sechzehnjährigen einen abgekürzten Kriegschulkursus über das Reiten nach der Karte und das Abstatten von Meldungen zu halten.

„Kommen Sie," redete ihn eine halbe Stunde später der General in der Schulstube von Z. an, „ich habe Ihnen hier auf der Tafel die nach den heutigen Meldungen der Kavallerie und des Fliegers wahrscheinlichen Artilleriestellungen des Feindes skizziert. Das Korps tritt morgen sieben Uhr vormittags den Vormarsch auf W. an, Regiment . . . vorn, von seinem Sammelplatz am Südeingang von V. aus. Richten Sie sich so ein, daß Sie mit Tageslicht auf den Höhen diesseits des Uflusses sind und gegen W. und Q. beobachten. Ihre Meldungen treffen mich bei der Vorhut der . . ten Division, die um sieben Uhr von T. abmarschiert. Ich habe befohlen, daß Ihre Leute und Pferde beim Brigadestab untergebracht werden, Sie selbst hier im Schulhause, damit ich etwa heute nacht noch eintreffende Nachrichten mit Ihnen besprechen kann. Nachher, sechs Uhr dreißig, sind Sie zum Festmahl drüben im Cheval blanc, Gemüsekonservensuppe und kalte Ochsenzunge aus der Büchse, freundlichst eingeladen. Der Rotspon ist übrigens gar nicht übel." Ein freundliches Nicken und der „Privatdiskurs" war zu Ende.

Am anderen Morgen finden wir Leutnant A. zwischen zehn und elf Uhr wieder auf der Höhe 397, wo er sich bereits vor Tagesanbruch, seitwärts aller Wege, um von feindlichen Streifen möglichst unbelästigt zu bleiben, in der Krone einer uralten Steineiche eingenistet hat (Bild Seite 481). Drei Meldungen hat er von seinem Beobachtungsposten schon abgeschickt über Anmarsch, Bereitstellung, Feuerstellung der feindlichen Artillerie. Jetzt sind auch unsere Geschütze, hinter einer Geländewelle versteckt, aufmarschiert und schießen sich ein. Die linke Flügelbatterie, bei der der Brigadestab steht, hat ihre Fernsprechleitung zu Leutnant A. gestreckt, und diesen hören wir, indem er den ersten Schuß nach der feindlichen Batterie



Vorgeschobener Artillerieposten.

Nach einer Originalzeichnung von G. Hänel.

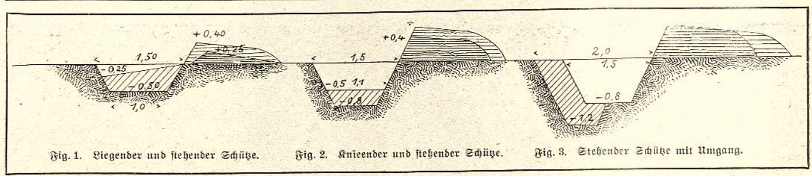


Fig. 1. Liegender und stehender Schütze. Fig. 2. Knieender und stehender Schütze. Fig. 3. Stehender Schütze mit Umgang.

Entwicklung der Schützengräben.

rechts vom Dorfe beobachtet, den Hörer am Ohr, melden: „Fünfhundert Meter links vorbei!“ Sodann: „Davor. — Hundert Meter rechts vorbei.“ „Dahinter — das war das rechte Ende!“ „Schußlage gut. Davor hundert.“ „Restaufschläge alle davor. Feuerverteilung zu weit links.“ „Feuerverteilung gut, Sprengweiten richtig.“ General B. hatte dieser Batterie, der es noch nicht gelungen war, eine Beobachtungstelle zu finden, vorübergehend seinen Beobachter zur Verfügung gestellt.

Am Abend saß der Brigadestab, einschließlich Leutnant A., um das Biwakfeuer bei W. Man hatte noch etwas Zucker, und der Rotwein von Z. brodelte im Kessel. Ein stilles Glas hatte man dem gefallenen Fahnenjunker geweiht. Er war mit seiner Meldung im Walde von einer Chasseurstreife abgeschossen worden. Nun lag er friedlich unter dem frischen Hügel am Waldausgang, sein Helm auf einem Eichenkreuz. Eine Pause entstand, und die Gedanken enteilten zu seiner Mutter, der verwitweten Generalin M., deren Einziger er war. Dann sagte der General: „Na, Prosit, lieber A.! Machen Sie's morgen wieder so!“

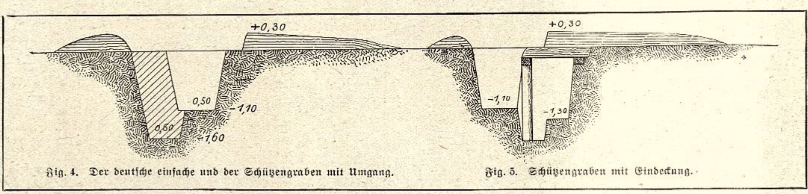


Fig. 4. Der deutsche einfache und der Schützengraben mit Umgang. Fig. 5. Schützengraben mit Eindeckung.

Entwicklung der Schützengräben.

Schützengräben.

Von Oberstleutnant a. D. Frobenius.

(Hierzu die Bilder auf dieser und der folgenden Seite.)

An Stelle des Kampfes um die Festung ist heute der Kampf um die befestigte Feldstellung getreten, die mit den nämlichen Streitmitteln ausgerüstet wird wie die Festung. Deshalb mußte der Krieg den Charakter des Festungskampfes annehmen, in dem ohne künstliche Deckungen auch für den Angreifer nicht auszukommen ist. Was dort der Laufgraben ist, das ist hier der Schützengraben, und da die Truppe in diesem so gut wie im Laufgraben vor der Festung wochen- und monatelang ausharren muß, bedarf sie der gedeckten Verbindungen, um Ablösung, um Munition und Lebensmittel in die Kampfstellung schaffen zu können, bedarf sie der gegen Witterung und feindliches Feuer nach Möglichkeit schützenden Einrichtungen und wird sich unter Umständen sogar künstliche Hindernisse schaffen, um den Gegenangriff zu erschweren.

Während der Angreifer im Festungskampf bereits im 16. Jahrhundert dazu überging, die schwerfälligen Deckungen mit mächtigen Schanzkörben durch Erddeckungen zu ersetzen, und deshalb Gräben aushob, die das Material für die davor angeschüttete Deckung lieferten, hat man im Feldkriege wohl schon längst Schanzen gebaut, die immer geraume Zeit beanspruchten, aber erst nach dem Krimkriege den Gedanken erfaßt, auch im Feldkriege sich flüchtig herzustellender Erddeckungen für die Infanterie zu bedienen. Bei der Verteidigung von Sebastopol hatte Totleben im Vorfeld sowohl flüchtig Laufgräben oder richtiger Schützengräben als auch Schützenlöcher für die Vorposten anlegen lassen, die auch bei Tage besetzt bleiben konnten und von den Franzosen „Embuscades“ genannt wurden, weil sie, schwer erkennbar, hinterhältig wirkten. Diese Embuskaden und Totlebens Schützengraben wurden allgemein in die Pionierarbeit aufgenommen, und aus ihnen entwickelte sich der moderne Schützengraben, für dessen selbständige Ausführung die Infanterie nach 1870 allmählich in allen Heeren mit tragbarem Schanzzeug ausgerüstet wurde.

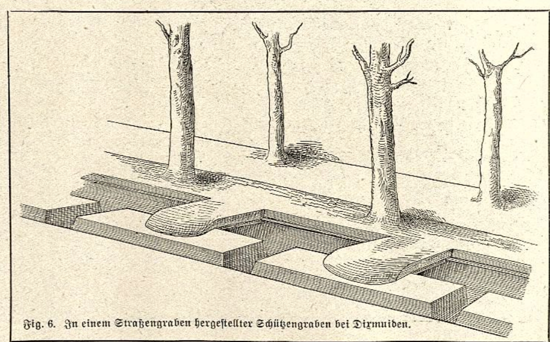


Fig. 6. In einem Straßengraben hergestellter Schützengraben bei Dixmuiden.

Entwicklung der Schützengräben.

Nun ist so ein Schützengraben an sich etwas ungemein Einfaches: die Mannschaften heben da, wo sie, in einer Reihe aufmarschiert, sich verteidigen sollen, einen Graben aus und werfen den Boden feindwärts zu einer Deckung auf, über die sie hinwegfeuern können. Es ist aber nicht von jedem zu verlangen, daß er Grabentiefe und Deckungshöhe zweckmäßig so bestimmen kann, daß die Bodenmasse gegen Gewehr-

kugeln hinreichend schützt und daß andererseits ihre Ausschachtung nicht allzuviel Arbeit erfordert. Es mußten also Bestimmungen dafür getroffen werden, in welchen Abmessungen Graben und Deckung zu halten seien. Da erschien es als Ideal, zunächst nur einen ganz flachen Graben herzustellen, in dem der Schütze liegend über eine ganz niedere Brustwehr hinwegfeuern könnte. Das erforderte gewiß die geringste Arbeit. War nun mehr Zeit vorhanden, so konnte man den Graben vertiefen, die Brustwehr etwas erhöhen und erhielt eine Deckung für einen knienden Schützen. Um diese auch für einen stehenden Mann nutzbar zu machen, bedurfte es nur weiterer Vertiefung, und schließlich konnte man diesen Graben auch noch dadurch verbessern, daß man hinter dem Standpunkt des Schützen noch tiefer hinabging und so einen bedeckten Weg hinter ihm schuf. Die Brustwehr wurde hauptsächlich mit dem gewonnenen Boden verstärkt (Fig. 1—3, Seite 482 oben).

Die Erfahrung lehrte, daß die Gräben für liegende und kniende Schützen teils unbequem, teils ungenügend gegen die immer gesteigerte Durchschlagskraft der Geschosse waren. Man behielt das flüchtige Herstellen einer notdürftigen Deckung durch den am Boden liegenden Schützen (nach dem Beispiel der Japaner) wohl für das Vorgehen im Sprung bei, nahm aber im allgemeinen den Graben für stehende Schützen als Regel an, wobei (in Deutschland) die Bodenanschüttung möglichst nicht über 30 Zentimeter Höhe erhalten soll, um die Anlage dem Auge des Feindes zu entziehen. Deshalb sind auch alle scharfkantigen Formen zu vermeiden und die Anschüttung durch Bedecken mit Gras oder Laub unkenntlich zu machen. Als Armauflage hat der Schütze eine Stufe in der Deckung anzulegen und sich, wenn möglich, aus Rasenstücken Schießscharten zu bilden, rückwärts aber eine Bodenanschüttung als Rückenwehr gegen Sprengstücke zu schaffen (Fig. 4 und 5, Seite 482 Mitte).

Von besonderer Wichtigkeit sind aber wagrechte Eindeckungen zum Schutz gegen die von oben zu gewärtigenden Schrapnellkugeln. Sie werden in einfachster Weise mit Hilfe von Stangen, Brettern u. dgl. an der Außenseite angebracht und zwar stets in kleinen Abmessungen, dafür aber möglichst zahlreich, damit ein glücklicher Treffer keine zu starken Verluste verursacht. Auch legt man Traversen an, um die Wirkung der Geschosse auf kleinere Räume zu beschränken. Für alle diese Anlagen gibt es bestimmte Typen; doch soll der Infanterist lernen, sich je nach Umständen selbständig einzurichten. Wie das, völlig abweichend von dem Lehrbeispiel, geschehen kann, zeigt ein beim Angriff auf Dixmuiden in einem Straßengraben hergestellter Schützengraben (Fig. 6, Seite 482 unten). Die Härte des Straßenkörpers verhinderte, mit der Eindeckung in die Vorderwand hineinzugehen, weshalb die Decken über den Graben selbst hinweggelegt wurden. Um aber den dadurch verhinderten Verkehr in der Stellung zu ermöglichen, ward noch ein Laufgraben dahinter angelegt und durch kurze Quergräben mit dem Schützengraben verbunden. So lernt der Infanterist im Felde sich den Umständen anzupassen.

Die Schlacht um Lodz.

Von Rittmeister a. D. F. Großmann.

(Hierzu die Kunstbeilage sowie die Bilder auf Seite 472 und 473.)

Die Entladung des schweren Gewitters, das wir langsam von Osten heraufziehen sahen, hatte begonnen. Das russische Millionenheer stand drohend an der Ostgrenze unseres Vaterlandes — aber schon war dem deutschen Volke ein Heerführer in der Person des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg beschieden, dessen Genie, gepaart mit kühnem Wagemut, die deutschen Helden von Sieg zu Sieg zu führen berufen war.

Blitzartig hatte sich seinem Befehle gemäß die 9. Armee unter General v. Mackensen (siehe das Bild Seite 467) zu beiden Seiten der Weichsel, von Thorn ausgehend, auf den Feind geworfen und ein vorgeschobenes Armeekorps am 13. November bei Wloclawek entscheidend geschlagen, am gleichen Tage eine russische Abteilung bei Lipno angegriffen und diese Kräfte am 15. bis Kutno und Plock fluchtartig zurückgeworfen. Die Verfolgung war eine so ausgiebige, daß sie in den nächsten Tagen bis hinter den Abschnitt der Bzura fortgetragen werden konnte. Am 18. entwickelten sich die Kämpfe nördlich Lodz, die mit größter Zähigkeit zwischen Angriff und Gegenangriff hin und her wogten. Die russische 2. Armee war durch die südlich von ihr vorgehende 5. Armee unterstützt worden, so daß die numerische Überlegenheit der Russen bereits recht fühlbar wurde. Aber der Heldenmut der deutschen Truppen ließ sich hierdurch nicht abhalten; alle Angriffe auf unsere starke Stellung in Linie Lowicz—Strykow—Bolja wurden abgewiesen. So kam der 26. November heran. General v. Mackensen, immer bestrebt, den rechten feindlichen Flügel zu umfassen, schob seinen linken Flügel immer energischer in südlicher Richtung vor und zwar so weit, daß dieser am genannten Tage auf der Linie Brezin—Tuschin im Rücken der Russen einschwenken konnte. So stand eine völlige Einkreisung des Feindes bei Lodz bevor.

Aber wer umfaßt, läuft Gefahr, selbst umfaßt zu werden, das ist eine alte Kriegslehre. Und so kam es! Neue starke russische Kräfte, die zum Teil mit der Bahn von Warschau von Osten und Süden heranrückten, bedrohten die Braven in Rücken und Flanke, so daß diese zwischen zwei Feuer gerieten und sich in einer äußerst bedenklichen Lage befanden. Da hieß es denn, deutschen Mut und deutsche Energie zu zeigen, es

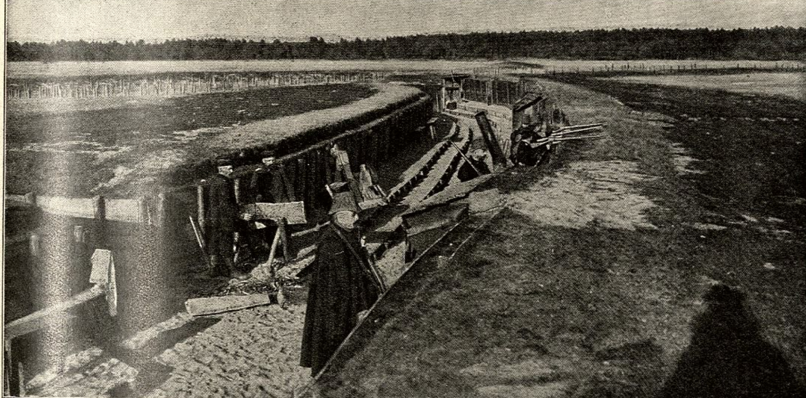
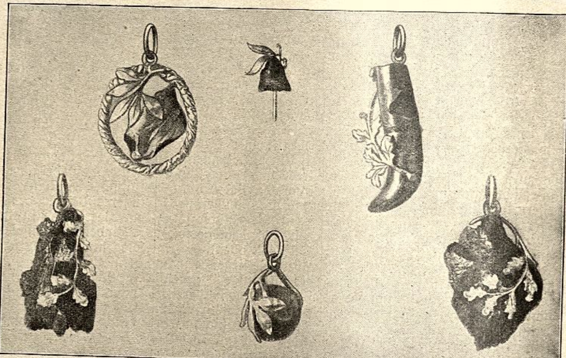


Photo-Union, Berlin.

Deutscher Schützengraben auf dem östlichen Kriegschauplatz.

handelte sich um Leben und Tod des ganzen Korps. Kurz entschlossen, machten sie angesichts des vor ihrer Front stehenden Feindes kehrt und schlugen sich in dreitägigen, erbitterten Kämpfen durch den von den Russen bereits gebildeten Ring. Das müssen furchtbare Tage gewesen sein, aber die Gefahr stählt die Nerven, und vorwärts, bis mitten hinein in die russischen Hauptreserven, geht der Stoß, die Divisionen in Sturmkolonnen formiert, die Bagage in die Mitte genommen. „Vorwärts", nach Strykow vor, dort sind die Unsrigen! Hierbei brachten sie noch 12 000 Gefangene und 25 eroberte Geschütze mit, auch fast alle ihre Verwundeten. „Gewiß eine der schönsten Waffentaten des Feldzuges", sagt der amtliche Bericht — der Orden Pour le mérite war der Lohn für den Führer, General v. Scheffer.



Als Schmuckgegenstände gefaßte Geschoßteile. Nach Entwürfen von Otto Zahn in Pforzheim.

Gewaltig waren die Verluste auf russischer Seite, und auch wir hatten schwere Opfer zu beklagen in diesen heißen Kämpfen der zweiten Novemberhälfte, aber groß auch waren die Erfolge und groß die Beute. Bis zum 1. Dezember waren allein 80 000 unverwundete Gefangene gemacht und 140 Geschütze und 250 Maschinengewehre erbeutet worden.

Eins aber war klar, die russische Armee war bereits so geschwächt, daß sie ihr Ziel — den schnellen Vorstoß auf Berlin — als aussichtslos aufgeben mußte und vollkommen in die Verteidigung gedrängt war.

Groß war die Enttäuschung in Paris und London; schon hatte eine voreilige Drahtnachricht eine Siegesmeldung in die Welt hinausgetragen, und die Feinde sprachen bereits von einem zweiten Sedan auf polnischem Boden.

Die Kämpfe, die alsdann den Zeitraum bis zum 6. Dezember ausfüllten, gestalteten sich für die Russen immer ungünstiger, obwohl sie alles heranzogen, was sie an Truppen entbehren zu können glaubten, selbst von der Einschließungsarmee der Festung Przemysl.

Und auch aus Südpolen wurden starke russische Korps gegen Lodz herangebracht, um hier helfend einzugreifen. Aber unsere von der Warthe vorstoßenden Truppen, Deutsche Schulter an Schulter mit Österreich-Ungarns Braven, waren in Eilmärschen herangerückt, stellten westlich Petrokow den Feind und drückten ihn wieder nach Süden zurück. So kam auch diese Hilfe nicht zum Eingreifen.

Lodz wurde in systematischer Weise von drei Seiten umzingelt, von Norden, Westen und Süden, und am 6. Dezember mit stürmender Hand genommen.

Die geschlagenen Russen zogen in östlicher Richtung ab, von den Unsrigen unablässig gefolgt, und verloren hierbei noch über 5000 Gefangene und 16 Geschütze; ihre Verluste in diesen Tagen sollen ungeheuer gewesen sein.

Lodz bedeutete für die Russen viel, sehr viel. Nicht nur, daß hier das Industriezentrum Polens, vielleicht ganz Rußlands liegt, mehr noch, es war eben auch das militärische Zentrum der ganzen nördlichen russischen Front, vermutlich auch ein Hauptstapelplatz aller militärischen Bedürfnisse und Standpunkt des russischen Hauptquartiers im Gebiete des russischen Nordflügels. Aber auch politisch ungeheuer bedeutsam ist die Einnahme dieses Ortes. Der Name Lodz ist in der ganzen weiten Welt bekannt, da gibt es nichts mehr zu vertuschen.



Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.
Ein deutscher Soldat teilt seine Suppe mit hungrigen belgischen Kindern.

Kriegsgedenkschmuck.

(Hierzu die obenstehende Abbildung.)

Andenken zur Erinnerung an wichtige Ereignisse des Lebens, an wertvolle Bekanntschaften aufzuheben, ist ein vielgeübter Brauch, der seine volle menschliche Berechtigung hat. Da darf es uns nicht wundernehmen, wenn auch unsere tapferen Krieger zum Gedenken jenes Augenblicks, da ihr Lebenssaft aus eben geschlagener Wunde sprang, das feindliche Geschoß, den Urheber ihrer fürs Vaterland erduldeten Schmerzen, sich aufheben und sorgsam verwahren. So oft sie es zu Gesicht bekommen, steigt vor ihrem geistigen Auge der Tag wieder empor, an dem sie auf blutiger Walstatt für die Freiheit der Heimaterde rangen, erfüllt Freude und Dankbarkeit ihr Herz, daß sie aus dem eisernen Hagel des Todes davonkamen und das Licht des Tages noch sehen. Darum möchten sie auch das Gedenkstück ständig bei sich tragen, und so bildete sich rasch der Brauch, die aus den Wunden hervorgeholten Kugeln und Granatsplitter in Form von Anhängern zu tragen. Gleich zu Anfang des Krieges meldeten die Zeitungen, daß die verwitwete Großherzogin von Baden die in den von ihr besuchten Lazaretten durch Operationen zu Tage geförderten Geschosse den betreffenden Verwundeten in hübscher silberner Fassung als Andenken überreichen ließ. Alsbald wendete sich dann auch unsere hochentwickelte Schmuckindustrie diesem neuen Betätigungsfelde zu, und wie unsere Abbildung beweist, hat sie es verstanden, diese Aufgabe mit Geschmack zu lösen.



Die Einnahme von Lodz am 6. Dezember 1914.
Nach einer Originalzeichnung von A. Roloff.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung)

Die letzte Meldung, die wir um die Mitte September aus Russisch-Polen erhielten und die die deutsche Armee allein betraf, bezog sich auf das Vorrücken gegen die Festung Osowiec. Dann schien es etwa zwei Wochen hindurch, als herrsche Ruhe im Osten. In dieser Zeit waren die Unsrigen fleißig mit den Vorbereitungen zu weiteren Taten beschäftigt. Schon am 28. September trat denn auch unsere schwere Artillerie gegen die Festung Osowiec in den Kampf, und am folgenden Tage erfuhren wir, daß russische Vorstöße über den Njemen gegen das Gouvernement Suwalki gescheitert seien. Während der nächsten Tage hatte es den Anschein, als ob die Russen doch mit größeren Kräften in Suwalki einzudringen beabsichtigten. Zu einer größeren Schlacht kam es am 3. Oktober, von welchem Tage das Wolffsche Büro meldete, daß das 3. sibirische und Teile des 22. Armeekorps, die sich auf dem linken Flügel der über den Njemen vordringenden russischen Armeen befanden, nach zweitägigen erbitterten Kämpfen bei Augustow geschlagen worden seien. Dabei erbeuteten wir etwa 2000 unverwundete Gefangene und eine Anzahl Geschütze und Maschinengewehre.

Wir haben bereits im vorigen Abschnitt bei Darstellung des österreichisch-russischen Krieges der bedeutungsvollen Meldung vom 29 September gedacht, wo zum erstenmal die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen Schulter an Schulter als treue Verbündete siegreich gegen die Russen an der Weichsel kämpften. Die Heere Deutschlands und Österreich-Ungarns marschierten getrennt in Russisch-Polen ein, um sich dort die Hände zu reichen und vereint den Feind zu schlagen. Am 4. und 5. Oktober wurden die Russen bei Opatow, Klimontow und Ostrowiec von den Verbündeten gegen die Weichsel zurückgeworfen, wobei sie etwa 3000 Gefangene sowie mehrere Geschütze und Maschinengewehre verloren. Am 5. Oktober wurden zweieinhalb russische Kavalleriedivisionen und Teile der Hauptreserve von Iwangorod bei Radom angegriffen und auf den Ort zurückgedrängt. Am nächsten Tage versuchten die Russen, die Weichsel in der Richtung auf Opatow zu überschreiten, die Verbündeten schlugen sie aber über den Fluß zurück. Bei Sandomierz eroberten die österreichisch-ungarischen Truppen den russischen Brückenkopf, und bei Tarnobrzeg warfen sie eine russische Infanteriedivision. Der Vormarsch der Russen auf das Gouvernement Suwalki wurde an diesem Tage von den Deutschen zum Stehen gebracht und zurückgewiesen; dabei fielen den Unsrigen 2700 Gefangene und neun Maschinengewehre in die Hände. Gleichzeitig erfuhren wir, daß wir in kleineren Gefechten westlich Iwangorod 4800 Gefangene gemacht hatten. Am 9. und 10. Oktober versuchten die Russen im nördlichen Ostpreußen einzufallen. Aber alle Angriffe, die die 1. und 10. russische Armee gegen die dort stehenden deutschen Truppen unternahmen, wurden von diesen zurückgeschlagen. Auch bei einem Umfassungsversuch bei Schirwindt wurden die Russen unter Verlust von etwa 1000 Gefangenen geschlagen. In Südpolen erreichten die Spitzen unserer Truppen am 11. Oktober die Weichsel. Bei diesem Vormarsch wurden bei Grojez südlich Warschau 2000 Gefangene aus dem 2. sibirischen Armeekorps gemacht. Schon am 12. Oktober unternahmen die Russen bei Schirwindt einen zweiten Umfassungsversuch, der jedoch gleichfalls mißglückte und uns etwa 1500 Gefangene und 20 Geschütze einbrachte. Bei unserem Vormarsch gegen die Weichsel wurden die russischen Vortruppen südlich von Warschau von den Unsrigen überall siegreich zurückgeworfen, ein Übergangsversuch der Russen über die Weichsel südlich Iwangorod unter schweren russischen Verlusten verhindert.

Die Kämpfe bei Schirwindt entwickelten sich immer weiter, und am 14. Oktober konnte unsere Heeresleitung mitteilen, daß diese Kämpfe zu unseren Gunsten entschieden waren und wir dabei 4000 Gefangene gemacht sowie 26 Geschütze und 12 Maschinengewehre erbeutet hatten. Gleichzeitig wurden die Russen, die an einigen Stellen von neuem in Ostpreußen eingedrungen waren, aus Lyck und Bialla wieder vertrieben. Beim Zurückwerfen russischer Vortruppen auf Warschau wurden auch in Polen wieder 8000 Gefangene gemacht und 25 Geschütze erbeutet. Großen Jubel verbreitete die am 15. Oktober eintreffende Nachricht, daß unsere Truppen vor Warschau standen. (Über Geschichte und Bedeutung des Platzes vergleiche man unseren Sonderaufsatz „Die russischen Festungen“ auf Seite 354.) Ein mit etwa acht Armeekorps aus der Richtung Iwangorod—Warschau über die Weichsel unternommener russischer Vorstoß wurde an diesem Tage von unseren Truppen auf der ganzen Linie unter schweren Verlusten für die Russen zurückgeschlagen. Auch die Angriffe unserer in Polen gemeinsam mit dem österreichisch-ungarischen Heere kämpfenden Truppen machten Fortschritte.

Das Leben in Warschau vor der Annäherung der Deutschen



Phot. A. Grohs, Berlin.

Deutsche und österreichisch-ungarische Truppen in treuer Waffenbrüderschaft auf dem Marsch in Russisch-Polen.

schildert ein von dort entkommener Österreicher folgendermaßen:

„Die Grundstimmung in Warschau ist Erwartung. Man wartet auf den Einzug der deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen. Die russischen Behörden wittern in jedem Menschen einen Spion. Unter der polnischen und jüdischen Bevölkerung, die sich unter verschärfter polizeilicher Aufsicht befindet, werden unausgesetzt Verhaftungen und verschiedentlich Hinrichtungen vorgenommen. Man geht in der Spionenfurcht so weit, daß man durch einen Maueranschlag verbietet, in öffentlichen Lokalen Unterhaltungen im Flüsterton zu führen. Die Haustore werden um neun Uhr geschlossen. Die Straßen sind um diese Zeit menschenleer. Dagegen nimmt das Banditentum beträchtlich zu.

Von Zeit zu Zeit erscheinen deutsche Flugzeuge, die Aufrufe an die Bevölkerung ausstreuen. Die Behörden haben verboten, die deutschen Aufrufe aufzubewahren, sie sind sofort der Polizei auszuhändigen. Ein deutscher Flieger warf auch einige Bomben in die Stadt. Eine von ihnen fiel auf den Hauptbahnhof und tötete einen Offizier. Auch Zeppeline haben der Stadt mehreremal einen nächtlichen Besuch abgestattet. Die Versuche, sie herunterzuschießen, mißlangen. Im Falle einer Belagerung soll die Stadt verteidigt werden. Die Befestigungsarbeiten schreiten lebhaft vorwärts. Die Zeitungen dürfen von alledem nichts bringen. Die Kunde von den schweren russischen Niederlagen ist aber doch schon jetzt in Warschau bekannt. Man berechnet die Verluste an Menschenleben auf eine halbe Million." —

Am 18. Oktober schlug vereinigte deutsche und österreichisch-ungarische Kavallerie einen großen feindlichen Kavalleriekörper, der westlich Warschau vorzudringen suchte, über Sochatschew zurück. Am 22. Oktober erschienen Teile des österreichisch-ungarischen Heeres vor Iwangorod, schlugen dort zwei feindliche Divisionen, nahmen 3600 Russen gefangen und erbeuteten eine Fahne sowie 15 Maschinengewehre. Unsere deutschen Truppen verfolgten den Feind in der Richtung Osowiec und gewannen am 21. Oktober mehrere hundert Gefangene sowie einige Maschinengewehre. Vom 22. bis 24. Oktober versuchten die Russen Angriffe auf das von den Deutschen besetzte Augustow, wurden hierbei jedoch überall zurückgeschlagen und verloren wieder Maschinengewehre.

Inzwischen hatten sich in Polen neue starke, den Verbündeten weit überlegene feindliche Kräfte versammelt und waren in die Kämpfe eingetreten, so daß die Russen uns in großer Übermacht gegenüberstanden. Nichtsdestoweniger konnten die deutsche und die österreichisch-ungarische Heeresleitung melden, daß beide Heere Erfolge erzielten. Am 25. Oktober kämpften die Verbündeten bei Iwangorod und machten 1800 Gefangene. Hier entwickelten sich nunmehr sehr hartnäckige Kämpfe, und am 26. Oktober fielen den k. u. k. Truppen 10 000 Gefangene und 19 Maschinengewehre in die Hände. Am 27. Oktober meldete der österreichisch-ungarische Generalstab:

„Südwestlich Iwangorod stehen unsere mit unüberwindlicher Bravour fechtenden Korps, von denen eines allein 10 000 Gefangene gemacht hat, im Kampf gegen überlegene Korps.

Der stellvertretende Chef des Generalstabes:
v. Höfer, Generalmajor."

Dagegen mußten einer Meldung aus dem deutschen Hauptquartier vom 28. Oktober zufolge die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen neuen russischen Kräften, die von Iwangorod—Warschau und Nowogeorgiewsk vorgingen, ausweichen, nachdem sie in mehrtägigen Kämpfen alle russischen Angriffe erfolgreich abgewiesen hatten. Die Russen folgten zunächst nicht. Die Loslösung vom Feinde geschah ohne Schwierigkeit.

Wie die weitere Entwicklung gezeigt hat, bedeutete dieser strategische Rückzug lediglich die Vorbereitung zu neuen für die Russen überaus empfindlichen Vorstößen.

* * *

In erstaunlichem Grade ist Afrika in den gegenwärtigen Krieg verwickelt, wenn auch meist nur mittelbar. In der islamitischen Bevölkerung gärt es, die Buren haben sich von neuem erhoben, so daß England dort auch gegen diese, wie gegen die Deutschen Afrikas zu kämpfen hat, die französischen Besitzungen sind in Gefahr, der belgische Kongostaat ist gewissermaßen herrenloses Gut geworden, da es ein Belgien nicht mehr gibt, Deutschland aber bis jetzt noch nicht die Möglichkeit fand, seine Hand auf diesen, der Oberhoheit des Königs der Belgier unterstellten Staat zu legen; vor allem aber ist es in Ägypten bedenklich unruhig geworden. Die Übersicht über all diese Verhältnisse ist durch die Spärlichkeit der Nachrichtenquellen sehr erschwert. Wir sind fast allein auf das Reuterbüro angewiesen, dessen Parteilichkeit außer Zweifel steht. Nur höchst selten erfahren wir durch den Mund eines Reisenden etwas Näheres über die afrikanischen Vorgänge.

Auf Grund solcher Nachrichten und der seitens der Kolonialverwaltung im November 1914 veröffentlichten Gesamtdarstellung über die ersten drei Monate des Krieges in unseren Kolonien, die sich zum großen Teile auch auf Reuter stützen mußte, sind wir jetzt in der Lage, zu den bereits früher (Seite 207 ff.) geschilderten Ereignissen einige Ergänzungen zu geben.

Der Krieg in **Ostafrika** spielte sich in fünf weit voneinander liegenden Gegenden ab, und zwar an der Küste bei Daressalam, im Südwesten an der deutsch-englischen Grenze zwischen Njassa- und Tanganjikasee, im Norden und Nordosten jenseits der deutsch-englischen Grenze im englischen Gebiet auf dem Ostufer des Viktoriasees, in der Gegend nordöstlich des Kilimandscharo und schließlich im Nordwesten des Kiwusees.

Während wir es an den vier zuerst genannten Stellen mit englischen Kolonialtruppen zu tun hatten, waren am letztgenannten Punkte die Belgier unsere Gegner.

Die Engländer eröffneten die Feindseligkeiten von der See her gegen Daressalam. Ihr kleiner Kreuzer „Pegasus" — nach privaten Nachrichten soll auch der englische kleine Kreuzer „Pandora" dabei beteiligt gewesen sein — versuchte, durch Geschützfeuer den Funkenturm von Daressalam umzulegen, was ihm jedoch nicht gelang. Der Turm wurde später seitens des deutschen Gouvernements entfernt, wahrscheinlich, um die offene Stadt Daressalam vor weiterer Beschießung zu schützen. Desgleichen wurde das im Hafen von Daressalam liegende, bereits abgerüstete frühere Kanonenboot, jetzige Vermessungsschiff „Möwe" sowie das Schwimmdock von den Deutschen versenkt. Einige Tage später wurde der englische Kreuzer „Pegasus" von dem deutschen kleinen Kreuzer „Königsberg" vor Sansibar angegriffen und vollkommen gefechtsunbrauchbar gemacht. (Englischer Bericht.) Nach privaten Nachrichten soll ein anderer englischer kleiner Kreuzer bei Daressalam auf ein Riff aufgelaufen sein und dort festliegen. Mitte August scheinen dann die Engländer Daressalam besetzt zu haben. Aus Privatnachrichten geht hervor, daß es gelungen ist, die in Daressalam garnisonierenden Abteilungen der Schutz- und Polizeitruppe nebst allen Vorräten an Munition und Ausrüstung sowie die Archive und alles Eisenbahnmaterial nach dem Innern in Sicherheit zu bringen. Das gleiche trifft für die Hafenstadt Tanga zu. — Im Südwesten der Kolonie, auf dem Njassasee, überraschte am 14. August der englische Regierungsdampfer „Gwendolen", der mit zwei Geschützen ausgerüstet ist, den kleinen Dampfer „Hermann v. Wißmann" in Sphinxhafen an der Westküste des Sees und machte ihn durch Wegnahme von Maschinenteilen unbrauchbar. Der Kapitän, der Maschinist und die farbige Besatzung wurden gefangen genommen. Am 5. September soll dann eine deutsche Abteilung den Ort Abercorn auf dem Tanganjikaplateau in Nordrhodesien angegriffen haben, aber zurückgeschlagen worden sein und sich unter beständigen Kämpfen über die Grenze zurückgezogen haben. Dagegen fanden Anfang September heftigere Kämpfe am Westufer des Njassasees statt. Der englische Bericht besagt, der Gegner habe an Europäern sieben Tote und drei Verwundete gehabt. Letztere seien in Gefangenschaft geraten. Die Engländer geben ihre Verluste an Weißen auf vier Tote und sieben Verwundete an. Soweit bis jetzt bekannt, sind die Engländer an keiner Stelle unseren zurückgehenden Truppen über die Grenze in deutsches Gebiet gefolgt. — Über die Kämpfe an der Nordostgrenze berichtete „Daily Mail" auf Grund amtlicher englischer Nachrichten: Im Lauf des September unternahmen die Deutschen längs der Grenze zwischen Deutsch- und Britisch-Ostafrika Vorstöße zu dem Zweck, in britisches Gebiet einzudringen und die Ugandabahn zu unterbrechen. Am 6. September sei es westlich des Tsavoflusses zu einem heftigen Zusammenstoß zwischen

englischen Streitkräften, bestehend aus indischen Truppen und King's African Rifles (farbige Schutztruppe), einerseits und einer deutschen Abteilung anderseits gekommen. Über die — leider mißlungenen — Versuche der deutschen Truppe, die Brücke der Ugandabahn bei Voi zu zerstören, liegen verschiedene kurze Privatnachrichten vor. Eine Patrouille wurde zersprengt; ihr Führer geriet bei Bura in Gefangenschaft. In den weiteren Scharmützeln bei Voi und Tsavo sollen geringfügige deutsche Streitkräfte gegen numerisch überlegene indische Truppen gekämpft haben. Am 10. September drang am Ostufer des Viktoriasees in der Gegend von Karungu (englische Grenzstation nördlich der deutschen Station Schirati) eine deutsche Abteilung in annähernder Stärke von 400 Mann, worunter 50 Europäer, in britisches Gebiet ein und besetzte am 11. Kisii. Am 12. griff dann eine englische Kolonne die Deutschen an, die am 13. Kisii räumten und sich auf Karungu zurückzogen. Einige Tage später kam es bei Karungu zum Austausch von Schüssen zwischen den zur Flottille der Ugandabahn gehörenden Dampfern „Winifred" und „Kavirondo" und dem deutschen Dampfer „Muanza", nachdem vorher „Winifred" allein sich zunächst vor der „Muanza" zurückgezogen hatte. Beide englische Dampfer besetzten dann wiederum Karungu, das von den Deutschen geräumt worden war.

In **Kamerun**, das im Norden an die englische Kolonie Nigeria grenzt, rückte von Yoka aus ein englisches Bataillon unter Oberstleutnant Maclear nach Tepe auf deutschem Gebiet ein und auf Garua zu. Die Engländer mußten sich nach schweren Verlusten, bei denen der Führer und sechs andere Offiziere fielen, die übrigen verwundet wurden, über die Grenze zurückziehen; auf deutscher Seite fielen drei Oberleutnants und zwei Sergeanten sowie einige farbige Soldaten. Da das ganze englische Offizierkorps außer Gefecht gesetzt war, wurden sehr viele Mannschaften fahnenflüchtig. Eine andere englische Abteilung ging den Croßfluß entlang und besetzte Nsanahang, eine dritte Archibong in der Nähe der deutschen Station Rio del Rey. Die gegen Nsanahang vorgegangene, zwei bis drei Kompanien starke Abteilung wurde von deutschen Schutztruppen geschlagen und anscheinend fast ganz aufgerieben; auch auf deutscher Seite waren Verluste zu verzeichnen.

An der Ost- und Südgrenze fanden Kämpfe mit den Franzosen statt. Von Fort Lamy aus suchte Oberst Largeau die Station Kusseri am Logone zu nehmen, wurde aber unter schweren Verlusten zurückgeschlagen. Die Deutschen

Panorama von Daressalam. Phot. Dr. Lohmeyer.



Ansicht von Lome: Blick über die Stadt.

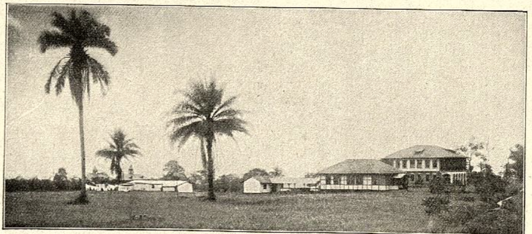
eroberten Behagle (Lai) am Logone, sollen aber von verstärkten französischen Truppen wieder daraus vertrieben worden sein; an diesen Gefechten können aber nur unbedeutende deutsche Streitkräfte beteiligt gewesen sein. Ein Versuch von Engländern und Franzosen, sich im Tschadseegebiet zu vereinigen, ist nach ihren Mißerfolgen bei Garua und Kusseri nicht gelungen. In Neukamerun hatten die Franzosen einige kleine Erfolge durch Überfall vereinzelter, vom Kriegsausbruch nicht unterrichteter Posten in Singa am Ubangi, Mbaiki, Bonga, Mondaberg (südlich Ukoko). An der Grenze des Ojembezirks hatten deutsche Truppen einige erfolgreiche Gefechte und hielten zeitweise die französische Station Quesso besetzt.

Über das Vorgehen der vereinigten Gegner von der See aus ist schon ausführlicher berichtet worden, so über die Ereignisse bei Viktoria, wo entgegen den französischen Berichten nur ein kleineres Gefecht stattgefunden haben kann, und bei Duala, wo nach dem großen französisch-englischen Flottenaufgebot der Küstenort aufgegeben werden mußte. Bei Jabassi wurde eine englische Truppe zuerst zurückgeschlagen, konnte dann aber nach dem Abzug der Deutschen den Ort besetzen.

Für die Beurteilung der Lage in Kamerun ergibt sich nach diesen Berichten als wesentliche Tatsache der starke Verlust feindlicher Offiziere, dreißig an der Zahl, der gerade bei farbigen Truppen von großer Bedeutung ist, da ohne die Führung durch die Offiziere die Kampfkraft der Truppen vernichtet ist. Das Gebiet, durch das die farbigen Feindestruppen von Duala aus vordrangen, ist mit dichtem Urwald bestanden. Nur der Buschkrieg ist hier möglich, bei dem es auf genaue Ortskenntnis ankommt. An jeder geeigneten Stelle kann hier der vordringende Feind beschossen werden. Die eingeborene Bevölkerung war nach den letzten Berichten ruhig, und eingeborene Stämme haben sich sogar angeboten, für uns zu kämpfen. Sonach steht zu hoffen, daß unsere tapferen Verteidiger in Kamerun den Ansturm der Feinde auch weiterhin mit Erfolg zurückwerfen werden.

Eine Kompanie der Schutztruppe von Deutsch-Ostafrika in Daressalam.

Von allen deutsch-westafrikanischen Schutzgebieten bot Togo im Kriegsfall für die Verteidigung die ungünstigsten Bedingungen. Um so höher ist es zu veranschlagen, daß der stellvertretende Gouverneur, Geheimer Regierungsrat Major a. D. v. Doering unter Aufgebot fast aller verfügbaren wehrfähigen Deutschen mit diesen und mit der Polizeitruppe bis zum Äußersten Widerstand geleistet hat. Vor allem galt es hier, die im Innern des Landes, bei Kamina (Bezirk Sokode) errichtete Großfunkenstation, die die Verständigung nicht nur mit Togo, sondern auch mit den übrigen Schutzgebieten in Afrika vermittelte, so lange als irgend möglich zu erhalten. Bei dem Rückzug nach Kamina ließ v. Doering den kleinen Funkenturm bei Tokblekoe und die Eisenbahnbrücke über den Siofluß sowie noch andere Brücken der Eisenbahnen nach Atakpame und Palime zerstören. Gleichzeitig besetzten die Engländer Lome, erklärten für die Stadt das Kriegsrecht und alles bis 120 Kilometer landeinwärts sich erstreckende Land für englischen Besitz. Dabei wurde die feierliche Zusage gegeben, die Ordnung zu wahren und das Eigentum zu schützen. Wenige Tage später überschritten die Franzosen, die bereits am 8. August Anecho besetzt hatten, den deutsch-französischen Grenzfluß Mono in der Nähe von Tokpli und besetzten die Landschaft Sagada. Nach dem letzten telegraphischen Bericht des Majors v. Doering vom 24. August hielt der Hauptmann Mans am Chra die deutsche Stellung gegen große Übermacht und zahlreiche Geschütze viele Stunden mit großer Tapferkeit. Auf die Dauer war das indessen begreiflicherweise unmöglich, und so vollzog sich das unvermeidliche bedauerliche Geschick der tapferen Verteidigung Togos von nun an in schnellem Gange. Nach inzwischen hierher gelangten Privatnachrichten hatten die am 25. und 26. August zwischen dem Kommandeur der deutschen und dem der vereinigten feindlichen Streitkräfte geführten Übergabeverhandlungen im wesentlichen nachstehenden Inhalt: Geheimrat v. Doering ersuchte unter anderem um Annahme einer Reihe von Bedingungen. Wie aus den weiter hier bekannt gewordenen Schriftstücken hervorgeht, ist seitens des Kommandeurs der feindlichen Truppen, des britischen Oberleutnants Bryant, jedoch nur die auf Zurücklassung je eines Vertreters der kaufmännischen Firmen bezügliche Bedingung angenommen worden. Den Angehörigen der katholischen Mission wurde gestattet, in Atakpame zu bleiben und ihre Tätigkeit fortzusetzen. Im Gegensatz dazu hatten die Franzosen am 9. August die Mitglieder der katholischen Mission in Anecho als Gefangene nach Dahome mitgeführt. Eine Schilderung der Vorgänge in Togo ist dem Reichskolonialamt von einem seit langen Jahren in Togo tätigen Pflanzer zugegangen. Darin heißt es: „In den Bezirken, die von den Engländern besetzt sind, ist wohl verschiedentlich gestohlen worden, zum Teil wohl von farbigen Angestellten selbst; sonst ist aber alles in ziemlicher Ordnung. In das Gebiet, das von den Franzosen besetzt ist, geht niemand. Bei mir auf der Pflanzung ist fürchterlich gewütet worden."

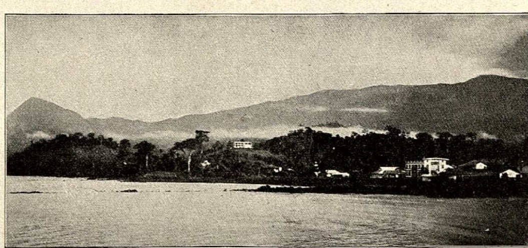


Schutztruppenkommando Soppo. Phot. Dr. Lohmeyer.

Das anfänglich geplante Vorgehen der Engländer gegen Deutsch-Südwestafrika scheint durch die Vorgänge in der Kapkolonie, die Erhebung der Buren, ins Stocken geraten zu sein. Noch am 18. August konnte der Gouverneur über Kamina melden, daß bis zu diesem Tage kein Angriff auf das Schutzgebiet erfolgt sei. Bald darauf hörte jeder direkte funkentelegraphische Verkehr mit Südwestafrika auf. Nach fremden Quellen kam es bis jetzt auf verschiedenen, räumlich weit voneinander entfernten Orten zu Zusammenstößen mit englisch-südafrikanischen Streitkräften, und zwar an der Küste bei Lüderitzbucht und Walfischbai, im Süden am Oranjefluß und endlich im Caprivizipfel im Nordosten.

Im Süden scheint der englische Einbruchsversuch nicht von Erfolg gewesen zu sein. Nachdem zuerst über Kapstadt gemeldet worden war, daß bei Steinkopf am Oranjefluß am 15. September eine deutsche Patrouille von südafrikanischen berittenen Schützen überrascht und nach kurzem Scharmützel zur Übergabe gezwungen worden sei, hörte man aus London, daß ein aus Engländern, Buren und Eingeborenen bestehendes Expeditionskorps den Oranjefluß überschritten habe. Es hieß weiter, daß die „aufständischen Herero" die Unionflagge gehißt hätten. Die Richtigkeit der letzteren Angabe, die darauf schließen ließe, daß die Eingeborenen an der Südgrenze unseres Gebiets — wobei es sich übrigens nicht um Herero, sondern nur um Hottentotten handeln könnte — unzuverlässig wären, muß füglich bezweifelt werden. Die über den Oranjefluß vorgedrungene Kolonne scheint nicht weit gekommen zu sein. Eine amtliche Depesche aus Pretoria von Anfang Oktober meldet nämlich, daß in einem im Distrikt Sandfontein-Warmbad stattgefundenen Gefecht die vereinigten Engländer und Südafrikaner 15 Tote, 41 Verwundete, 7 Vermißte und 35 Gefangene verloren hätten.

Durch Mitteilungen aus Johannesburg vom 8. Oktober wird die Tatsache der englischen Niederlage nicht nur bestätigt, sondern es erhellt aus ihnen auch, daß die Verluste des Feindes die ersten Angaben noch ganz erheblich übertreffen. Danach sind fast zwei volle Schwadronen des 1. Regiments berittener Kapschützen und eine Abteilung der transvaalischen reitenden Artillerie — insgesamt 200 Mann — in die Hände der Deutschen gefallen. Auch



Viktoria mit großem und kleinem Kamerunberg. Phot. Dr. Lohmeyer.



Patrouille im Überschwemmungsgebiet am Yserkanal.

ihr Führer Oberst Grant geriet verwundet in Gefangenschaft. Ein Versuch des Feindes, durch zwei andere zur Hilfe gesandte Schwadronen die Lage zu retten, mißlang.

Somit ist es den vereinigten Engländern und Südafrikanern bisher nur gelungen, von der Seeseite her Lüderitzbucht zu besetzen und damit höchstwahrscheinlich auch einen Teil der Diamantenfelder in die Hand zu bekommen.

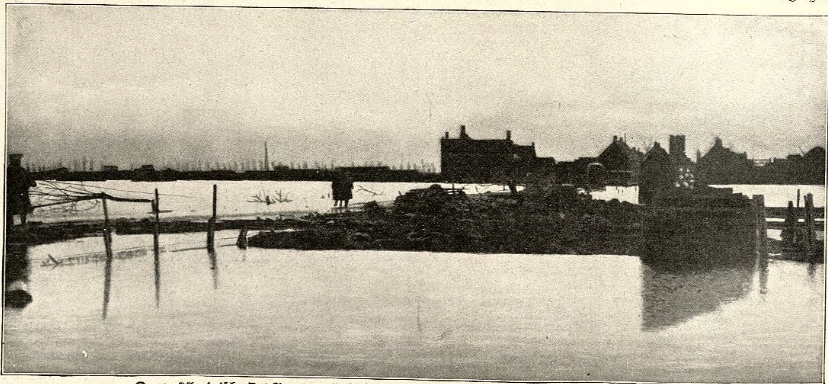
* * *

Zu Beginn des Krieges hat die englische Besatzung Kapstadt verlassen, weil man jeden kriegsfähigen Mann in Europa brauchte. Die Engländer wären gewiß nicht so eilig gewesen, ihre Truppe aus der südafrikanischen Republik zurückzuziehen, wenn sie geahnt hätten, was für kriegerische Ereignisse dort noch folgen sollten. Es lebten noch allzuviele Buren aus der Zeit von 1900 bis 1902, die jene blutigen Kämpfe mit den Engländern durchgemacht und sich nur gezwungen unter das englische Joch gebeugt hatten. Es gab noch zu viele Freiheitskämpfer aus jener Zeit, die nur die Gelegenheit erspähten, sich wieder von dem Joche zu befreien. Alle Buren wußten, wie sie in ihrem Freiheitskampfe von den Deutschen materiell und moralisch unterstützt worden waren, und nun mutete ihnen die englische Regierung zu, in deutsches Gebiet einzubrechen, um es für die Engländer zu erobern.

Wir haben auf Seite 226 bereits mitgeteilt, daß Botha, der einstige Burengeneral, jetzt der einzige war, der das englische Banner hochhielt, während Beyers sofort seinen Abfall erklärte und sich weigerte, gegen die Deutschen zu ziehen. Auch Delarey, der ebenfalls als Burengeneral einst großes Ansehen genoß, wandte sich gegen die Engländer, wurde aber von einem Polizisten, wie es heißt „aus Versehen", erschossen. In Burenkreisen machte der Tod Delareys tiefen Eindruck, denn man glaubte nicht an das „Versehen", sondern sprach offen von politischem Meuchelmord. Der bedeutendste Burenführer aber, der von den Engländern am meisten gefürchtet wird, Christian Dewet, zögerte ebensowenig wie Maritz und noch eine Reihe anderer, die Fahne des Aufruhrs zu entfalten, um die alte Burenfreiheit zu gewinnen. Lange versuchten die englische Regierung und ihre Presse die Ereignisse in Südafrika zu verschweigen. Es war immer nur die Rede von lokalen Zwischenfällen ohne irgendwelche weitere Bedeutung. Aber schließlich genügten diese Ausreden nicht mehr, und es wurde folgende Mitteilung des Generalgouverneurs der südafrikanischen Union veröffentlicht:

„Zu ihrem tiefen Bedauern muß die Regierung mitteilen, daß auf Anstiften einiger im Vordergrund stehender Persönlichkeiten eine große Zahl Buren im Norden der Oranjeflußkolonie und im Westen von Transvaal sich haben verführen lassen, einen Anschlag gegen die Regierungsgewalt zu verüben und in bewaffneter Erhebung den Aufruhr gegen die Regierung vorzubereiten.

Die Regierung hatte schon seit einiger Zeit Kenntnis von diesen Vorbereitungen; aber sie wollte Blutvergießen



Der westflandrische Ort Ramscapelle in dem Überschwemmungsgebiet am Yserkanal bei Nieuport.

vermeiden und den Frieden erhalten. Inzwischen aber vernahm die Regierung, daß die Soldaten und Bürger der Oranjeflußkolonie von General Christian Dewet und in Westtransvaal von General Beyers zu den Waffen gerufen worden sind. Schon sind bewaffnete Kolonnen der Aufständischen gebildet. Die Stadt Heilbron wurde von ihnen besetzt und der dortige Regierungsvertreter gefangen genommen. In Ritz ist ein Zug Landwehrleute aufgehalten und die Landwehrleute sind entwaffnet worden. Unter diesen Umständen ist die Pflicht der Regierung deutlich vorgeschrieben. Sie muß mit Gewalt auftreten. Alle erforderlichen Maßnahmen sind bereits getroffen. Die Bürger der Union sind in ihrer großen Mehrheit durchaus loyal und verwerfen den Gedanken eines Aufstandes. Wenn sie den wahren Sachverhalt vernehmen, werden sie zweifelsohne der Regierung Hilfe leisten, die Ordnung wiederherzustellen, und sich enthalten, die aufständische Bewegung zu ermutigen. Alle treuen Bürger der Union müssen einer solchen Bewegung entgegentreten.



Straße in der von den Engländern, Belgiern und Franzosen mit äußerster Hartnäckigkeit verteidigten Stadt Nieuport.

Diejenigen Bürger, die jetzt noch zur Einsicht kommen, haben seitens der Regierung nichts zu befürchten."

Als diese Mitteilung gegen Ende Oktober veröffentlicht wurde, war der Burenaufstand bereits in hellen Flammen. Über die einzelnen Ereignisse sind nur sehr lückenhafte Meldungen in die Öffentlichkeit gedrungen. Schon früher hatte der Generalgouverneur der südafrikanischen Union dem englischen Kolonialminister einer Reutermeldung zufolge nachstehendes Telegramm gesandt:

„Seit dem Rücktritt des Generals Beyers als Befehlshaber des Bürgerheeres waren Zeichen von Unruhe bei den Abteilungen im Nordwesten der Kapkolonie unter Befehl des Oberstleutnants Maritz bemerkbar. Die Regierung beschloß deshalb, diesen vom Kommando zu entheben. Major Bouwer, den sie als Ersatz für ihn schickte, wurde bei seiner Ankunft im Lager von Maritz gefangen genommen, dann aber wieder freigelassen mit dem Ultimatum: Wenn die Unionregierung nicht Maritz vor Sonnabend, dem 11. Oktober, in seinem Lager eine Unterredung zugestehe mit den Generalen Hertzog, Dewet, Beyers, Kemp und Müller, dann werde er die Truppen des Generals Brits angreifen und sich zum Herrn des Uniongebietes machen. Major Bouwer teilte noch mit, daß Maritz außer seinen eigenen Truppen eine Abteilung deutscher Soldaten zur Verfügung habe und alle Offiziere und Soldaten, die sich weigerten, den Deutschen sich anzuschließen, verhaften lasse. Bouwer hat ein von Maritz und dem Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika unterzeichnetes Abkommen gesehen, worin die Unabhängigkeit der Südafrikaunion als Republik gewährleistet wird nebst der Abtretung von Walfischbai im Tausch gegen andere Teile des deutschen Gebietes. Maritz behauptet, über genügende Waffen, Munition und Geldmittel zu verfügen. Die Südafrikaregierung hat als stärkste ihr zur Verfügung stehende Maßregel das Kriegsrecht über das ganze Südafrikagebiet verhängt."

Der in vorstehendem Telegramm erwähnte Vertrag zwischen Maritz und dem Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika wurde mit folgendem Brief an den Oberst Britz gesandt:

„Kelmoes, 16. Oktober. Lieber alter Freund! Es gab einmal eine Zeit, in der wir gemeinschaftlich gekämpft und gelitten haben für die heilige Sache unseres Landes und Volkes. Wir haben jetzt die Möglichkeit, von neuem für dieses Ideal zu kämpfen. Ich weiß, daß Sie ein treuer Afrikaner sind und Ihr Herz noch ebenso warm für unser Volk schlägt. Anbei werden Sie einen Vertrag finden, den ich mit der deutschen Regierung eingegangen bin, und ich bitte, uns in dieser Angelegenheit Ihren Beistand zu leisten. Unter unserer Schar ist eine Stelle für die alten Kämpfer für die Freiheit der Buren, für den General Britz offen, und das Volk der Buren ruft Sie auf, der Stimme des Volkes Gehör zu geben. Ihr früherer Waffenbruder

gez. A. G. Maritz."

Der genannte Vertrag zwischen Maritz und dem Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika soll nach einer Veröffentlichung der in Pretoria erscheinenden „Volksstem" folgenden Wortlaut haben:

„1. General Maritz hat die Unabhängigkeit von Südafrika erklärt. Der Krieg mit England hat begonnen.

2. Der Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika erkennt alle afrikanischen Streitkräfte, die gegen England kämpfen, als Kriegführende an, und diese werden nach weiteren Besprechungen den Krieg gegen England unterstützen.

3. Falls Britisch-Südafrika für unabhängig erklärt wird,

soll der Kaiserliche Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika alle tunlichen Maßregeln ergreifen, daß der Staat oder die Staaten möglichst bald durch das Deutsche Reich als solche anerkannt und in die allgemeinen Friedensverhandlungen eingeschlossen werden.

4. In Anbetracht dieser Unterstützung wird der neuzubildende Staat keine Einwendungen dagegen erheben, daß die deutsche Regierung von der Walfischbai und den Deutsch-Südwestafrika gegenüberliegenden Inseln Besitz ergreift.

5. Der Talweg des Oranjeflusses wird fortan die Grenze zwischen Deutsch-Südwestafrika und der Kapprovinz bilden.

6. Das Deutsche Reich wird keinen Einwand erheben, daß der Staat von der Delagoabai Besitz ergreift.

7. Wenn der Aufstand mißglückt, werden die Aufständischen, die auf deutsches Gebiet übergehen, als deutsche Untertanen anerkannt und als Deutsche behandelt werden."

Sehr unangenehm empfand es die englische Regierung, als sie aus Südafrika unterm 18. Oktober die Nachricht erhielt, daß es auch der Burenführer Hertzog durchaus ablehne, sich auf die Seite Englands zu stellen, und erkläre, mit Maritz zu gehen. Übrigens konnte Maritz bald darauf schon einen Erfolg verzeichnen, denn nach einer amtlichen Mitteilung vom 25. Oktober griff er bei Keimus am Oranjefluß mit seiner gesamten Mannschaft sowie vier Maschinengewehren und acht Geschützen die Engländer an, die angeblich nur zehn Verwundete hatten. Die Verluste der Truppen des Obersten Maritz festzustellen, war unmöglich, da er seine Verwundeten mitnahm. Dagegen meldete Reuter schon am 27. Oktober, daß Oberst Maritz geschlagen w r en sei und sich auf deutsches Gebiet geflüchtet habe. Unterm 28. Oktober glaubte der „Telegraaf" melden zu können, daß die letzten Berichte aus Südwestafrika sehr ungünstig lauteten. Es wurde gemeldet, daß Dewet sich gegen Botha erklärt habe und man sich in London auch über die Partei des Generals Hertzog viel Sorge mache. —

Nach einer Reutermeldung vom 1. November sollen zwei Führer der Aufständischen, Major Ben Coetzee und der Kapitän de Villiers, gefangen genommen worden sein. Am 2. November wußte Reuter zu melden, Oberst Alberts habe die Aufständischen im Distrikt von Lichtenburg geschlagen. Dabei wurden angeblich 13 getötet, 30 verwundet und 240 gefangen genommen.

So weit war nach den ersten drei Kriegsmonaten der Krieg in Afrika gekommen. Wenn auch, sofern Reuter die Wahrheit meldete, die Engländer einige Erfolge zu verzeichnen hatten, so ändert dies nichts an der Tatsache, daß ein Burenaufstand in Südafrika für England eine sehr bedenkliche Zugabe zu dem in Europa zu führenden Kriege bedeutet. Von der ernsten Entschlossenheit der Buren legt folgende Äußerung des Burenkommandanten Jooste beredtes Zeugnis ab:

„Ich will nicht meines Bruders Hüter sein, jedenfalls kann ich aber versichern, daß der gemeinsame Feind des Burenvolks nicht der Deutsche, sondern der Brite ist. Die viertausend Gräber im Burenlande und die zwanzi tausend elend in den englischen Konzentrationslagern zugrunde gegangenen Frauen und Kinder sind ein beredtes Zeugnis der englischen Freiheitstaten für das Burenvolk. Englands Lügen haben es fertig gebracht, daß Streitkräfte des Kaplandes in Deutsch-Südwest eingefallen sind, um England in seinem Kampfe gegen Deutschland zu unterstützen. Das Burenvolk kann nie vergessen, wie viel Tränen das deutsche Volk getrocknet, wie viel Not es gelindert hat und wie viel Menschen durch das deutsche Volk vom Tode gerettet worden sind. Und so darf man auch nicht dem Volke die Schuld an den neuesten Vorgängen in die Schuhe schieben. Gebe Gott, daß die Wahrheit ü er die europäische Lage bis an den Oranjefluß durchdringen und daß zu Ende dieses ungerechten Krieges das ganze Germanentum zu gemeinsamer Kulturarbeit sich die Hände reichen möge."

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Marschtage.

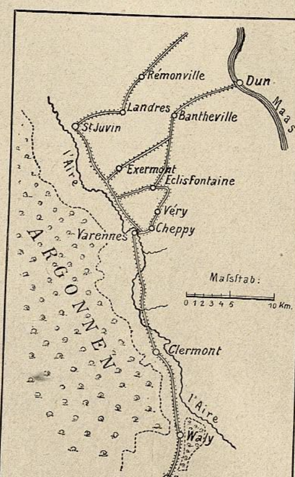
Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu das nebenstehende Bild und die Kartenskizze auf dieser Seite.)

Am Sedantag, dem 2. September, herrschte beim 13. Armeekorps überall großer Jubel. Nicht allein aus Begeisterung für die Waffentat unserer Vorfahren, sondern auch aus einem weniger selbstlosen Grund: wir hatten erfahren, daß wir unseren Gegner völlig geworfen hatten, und gleichzeitig war die Kunde von den Waffentaten der v. Kluckschen Armee vor Paris durch einen Tagesbefehl Seiner Majestät des Deutschen Kaisers zu uns gedrungen. Die Armeekorps waren alle auf Parallelstraßen angesetzt worden. Marschrichtung: Paris! Unsere Marschstraße war: Rémonville — Landres — St. Juvin (siehe die nebenstehende Wegeskizze). Dort hofften wir dann widerstandslos den Aire zu überwinden, um weiter über Reims Paris zu erreichen. Bei Reims dachten wir noch auf einen letzten Widerstand der Franzosen zu stoßen, wo wir sie dann nochmals auf der ganzen Linie zu schlagen hofften.

Die Dauer des Krieges schätzten wir noch auf ungefähr vierzehn Tage, worin gefangene Franzosen mit uns übereinstimmten, die auf unsere Fragen immer äußerst niedergeschlagen antworteten: „Tout perdu, tout perdu!" Die Luftlinie bis Paris war nur noch 150 Kilometer.

So marschierten wir jubelnd bei prachtvollem Sommerwetter immer weiter in Feindesland hinein.



Wegeskizze zum Artikel: Marschtage.

Doch bald sollten wir die Wahrheit des Worts erleben: „Gefahr und Anstrengungen sind die Elemente des Kriegs" (Clausewitz). Die Straßen waren so ausgetrocknet, daß man bis zum Knöchel im weißen Staub marschierte, der die langen Kolonnen allmählich einhüllte und sich bedrückend und atembeklemmend auf Gesichter und Uniformen legte. Dazu brannte die Sonne glühend heiß. Schon längst war der Wasservorrat der Feldflaschen gänzlich aufgebraucht. Die spärlichen Ziehbrunnen in den Dörfern, durch die man marschierte, konnten den Bedarf bei weitem nicht decken, obwohl immer wieder Radfahrer vorausgeschickt wurden, um Wasserkübel bereit zu stellen.

Das 1. Bataillon des Regiments Kaiser Friedrich Nr. 125 war inzwischen vor St. Juvin angelangt, wo wir Ortsbiwak beziehen sollten. Die Kompanien waren auf einem Acker dicht vor den ersten Häusern aufmarschiert, hatten die Gewehre zusammengestellt, die Tornister und Helme abgelegt. Die Quartiermacher waren in das Dorf geschickt worden, um die Scheunen und die Zimmer zu verteilen. Die Mannschaften lagerten müde und staubig auf dem Acker, da die Feldküchen noch nicht ganz mit Kochen fertig waren. Eine Bauerndirne hatte sich zum schüchternen Empfang der Deutschen herausgewagt und verteilte Brot unter die Soldaten (siehe nebenstehendes Bild).



Ein nächtlicher Angriff auf die e[illegible]schen Stellungen an der Yser.

Nach dem Bericht eines Augenzeugen ge[illegible]net von Professor Hans W. Schmidt.



Rast des Infanterieregiments Kaiser Friedrich Nr. 125 vor St. Juvin.

Nach der Skizze eines mitkämpfenden Offiziers gezeichnet von E. Klein.

Schon konnten einige Kompanien an den rauchenden Feldküchen Essen fassen. Da sausten die Autos des Divisionsstabes herbei mit dem Befehl: Sofort abrücken nach Sommerance! Das Grenadierregiment Königin Olga Nr. 119 steht dort in schwerem Gefecht. Tjü, tjü! kamen schon mehrere Schrapnelle und schlugen einige hundert Meter vor uns ein. Major und Kompanieführer saßen bereits zu Pferde und riefen: Fertig machen! Alles eilte an die Gewehre, die Tornister wurden umgehängt, das Gewehr übergenommen, und man marschierte so rasch wie möglich gegen Sommerance.

Leider sollten wir diesmal unsere Kampfeslust nicht richtig betätigen können, denn als wir beim Grenadierregiment anlangten, konnten wir nicht mehr viel helfen, da dieses Regiment weniger durch feindliche Infanterie als durch Artillerie gelitten hatte, die sich jedoch immer mehr zurückzog. Das Bataillon wurde deshalb in den Wäldern südöstlich Sommerance verwandt, wo Teile unserer 52. Infanteriebrigade im Gefecht lagen.

Es war schon elf Uhr dreißig Minuten abends, als das Regiment sich an einem der Waldränder nördlich Exermont eingrub, um in den Schützengräben bei einem vielleicht am nächsten Morgen beginnenden feindlichen Angriff gegen Infanteriegeschosse besser gedeckt zu sein und die Stellung dadurch halten zu können. Doch der erwartete gegnerische Infanterieangriff blieb aus. Beim Morgengrauen marschierten wir weiter nach Süden. Starker Kanonendonner war vernehmbar. Wir entfalteten und entwickelten uns zum Angriff, doch wieder ließ sich nirgends der Gegner blicken. Wir waren alle niedergeschlagen, wie ein Jäger, dem sein Edelwild entschlüpft, ohne daß er zum Schuß kommen kann. Bei Eclisfontaine bezogen wir Alarmquartiere, wo sich dann auch die lang entbehrten Feldküchen einstellten.

Am 4. September marschierten wir über Véry. Das Dorf ist verlassen, nur sind vor dem Ortsrand große Schützengräben aufgeworfen, aus denen ich in der vorhergehenden Nacht auf einer Patrouille noch Feuer erhielt. Einige französische Uniformen sind die einzigen Überreste der früheren Bewohner. Wir marschierten weiter auf den staubigen Straßen. Die Hitze übertrifft alles bisher Erlebte. Auch Cheppy ist verlassen. Der Gegner weicht immer langsam vor uns zurück und sucht unseren Vormarsch aufzuhalten, indem er sich stets von neuem in Dorfrändern oder Schützengräben einnistet und unsere Patrouillen und unvorsichtig vordringenden Abteilungen mit Feuer überschüttet, um bei Annäherung größerer Truppenverbände schleunigst und möglichst unmerklich zu verschwinden.

Man muß offen zugestehen, daß der gegen uns befehlende französische General seine Aufgabe glänzend löste. Wir verloren durch seine Manöver verhältnismäßig viel Zeit, da er uns immer und immer wieder zu Entfaltung und Entwicklung zwang. Eile täte uns wahrlich not, denn wir sind schon längst nicht mehr in der freudig bejubelten Marschrichtung auf Reims—Paris, sondern nach Süden abgezweigt worden gegen die französischen Truppen bei Verdun und westlich des Festungsgürtels Verdun—Toul—Epinal. Wir sollten den Bayern, die von West nach Ost vordringen, in treuer Waffenbrüderschaft helfen, den Gegner zu umklammern.

Karte der Dardanellenfestungen.

Nachdem Varennes durchquert ist, kommen wir auf eine größere Straße, die sich am Rande der Argonnen hinzieht. Die Aufklärung gestaltet sich hier äußerst schwierig, da diese Waldungen fast undurchdringlich sind.

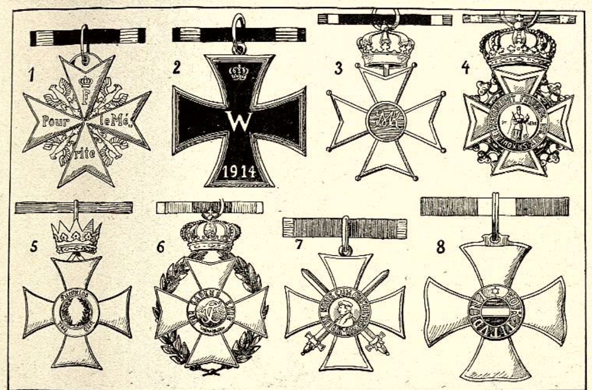
Infanterieregiment Alt-Württemberg Nr. 121 rastet einige hundert Meter vor Clermont. Plötzlich kracht starkes französisches Infanteriefeuer — auch Maschinengewehre sollen mitgeholfen haben — aus dem Rande des Argonnenwaldes in die dichten Soldatenhaufen. Einige Ulanen vom Regiment 20 waren ebenfalls ein gutes Ziel. Pferde ohne Reiter galoppieren über die Äcker. Die Entfernung ist kurz, das Ziel ausgezeichnet, die Verluste entsprechend. Da gilt es schleunig zu handeln! Unwillkürlich schwärmen die Gruppen, Züge und Kompanien aus, um so die Zahl der feindlichen Treffer zu vermindern. Man geht zum Angriff über, stürmt den Waldrand. Der Gegner zieht sich unter gewandter Geländebenützung zurück. Patrouillen melden, daß sie beim Anschleichen aus Clermont beschossen wurden. Anscheinend halten sich starke gegnerische Kräfte darin verschanzt. Die 51. Infanteriebrigade soll es kommende Nacht im Sturm nehmen. Noch ruhen sich diese Truppen todmüde vom anstrengenden Marsch in den Schützengräben aus oder fassen unter der im Schutz der Dämmerung vorgezogenen Feldküche ihr Kuh- oder Ochsenfleisch.

Um zwölf Uhr mitternachts erfolgt die Bereitstellung zum Sturm. Es ist stockdunkel. Seitengewehre werden aufgepflanzt, die Gewehre entladen, weil man sich als Angreifer bei Nacht nicht lange mit Schießen ohne Zielen aufhalten darf, sondern lautlos möglichst auf Sturmentfernung heranschleichen muß und weil man bei dem nur zu leicht eintretenden Hintereinanderschieben eigener Abteilungen manchen Kameraden versehentlich treffen kann. Vom Major abwärts trägt alles Gewehr mit aufgepflanztem Seitengewehr. Was werden die nächsten Stunden, Minuten, Sekunden bringen? Man muß wieder abschließen mit sich und der Welt. Noch bleibt alles ruhig. Immer noch . . . immer noch . . .

Das Morgengrauen findet uns in den Vorgärtchen von Clermont. Der Gegner ist wieder, ohne sich zum Kampf zu stellen, zurückgegangen. Wir sind todunglücklich und in den Nerven abgespannt. Denn jede Entfaltung, jedes Entwickeln von Schützenlinien, jeder Angriffsbefehl ruft in unserem Innern begreiflicherweise große Anspannung hervor.

Nach kurzer Rast brechen wir wieder auf. Wir haben eine feindliche Kavalleriedivision vor uns mit Maschinengewehren und Geschützen sowie Radfahrerkompanien. Einen Kilometer vor Waly trifft die Nachricht ein, daß jenseits des Dorfes französische Kolonnen in den Wäldern verschwunden seien. Im Marsch-Marsch ging es in das Dorf, um uns seinen Besitz zu sichern. So habe ich unsere Soldaten noch nie rennen sehen! Ihre Augen leuchteten! Jetzt kommt die langersehnte Entscheidungsschlacht! jubelte es aus ihnen. Jetzt können wir den Gegner fassen, um ihn zu vernichten im offenen männlich-standhaften Kampf! Wir würden das Dorf halten bis auf den letzten Mann und bis unsere Unterstützungen nachkommen würden.

Ein prachtvolles altes Schloß am Südrand des Dorfes wurde eiligst von uns befestigt, um unser vorläufig schwaches Häuflein, bestehend aus dem 1. Bataillon des Infanterieregiments Nr. 125, zu verschleiern. Umsonst drangen unsere Patrouillen todesmutig in die Wälder ein. Sie fanden nur frische Spuren. Umsonst stürmten nach kurzer Zeit der Arbeit an den Verschanzungen des Dorfrandes die 2. und 4. Kompanie nach Foucaucourt. Ein französischer Kürassier und ein Infanterist fielen uns dabei zum Opfer. Vor zwei Stunden seien drei französische Regimenter mit Bagage durch den Ort gezogen, berichteten uns die Einwohner. Die beiden Gefallenen schienen sich verspätet oder noch etwas geplündert zu haben, bis sie uns bemerkten und auf uns schossen. Wir machten Rast. Die Entscheidungsschlacht war noch nicht gekommen — sie war



Die wichtigsten Kriegsverdienstorden Deutschlands und Österreich-Ungarns. I.
1. Der Orden Pour le Mérite. 2. Das Eiserne Kreuz. 3. Der bayrische Militär-Max-Josephs-Orden. 4. Der sächsische Militär-St.-Heinrichs-Orden. 5. Der württembergische Militär-Verdienstorden. 6. Der badische Militär-Karl-Friedrichs-Orden. 7. Der hessische Philippsorden. 8. Der Maria-Theresia-Orden (Österreich-Ungarn).

erst im Werden. Wer aber diese Tage vom 2. bis 5. September 1914 mit erlebte, der wird an sie denken als einen entbehrungsreichen, wuchtigen Auftakt zu der am nächsten Tag beginnenden blutigen Schlacht von Sommaisne.

Aus den Kämpfen an der Yser.

(Hierzu die Kunstbeilage und die Bilder Seite 490 und 491.)

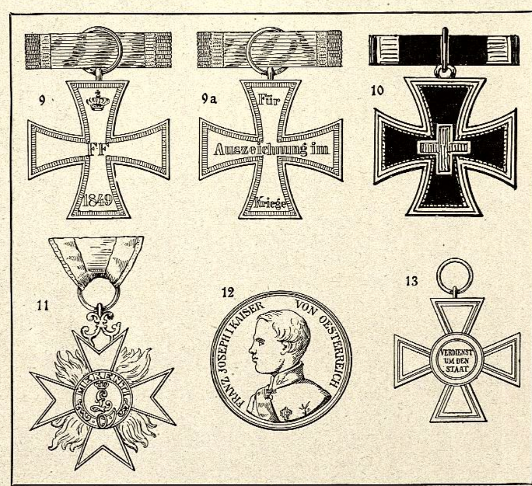
Der Tag ging zur Neige. Unsere Artillerie hatte den verhaßten Engländern während vieler Stunden ihre ehernen Grüße gesandt, die dank vorzüglicher Beobachtung durch unsere Flieger zumeist dahin gelangten, wohin wir sie haben wollten. Mit hereinbrechender Dunkelheit hörte wie auf ein gegebenes Zeichen plötzlich der Kanonendonner auf. Es war für wenige Minuten still auf dem weiten Felde. Die Ruhe vor dem Sturm. Für mich sollte dieser die Feuertaufe sein. Merkwürdig doch, was für seltsame Gedanken in diesen Sekunden in mir rege wurden. Es war eine ganz seltsame Stimmung. — Ein schriller, kurz wiederholter Pfiff riß mich aus weichen Regungen und stellte mich in die rauhe Wirklichkeit. Rechts vorn stiegen mit einem Male lodernde Riesenflammen zum dunklen Nachthimmel empor. Unsere Pioniere hatten, die Gefahr nicht achtend, am Tage das Wäldchen, das sich noch vor wenigen Minuten gespenstisch gegen den dunklen Horizont abhob, mit Petroleum begossen und für den Brand vorbereitet, der nun gierig seine Beute verzehrte. Das Feld vor uns war taghell beleuchtet. Mit brausendem Hurra stürmten wir aus einem Rübenfeld, etwa 400 Meter von den feindlichen Schützengräben entfernt, vor, dem Feind entgegen. Meine Lieben, wie mir zumute war? Nur schwer kann ich Euch mit Worten das Gefühl beschreiben. Krampfhaft packte ich mein Gewehr, und mit großen Sätzen rannte ich nach vorn. Meine Kameraden neben mir. Wir hatten geglaubt, die Engländer überrumpeln zu können; doch darin hatten wir uns getäuscht. Ein Hagel von Blei wurde uns entgegengeschleudert. Rechts und links neben mir stürzten etliche der Unsrigen. Da — ein Schlag, ich hielt an. Der Schaft meines Gewehres war zersplittert. Gott sei Dank, ich selbst war unverletzt geblieben. Weiter rasten wir nach vorn — jetzt hatten wir die englischen Linien erreicht. Zum Schießen waren nur wenige von uns gekommen. Der Feind hielt zunächst stand. Wir stürzten uns auf ihn und hielten eine furchtbare Ernte. Dabei loderte das Feuer in Garben zum Himmel und spendete uns das Licht, das uns bei unserem Vorgehen gut zustatten kam.

Die Dardanellenfestungen.

(Hierzu die Kartenskizze Seite 494.)

Die Dardanellen trennen im Verein mit dem Bosporus Europa von Asien und verbinden das Schwarze Meer mit dem Mittelländischen. Sie haben eine Länge von 64 und eine Breite von durchschnittlich 5 Kilometern. Die schmalste Stelle mißt nur 1900 Meter. Im Jahre 1809 schloß die Türkei mit England einen Vertrag ab, demzufolge die Durchfahrt für nichttürkische Kriegschiffe völlig gesperrt war. Im wesentlichen wurde dieser Dardanellenvertrag am 13. Juli 1841 von den fünf Großmächten unterzeichnet und erhielt beim Pariser Frieden von 1856 den Zusatz, daß die nächtliche Durchfahrt den Handelschiffen nur bei Vorweisung eines Passes und gegen Entrichtung einer „Leuchtturmgebühr" erlaubt sei.

Um die große kommerzielle und militärische Bedeutung der Lage auszunützen, erbaute schon Mohammed II. 1462 die zwei alten Schlösser: Seddil-Bahr auf dem europäischen Ufer am Eingang der Dardanellen und Tschanak-Kalessi in der Enge auf asiatischem Boden. Fast zweihundert Jahre später entstanden unter Großwesir Achmed Köprüli diesen beiden gegenüber die zwei neuen Schlösser Kum-Kale und Kilid-Bahr. Diese Befestigungen blieben für alle Zeiten der Kern aller Anlagen. Lange Zeit wurde nichts weiteres mehr erstellt, obwohl die Werke ganz veraltet waren. Erst auf englische Anregung hin begannen die Türken neue Werke, die im Jahre 1877 vollendet wurden. Es waren



Die wichtigsten Kriegsverdienstorden Deutschlands und Österreich-Ungarns. II.
9 u. 9a. Das Mecklenburg-Schwerinsche Militärverdienstkreuz. 10. Das Verdienstkreuz für Frauen und Jungfrauen (Preußen). 11. Der bayrische Militärverdienstorden. 12. Die österreichisch-ungarische Tapferkeitsmedaille. 13. Das preußische Militärehrenzeichen.



Gefangennahme des Gouverneurs von Warschau, Baron [illegible]orff, durch Metzer Dragoner in der Nähe von Kutno.

Nach einer Originalze[illegible] von Fr. Kienmayer.

dies auf europäischer Seite die Batterien Namasigia und Degirmen-Burun und auf dem asiatischen Ufer das Fort Nagara und die Batterie Medjidije. Alle damalige Kriegstechnik fand dabei Anwendung. Seither legte die Pforte immer mehr Gewicht auf die Dardanellen, und bei jeder Gelegenheit nahm sie Um- und Neubauten vor. So sind nun folgende vier Gruppen von Befestigungen entstanden:

Die erste Gruppe umfaßt die beiden umgebauten Schlösser Seddil-Bahr und Kum-Kale. Das erste ist durch die Erdbatterie Ertogroul, das zweite durch eine solche namens Oranié verstärkt.

Die zweite Gruppe besteht auf europäischem Ufer aus den zwei Batterien Eski-Hissarlik und Bai coah und auf asiatischer Seite aus Kefis-Buruns und der nordöstlich davon erbauten Batterie.

Die dritte Gruppe ist die wichtigste. Sie befindet sich an der Enge zwischen Tschanak und Nagara. Von Süd nach Nord liegen auf europäischer Seite Medjidije und Hamidije. Darauf folgt die starke Erdbatterie Namazquije. Nördlich davon liegt das alte Schloß Kilid-Bahr und die wichtige Feldbatterie Degirmen-Burun. Noch nördlicher, Nagara gegenüber, folgen das alte Steinfort Tscham Kalessi, die Batterie Maidos und die beiden modernen Batterien Baghatii-Tabia. Diese werden hier durch ein unterseeisches Kabel mit den Stellungen auf asiatischem Ufer verbunden. Auf letzterem befinden sich von Süd nach Nord die beiden wichtigen Batterien Hamidije und Sultanije. Das letztere wurde an Stelle des alten Schlosses Tschanak-Kalessi erstellt. Dann folgt Kasse-Kale und die zahlreichen und festen Werke des Forts Nagara.

Alle Forts und Batterien sind durch Militärstraßen, Telephon und Telegraph miteinander verbunden.

Die vierte Gruppe dient zur Abwehr eines Landangriffs. Über den Umfang und die Stärke dieser Landbefestigungen, die übrigens ziemlich neu sind, ist fast nichts bekannt. Auf asiatischer Seite, von wo man am wenigsten einen feindlichen Vorstoß erwartet, ist eine lange Reihe starker Schanzen angelegt. Auf europäischem Gebiet sind die Stellungen stärker. Vor kurzer Zeit wurden am Golf von Saros und der Insel Imbros gegenüber einige Forts und Strandbatterien errichtet. Um die eigentlichen Dardanellenbefestigungen auf europäischer Seite vor einem Angriff im Rücken zu schützen, sperrten die Türken die ganze Halbinsel Gallipoli ab. Man erbaute an der nur 5 Kilometer breiten Stelle die Befestigungslinie von Bulair, bestehend aus den drei Forts Viktoria, Napoleon und Sultanije. Diese Stellung ist für ein Heer von über 20 000 Mann mit 100 Geschützen berechnet.



15-cm-Geschütz beim Abfeuern.

Die Gefangennahme des Gouverneurs von Warschau.

(Hierzu das Bild Seite 496/497.)

Die deutsche Angriffsbewegung, die nach dem großen strategischen Rückzug im nordwestlichen Russisch-Polen wieder begann und bei Wloclaweck die ersten Erfolge brachte, führte Mitte November zu dem schönen Sieg, der die Russen bis hinter Kutno zurückwarf, wobei sie außer vielen Maschinengewehren und Geschützen auch 23 000 Gefangene verloren. Bei dieser Gelegenheit gelang den 9. Dragonern (Metz) noch ein sehr erfreulicher Fang. Exzellenz v. Korff, der Gouverneur von Warschau, hatte sich mit seinem Adjutanten, Hauptmann Fechner, an jenem Morgen in einem Privatautomobil von Warschau in der Richtung auf Kutno aufgemacht, ohne Ahnung, daß diese Stadt nach schwerem Straßenkampf bereits in deutschen Besitz übergegangen war. Bei dem Orte Tarnow kam ihm deutsche Kavallerie entgegen. Er ließ den Wagen umkehren und versuchte zu fliehen, wurde aber von einer Abteilung des genannten Regiments eingeholt und umzingelt, worauf er sich, ohne Widerstand zu leisten, ergab. Ein Dragonerleutnant und ein Gefreiter brachten ihn nach Gnesen, wo er seinem Rang entsprechend untergebracht wurde. Er fühlte sich von dem unverhofften Erlebnis begreiflicherweise ziemlich abgespannt und wollte mit niemand sprechen. Der Chauffeur dagegen, ein Pole, ging mehr aus sich heraus. Er erzählte, in Warschau herrsche große Angst vor deutschen Luftbomben, die schon viel Schaden angerichtet hätten; auch sei die Stadt von russischem Militär geräumt gewesen. Am folgenden Morgen wurde der wertvolle Gefangene, eine große Gestalt mit weißem, nach russischer Art vom Kinn nach den Seiten geteilten Bart, weiter ins Innere Deutschlands befördert.

Baron Korff ist ein Abkömmling des bekannten westfälischen Geschlechtes, das sich vor mehr als dreihundert Jahren in den baltischen Provinzen ansiedelte. Es blieb auch deutsch bis auf einen Zweig, der in russischen Diensten völlig seine deutsche Abstammung vergaß. Auch der Gouverneur hat echt russische Erziehung genossen. In St. Petersburg trat er in den Staatsdienst, war vor ein paar Jahren Zivilgouverneur von Lomsha und ging dann in gleicher Eigenschaft nach Warschau, ein Amt, dessen Rechte und Pflichten denen eines preußischen Oberpräsidenten ziemlich gleich kommen. Ferner führt Baron Korff noch den Hoftitel eines Stallmeisters des kaiserlich russischen Hofes.

Artilleriewirkung.

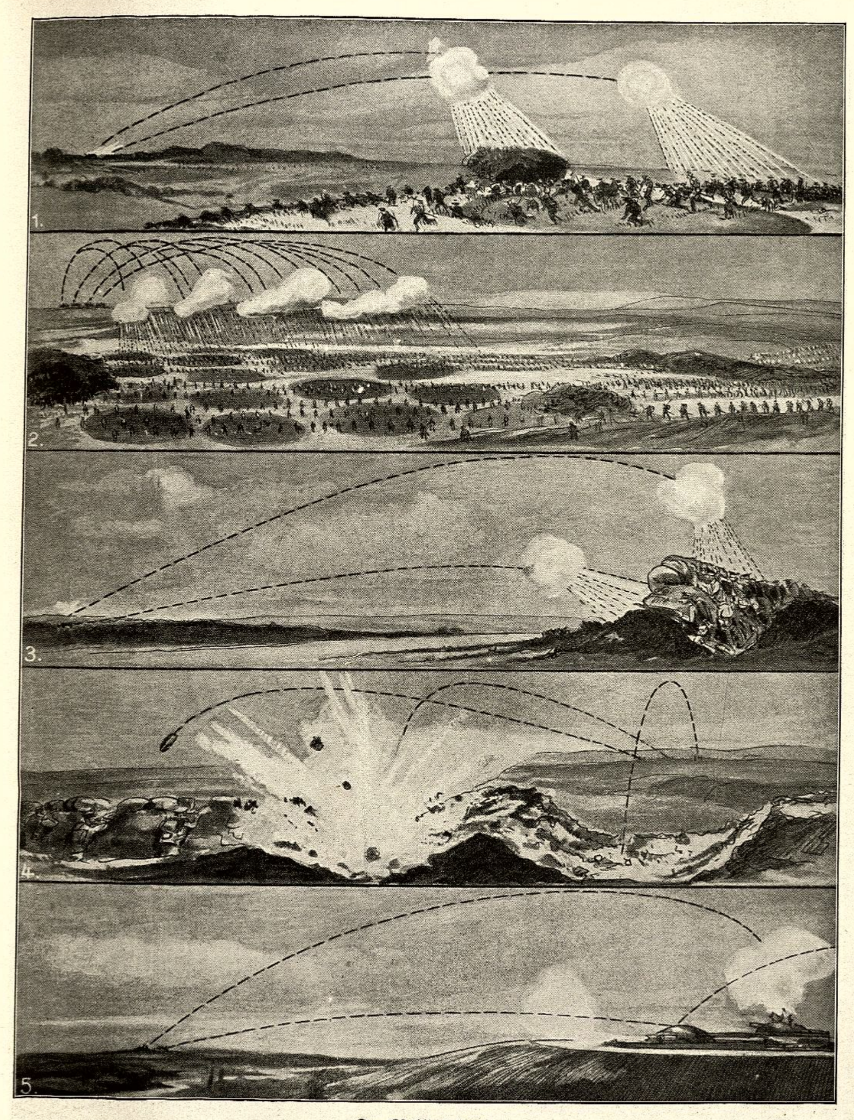
Von Major a. D. Schmahl.

(Hierzu die nebenstehenden Bilder.)

1. Die schematische Skizze auf Seite 499 zeigt — von den feuernden Geschützen ausgehend — die Flugbahnen der Schrapnelle bis zum Sprengpunkt. Dieser liegt an demjenigen Teil der Flugbahn, wo der im Brennzünder ringförmig gelagerte Zündsatz in seinem langsamen Abbrennen mit seinem Feuer das Loch erreicht hat, das zu der Sprengladung des Schrapnells führt. Der Feuerstrahl schlägt dann durch das Loch durch und entzündet die Sprengladung. Dabei entsteht eine große Rauchwolke, die Stahlhülle des Schrapnells hat sich geöffnet und ergießt ihre Kugelfüllung in der ungefähren Richtung der bisherigen Flugbahn über das Feld.

Um das Bild anschaulicher zu machen, ist auf der Zeichnung die Flugbahn verkürzt und gekrümmt dargestellt. In Wirklichkeit fegen die Schrapnellkugeln viel flacher über die Erde hin, mit großer „Tiefenwirkung“, wie man artilleristisch die Ausdehnung des Raumes von den kürzesten bis zu den weitesten Kugeleinschlägen nennt. Sie kommen auf den Hauptkampfentfernungen keineswegs etwa so wie der Guß der Gießkanne, d. h. von oben. Erst auf den größten Entfernungen, auf die man mit dem Schrapnell überhaupt schießen kann, tritt infolge der mit der Schußweite wachsenden Krümmung der Flugbahn auch ein steileres Einfallen der Kugeln ein.

2. Rafale heißt eigentlich „Bö“, kurzer, heftiger Windstoß. Diese Feuerart ist eine Eigentümlichkeit der Franzosen, auf die sie sich sehr viel zugute tun. Während wir durch



Das Artilleriefeuer.

1. Wirkung des Schrapnells mit Streuungskegel. 2. „Rafale-Feuer“ — der Feuerüberfall, den die französische Feldartillerie gegen Infanterieangriffe anwendet. 3. Haubitzfeuer aus verdeckter Stellung sowie unwirksames Flachbahnfeuer. 4. Wirkung einer Granate gegen lebende Ziele hinter Deckungen. 5. Wirkung einer Granate mit Aufschlagzünder gegen Panzertürme im Bogenschuß des Steilfeuergeschützes sowie im Flachbahnschuß, der ohne Wirkung bleibt. — Die Artillerie verwendet nach der verschiedenen Art und Lage der Ziele verschiedene Geschütze und Geschosse. Lebende, sich bewegende und ungedeckte Ziele werden mit Flachbahngeschützen, den Feldkanonen (Abb. 1 und 2), Ziele hinter oder unter feldmäßigen Deckungen (Abb. 3 und 4), die nur von oben zu treffen sind, werden durch Steilfeuergeschütze mit mäßigem Bogenschuß, die leichten Haubitzen, bekämpft; gegen sehr widerstandsfähige wagerechte Deckungen, z. B. Panzertürme (Abb. 5), wird aus Steilfeuergeschützen mit stark gekrümmter Flugbahn, den schweren Haubitzen und Mörsern, gefeuert. Die Steilfeuergeschütze schießen meist aus verdeckter Stellung. Als Geschoß kommt gegen alle lebenden, nicht dicht hinter Deckungen oder unter Eindeckungen befindlichen Ziele (Schützenlinien, Kolonnen) das Schrapnell zur Anwendung, das zu einem bestimmten Zeitpunkt vor oder über dem Ziel platzt und durch seine Füllkugeln und Sprengteile, die sich in einem Streuungskegel in der Flugbahnrichtung ausbreiten, auf das Ziel wirkt (Abb. 1 und 2). Gegen lebende Ziele hinter Deckungen oder unter schwachen Schutzwehren wird die Granate mit Brennzünder benutzt, deren zahlreiche Sprengstücke nach dem Platzen nach allen Seiten mit verheerender Wirkung fortgeschleudert werden. Zum Zerstören widerstandsfähiger Ziele werden die Granaten mit Aufschlagzünder im Bogenschuß der Steilfeuergeschütze verwendet (Abb. 4 und 5), die weniger durch ihr Gewicht und ihre Geschwindigkeit als durch die Kraft ihrer Sprengladung wirken.



Phot. E. Frankl, Berlin.

Der österreichisch-ungarische Thronfolger Karl Franz Joseph (X) im Felde.

einzelne Probeschüsse feststellen, wie weit das Ziel entfernt ist — man nennt dies „sich einschießen“ — um dann erst mit einigermaßen genau gestelltem „Aufsatz“, wie man bei der Artillerie das „Visier“ nennt, und ebenso gestelltem Brennzünder die kostbare Munition mit Aussicht auf entsprechend viele Treffer hinauszuschießen, wollen die Franzosen die dazu nötige Zeit sparen und mit unerhörter Munitionsverschwendung „das halbe Weltall“ durch Feuer überschütten. Auf einen etwa 3000 Meter entfernten Gegner wird also zum Beispiel etwa mit den Stellungen 2800, 2900, 3000 und 3100 der Aufsätze und der Brennzünder gleichzeitig ein Schnellfeuer eröffnet, um recht schnell einige Wirkung zu haben. Dann erfolgt eine Feuerpause.

Eine solche Rafale stellt unser Bild vorzüglich dar. Man sieht aber auch, wie der Gegner gegliedert sein müßte, um ein derartiges Verfahren zu rechtfertigen: Während wir in einer starken Schützenlinie angreifen, der die Unterstützung in angemessener Entfernung, auch wieder zusammengehalten, folgt, wimmelt hier das ganze Blachfeld von unzähligen lichten Reihen, und man sieht sehr naturgetreu die Schatten der je vier Schrapnellsprengwolken obengenannter Entfernungen — die französische Batterie hat vier Geschütze — den Erdboden decken. Dies stimmt aber nur dann, wenn die Sonne auf seiten der feuernden Batterie steht.

3. Hier sieht man sehr deutlich, wie gegen Ziele dicht hinter Deckungen der Flachbahnschrapnellschuß der Kanone — untere Flugbahn — wirkungslos bleiben muß, denn dieser hier dargestellte Schuß jagt seine Kugeln alle in die Brustwehr. Legt man aber die Sprengpunkte etwas höher, was durch ein geringes Hochschrauben der Mündungen der Geschütze leicht geschehen kann, so geht die ganze Wirkung über die deckende Kante des Schützengrabens weg, wenn die Schützen sich ducken. Nur wenn sie die Köpfe emporstrecken, um zu zielen, bieten sie dem Schrapnellschuß ein kleines Ziel. So erlitten die Russen ihre weltgeschichtliche Niederlage vor Plewna 1877: solange ihre Artillerie schoß, duckten sich die Türken, und sowie das russische Fußvolk stürmte, standen sie auf und schossen es nieder. Die russischen Geschütze konnten aber dann nicht mehr mitwirken, weil sie sonst die eigenen Schützen gefährdet hätten.

Die obere Flugbahn zeigt in sehr klarem Gegensatz dazu die Wirkung des Brennzünderschusses der leichten Feldhaubitzgranate. Diese schleudert ihre Sprengstücke zum Teil senkrecht und beinahe senkrecht herab, so daß sie auch in den Graben trifft. Die größeren Sprengstücke durchschlagen auch leichte Eindeckungen.

4. In unserem gegenwärtigen Kriege machten, was den Feldkrieg anbelangt, am meisten von sich reden die aus Steilfeuergeschützen schweren Kalibers — besonders der 15-cm-Feldhaubitze — geschossenen Granaten mit Aufschlagzünder. Wir sehen hier die zerstörende Kraft dieser in hohem Bogen ankommenden „Brisanzgeschosse“. Sie bedecken nicht, wie der Streuungskegel des Schrapnells, mehrere hundert Meter in der Tiefe mit kleinen Kugeln, aber wo sie einschlagen, wird alles im näheren Umkreise zu Staub zertrümmert. Der Schuß, der gerade auf uns zukam, hat zum Beispiel die ganze Brustwehr verschwinden lassen. Die Wirkung dieses Feuers auf die Nerven der Beschossenen ist unheimlich.

5. Zwei Panzertürme, wie sie in den Forts heutiger Festungen stehen, werden hier von einer Kanone und einem Mörser beschossen. Man sieht, wie die Kanonengranate an der flachen Hartgußstahlkuppel abprallt und weiterfliegt. So weit, wie hier dargestellt, würde sie aber nicht mehr kommen, sondern gleich nach dem Abprallen springen. Sie hätte nur Erfolg, wenn sie genau vorn den Fuß der Kuppel träfe.

Dagegen ist dieses Ziel so recht geschaffen für den Bogenschuß der schweren Mörser oder Haubitzen. Wir wissen seit der Einnahme von Lüttich, Namur, Maubeuge, Manonviller, daß ein einziger solcher Schuß, auch wenn er nicht die Kuppel selbst, sondern nur ihre Umgebung trifft, das ganze Werk in einen Schutthaufen verwandeln kann. Diese ungeahnte Wirkung wird eine Umwälzung im Festungsbauwesen bewirken.

Jeder derartige Schuß muß genau beobachtet werden, damit der nächste nötigenfalls mehr rechts, links, vorwärts oder rückwärts gelegt werden kann, wozu wir die feinsten Richtmittel besitzen. Eine wichtige Rolle spielt dabei die Fernrohrindustrie, über die wir später noch im besonderen berichten werden.



Phot. E. Frankl, Berlin.

Deutsche und österreichisch-ungarische Generalstabsoffiziere im Hauptquartier.

Aus dem österreichisch-ungarischen Hauptquartier.

(Hierzu die Bilder auf dieser und der nebenstehender Seite.)

Die vielen Fäden, die die österreichisch-ungarischen Truppen auf dem nördlichen Kriegschauplatz verbinden, laufen im Hauptquartier zusammen. Die Schlachtlinie hat in der Entwicklung der Ereignisse eine große Ausdehnung genommen und reicht von der russischen Grenze der Bukowina im äußersten Osten der Monarchie bis tief nach Russisch-Polen in der Richtung auf Warschau hinein. Kämpfende Truppen der Monarchie stehen ferner an den südlichen Abhängen der Karpathen und Schulter an Schulter mit ihren treuen Bundesgenossen an der preußisch-polnischen Grenze und weit darüber hinaus.

Die Seele des Hauptquartiers ist der Armeeoberkommandant Erzherzog Friedrich (siehe Bild Seite 2), der am 10. Dezember zum Feldmarschall ernannt worden ist und somit nun eine Würde bekleidet, die seit dem Tode des greisen Erzherzogs Albrecht, des Siegers von Custozza, seines Oheims, kein österreichischer Erzherzog innegehabt hat.

Erzherzog Friedrich, der Enkel des Siegers von Aspern und ersten Überwinders Napoleons, des ruhmreichen Erzherzogs Karl, wurde nach dem Tode des Erzherzog-Thronfolgers Franz Ferdinand als Nachfolger desselben zur Disposition des allerhöchsten Oberbefehls gestellt und gleich bei Beginn des Krieges zum obersten Leiter desselben berufen.

In der unmittelbaren Umgebung des Erzherzogs Friedrich befinden sich im Hauptquartier der Erzherzog-Thronfolger Karl Franz Joseph (siehe Bild Seite 500) und der Chef des Generalstabes Freiherr Konrad v. Hötzendorf (siehe Bild Seite 3).

Ein häufiger Gast im Hauptquartier ist auch Feldzeugmeister v. Krobatin (siehe Bild Seite 3 und obiges), der Kriegsminister, der diesen Posten, als Nachfolger des Generals der Infanterie Ritter von Auffenberg, seit Januar 1913 bekleidet. Er ist mit Leib und Seele Soldat, ein schneidiger Offizier, der seinen hervorragenden Kenntnissen und Fähigkeiten eine glänzende Laufbahn verdankt. Die Last, die nun auf seinen Schultern ruht, ist außerordentlich groß, und wiewohl er zumeist im Kriegsministerium in Wien weilt, ist er naturgemäß doch jederzeit über die ganze Entwicklung des Krieges sowohl auf dem nördlichen wie auch auf dem südlichen Kriegschauplatz und auf jenen der Verbündeten der Monarchie genau unterrichtet.

Mit Rücksicht auf den Umstand, daß die Truppen Österreich-Ungarns an vielen Punkten der Schlachtlinie Mann neben Mann mit Teilen des deutschen Heeres kämpfen und viele Maßnahmen im gegenseitigen vollen Einvernehmen der beiden Generalstäbe erfolgen, mit Rücksicht ferner auf das innige Bundesverhältnis der beiden Staaten ist es natürlich, daß sich fast stets auch deutsche Offiziere im österreichisch-ungarischen Hauptquartier befinden.



Phot. E. Frankl, Berlin.

Der österreichisch-ungarische Kriegsminister, Exzellenz Krobatin (X), im Hauptquartier.

Englisch-indischer Truppentransport verläßt den Hafen von Port Said.

(Hierzu das umstehende Bild.)

Mit der Beteiligung Englands am Weltkriege wurde eine von der englischen Regierung für Zeiten der Gefahr schon lange vorbereitete Maßnahme zur Tatsache: das Eingreifen indischer Hilfstruppen auf dem europäischen Kriegschauplatz. Bereits in den ersten Wochen des Krieges, als das englische Werbesystem so kläglich versagte, hörte man, daß Truppentransporte aus Indien unterwegs seien, den Engländern und Franzosen zu Hilfe zu kommen. Was anfangs nur als Gerücht von Mund zu Munde ging, das wurde gar bald von der Presse bestätigt, und während des ganzen September und Oktober wurden in Marseille zahllose Scharen indischer Truppen ausgeschifft, die der französischen Hafenstadt für kurze Zeit das schillernde Gepräge orientalischer Farbenpracht verliehen. Wie einst das sterbende römische Kaiserreich die unterjochten Völker gegen die

jungen Germanen kämpfen ließ, denen seine Legionen nicht mehr gewachsen waren, so sollten jetzt die braunen Söhne des Indus an der Marne und in Flandern die Waffenehre Englands retten. Rund eine halbe Million indischer Truppen stehen uns gegenüber, und nur die günstige Verbindung Europas mit Indien durch den Suezkanal ermöglichte ein so rasches Eingreifen dieses Heeres, das ohne den Kanal ganz Afrika hätte umsegeln müssen, bevor es auf den europäischen Kriegschauplatz gelangt wäre. Einzig also seiner Eigenschaft als Herr des Suezkanals und Ägyptens, dieses Schlüssels zu Indien, wie Napoleon das Land der Pyramiden treffend bezeichnete, hatte England es zu danken, daß es den Truppennachschub nach Europa binnen weniger Wochen und ohne jede Gefahr vollziehen konnte. Es war ziemlich ausgeschlossen, daß man im Arabischen Meerbusen, im Roten Meer oder gar im Suezkanal auf deutsche Kriegschiffe stoßen würde, und so genügten zwei französische Panzerkreuzer der Charlemagneklasse, um die aus acht großen Dampfern bestehende Flotte moderner Sklavenschiffe durch das Meer zu geleiten. In Port Said, dem an der Ausmündung des Suezkanals in das Mittelländische Meer gelegenen Hafen, wurden zum ersten Male, seitdem man von Kalkutta und Bombay aus in See gestochen war, Anker geworfen. Die braunen Söldlinge jubelten laut, da sie sich schon am Ziel ihrer Reise glaubten. Doch es wurden nur Kohlen eingenommen, und bald ging die Fahrt weiter, gen Norden, einem ungewissen Schicksal, vielleicht dem Tode entgegen.

Deutsche und österreichisch-ungarische Kriegsorden.

(Hierzu die Abbildungen Seite 495.)

Die deutschen und österreichisch-ungarischen Kriegsorden sind sämtlich noch nicht alt. Am weitesten der Zeit der Stiftung nach zurück liegt der sächsische Militär-St. Heinrichs-Orden. Preußen hat ihrer drei, einen für Offiziere, einen für Offiziere und Mannschaften, den dritten für Militärpersonen vom Feldwebel abwärts; letzterer ist das von Friedrich Wilhelm III. am 30. September 1806 für Auszeichnung vor dem Feinde gestiftete Militärehrenzeichen (Abb. 13), das in zwei Klassen, als silberne Medaille und silbernes Kreuz, dann als goldenes Militärverdienstkreuz verliehen und am schwarzen Bande getragen wird. Wenn dieser Orden ausschließlich den Militärpersonen vom Feldwebel abwärts vorbehalten ist, so ist der Pour le Mérite (1) nur an Offiziere verleihbar. Er wurde von Friedrich dem Großen 1740 gestiftet, ging aber eigentlich aus dem schon seit 1667 bestehenden Orden de la générosité hervor und konnte an Militär- wie an Zivilpersonen gegeben werden; Friedrich Wilhelm III. machte ihn am 18. Januar 1810 zu einem ausschließlichen Kriegsorden, zu einer Belohnung für das im Felde gegen den Feind erworbene besondere Verdienst. Unter Friedrich Wilhelm IV. kam dann noch eine besondere Friedensklasse für Wissenschaften und Künste hinzu. Der volkstümlichste deutsche Kriegsorden ist das Eiserne Kreuz, das an Offiziere wie an Mannschaften verliehen wird und auch für den gegenwärtigen Feldzug wieder aufgerichtet wurde (2). Er wurde von Friedrich Wilhelm III. am 10. März 1813 gestiftet, besteht aus einem mit Silber eingefaßten gußeisernen Kreuz und wurde in zwei Klassen und einem Großkreuz verliehen. Mit letzterem wurde sehr sparsam verfahren. Im Jahre 1813/14 erhielten es nur Blücher für die Schlacht an der Katzbach, Bülow für die bei Dennewitz, Tauentzien für die Schlacht bei Wittenberg und York für Laon. Für die Schlacht bei Belle-Alliance bekam Blücher noch einen Stern dazu. Es war das eine ähnliche besondere Auszeichnung, wie sie nachmals Moltke durch den mit dem Bilde Friedrichs des Großen geschmückten Pour le Mérite erhielt. Der sogenannte Blücherstern, der sich lange Jahre im Besitz der Nachkommen des Fürsten befand, ehe er dem Berliner Zeughause überwiesen wurde, war aus getriebenem Gold, auf dem das Eiserne Kreuz auflag. Bei Ausbruch des Krieges 1870 wurde am 19. Juli 1870 für die Dauer des Feldzugs das Eiserne Kreuz erneuert. Das Großkreuz wurde damals dem Kronprinzen von Preußen, dem Prinzen Friedrich Karl, dem Kronprinzen (späteren König) Albert von Sachsen, den Generalen v. Werder, v. Goeben, v. Manteuffel und v. Moltke verliehen. Am Tage des Einzugs der siegreichen Truppen in Berlin, 16. Juni 1871, legte es Kaiser Wilhelm I. auf Bitten seiner Generale selbst an und verlieh es auch noch dem Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin. Neben diesem Eisernen Kreuz für Männer besitzt Preußen in dem in seiner äußeren Gestalt jenem sehr ähnlichen, 1871 am Geburtstag Kaiser Wilhelms gestifteten „Verdienstkreuz für Frauen und Jungfrauen“ (10) ein Seitenstück. Kaiserin Augusta hatte die Anregung zu dieser Stiftung gegeben als zu einer Auszeichnung für Verdienst, das durch Pflege der im Krieg Verwundeten und Erkrankten oder durch anderweite Tätigkeit für das Wohl der Kämpfenden und ihrer Angehörigen erworben wird. Dieser Kriegsorden, bei dem das Vorschlagsrecht die Kaiserin hatte, während die Verleihung selbst durch Kaiser Wilhelm I. erfolgte, war nur für den Deutsch-Französischen Krieg gestiftet und wurde seitdem nicht mehr verliehen.

Neben Preußen besitzen auch die anderen Königreiche in Deutschland Kriegsorden. Der sächsische Militär-Sankt-Heinrichs-Orden (4) ist der älteste, am 7. Oktober 1736 vom Kurfürsten Friedrich August II. gestiftet, nach Kaiser Heinrich II. dem Heiligen genannt, und wird für im Feld erworbene Verdienste verliehen, ein achtspitziges goldenes Kreuz mit breiter, weißer Einfassung, auf dessen rundem, gelb emailliertem Mittelschild sich das Bild Kaiser Heinrichs II. befindet. Der Orden, dessen Statuten vom 23. Dezember 1829 am 9. Dezember 1870 einen Nachtrag erhielten, wird an einem himmelblauen Band mit zitronengelber Einfassung getragen, und zwar von den Inhabern von Großkreuzen von der rechten Schulter zur linken Hüfte und zugleich mit einem achteckigen goldenen Stern auf der linken Brust, von den Kommandeuren um den Hals, und zwar von den Inhabern der ersten Klasse zugleich mit einem Stern, und von den Rittern im Knopfloch. Dem Orden schließt sich als fünfte Klasse die am 17. März 1796 für Unteroffiziere und Gemeine gestiftete goldene und silberne Militärverdienstmedaille an. Der Zeit der Stiftung nach folgt der württembergische Militärverdienstorden (5), als Militär-Karlsorden von Herzog Karl Eugen 11. Februar 1759 gestiftet, 1799 von dem damaligen Herzog, späteren König Friedrich I. erneuert und 1818 von König Wilhelm I. mit neuen Statuten versehen. Der an dunkelblauem Band getragene Orden, ein weiß emailliertes Kreuz, im weißen Mittelschild ein grüner Lorbeerkranz innerhalb eines blauen Reifs mit der goldenen Umschrift „Furchtlos und treu“, hat vier Klassen. Bayern hat zwei Kriegsorden, den Max-Josephs-Orden (3) und den Militärverdienstorden (11). Jener, aus drei Klassen bestehend, am 1. Januar 1806 von König Maximilian I. Joseph gestiftet, ein von goldener Krone überhöhtes, weiß emailliertes goldenes Kreuz, das auf der Rückseite den Spruch: Virtuti pro patria (Der Tapferkeit fürs Vaterland) trägt, wird an schwarzem, durch einen weißen und einen blauen schmalen Streifen begrenztem Bande getragen. Der von König Ludwig II. am 19. Juli 1866 für hervorragende Verdienste um die Armee gestiftete Militärverdienstorden, ein achtspitziges, dunkelblau emailliertes Kreuz mit dem gekrönten L und der Umschrift „Merenti“ (Dem Würdigen), zerfällt in Großkreuze, Großkomture, Komture, Offiziere (seit 1900) und Ritter erster und zweiter Klasse, dazu Inhaber des Militärverdienstkreuzes, und wird an einem weiß gewässerten, mit zwei hellblauen Randstreifen begrenzten Band getragen.

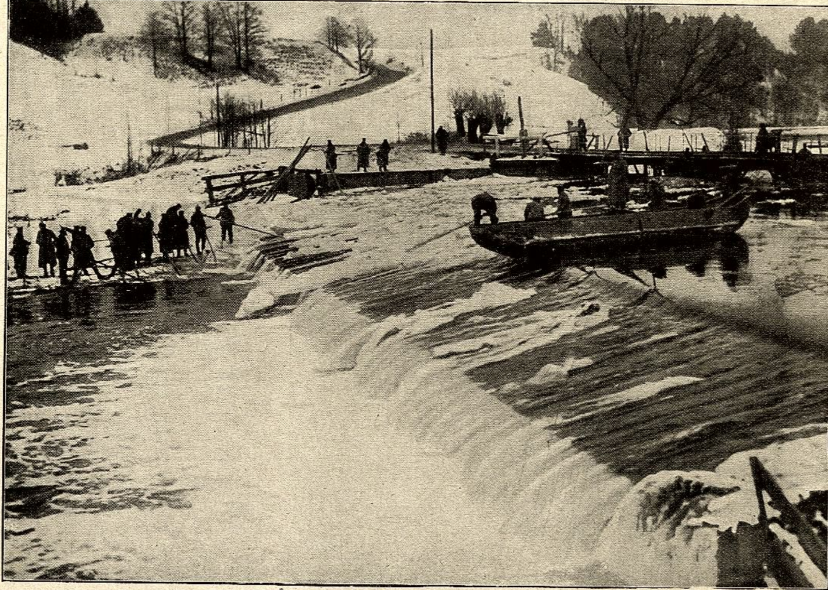
Neben diesen Kriegsorden der Königreiche gibt es noch einige in vier Großherzogtümern, sämtlich neueren Datums. Der älteste, der von Großherzog Karl Friedrich von Baden am 4. April 1807 für militärisches Verdienst gestiftete und nach ihm benannte Karl-Friedrichs-Verdienstorden (6) zerfällt in Großkreuze, Kommandeure erster und zweiter Klasse und Ritter. Er ist ein weiß emailliertes achtspitziges Kreuz,

Englisch-indischer Truppentransport verläßt, von zwei französischen Linienschiffen der Charlemagne-Klasse begleitet, nachdem er Kohlen gefaßt hat, den Hafen von Port Said.

Nach einer Originalzeichnung von Harry Heusser.

auf dessen rundem, rot emailliertem Mittelschild innerhalb eines grünen Randes mit der Inschrift: „Für Badens Ehre“ der Namenszug des Stifters angebracht ist. Die von Hessen und Mecklenburg-Schwerin gestifteten Kriegsorden folgen zeitlich bald aufeinander. Der von Ludwig II. von Hessen am 1. Mai 1840 gestiftete, nach Philipp dem Großmütigen benannte Philippsorden (7), an hochrotem Band mit blauer Einfassung, ein achtspitziges, einwärts ausgeschweiftes, weiß emailliertes Kreuz mit goldener Einfassung, dessen blaues Mittelschild innerhalb eines weißen Randes mit der Umschrift: Si deus nobiscum, quis contra nos (Wenn Gott mit uns, wer ist dann wider uns?) das goldene Brustbild Philipps des Großmütigen zeigt, zerfällt in Großkreuze, Komture erster und zweiter Klasse und Ritter erster und zweiter Klasse, während das im Jahre 1849 vom Großherzog Friedrich Franz für Auszeichnung im Kriege gestiftete und 1870 erweiterte Mecklenburg-Schwerinsche Militärverdienstkreuz (9) ein Kreuz aus Geschützmetall mit der Inschrift: „Für Auszeichnung im Kriege“ ist. Der neueste Kriegsorden ist das jüngst von dem Großherzog von Oldenburg als eine Kriegsauszeichnung für Offiziere und Mannschaften im Felde sowie für die, die zur Linderung der Kriegsleiden in der Heimat beigetragen haben, gestiftete, in zwei Klassen zu verleihende und am Bande zu tragende Friedrich-August-Kreuz.

Das uns verbündete Österreich-Ungarn besitzt der Kriegsorden nur drei, von denen zwei unserem Pour le Mérite und Eisernen Kreuz entsprechen, während der dritte ganz eigenartig ist: das 1801 gestiftete Verdienstkreuz für Militärgeistliche, das zwei Klassen, eine goldene und eine silberne, hat und für vorzügliche, strenge und mit Gefahr verbundene Pflichterfüllung in der Militärseelsorge auf dem Schlachtfeld oder sonst in Kriegsgefahr und dann auch für eigene militärische Handlungen gegen den Feind in Anführung oder Aneiferung der Truppen zum Kampf und für persönliche Mitwirkung dabei verliehen wird. Unserem Eisernen Kreuz entspricht die 1789 in zwei Klassen, einer goldenen und einer silbernen, gestiftete „Tapferkeitsmedaille“ (12), von der 1848 die silberne zu einer größeren und kleineren Abstufung erweitert wurde. Die drei Klassen der Medaille, die auf der Vorderseite das Bild und die Umschrift „Franz Joseph I.“ trägt, sind für die Soldaten des Mannschaftsstandes bestimmt, die sich durch tapfere und hochherzige Taten vor dem Feind ausgezeichnet haben. Der älteste und höchste Kriegsorden, den Österreich-Ungarn zu vergeben hat, ist der ausschließlich den Offizieren vorbehaltene Maria-Theresia-Orden (8), der unserem Pour le Mérite entspricht, am 18. Juni 1757 von der Kaiserin Maria Theresia zur Erinnerung an den Sieg von Kolin gestiftet. Der Orden, dessen Großmeister der Kaiser ist und den auch Offiziere fremder Heere erhalten können, zerfällt in drei Klassen und bringt den erblichen Ritterstand und auf ein besonderes dahin gehendes Bittgesuch sogar den erblichen Freiherrnstand mit sich. Auch ist mit ihm eine Anzahl von Pensionen verbunden; nach dem Tode des Ritters genießt dessen Witwe die Hälfte der Pension. Anspruch auf den Orden begründen nur derartige tapfere Taten, die jeder Offizier von Ehre ohne den geringsten Vorwurf auch hätte unterlassen können, die aber dennoch mit ausgezeichneter Klugheit, Tapferkeit und aus selbsteigenem freiwilligem Antrieb unternommen worden sind. Gleichen Anspruch begründen kluge, für den Kriegsdienst ersprießliche Ratschläge, die Oberoffiziere nicht nur an die Hand gegeben, sondern auch mit vorzüglicher Tapferkeit auszuführen geholfen haben. Das Großkreuz des Ordens können nur erlangen Armeeoberkommandanten, Armee- und Flottenkommandanten, die eine Hauptschlacht gewinnen oder durch eine Reihe glücklicher Gefechte einen erfolgreichen Feldzug führen, endlich Kommandanten eines großen und sehr wichtigen Waffenplatzes, die durch mutvolle Zähigkeit bei der Verteidigung der eigenen Hauptarmee wesentliche Vorteile bringen, dem Feinde aber schweren Schaden zufügen. Das Kommandeurkreuz des Ordens ist für die Führer einer Flotte oder selbständig operierenden Truppenabteilung bestimmt, ebenso für Kommandanten eines bedeutenden Waffenplatzes, die sich durch besonders tapfere Taten ausgezeichnet haben.



Phot. Küh lewindt, Hofphotograph, Königsberg i. P.

Eisbrecher auf der Angerapp bei Mühle Kisseln. Im Hintergrund eine von den Russen erbaute Notbrücke.



1. Linienschiffe

Lauf. Nr.	Stapellauf	Name	Wasserverdrängung Tonnen	Geschwindigkeit Knoten	Hauptarmierung Stück	Hauptarmierung cm	Besatzung Köpfe	Bemerkungen
1	1891	Brandenburg	10 060	17	6.	28	585	
2	1892	Wörth	10 060	17	6.	28	585	
3	1896	Kaiser Friedrich III.	11 150	18	4.	24	622	
4	1897	Kaiser Wilhelm II.	11 150	18	4.	24	622	
5	1899	Kaiser Wilhelm der Große	11 150	18	4.	24	661	
6	1899	Kaiser Karl der Große	11 150	18	4.	24	622	
7	1900	Kaiser Barbarossa	11 150	18	4.	24	622	
8	1900	Wittelsbach	11 800	18	4.	24	683	
9	1901	Wettin	11 800	18	4.	24	683	
10	1901	Zähringen	11 800	18	4.	24	683	
11	1901	Schwaben	11 800	18	4.	24	683	
12	1901	Mecklenburg	11 800	18	4.	24	683	
13	1902	Braunschweig	13 200	18	4.	28	743	
14	1903	Elsaß	13 200	18	4.	28	743	
15	1903	Preußen	13 200	18	4.	28	735	
16	1903	Hessen	13 200	18	4.	28	743	
17	1904	Lothringen	13 200	18	4.	28	743	
18	1904	Deutschland	13 200	18	4.	28	735	
19	1905	Pommern	13 200	18	4.	28	743	
20	1905	Hannover	13 200	18	4.	28	743	
21	1906	Schlesien	13 200	18	4.	28	743	

* Die seitdem eingetretenen Veränderungen durch Fertigstellung von Neubauten werden im Interesse der Landesverteidigung nicht bekanntgegeben.

Lauf. Nr.	Stapellauf	Name	Wasserverdrängung Tonnen	Geschwindigkeit Knoten	Hauptarmierung Stück cm	Besatzung Köpfe	Bemerkungen
22	1906	Schleswig-Holstein	13 200	18	4. 28	743	
23	1908	Nassau	18 900	19	12. 28	966	
24	1908	Westfalen	18 900	19	12. 28	957	
25	1908	Rheinland	18 900	19	12. 28	966	
26	1908	Posen	18 900	19	12. 28	966	
27	1909	Helgoland	22 800	20	12. 30,5	1106	
28	1909	Ostfriesland	22 800	20	12. 30,5	1097	
29	1909	Thüringen	22 800	20	12. 30,5	1106	
30	1910	Oldenburg	22 800	20	12. 30,5	1106	
31	1911	Kaiser	24 700	20,5	10. 30,5	1080	
32	1911	Friedrich der Große	24 700	20,5	10. 30,5	1080	
33	1911	Kaiserin	24 700	20,5	10. 30,5	1089	
34	1912	König Albert	24 700	20,5	10. 30,5	1089	
35	1912	Prinzregent Luitpold	24 800	20,5	10. 30,5	1080	

2. Küstenpanzerschiffe

Lauf. Nr.	Stapellauf	Name	Wasserverdrängung Tonnen	Geschwindigkeit Knoten	Hauptarmierung Stück cm	Besatzung Köpfe	Bemerkungen
1	1889	Siegfried	4100	15	3. 24	307	
2	1890	Beowulf	4100	15	3. 24	307	
3	1891	Frithjof	4100	15	3. 24	307	
4	1892	Hildebrand	4100	15	3. 24	307	
5	1892	Heimdall	4100	15	3. 24	307	
6	1893	Hagen	4100	15	3. 24	307	
7	1894	Odin	4150	15	3. 24	307	
8	1895	Aegir	4150	15	3. 24	307	

3. Panzerkreuzer

Lauf. Nr.	Stapellauf	Name	Wasserverdrängung Tonnen	Geschwindigkeit Knoten	Hauptarmierung Stück cm	Besatzung Köpfe	Bemerkungen
1	1897	Fürst Bismarck	10 690	18	4. 24	594	
2	1900	Prinz Heinrich	8 900	20	2. 24	567	
3	1901	Prinz Adalbert	9 000	21	4. 21	591	Am 23. 10. 15 vor Libau gesunken.
4	1902	Friedrich Karl	9 000	21	4. 21	591	
5	1903	Roon	9 500	21	4. 21	633	
6	1904	Yorck	9 500	21	4. 21	633	Am 4. 11. 14 vor Wilhelmshaven auf eine Mine geraten und gesunken.
7	1906	Gneisenau	11 600	22,5	8. 21	764	Am 8. 12. 14 in der Schlacht bei den Falklandsinseln gesunken.
8	1906	Scharnhorst	11 600	22,5	8. 21	764	(wie 7)
9	1908	Blücher	15 800	24	12. 21	888	Am 24. 1. 15 in der Seeschlacht in der Nordsee gesunken.
10	1909	von der Tann	19 400	28	8. 28	911	
11	1910	Moltke	23 000	28	10. 28	1013	
12	1911	Goeben	23 000	28	10. 28	1025	
13	1912	Seydlitz	25 000	28	10. 28	1108	
14	1913	Derfflinger	26 600	28	8. 30,5	1125	

4. Geschützte Kreuzer

Lauf. Nr.	Stapellauf	Name	Wasserverdrängung Tonnen	Geschwindigkeit Knoten	Hauptarmierung Stück cm	Besatzung Köpfe	Bemerkungen
1	1892	Kaiserin Augusta	6060	21,5	12. 15	439	
2	1893	Gefion	3770	18	10. 10,5	296	
3	1895	Hela	2040	18	2. 8,8	191	Am 13. 9. 14 durch das englische Unterseeboot E 9 zum Sinken gebracht.
4	1897	Victoria Louise	5660	18,5	2. 21	465	
5	1897	Hertha	5660	18,5	2. 21	465	
6	1897	Freya	5660	18,5	2. 21	465	
7	1897	Vineta	5890	18,5	2. 21	465	
8	1898	Hansa	5890	18,5	2. 21	465	
9	1898	Gazelle	2600	19,5	10. 10,5	268	
10	1899	Niobe	2600	21,5	10. 10,5	269	
11	1899	Nymphe	2650	21,5	10. 10,5	275	
12	1900	Thetis	2650	21,5	10. 10,5	275	
13	1900	Ariadne	2650	21,5	10. 10,5	275	Am 28. 8. 14 in der Seeschlacht bei Helgoland gesunken.
14	1900	Amazone	2650	21,5	10. 10,5	275	
15	1900	Medusa	2650	21,5	10. 10,5	275	
16	1902	Frauenlob	2700	21,5	10. 10,5	281	
17	1902	Arcona	2700	21,5	10. 10,5	281	
18	1902	Undine	2700	21,5	10. 10,5	281	Am 7. 11. 15 südlich der schwedischen Küste durch zwei Torpedoschüsse gesunken.
19	1903	Hamburg	3250	22	10. 10,5	303	
20	1903	Bremen	3250	22	10. 10,5	303	
21	1903	Berlin	3250	22	10. 10,5	303	
22	1904	München	3250	22	10. 10,5	303	
23	1904	Lübeck	3250	22	10. 10,5	303	
24	1905	Leipzig	3250	22	10. 10,5	303	Am 8. 12. 14 in der Schlacht bei den Falklandsinseln gesunken.
25	1905	Danzig	3250	22	10. 10,5	303	
26	1905	Königsberg	3400	23	10. 10,5	322	Im Rufidji-Fluß (Ostafrika) eingeschlossen.
27	1906	Stuttgart	3470	—	10. 10,5	322	
28	1906	Nürnberg	3470	—	10. 10,5	322	Am 8. 12. 14 in der Schlacht bei den Falklandsinseln gesunken.
29	1907	Stettin	3550	—	10. 10,5	328	
30	1907	Dresden	3650	—	10. 10,5	361	Am 15. 3. 15 bei Juan Fernandez nach Gefecht mit 3 englischen Kreuzern gesunken.
31	1908	Emden	3650	—	10. 10,5	361	Am 9. 11. 14 bei den Kokosinseln nach Gefecht mit dem austr. Kreuzer Sydney auf Strand gesetzt.
32	1908	Kolberg	4350	—	12. 10,5	379	
33	1909	Mainz	4350	25	12. 10,5	379	Am 28. 8. 14 in der Seeschlacht bei Helgoland gesunken.
34	1909	Augsburg	4350	25	12. 10,5	379	
35	1909	Cöln	4350	25	12. 10,5	379	Am 28. 8. 14 in der Seeschlacht bei Helgoland gesunken.
36	1911	Breslau	4550	28	12. 10,5	370	
37	1911	Magdeburg	4550	28	12. 10,5	373	Am 27. 8. 14 im Finnischen Meerbusen gestrandet und von der Besatzung gesprengt.
38	1911	Stralsund	4550	28	12. 10,5	373	
39	1911	Straßburg	4550	28	12. 10,5	370	
40	1912	Rostock	4900	28	12. 10,5	373	
41	1912	Karlsruhe	4900	28	12. 10,5	373	
42	1913	Graudenz	4900	28	12. 10,5	373	

5. Kanonenboote

Lauf. Nr.	Stapellauf	Name	Wasserverdrängung Tonnen	Geschwindigkeit Knoten	Hauptarmierung Stück cm	Besatzung Köpfe	Bemerkungen
1	1894	Geier	1620	15	8. 10,5	162	Im Hafen von Honolulu desarmiert.
2	1892	Condor	1620	15	8. 10,5	162	
3	1892	Seeadler	1620	15	8. 10,5	162	
4	1892	Cormoran	1620	15	8. 10,5	162	Vor der Übergabe an die Japaner im Hafen von Tsingtau versenkt.
5	1898	Iltis	900	13,5	4. 8,8	126	
6	1898	Jaguar	900	13,5	4. 8,8	126	
7	1899	Tiger	900	13,5	2. 10,5	130	
8	1899	Luchs	900	13,5	2. 10,5	130	
9	1901	Panther	1000	13,5	2. 10,5	130	
10	1903	Eber	1000	13,5	2. 10,5	130	

6. Flußkanonenboote

Lauf. Nr.	Stapellauf	Name	Wasserverdrängung Tonnen	Geschwindigkeit Knoten	Hauptarmierung Stück cm	Besatzung Köpfe	Bemerkungen
1	1903	Tsingtau	220	13	1. 8,8	47	
2	1903	Vaterland	220	13	1. 8,8	47	
3	1909	Otter	260	14	2. 5,5	47	

7. Torpedoboote

a) Große.

Jahr der Bewilligung	Anzahl der Boote	Namen	Wasserverdrängung Tonnen	Bemerkungen
—	10	D 1 bis D 10	230 bis 380	
—	1	Taku	280	1900 von den Chinesen erbeutet. In Tsingtau versenkt.
1898/99	12	S 90 bis S 101	400	S 90 am 17. 10. 14 südlich von Tsingtau auf Strand gesetzt.
1900	6	S 102 bis S 107	400	
1901	6	G 108 bis G 113	400	
1902	6	S 114 bis S 119	420	S 116 am 6. 10., S 115, S 117—119 am 18. 10. 14 i. d. Nordsee gesunken.
1903	6	S 120 bis S 125	470	
1904	6	S 126 bis S 131	485	
1905	6	G 132 bis G 137	487	
1906	12	S 138 bis S 149	530	
1907	12	V 150 bis V 161	554	

Jahr der Bewilligung	Anzahl der Boote	Namen	Wasserverdrängung Tonnen	Bemerkungen
1908	11	V 162 bis V 164 S 165 bis S 168 G 169, 170, 172, 173	615	
1909	12	G 174, 175 S 176 bis S 179 V 180 bis V 185	636	
1910	12	V 186 bis V 191 G 192 bis G 197	656	V 187 am 28. 8. 14 in Seeschlacht bei Helgoland gesunken.
1911	12	V 1 bis V 6 G 7 bis G 12	570	
1912	12	S 13 bis S 24	564	
1913	7	V 25 bis V 28 S 31 bis S 33	564	

b) Kleine.

Jahr der Bewilligung	Anzahl der Boote	Namen	Wasserverdrängung Tonnen	Bemerkungen
1885/89	23	T 11 bis T 40	85	
1889/97	45	T 42 bis T 87	150—180	
1897	2	G 88 u. G 89	160	

8. Unterseeboote

Name	Bemerkungen	Name	Bemerkungen	Name	Bemerkungen	Name	Bemerkungen
U 1		U 8	Am 4. 3. 15 durch engl. Torpedoboot zum Sinken gebracht.	U 15	Am 18. 8. 14 durch den engl. Kreuzer Birmingham vernichtet.	U 22	
U 2		U 9	U 9 vernichtete am 22. 9. 14 die engl. Panzerkreuzer Aboukir, Hogue, Cressy und am 15. 10. 14 den Kreuzer Hawke.	U 16		U 23	
U 3		U 10		U 17	Versenkte am 20. 10. 14 den engl. Dampfer Glitra.	U 24	
U 4		U 11		U 18	Am 23. 11. 14 an der Nordküste Schottlands gesunken.	U 25	
U 5		U 12	Am 10. 3. 15 durch engl. Torpedoboot zum Sinken gebracht.	U 19		U 26	Vernichtete am 10. 11. 14 den russischen Kreuzer Pallada.
U 6		U 13		U 20		U 27	Versenkte am 31. 10. 14 den engl. Kreuzer Hermes.
U 7		U 14		U 21	Versenkte am 5. 9. 14 den engl. Kreuzer Pathfinder.	U 28	

Kriegskalender zur Original-Einbanddecke der Illustrierten Geschichte des Weltkrieges 1914/15. Erster Band enthaltend die Ereignisse bis Ende 1914.

Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart — Berlin — Leipzig — Wien.

Juni.

28. Ermordung des österr.-ungarischen Thronfolgerpaars in Serajewo. — **30.** Abfahrt des englischen Besuchsgeschwaders aus Kiel.

Juli.

20. Poincaré in St. Petersburg. — **23.** Österr.-ungarisches Ultimatum an Serbien. — **25.** Serbien lehnt auf russische Hilfszusage ab und mobilisiert; Österreich-Ungarn mobilisiert 8 Armeekorps. — **27.** Montenegro mobilisiert. — **28.** Österreich-Ungarns Kriegserklärung an Serbien. — **29.** Depeschenwechsel zwischen Kaiser Wilhelm und Zar Nikolaus. — **30.** Allgemeine Mobilisierung in Rußland. — **31.** Kriegszustand in Deutschland erklärt; deutsches Ultimatum an Rußland; Anfrage in Paris wegen Haltung Frankreichs; allgemeine Mobilisierung in Österreich-Ungarn, Holland und in der Schweiz.

August.

1. Allgemeine Mobilmachung in Deutschland, Frankreich und Belgien befohlen; Ansprachen des Kaisers und des Reichskanzlers; in Paris Jaurès ermordet. — **2.** Russische Grenzverletzungen bei Eichenried u. a., französische in Elsaß-Lothringen; Vorpostengefechte bei Johannisburg und Eydtkuhnen; Luxemburg durch das 8. deutsche Armeekorps besetzt; französische Flieger über Nürnberg; Beschießung von Libau durch Kreuzer „Augsburg"; erstes deutsches Ultimatum an Belgien; die Russen zerstören ihren eigenen Hafen Hangö in Finnland. — **3.** Deutschland erklärt Frankreich den Krieg; Kalisch und Tschenstochau von deutschen Truppen besetzt; Franzosen in Markirch, Metzeral und im Schluchtpaß. — **4.** Reichstagseröffnung durch Kaiser Wilhelm II.; 5 Milliarden Mark Kriegskredit einstimmig beschlossen; England erklärt Deutschland den Krieg wegen der verletzten belgischen Neutralität; „Göben" und „Breslau" beschießen Philippeville und Bône. — **5.** Erneuerung des Eisernen Kreuzes; russische Niederlage bei Soldau; Österreich-Ungarn erklärt Rußland den Krieg; Grenzgefechte bei Neidenburg und Schwiddern; Briey von deutschen Truppen besetzt. — **6.** Erster vergeblicher Handstreich gegen Lüttich; „Göben" und „Breslau" entwischen dem englisch-französischen Geschwader aus Messina; Lord Kitchener wird englischer Kriegsminister. — **7.** Lüttich wird im Sturm genommen durch sechs Brigaden auf Friedensstärke unter General v. Emmich, der Luftkreuzer Z VI hat erfolgreich mitgewirkt; Prinz Friedrich Wilhelm zur Lippe an der Spitze seines Regiments gefallen; Montenegro erklärt Österreich-Ungarn den Krieg; englischer Kreuzer „Amphion" an der Themsemündung gesunken durch vom deutschen Dampfer „Königin Luise" gelegte Minen; letzterer durch englische Torpedoboote versenkt. — **8.** Russische Niederlage bei Bialla; französischer Einmarsch im Oberelsaß bei Altkirch zum Stehen gebracht; Beschießung von Antivari durch österr.-ungarische Kriegschiffe; England reiht zwei auf englischen Werften gebaute türkische Großlinienschiffe seiner Flotte ein; montenegrinische Niederlage bei Trebinje. — **9.** Einmarsch englischer Truppen in Togo. — **10.** Das 7. französische Armeekorps und eine Infanteriedivision werden unter schweren Verlusten bei Mülhausen geschlagen; in Deutschland haben sich bereits über 1 Million Kriegsfreiwillige gemeldet; Serbien erklärt dem Deutschen Reich den Krieg. — **11.** Bei Lagarde wird eine gemischte französische Brigade unter schweren Verlusten zurückgeschlagen; eine Fahne, zwei Batterien und vier Maschinengewehre werden erbeutet, über 700 Gefangene gemacht. — **12.** Deutsche Unterseeboote erscheinen an der englischen und schottischen Küste; „U 15" geht dabei verloren; Italien erklärt strikte Neutralität. — **13.** England und Frankreich erklären Österreich-Ungarn den Krieg; zweites deutsches Anerbieten von Belgien abgelehnt. — **14.** Österr.-ungarische Truppen rücken in Serbien ein und nehmen Schabatz; deutsche Schlappe bei Schirmeck; Frankreich und England suchen Italien aus seiner Neutralität zu drängen. — **15.** Aufgebot des Landsturms auch im inneren Deutschland; „Göben" und „Breslau" sind in türkischen Besitz übergegangen. — **16.** Kaiser Wilhelm II. begibt sich ins Hauptquartier; der englische Oberkommandierende General French trifft im französischen Hauptquartier ein; der englische Torpedojäger „Bullfinch" durch Unfall gesunken; Zusammenstöße deutscher und englischer Streitkräfte in Togo, sowie Erfolge österr.-ungarischer Truppen an der Drina gemeldet; der Zar reist nach Moskau; heldenmütiger Untergang der „Zenta" in der Adria. — **17.** Siegreiches Gefecht bei Stallupönen gegen die Russen, die 3000 Gefangene und 6 Maschinengewehre verlieren. — **18.** Mlawa von deutschen Truppen besetzt; siegreiche Kämpfe österr.-ungarischer Truppen gegen Montenegro. — **19.** Japan fordert die Zurückberufung der deutschen Kriegschiffe aus den ostasiatischen Gewässern und Abtretung von Kiautschou; schwere Verluste der Franzosen bei Perwez und Tirlemont in Belgien und bei Weiler. — **20.** Brüssel von deutschen Truppen besetzt; das belgische Hauptquartier ist nach Antwerpen verlegt; Beginn der Schlacht bei Saarburg; bei Gumbinnen Niederlage der Russen, die 8500 Gefangene und 8 Geschütze verlieren; das deutsche Skutaridetachement kämpft in Bosnien mit gegen die Serben; Papst Pius X. gest. — **21.** Großer Sieg deutscher Truppen aller Stämme unter Kronprinz Rupprecht von Bayern zwischen Metz und den Vogesen über die Franzosen, die über 10 000 Gefangene und über 50 Geschütze verlieren. — **22.** Dankerlaß Kaiser Wilhelms II. an die Eisenbahner für deren unübertreffliche Leistungen während der Mobilisation; die Russen räumen Kielce. — **23.** Große Siege deutscher Truppen unter dem deutschen Kronprinzen bei Longwy und unter Herzog Albrecht von Württemberg in Belgisch-Luxemburg; die deutsche Regierung erklärt, daß sie auf das japanische Ultimatum keine Antwort zu geben habe, und beruft ihren Gesandten in Tokio ab, Österreich-Ungarn desgleichen. — **24.** Marokko weist auf französischen Druck hin die Vertreter Deutschlands und Österreich-Ungarns aus; die „Kaiserin Elisabeth" soll in Tsingtau die deutsch-österreichisch-ungarische Waffenbrüderschaft verwirklichen; japanische Schiffe vor Tsingtau. — **25.** Von Namur sind 5 Forts erobert; Prinz Friedrich von Meiningen dort gefallen; Generalfeldmarschall Freiherr v. d. Goltz zum Generalgouverneur des eroberten Belgien ernannt; Sieg österr.-ungarischer Truppen über die Russen bei Krasnik. — **26.** Namur ganz erobert, ebenso Longwy; französische Heeresteile bei Verdun durch den deutschen Kronprinzen geschlagen; das erste Zeppelinluftschiff über Antwerpen. — **27.** Neubildung des französischen Ministeriums; siegreiches Vorrücken der Deutschen auf der ganzen Linie von Cambrai bis zu den Südvogesen; englische Niederlage bei St.-Quentin durch Generaloberst v. Kluck; die Maas von den Deutschen bei Mezières überschritten; Überfall auf deutsche Truppen in Löwen; der im Finnischen Meerbusen auf Grund geratene kleine Kreuzer „Magdeburg" wurde in die Luft gesprengt; Mobilisierung in der Türkei. — **28.** Manonviller, das stärkste Sperrfort der Welt, in deutschen Händen; bei Franzosen und Engländern wird der Gebrauch von Dumdumgeschossen nachgewiesen. — **29.** Großer Sieg des Generalobersten v. Hindenburg bei Tannenberg (Gilgenburg—Ortelsburg) über 5 russische Armeekorps und 3 Kavalleriedivisionen, die fast völlig aufgerieben werden; Radom in Rußland von den Deutschen, Samoa von den Engländern besetzt; Untergang der kleinen Kreuzer „Ariadne", „Köln", „Mainz" und des Torpedoboots „V 187" bei Helgoland gegen weit überlegene englische Kräfte. — **30.** Siegreiche Kämpfe österr.-ungarischer Truppen unter General Auffenberg bei Zamosc und Tomaszow; Niederlage der Montenegriner bei Bileca; erstes deutsches Flugzeug über Paris. — **31.** Fall von Montmédy und Givet; Niederlage der Franzosen und Engländer bei St.-Quentin gegen die Armee des Generalobersten v. Bülow; österr.-ungarische Truppen der Armee Dankl fast bis Lublin vorgedrungen; der deutsche Hilfskreuzer „Kaiser Wilhelm der Große" in neutralem Gewässer von Rio del Oro zum Sinken gebracht.

September.

1. Zehn französische Armeekorps zwischen Reims und Verdun geschlagen; vollständiger Sieg der Armee Auffenberg bei Zamosc-Tyszowce. — **2.** Erfolglose Beschießung von Cattaro durch die französische Flotte. — **3.** Der Sitz der französischen Regierung wird nach Bordeaux verlegt; die französischen Sperrbefestigungen Hirson, Les Ayvelles, Condé, La Fère und Laon ohne Kampf genommen; deutsche Kavallerie streift bis in die Nähe von Paris; Lemberg wird aus taktischen Gründen geräumt; Kardinal della Chiesa, zum Papst erwählt, nimmt den Namen Benedikt XV. an. — **4.** Reims ohne Kampf besetzt, ebenso Amiens und das Sommetal. — **5.** Von Maubeuge 2 Forts gefallen; Beschießung von Termonde; der englische Kreuzer „Pathfinder" durch das deutsche Unterseeboot „U 21" versenkt. — **6.** England, Rußland und Frankreich unterzeichnen in London einen Vertrag, keinen Sonderfrieden zu schließen; Krönung des neuen Papstes in Rom. — **7.** Maubeuge mit 40 000 Mann Besatzung und 400 Geschützen kapituliert; Sieg österr.-ungarischer Truppen unter Restanek über Russen und bei Mitrowitza über Serben; England gibt den Verlust der geschützten Kreuzer „Arethusa" und „Fearleß" sowie der Torpedobootzerstörer „Druid", „Laertes" und „Phönix" bekannt. — **8.** Protest Kaiser Wilhelms an den Präsidenten der Vereinigten Staaten wegen der Verwendung von Dumdumgeschossen; deutsche Truppen vor Gent; Beginn der großen Schlacht bei Lemberg. — **9.** Prinz Joachim von Preußen verwundet; japanische Flieger über Tsingtau; deutsche Truppen besetzen die Walfischbai. — **10.** Nach erfolgreichen Kämpfen bei Meaux und Montmirail Einsetzen des großen strategischen Rückzugs des deutschen rechten Flügels auf die Aisnelinie; Beginn der Beschießung von Verdun; die Türkei hebt die Kapitulationen auf; die „Emden" beginnt im Golf von Bengalen ihre erfolgreiche Jagd auf englische Handelsdampfer; Gefecht bei Lyd. — **11.** Kämpfe in Ostafrika und Kamerun; General Botha erklärt für Südafrika den Kriegszustand gegen Deutschland; letzteres zählt 220 000 Gefangene innerhalb seiner Grenzen; die „Karlsruhe" versenkt bei Barbados den englischen Dampfer „Bow Castle". — **12.** Großer Sieg des Generalobersten v. Hindenburg an den masurischen Seen über die Russen unter Rennenkampf. — **13.** Ausfall der Belgier aus Antwerpen zurückgewiesen; Erfolge der österr.-ungarischen Truppen an der Grodecker Straße bei Lemberg; Auftauchen riesiger russischer Übermacht bei Rawaruska und Beginn des Rückzugs der österr.-ungarischen Gesamtarmee hinter den San und die Wisloka; die Serben unter schweren Verlusten aus Syrmien und dem Banat über Save und Donau zurückgedrängt; Herbertshöhe auf Deutsch-Neuguinea von den Engländern besetzt; der kleine Kreuzer „Hela" durch englisches Unterseeboot zum Sinken gebracht. — **14.** Das russische Gouvernement Suwalki wird unter deutsche Verwaltung gestellt. — **15.** Die englische Marinemission in Konstantinopel gibt ihre Demission. — **16.** Gefecht in Südafrika bei Steinkopf, ferner an der Grenze von Nyassaland; deutliche Anzeichen einer Gärung gegen die Engländer in Ägypten. — **17.** General der Kavallerie v. Einem tritt an Stelle des erkrankten Generalobersten v. Hausen; Niederlage der 4. finnischen Schützenbrigade bei Augustow; Vormarsch gegen Ossowiez. — **18.** Französische Niederlage bei Noyon; Erstürmung von Chateau Brimont bei Reims; Abwehr französischer Alpenjäger im Breuschtale. — **19.** Auf der ganzen Westfront sind die französisch-englischen Streitkräfte in Verteidigungsstellung gedrängt; Rabaul von Engländern besetzt; französische Schiffe beschießen unter schwerem Verlust für sie selber vergeblich die Befestigungen der Bocche di Cattaro; die „Emden" beschießt Madras; Gefecht bei Termonde; für die deutsche Kriegsanleihe sind $4^1/_2$ Milliarden Mark gezeichnet. — **20.** Untergang des englischen Unterseeboots „A E 1" in australischen Gewässern; der englische Kreuzer „Pegasus" beschießt Daressalam, wird vom deutschen Kreuzer „Königsberg" in den Grund geschossen. — **21.** Erstürmung von Craonelle, Betheny (bei Reims) und des Ostrandes der Côte Lorraine. — **22.** „U 9" versenkt die englischen Kreuzer „Aboukir", „Hogue" und „Cressy". — **23.** Heftige Kämpfe bei Chateau Thierry. — **24.** Heftige französische Vorstöße aus Verdun und Toul erfolgreich abgewiesen. — **25.** Das Sperrfort Camp des Romains südlich von Verdun in deutschen Händen; die Maas bei St.-Mihiel überschritten. — **26.** Abwehr eines französischen Vorstoßes bei Bapaume; russische Abteilungen brechen über die Karpathenpässe nach Ungarn ein. — **27.** Angriff der Japaner auf Tsingtau. — **28.** Beginn des Angriffs auf Antwerpen mit Belagerungsartillerie; England enthebt den Khedive von Ägypten der Regierungsgewalt; indische Truppen in Marseille gelandet. — **29.** Beginn der deutschen und österr.-ungarischen Offensive zu beiden Seiten der Weichsel; Sperrung der Dardanellen. — **30.** Die Franzosen bei Albert zurückgeschlagen; die Höhen von Roye und Fresnoy genommen; von Antwerpen 2 Forts zerstört; die „Emden" versenkt 5 weitere Kreuzer im Golf von Bengalen; japanischer Angriff auf die deutsche Besatzung 5 Meilen vor Tsingtau.

Oktober.

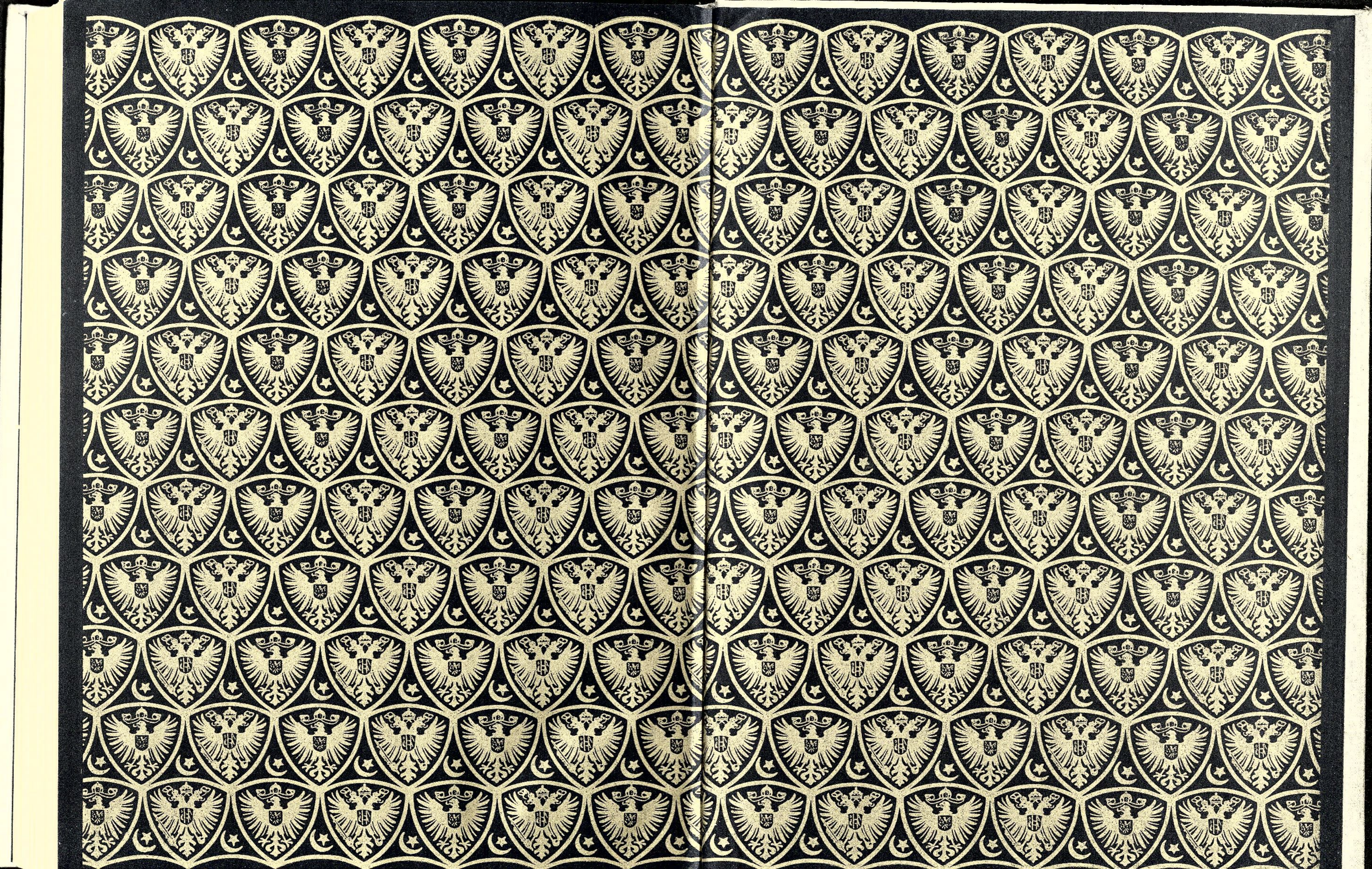
1. Von Antwerpen die Forts Wavre, St.-Catherine und die Redoute Dorpweldt erstürmt, Fort Waelhem eingeschlossen; Termonde in deutschem Besitz; ein deutscher Flieger über Calais. — **2.** Zahlungsverbot gegen England; die „Karlsruhe" versenkte im Atlantischen Ozean 7 englische Dampfer; französische Vorstöße aus Toul blutig abgewiesen. — **3.** Von Antwerpen die Forts Lier, Waelhem und Koninghoyck gefallen, Angriff auf die innere Linie eingeleitet; das 3. sibirische und Teile des 22. russischen Korps bei Augustow geschlagen. — **4.** Abwehr des ersten Sturmes auf Tsingtau; Erfolge deutscher Truppen bei Opatow und Ostrowiez, österr.-ungarischer bei Klimontow; Bosnien von Feinden gereinigt; die „Leipzig" versenkt im Stillen Ozean 2 englische Handelsdampfer. — **5.** Von Antwerpen die Forts Kessel und Broechen genommen; 2½ russische Kavalleriedivisionen auf Jwangorod zurückgeworfen; französische Schiffe beim Bombardement auf Fort Lustica bei Cattaro schwer beschädigt. — **6.** Die Franzosen dehnen die Kampffront bis Arras aus; Tournai von uns zurückerobert; das Torpedoboot „S 116" durch englisches Unterseeboot vernichtet; die nach Ungarn eingedrungenen Russen am Uzsoker Paß und bei Marmaros-Sziget geschlagen. — **7.** Bei Antwerpen der Netheabschnitt genommen; die belgische Regierung verläßt Antwerpen; russischer Angriff bei Suwalki und bei Jwangorod abgewiesen, ebenso französische Vorstöße in den Argonnen und aus Verdun. — **8.** Bei Antwerpen Fort Breendonck genommen und Beschießung der inneren Stadt eingeleitet; hartnäckiger Sturmlauf der Russen gegen Przemysl. — **9.** Antwerpen in deutschem Besitz; Rückzug der Russen von Przemysl und bei Lancut. — **10.** Niederlage französischer Kavallerie bei Lille und Hazebrouk; russischer Umgehungsversuch bei Schirwindt abgewiesen; die Japaner haben die Marianen, die Karolinen und die Marschallinseln besetzt; König Carol von Rumänien gestorben. — **11.** Przemysl völlig befreit; Jwangorod von deutschen Truppen bedroht; der russische Kreuzer „Pallada" im Finnischen Meerbusen durch deutsches Unterseeboot „U 26" zum Sinken gebracht. — **12.** Die österr.-ungarische Offensive erreicht den San; russische Kräfte neuerdings bei Schirwindt abgeschlagen; Gent von deutschen Truppen besetzt. — **13.** Heftige Angriffe der Franzosen bei Soissons und im Argonnenwald abgewiesen; russische Vorstöße südlich von Warschau und vor Jwangorod abgewiesen. — **14.** Lille und Brügge von deutschen Truppen besetzt, ebenso Biala und Lodz; Beginn des Burenaufstandes in Südafrika. — **15.** Ostende von deutschen Truppen besetzt; deutsche Truppen vor Warschau; der englische Kreuzer „Hawke" durch „U 9" versenkt. — **16.** In sämtlichen belgischen Provinzen deutsche Zivilverwaltung eingeführt. — **17.** Die deutschen Unterseeboote „S 115", „S 117", „S 118" und „S 119" durch englische Kreuzer zum Sinken gebracht. — **18.** Das englische Unterseeboot „E 3" in der Nordsee vernichtet. — **19.** Beginn der heftigen Kämpfe zwischen Ypern und Ostende; deutsches Zahlungsverbot gegen Frankreich. — **20.** Kämpfe bei Nieuport; Erfolge der österr.-ungarischen Truppen im Strytal. — **21.** Ungarn von den Russen gesäubert; heftige Kämpfe am Yserkanal, an denen sich 11 englische Kriegschiffe beteiligen. — **22.** Französischer Vorstoß bei Thiaucourt unter schweren Verlusten für den Feind abgewiesen; einstimmige Annahme der Kriegsvorlage im preußischen Landtag; neue Erfolge der „Emden" und der „Karlsruhe"; österr.-ungarische Truppen rücken in Czernowitz ein. — **23.** Kämpfe bei Dixmuiden und Lille, bei Augustow und Jwangorod. — **24.** Der Yserkanal von starken deutschen Kräften überschritten. — **25.** Das italienische Kriegschiff „Dandolo" erscheint vor Valona. — **26.** Deutsche Luftschiffe werfen Bomben auf Warschau, ein deutsches Flugzeug auf Dover. — **27.** Russische Vorstöße bei Warschau abgewiesen. — **28.** Beginn des strategischen Rückzugs der deutschen und österr.-ungarischen Truppen in Russisch-Polen vor überlegenen feindlichen Truppenmassen; der erste Zeppelin über Paris; der englische Überdreadnought „Audacious" (27 000 Tonnen) an der irischen Küste untergegangen. — **29.** Zusammenstoß russischer und türkischer Kriegschiffe im Schwarzen Meer. — **30.** Die „Emden" versenkt bei Pulo-Pinang den russischen Kreuzer „Schemtschug" und einen französischen Torpedobootzerstörer; Ramscapelle und Bixschoote von deutschen Truppen genommen. — **31.** Zandvoorde, Schloß Hollebeke, Wambeke und Vailly erobert; Sieg der österr.-ungarischen Truppen bei Turka; der türkische Kreuzer „Sultan Jawus Selim", früher „Göben", beschießt mit Erfolg Sewastopol; den Botschaftern Rußlands, Frankreichs und Englands werden in Konstantinopel die Pässe zugestellt.

November.

1. In Belgien wird das Küstengebiet durch Öffnen der Kanalschleusen überschwemmt; das deutsche Kreuzergeschwader („Scharnhorst", „Gneisenau", „Nürnberg", „Leipzig" und „Dresden") vernichtet an der chilenischen Küste die englischen Kreuzer „Monmouth" und „Good Hope"; der englische Kreuzer „Hermes" im Kanal durch ein deutsches Unterseeboot versenkt; in deutschen Lagern befinden sich 433 247 Gefangene; Messines gestürmt. — **2.** Österr.-ungarische Truppen dringen in Serbien (Matschwa) ein. — **3.** Deutsche Kreuzer beschießen Yarmouth; das englische Unterseeboot „D 5" läuft auf eine Mine. — **4.** Der deutsche Kreuzer „Yorck" läuft im Jadebusen auf eine Sperrmine und sinkt; schwere englische Niederlage bei Tanga (Ostafrika). — **5.** England annektiert Zypern; die Engländer in Deutschland werden zur Wiedervergeltung für englische Roheiten interniert. — **6.** Deutsche Erfolge bei La Bassée und St.-Mihiel; schwere Niederlage der serbischen Schumadivision. — **7.** Tsingtau nach heldenmütigem Widerstand gefallen; russische Kavallerie bei Kolo geschlagen; Vienne le Chateau in den westlichen Argonnen gestürmt. — **8.** Starke russische Kräfte am Wysztyter See zurückgeschlagen; Niederlage der Russen im Kaukasus. — **9.** Scharmützel bei Konin; türkischer Vorstoß gegen den Suezkanal; Untergang der „Emden" bei den Kokosinseln nach heftigem Kampf mit dem stärkeren englischen Kreuzer „Sydney"; die „Königsberg" im Rufidschifluß blockiert; österreich.-ungarischer Sieg bei Krupanj gegen die Serben. — **10.** Dixmuiden gestürmt, ebenso Saint Eloi; schwere französische Verluste vor Vienne le Chateau; Przemysl zum zweiten Male eingeschlossen. — **11.** Feindlicher Vorstoß von Nieuport aus bei Lombartzyde abgewiesen; russische Kavallerie bei Kalisch geschlagen; im Kanal das englische Torpedoboot „Niger" durch deutsches Unterseeboot zum Sinken gebracht. — **12.** Der Sultan erklärt den Heiligen Krieg; in Österreich-Ungarn zählt man gegen 94 000 Gefangene; türkischer Sieg bei Köpriköi. — **13.** Russische Schlappen bei Stallupönen und Wloclawek; empfindliche französische Verluste bei Kenifra in Marokko. — **14.** Im Argonnenwald wird ein wichtiger französischer Stützpunkt genommen. — **15.** Neue Siege der österr.-ungarischen Truppen in Serbien bei Kamenica, Valjevo und Obrenovac; erfolgreiche Ausfälle aus Przemysl; Abwehr russischer Vorstöße bei Stallupönen und Soldau; russische Niederlage bei Plozk (5000 Gefangene) und vor Kutno (23 000 Gefangene); Lord Roberts gest. — **16.** Englische Schlappe bei Fao am Persischen Meerbusen; Abwehr französischer Vorstöße bei Verdun und Cirey; der Zivilgouverneur von Warschau gefangen; österr.-ungarische Offensive bei Krakau. — **17.** Fortschritte im Argonnenwald; Zusammenbruch eines französischen Vorstoßes bei St.-Mihiel; Schloß Chatillon gestürmt; Beginn der Schlacht bei Lodz; Abwehr russischer Kavallerie bei Wirballen; österr.-ungarische Truppen überschreiten die Kolubara in Serbien; türkische Erfolge in Lasistan in der Richtung auf Batum. — **18.** Französischer Vorstoß bei Servon (westliche Argonnen) abgeschlagen; deutscher Flottenangriff gegen Libau; Erfolge der österr.-ungarischen Truppen in Russisch-Polen; Generalquartiermeister v. Voigts-Rhetz gest. — **19.** Französischer Angriff bei Combres südöstlich von Verdun abgeschlagen; schwere russische Verluste beim Angriff auf Przemysl; Seegefecht bei Sewastopol; weitere türkische Erfolge an der russischen Grenze. — **20.** Fortschritt der Operation in Russisch-Polen bei Lodz und Tschenstochau. — **21.** Deutsche Verbände durchbrechen mit 12 000 Gefangenen bei Brzezinyi die russische Umklammerung; zwei englische Flieger bombardieren erfolglos die Luftschiffwerft in Friedrichshafen. — **22.** Türkische Erfolge am Suezkanal. — **23.** Untergang des „U 18" an der Nordküste Schottlands; Beschießung von Zeebrügge durch englische Kriegschiffe. — **24.** Neue Enthüllungen über die englisch-belgischen Geheimabmachungen; russische Schlappen in den Karpathen. — **25.** Abwehr russischer Vorstöße bei Lowicz und Tschenstochau; 29 000 Russen durch österr.-ungarische Truppen gefangen; das englische Linienschiff „Bulwark" in die Luft geflogen. — **26.** Bei Lowicz 40 000 Russen gefangen, mit 70 Kanonen und 156 Maschinengewehren; erfreuliche Fortschritte in Serbien; „U 21" versenkt im Kanal zwei englische Dampfer; Exzellenz Hindenburg Generalfeldmarschall. — **27.** Deutsche Erfolge im Argonnenwald, nordöstlich von Apremont und in den Vogesen; neue Kämpfe bei Lowicz; Erstürmung von Silick in Serbien. — **28.** Abwehr feindlicher Angriffe bei Ypern, Lens und Lodz; russische Niederlage bei Homonna in den Karpathen, serbische am Ljigfluß. — **29.** Deutsche Erfolge bei Darkehmen und südlich der Weichsel; österreichisch-ungarische Truppen erstürmen den wichtigen Suvoborsattel in Serbien. — **30.** Reiche Kriegsbeute in Nordpolen.

Dezember.

1. Im Argonnenwald bei La Grurie ein sehr wichtiger Schützengraben durch das württembergische Infanterieregiment Nr. 120 gestürmt; Dewet gefangen. — **2.** Einnahme von Belgrad; 80 000 unverwundete Russen aus der Zeit vom 11. November bis 1. Dezember festgestellt; Zusammenkunft Kaiser Wilhelms mit Erzherzog Friedrich und Generalstabschef Konrad v. Hötzendorf; der Reichstag bewilligt weitere fünf Milliarden Kriegskredit. — **3.** Abwehr feindlicher Angriffe in Flandern, bei Altkirch und östlich der masurischen Seenplatte; türkischer Sieg am Tschorokfluß. — **4.** Fürst Bülow mit der Führung der Geschäfte der deutschen Botschaft in Rom betraut; deutsche Fortschritte bei La Bassée und im Argonnenwald. — **5.** Die italienische Kammer beschließt mit 419 gegen 49 Stimmen Festhalten der Neutralität. — **6.** Durchgreifender Erfolg bei Lodz und südwestlich von Petrikau; Stützpunkt bei Malancourt genommen. — **7.** Die Russen bei Dobczyce und Wieliczka zurückgedrängt. — **8.** Französische Vorstöße bei Souain, Varennes, Vauquois und Nancy abgewiesen; die deutschen Kreuzer „Scharnhorst", „Gneisenau", „Leipzig" und „Nürnberg" bei den Falklandinseln durch weit überlegenes englisches Geschwader zum Sinken gebracht. — **9.** Generaloberst v. Moltke als Generalstabschef durch den Kriegsminister Generalleutnant v. Falkenhayn ersetzt; in Westgalizien 10 000 Russen gefangen. — **10.** Erzherzog Friedrich zum Feldmarschall ernannt; Fortschritte in Flandern. — **11.** Fortschritte bei Ypern, Arras und in den Argonnen. — **13.** Schwere Kämpfe bei St.-Eloi; französischer Vorstoß bei Flirey abgewiesen; in Nordpolen 11 000 Russen gefangen; russische Niederlage bei Limanowa und in den Karpathen (9000 Gefangene); Neusandec, Grybow und Dukla zurückgewonnen. — **14.** Französische Vorstöße bei Ypern, Suippes, Orne, Apremont und Flirey abgewiesen; Steinbach zurückerobert. — **15.** Aus Westgalizien 31 000, aus Nordpolen 3000 russische Gefangene gemeldet; Fortschritte von Jaslo bis Petrikau; Belgrad wieder geräumt; feindlicher Vorstoß über Nieuport abgewiesen; das türkische Kriegschiff „Messudije" gesunken. — **16.** Deutscher Flottenangriff auf die englische Ostküste; in Galizien Bochnia und Zakliczyn zurückgewonnen; französische Vorstöße bei Nieuport, Zillebecke, La Bassée und Soissons abgewiesen; großer Sieg in Russisch-Polen; englische Schlappe bei Garub, östlich von Lüderitzbucht. — **17.** 2000 Franzosen an der Somme und in den Argonnen gefangen; die Russen zwischen Krosno und Zakliczyn geworfen; Petrikau und Przedborz von österr.-ungarischen Truppen erstürmt. — **18.** Feindliche Angriffe bei Lens, Albert, Noyon und Pillkallen abgewiesen. — **19.** Feindlicher Vorstoß bei La Bassée abgewiesen; russische Vortruppen im Latorczagebiet zurückgeworfen. — **20.** Französische Vorstöße bei Nieuport, Souain-Massiges und nordwestlich von Verdun abgewiesen; deutsche Erfolge bei Richebourg, Notre Dame de Lorette und Le Four de Paris. — **21.** Feindliche Vorstöße bei Festubert, Givenchy, Albert, Compiegne, Souain, Perthes und Verdun zurückgewiesen; deutsche Erfolge in den Argonnen, an der Bsura und Rawka; französisches Großkampfschiff in der Otrantostraße erfolgreich durch das österr.-ungarische Unterseeboot „XII" torpediert; das französische Unterseeboot „Curie" vor Pola vernichtet. — **22.** Deutscher Erfolg bei Richebourg; feindliche Vorstöße bei Lombartzyde, Bixschoote, Sillery, Souain und Perthes blutig abgewiesen. — **23.** Mlawa zurückerobert; türkischer Sieg bei Olti und Id. — **24.** Deutsche Erfolge bei Festubert und Chivy; die österr.-ungarische Heeresleitung meldet 43 000 gefangene Russen aus der Zeit vom 11. bis 20. Dezember. — **25.** Erfolgloser Vorstoß englischer Schiffe und Flieger gegen Kuxhaven; feindliche Angriffe bei Nieuport, Lihons, Tracy-le-Val, in den Vogesen und bei Lötzen abgewiesen; der Uzsoker Paß in den Karpathen zurückerobert. — **26.** Feindliche Vorstöße bei La Boiselle, im Meurissonsgrund, bei Verdun, im Oberelsaß und bei Inowlodz, am Dunajec und an der Nida blutig abgewiesen. **28.** Deutsche Erfolge bei Menehould und im Bois Brûlé. — **30.** Deutsche Fortschritte in den Argonnen und bei Rawa. — **31.** Als deutsche Beute in Polen seit 11. November werden 136 600 Gefangene, über 100 Geschütze und über 300 Maschinengewehre gemeldet.





Gesetzlich Geschützt.